Altpreußische Monatsschrift

Der neuen Preußischen

Provinzial-Blätter

vierte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke und Ernst Wichert.

Vierter Band.

Der Provinzial-Blätter LXX. Band.

Mit Beiträgen

von

E. Arnoldt, Baldahn, Barnheim, G. Berendt, R. Bergau, A. Bertling, H. C. Elditt, Göppert, A. Hagen, A. Hensche, F. Hirsch, F. Hirschfeld, C. Hopf, E. Jacobs, A. Kahle, F. Lewitz, B. Minden, A. Mandt, Th. Muther, G. H. F. Nesselmann, Th. Preuss, v. Printz, R. Reicke, A. Rogge, A. Samter, W. Schiefferdecker, F. W. Schubert, B. Stadie, E. Steffenhagen, M. Töppen, Vossberg und Ungenannten.

[Mit einem Holzschnitt.]

Königsberg in Pr. 1867.
Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer).

Inhalts-Verzeichniß.

I. Abhandlungen.

II. Kritiken und Referate.

III. Mittheilungen und Anhang.

Zur altpreussischen Mythologie und Sittengeschichte.

Von

Professor Dr. Joseph Bender.

(Fortsetzung.)

(S. II, 577—603. 694—717.)

Uebergang zu den samländischen und litauischen Quellen.

I.

Ehe wir zu den in der Ueberschrift bezeichneten, meist einheimischen, Quellen übergehen, müssen uns noch einige andere ältere Nachrichten beschäftigen, die mehr im Allgemeinen oder gelegentlich über das preußisch-litauische Heidenthum sprechen, als sich über den Kult namhafter Götter im Einzelnen auslassen.

Erinnern wir uns, daß Dusburg als Gegenstände einer göttlichen Verehrung im Allgemeinen Sonne, Mond, Sterne, den Donner, geflügeltes und vierfüßiges Gethier (bis zur Kröte hinab) angiebt, heilige Haine, Felder und Gewässer hinzufügt und dann noch der Verehrung des heiligen Feuers Erwähnung thut. Der Criwe von Romowe wird als Mittelpunkt des ganzen Religionswesens dargestellt, dessen Herrschaft sich nicht nur über die Preußen, sondern auch über die Litauer und andere Völker Lieflands erstreckt.[1]) Damit ist ein sehr großes Gebiet umspannt, bei dessen Bewohnern wir, bei dem Mangel einer politischen Einheit, eine volle Einheit im Religionswesen kaum voraussetzen dürfen. Andere

[1]) Wir verweisen auf unsere Abhandlung De veterum Prutenorum diis, Brunsbergae 1865, p. 7 und auf die in dieser Monatsschrift im II. Bande schon veröffentlichten Abschnitte der vorliegenden mythologischen Untersuchungen (S. 580 ff.). Erstere wollen wir fernerhin kurz mit De diis, letztere mit B. M. (Bender's Mythol.) citiren.

alte Quellen, die wir zunächst noch zu Rathe ziehen werden, bestätigen es, daß, auch gewisse gemeinschaftliche Grundzüge der Religion vorausgesetzt, in der einen Gegend dieser, in einer andern Gegend jener Kult vorherrschend war, wie wir es ja selbst aus Hellas wissen; daß also bei Dusburg kurz das zusammengefaßt sich vorfindet, was eigentlich zerstreut in jenen großen Ländergebieten sich vorgefunden hat.

1) Adam v. Bremen (schrieb zwischen 1072 und 1076), welcher über die Länder um das baltische Meer allerdings mit ungenügender Kenntniß handelt, berichtet über die Bewohner von Esthland, welches er für eine große Insel hält, daß sie neben Vögeln Drachen verehren, denen sie Menschenopfer darbringen.[2]) Es ist nicht zu sehen, ob Adam hier den Drachen- oder den Schlangenkult gemeint hat. Daß bei den preußisch-litauischen Völkern den Drachen, welche auch ihnen nicht gefehlt haben,[3]) Menschenopfer gefallen seien, ist nicht bekannt; wohl aber

---

[2]) Adam. Brem. de situ Dan. in Regno Daniae. Lugd. Bat. Elzevir. p. 13 (d. i. der Kirchengesch. IV. B. 17. „Nam et ipsi Deum Christianorum prorsus ignorant, dracones adorant cum volucribus, quibus etiam vivos litant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant, pro qua refutari dicuntur a draconibus. Grimm Myth. (2. Aufl.) S. 651 bezieht diese Stelle geradezu auf die Litauer.

[3]) Die lit. Sprache hat einen eigenen Ausdruck für Drachen, smákas. Ueber den lett. Puhkis berichtet Stender (lett. Gramm. 2. Aufl. S. 268) also: „Puhkis, Drache, als Gott des Reichthums, der Andern den Segen raubt und seinem Wirthe zuschleppt. Wird vom Wirth in Gestalt eines rothen Hahnes gehalten." Der rothe Hahn ist Symbol des Feuers. (Einen rothen Hahn aufs Dach setzen, ist Drohung des Mordbrenners. S. Grimm Myth. S. 568. 635.) Die Drachen sind feurig. Eine lett. Visitation von 1570 spricht von Drachen oder Puken, „die sie gehalten, die ihnen Güter zugebracht." (S. Script. Rer. Livon. II, p. 624.) Stender S. 268 hat noch lett. Ruógis, rudsu ruńgitis, Kornalp, der das Korn einem abnehmen und dem andern zubringen oder im Mahlen zuschütten soll. (Er leitet ab von lett. runzis, Kater; es gehört aber wohl zu lit. ruggiei Roggen, lett. rudsi, preuß. ruggis im grunauschen Verzeichniß bei Nesselmann, Catech. p. XI.) Noch jetzt leben Sagen von feurigen Drachen unter dem Namen Alf, welche ihren Verehrern Geld und Lebensmittel zutragen, aber auch sich wegen des etwa ihnen angethanen Schimpfes durch das Abbrennen der Häuser, Ausleeren der Scheunen und andere zugefügte Unglücksfälle zu rächen suchen. „Noch im vorigen Jahrh. (17ten) hat es preuß. Gottesgelehrte gegeben, die nicht abgeneigt gewesen, die in den Jahren 1622 und 1623 entstandene große Theuerung den Alfen Schuld zu geben." S. Henng, Preuß. Wörterbuch, Königsberg 1785, S. 9. Ueber Drachen im Allgemeinen s. Grimm, welcher S. 654 anführt, daß der Drache zmek bei den Böhmen ein Geist sei, der sich in Gestalt eines nassen Vogels, meist eines Hühnleins, darstellt

fand dies statt zu Ehren des Patrimpus, dessen Symbol die Schlange war, wie wir früher dargethan haben.

2) Die bis jetzt als älteste bekannten ermländischen Synodalstatuten von Bischof Heinrich III. (1373—1401)[4]) enthalten das Verbot der Samstagsfeier, welche Heilfeier (d. i. Heilfeuer) genannt wird, und damals noch unter dem Landvolke vereinzelt vorkam. Es ist wohl kein Zweifel, daß wir es hier mit dem sogenannten Nothfeuer zu thun haben, welches hier Heilfeuer genannt wurde, weil es zu Krankheitsheilungen benutzt wurde. Schon der indiculus superstit. 15, redet: „de igne fricato de ligno id est nodfyr;" das capitulare Carlomanni von 742, §. 5, verbietet „illos sacrilegos ignes quod niedfyr vocant." (Grimm S. 570.) Grimm sagt S. 590: „Polen und Böhmen nennen das Johannisfeuer sabotka, d. i. kleiner Sonnabend, im Gegensatz zu dem großen sobota (Ostersonnabend). Nach Mrongovius Wörterbuch ist sobotka das Johannisfeuer, das Sonnenwendefeuer; sobota, Sonnabend. Dadurch ist, glauben wir, das Sabbatum, quod vulgariter Heilfeier dicitur, genügend erklärt. Es handelt sich eben um das Johannisfeuer, das auch ein Nothfeuer ist.[5]) Auf die Feuerverehrung werden wir bald zurückkommen.

3) Die von uns schon oben (de diis p. 24, B. M. S. 695) mitgetheilte Stelle aus einem Documente von 1418 bringen wir deshalb in Erinnerung, weil sie uns zuerst Götternamen nennt.

---

und den Leuten Geld zuträgt; daneben stellt sich der rothe Hahn bei Stender und vielleicht die Verbindung, in der Adam v. Br. dracones und volucres bringt. Allerdings könnte vielleicht der Umstand, daß die schatzhütenden von Helden bekämpften Drachen bei andern Völkern, namentlich bei den Deutschen, Jungfrauen raubten, auf ursprüngliche Menschenopfer gedeutet werden. Schwenck (Mythologie der Slaven, d. i. 7. B. seiner Myth. 2. Aufl. S. 314) nennt den Drachen, weil er Schätze bewacht, ein Sinnbild der Erde, und hält den fliegenden Drachen, welcher den Leuten Geld zuträgt, für eine Erweiterung jener sinnbildlichen Dichtung, folglich für eine spätere Form derselben. Demnach wäre die Drachenverehrung ein Ausfluß des Kultus der Erdmutter.

[4]) Aufgefunden und edirt von Prof. A. Thiel im Index Lect. Lyc. Hos. Brunsb. vom Winter 1861, p. 9. §. 22 „Prohibemus etiam, ne celebretur Sabbatum, quod vulgariter Heilfeier dicitur, prout suggestione diaboli et adinventione rusticorum a quibusdam consuevit celebrari." Dies ist, beiläufig bemerkt, der einzige heidnisch-abergläubische Gebrauch, den die Statuten in Ermland zu nennen wissen. In den östlichern Landschaften Preußens wucherten die Nachklänge des Heidenthums viel länger.

[5]) S. auch Grimm S. 591 über die Beziehung des lit. kupóle, Johanniskraut, zu dem russischen kupalo und dem entsprechenden Feuerfeste.

4) Eine Stelle aus den rigaer Provinzialstatuten von 1428, worin von den unter dem Volke noch herrschenden heidnischen Kulten die Rede ist, bezieht sich zunächst auf Liefland. In erster Stelle wird der Perkunsdienst erwähnt, dann der Kult der Schlangen und Drachen und der Bäume.[6])

5) Von dem größten Belange ist der authentische Bericht des Aeneas Sylvius über den Gottesdienst der Litauer, welchen er aus dem Munde eines Augenzeugen, des Hieronymus von Prag, niederschrieb, und der sich auf das letzte Decennium des 14. Jahrh. bezieht.[7])

Wir heben zuerst den Umstand hervor, daß durch diesen Bericht eine Verschiedenheit der nationalen Kulte nach der Verschiedenheit der litauischen Völkerschaften constatirt wird; daß also aus dem religiösen Ideenkreise, welcher im Grunde dem ganzen lettischen Stamme im weitesten Sinne des Wortes gemeinschaftlich ist, hier diese, dort jene Gottheit einer Nationalverehrung sich zu erfreuen hatte. Denn es handelt sich hier eben um eine öffentliche, nationale Verehrung einer Gottheit als Hauptgottheit, wobei die Kenntniß oder auch ein nebensächlicher, selbst privater Dienst anderer Gestalten aus der reichen Götterwelt dieses phantasievollen Volkes nicht ausgeschlossen ist. Die uns hier

---

6) Die betreffende Stelle bei Jacobson, kath. Kirchenr. Pr. S. 39, Töppen, in Script. Rerum Pruss. III, p. 543: „nonnulli rustici et incole Lyvonie . . . inherent supersticiose ydolatrie ex demonum subtilitate adjuvante, quod . . . a naturalibus effectibus et vilioribus creaturis scilicet a tonitruo, quod deum suum appellant, a serpentibus, vermibus et arboribus, in quibus confidunt, incrementum rerum suarum temporalium ac infelicem suam expectant felicitatem." Wir verstehen hier vermis, wie das deutsche Wurm, von der geflügelten Schlange, dem Drachen, dessen Kult neben dem Schlangenkulte überall hervortritt. S. über den Gegensatz von Schlangen und Drachen u. a. Wolf, Götterlehre S. 96.

7) Hieronymus, ein Prager, 20 Jahre lang Kamaldueuser in den Apenninen, floh vor der hussitischen Ketzerei an den Hof Königs Wladislaus Jagello, in dessen Auftrage er die Bekehrung der Litauer während der Regierung Witolds übernahm; später zur Synode von Basel berufen, lebte er zuletzt in einem Karthäuserkloster in den Rheingegenden, wo ihn Sylvius aufsuchte. Der Bericht trifft in die Zeit, nachdem Witold in Litauen zur Regierung gelangt war, also bald nach 1389 oder nach dem Frieden von 1390. Der Bericht steht in des Aeneas Sylvius Europa, in den Kapiteln, die über Polen, Litauen und Preußen (C. 19—22) handeln, welche u. a. besonders abgedruckt sind bei Pistorius, Polon. histor. corpus, Basel 1582, p. 3. Die betreffenden literärischen Nachweise haben wir gegeben in Zeitschrift für Gesch. Ermlands I, S. 389.

entgegentretende Thatsache erklärt es uns überhaupt, daß die verschiedenen Quellen so verschiedene Angaben über die verehrten Gottheiten enthalten können, und daß deren Zahl dadurch so groß erscheint; ferner, daß so vielfach von verschiedenen Hauptgöttern Meldung geschieht.

a) Hieronymus traf unter den Litauern zuerst auf Schlangenverehrer. Jeder Hausvater hatte seine eigene Schlange in einem Winkel des Hauses, welcher er Speise vorsetzte und Opfer darbrachte, während sie auf Heu lag. Unter diesen gab es eine Schlange, die größer war, als die übrigen, und durch Feuer nicht vertilgbar, wie die andern.

Kein Kult ist durch unsre Quellen mehr beglaubigt, als der Schlangenkult; bei allen lettischen Stämmen tritt er mehr oder weniger hervor. Wenn wir von dem schon erwähnten Drachenkulte absehen, so unterscheiden wir noch einen doppelten Schlangenkult, den Kult einer Hauptschlange, die wir als Symbol des Patrimpus kennen gelernt haben, und welche, nach einer noch zu erwähnenden Quelle, bei den Litauern zu dessen Ehre in seiner Eigenschaft als Aeskulap verehrt wurde, und auf welche sich auch die Nachricht über die Esthen bei Adam v. Br. beziehen könnte; und den privaten Kult der Hausschlangen. In der größern Schlange bei Hieronymus vermögen wir nur die Hauptschlange des Patrimpus bei Grunau (V. M. 696) wiederzuerkennen. Die Hausschlangen, unter denen Schutzgottheiten des Hauses verehrt wurden, und die, wie wir noch sehen werden, einem andern Vorstellungskreise angehörten, finden wir bei allen hierher gehörenden Völkern und Völkchen. Allerdings scheint es, daß bei dieser ersten Völkerschaft, die Hieronymus kennen lernte, auch die Hausschlangen deshalb mehr verehrt wurden, wie bei andern, weil gerade die Nationalgottheit unter einer großen Schlange göttliche Ehre erhielt.

b) Hinter diesen Schlangenverehrern fand Hieronymus ein Volk, welches das heilige Feuer, das sie das ewige nannten, verehrte. Wir erfahren, daß die Kultstätte ein Tempel war, dessen eigene Priester warteten, — ein Zeugniß, daß es auch an eigentlichen Tempeln bei den lettischen Völkern nicht gefehlt habe. Die Priester, welche das heilige Feuer mit Holz unterhielten, wurden über das Leben der Erkrankten befragt; jene traten Nachts zum Feuer, früh Morgens aber gaben sie

Antwort, indem sie vorgaben, den Schatten des Kranken bei dem heiligen Feuer gesehn zu haben. Dieser habe, während er sich erwärmt, Zeichen des Todes oder des Lebens gezeigt; wenn er das Gesicht dem Feuer zugewendet, so würde der Kranke leben; wenn aber den Rücken, so müsse er sterben. Sie riethen deshalb, das Testament zu machen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

So diente das heilige Feuer als Orakel über das Schicksal der Erkrankten. Aus Dusburg (a. a. O.) wissen wir, daß der Criwe das ewige Feuer unterhielt.

So wie wir den Schlangenkult mit Patrimpus in Verbindung gesetzt haben, so knüpfen wir den Feuerkult an Perkunus. Wenn das Feuer auch als ein der Sonne verwandtes, von ihr ausgehendes Wesen gedacht werden kann, so gilt uns doch bei unsern Stämmen der in allen unsern Quellen als solcher hervortretende Gott des Gewitters als der Verleiher des Feuers. Bestätigung dieser Auffassung giebt uns die durch Grunau (B. M. S. 696) überkommene Nachricht, daß dem Perkun „ein stetes Feuer von eichenem Holze brannte Tag und Nacht,“ für dessen Erhaltung eigene Waidelotten bei Lebensstrafe besorgt waren. Das stimmt zu Hieronymus Berichte. Sprechende Analogie finden wir in dem Kulte des germanischen Donar (Thor); ihm brannte in Island auf einem Altare ein ewiges Feuer (Schwenck, Myth. VII, 75); in Deutschland flammte sein Opferfeuer im Frühjahre, wenn es angeht, auf Hügeln und Bergen (Wolf, Götterl. S. 24, vgl. Simrock S. 262). Simrock sagt, S. 508, daß in Donar das Blitz- und Heerdfeuer angeschaut ward, um für göttlich zu gelten; und S. 473: „In den Hausgeistern ist das Feuer schon personificirt; noch stärker tritt die Personification in Donar hervor, der in Deutschland Heerd- und Feuergott zu sein scheint.“ So wie wir neben dem nationalen Schlangenkulte die Hausschlangen verehrt finden, so werden wir noch neben dem nationalen Feuerdienste auch die häuslichen Feuer göttlich personificirt antreffen.

Cäsar führt Sol und Vulkan als germanische Götter auf. Im letzteren erkannten wir schon (B. M. 703) den Donnergott in seiner Eigenschaft als Feuergott neben dem Sonnengotte.

Die eigenthümliche Art des Feuerorakels bei Erkrankungen bringen wir mit der Heilkraft des Feuers in Verbindung.

Im ganzen Alterthume wurde dem Feuer eine Heilkraft zugeschrieben. Die abergläubischen Heilungen wurden auch bei den Germanen zugleich als eine Art von Orakel benutzt, um so zu erfahren, ob der Kranke genesen oder sterben werde (so das Messen der Kranken). Kinder wurden schon bei den Griechen und Römern, um sie vor Unglück zu schützen oder von Krankheit zu heilen, an das Feuer gelegt (Triptolemus und Achilles wurden als Kinder ins Feuer gelegt); bei den Germanen wurden sie auf den Ofen gelegt oder in den Backofen geschoben; man sprang über die heiligen Flammen (so schon die Römer, wie in späterer Zeit die Deutschen[8]); man trieb das Vieh durch deren Asche (ein Gebrauch, der in Preußen namentlich vorkam, Tettau und Temme, Sagen S. 277) zum Schutze gegen Unglück. Ebenso ausdrücklich wird von den Preußen berichtet, daß die Asche des heil. Feuers als letztes Mittel bei langwierigen Krankheiten von den Waidelotten angewendet wurde.[9])

Das sogenannte wilde Feuer, das durch feierliche Weckung der Flammen durch Holzreibung hervorgelockte und so geheiligte Nothfeuer (das erloschene Feuer der Vesta schon wurde so entzündet) hatte besonders heilende Kraft gegen Seuchen. Die verschiedenen Frühlingsfeuer (Peters-, Judas- oder Oster- und Maifeuer) werden auf den Donnergott bezogen. Nicht nur das Feuer gehört dem Donnerer, der es als Blitz herabschleudert, sondern auch die Bergspitzen waren ihm geweiht. Höhen sowohl, als Feuer finden wir auch in der Verehrung Perkuns. (Vgl. Schwenck 73 ff.) Ein ausdrückliches Zeugniß aus Schamaiten, daß das ewige Feuer auf den Bergen dem Donnergotte galt, verdanken wir Joh. Meletius.[10]) So

---

8) Die Synodus Trullana vom J. 692 sagt §. 65: „Qui in noviluniis a quibusdam ante suas officinas et domos accenduntur, rogos, supra quos etiam antiqua quadam consuetudine salire inepte ac delire solent, jubemus deinceps cessare."

9) Hennenberger, kurcze vnd warhafftige Beschreib. des Landes zu Preussen, sagt Bl. 23 nach S. Grunau: „man gebraucht die Aschen vom heiligen Fewer, das für den Göttern brandte, vnd einem hülffe es (wie sie gleubeten) den andern aber nicht."

10) Ueber Meletius später. Die betreffende Stelle in Act. Bor. II, p. 408 lautet „Apud Samogitas est mons ad fluvium Neuvassam situs, in cujus vertice olim perpetuus ignis a sacerdote conservabatur, in honorem ipsius Pargni, qui tonitruum et tempestatum potens a superstitiosa gente adhuc creditur." Ihm hat ohne Zwei-

wie Donar bei den Deutschen auch ein Frühlingsgott war, so war es auch Perkun; den Frühlingsfeuern entsprechen die römischen Feuer bei dem Frühlingsfeste Palilien. (Auch hierbei wurde durch das Feuer gesprungen, Ovid. Fast. IV, 727 ff.) „Welchem der Götter, sagt Wolf a. a. O. S. 84, das Johannisfeuer flammte, ist noch nicht ausgemacht.“ Ob vielleicht dem Sonnengotte — sie hießen auch Sunwentfeuer — ? Aber, daß sie auf Bergen und Höhen brannten, spricht für den Donnergott, ebenso die ganz gleichen Ceremonien und der gleiche spätere Aberglauben, wie bei den Frühlingsfeuern. Ein schamaitisches Herbstfest, am 1. October, das Matth. v. Michovia beschreibt, wurde ausdrücklich auf Perkun bezogen. Die seit undenklichen Zeiten durch fast ganz Europa reichenden Johannisfeuer waren auch in Preußen und Litauen im Schwange, woselbst, nach Tettau und Temme S. 227, am Johannisabend auf allen Höhen, so weit das Auge reicht, Feuer flammen.[11]) Guagnini berichtet speziell über den Kult des heiligen ewigen Feuers (znicz genannt) in bevölkerten Oertern und in Städten (so mitten in der Burg von Wilna) bei den Litauern und Schamaiten, welches die Priester und ihre Diener bei Lebensstrafe beständig unterhalten mußten. Auch der Blitz, auf slav. perun, wurde als Gott verehrt. Die Zusammenstellung mit perun, dem Blitze, und der Umstand, daß der auffallende Name znicz sich auf Ernte bezieht (znich czechisch die Ernte, poln. żniwo), dürfte vielleicht andeuten, daß es sich um Feuer handelt, die dem Perkun als Erndtegott dargebracht wurden.[11a])

---

fel eine noch zu besprechende Stelle von Dlugosz und Matth. v. Mich. zu Grunde gelegen (bei Pistorius II, 194.)

[11]) Ueber diese ganze Materie s. Grimm S. 570. 573. 584. 591. 592. 1012. 1118, Wolf, S. 24. 84. 138, Simrock S. 548; über Erweckung des Feuers der Vesta, Schwenck, M. der Römer S. 68. — Matth. v. Michovia S. 195.

[11a]) Guagnini de prisca relig. Lithvan. in Pistorii Pol. Hist. Corp. II. p. 391. Er sagt: „Ad Jagielonis . . . tempora . . . tota gens Lithuanica et Samagitica . . . Daemonum superstitioni dedita erat. Imprimisque ignem (quem sua lingua Znicz, ut rem sacram, appellabant) cultu diuino prosequebantur, cumque in celebrioribus locis atque oppidis perpetuum obseruabant et sacerdotes cum ministris ad hoc munus obeundum adhibebant, quod si incuria ministrorum ignis extingueretur capite plectebantur. Hujusquemodi ignis Vilnae Metropoli Lithuaniae in arcis medio (ubi nunc Basilica duo (lies Diuo) Stanislao dicata, erecta est) perpetuo asseruabatur. Fulmen quoque quod Perunum Slauonica lingua appellabant, pro deo colebant. Der weitere Bericht über den religiösen Glauben dieser Völker betrifft Bekanntes.

Die Heilkraft des Feuers zeigt sich selbst bei den Preußen auch als läuterndes Mittel, ähnlich wie im Christenthum das Feuer Symbol der Seelenläuterung ist. Hennenberger, a. a. O. Bl. 22, sagt nach S. Grunau: Solches ist auch allda erleubet worden, sich, oder sein gesind, Kind u. s. w. noch gesund den Göttern zuuerbrennen. Dann durch das fewer sollen sie heilig vnd wirdig werden, mit jren Göttern zu lachen.

Das heilende (und heiligende) Feuer erkannten wir in dem oben erwähnten Heilfeier am Sonnabende (vor Johannis) innerhalb der ermländischen Diöcese.

Wenn wir nun schließlich bei den lit. Lexikographen einen Feuergott unter dem Namen Jagaubis erwähnt finden, so können wir, bei dem Abgange anderer Quellen, nicht wissen, ob dies ein Prädicat Perkuns ist, oder ob damit nicht vielmehr der Schutzgott des häuslichen Feuers zu verstehen ist.

Was die in unserer Stelle erwähnten Priester betrifft, so finden wir in dem von Prätorius aufgestellten Verzeichnisse der preuß. Priesterklassen bei Hartknoch (Diss. IX. p. 154) auch die Swakones, welche aus der Flamme und dem Rauche eines brennenden Lichtes weissagten. Ostermeyer (krit. Beytr. 4. Cap. §. 9) leitet diesen Namen von żwáke, Licht (nach den Lexikogr. Kerze, Talglicht) und erklärt: aus Licht weissagen, aus der Flamme und dem Rauche. Hie und da findet sich noch ein hieran erinnernder Aberglaube, der sich an die Art des Flackerns einer Wachskerze (wie z. B. der sogenannten Wandelkerze) anknüpft. Wachs selbst wurde zu abergläubischen Heilmitteln und Zaubermitteln benutzt (Grimm S. 1047; wegen Preußen, s. Töppen, Prov.-Bl. von 1846. II. S. 338.) Der sich an das Wachs knüpfende Glaube ist bei den Litauern und Schamaiten durch eine besondere Art von Weissagern vertreten, welche Joh. Meletius (a. a. O. S. 407) kennt und nach ruthenischer Sprache Burty nennt. Diese gießen, unter Anrufung des Patrimpus, Wachs ins Wasser und aus den Zeichen und Bildern, welche sich während des Gießens bilden, weissagen sie über alle Dinge, über welche sie befragt werden. „Zu bedauern ist, sagt Hennig in seinem preuß. Wörterbuche S. 294, daß ein solcher Aberglaube noch bis jetzt nicht ganz verschwunden, und es noch immer hier in Preußen Menschen giebt, die auf die Weise gewisse verborgene Dinge zu

erfahren suchen." (Bleigießen in der Neujahrsnacht!) Ueber das hohe Alterthum des mit Wachsbildern und Wachsschmelzen verbundenen Glaubens spricht Grimm, S. 1045 ff. Die Beziehung des Wachsgießens zu Patrimpus erinnert an S. Grunau's Ueberlieferung, daß diesem Gotte ein Feuer brannte, das mit Wachs genährt wurde (B. M. 698). Dem ruthenischen Burty wird das lit. Burtininkas, der Wahrsager, von burta, das Loos, entsprechen; Hartknoch (Diss. p. 154) will dabei an Puttones denken, welche Priesterklasse mit Schaumseher, von putta, der Schaum, erklärt wird, ein Stamm, von dem man auch Putweizdys und Putżurys, beides Wahrsager, ableitet.

c) Weiter reisend traf Hieronymus ein Volk, welches die Sonne verehrte, und einen eisernen Hammer von außerordentlicher Größe in einer ganz besondern Verehrung hielt. Die Priester gaben darüber die Auskunft, daß einst mehre Monate lang die Sonne nicht erblickt wurde, weil ein übermächtiger König (rex potentissimus) dieselbe im Verließe eines sehr festen Thurmes gefangen hielt. Die Zeichen des Zodiakus (Thierkreises) hätten dann der Sonne Hülfe gebracht, mit einem ungeheuren Hammer den Thurm gebrochen und die befreite Sonne der Welt wiedergegeben. Das Werkzeug also sei der Verehrung würdig, wodurch die Sterblichen das Licht wieder empfangen hätten.

In diesem eigenthümlichen Mythus haben wir eine Combination des Sonnenkultes und der Verehrung eines heiligen Hammers, welcher letzterer sogar als das Hauptsächlichste hervortritt. Allbekannt ist bei den Germanen die Hochhaltung des heiligen Hammers, als des allzerschmetternden Werkzeuges des Donnerers (Thor's), womit er die Riesen bekämpft und zermalmt. Ebenso bekannt ist es, daß überall den Heiden nichts fürchterlicher war, als die Verfinsterung der Sonne und des Mondes (Grimm 668, 669); sie wähnten ein Ungeheuer habe das leuchtende Gestirn erfaßt, um es zu verschlingen. Durch lauten Lärm suchte man das Ungeheuer zu verscheuchen. Bei den Chinesen ist es noch heute ein Drache, der der Sonne und dem Monde nachstellt, bei den Hindus ein Riese, der sie angreift; bei den Germanen sind es zwei Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen und am jüngsten Tage verschlingen werden. Von einem alten Riesenweibe stammen diese Wölfe ab.

(Simrock S. 25 ff.) „Die Litauer, so berichtet Grimm S. 669 nach Narbutt I, 127. 142, lassen einen Dämon (Tiknis oder Tiklis) den Wagen der Sonne anfallen, dann entspringt Finsterniß und allen Geschöpfen bangt, daß die liebe Sonne unterliege; es ist lange verhindert worden, muß aber doch am Weltende erfolgen.“ [12]) Nach der deutschen Mythologie werden zur Zeit des Weltunterganges oder Weltbrandes die bis dahin von den Himmlischen in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen losbrechen und wider die Götter streiten; ein Wolf wird die Sonne verschlingen, ein anderer den Mond, die Sterne werden vom Himmel fallen u. s. w. u. s. w. (Grimm 774). Sonnen- und Mondfinsterniß heißt lit. saulês, menesio gadinnimas: gadinnimas ist aber Verderben, von gadinnu, ich verderbe, bringe um, tödte. Ebenso lett. saules, mehnes maitaschana, wörtlich Sonnen- und Mondzerstörung, Verderbung, von maitaht, verderben. Stender (S. 266) sagt, jede Sonnen- und Mondfinsterniß werde den Drachen, Schlangen und Hexen zugeschrieben. So tritt der rex potentissimus bei Hieronymus in die Kategorie der dämonischen Wesen und der Riesen, [13]) wie auch bei den Hindus bald ein Dämon, bald ein Riese die Sonne verschlingt oder verdirbt.

Der Glaube an Riesen war in Preußen und Litauen nicht unbekannt. Dafür spricht, daß die Sprache dafür einen eigenen Ausdruck hat (lit. milžinas, milžinis; lett. milsis, milsenis); dafür sprechen Sagen, die mit den germanischen Hünensagen die größte Aehnlichkeit haben. [14]) Ein

---

[12]) Einen Gott Tiklis finden wir bei Lasicius (S. 282) unter denjenigen aufgezählt, deren Wesen man den Christen nicht gern offenbarte, die aber zu den Nothhelfern (opitulatores) der Menschen gehörten. Tikls lett. heißt brauchbar, tugendhaft; lit. tikti (tinku) sich wozu schicken, taugen, tikras recht, rechtschaffen. Wenn Tiklis nun sogar identisch wäre mit der lett. Dehkla, die Stender (Gramm. S. 262) aus der Etymologie (puppi deht, die Brust geben) Göttin der Säuglinge nennt, und welche Schwenck VII, 125 für die große Lebensmutter hält, so sehen wir vollends nicht ein, wie eine wohlthätige Gottheit der Sonne Verderben bringen kann. Der verderbliche Tiklis führt demnach wohl zufällig diesen Namen, oder ist anders zu etymologisiren, oder ist euphemisch so genannt. Denn die Verfinsterung ist ein Verderben der Sonne.

[13]) Der blutdürstige König Watzmann bei Salzburg war ein Riese, der während eines schrecklichen Gewitters mit den Seinen erwürgt wurde. Wolf, Götterlehre S. 74. Den Thursenfürsten erschlug Thor mit dem Hammer, ebend. 71.

[14]) Bock, Versuch einer wirthschaftlichen Naturgesch. Preußens, 1782, erörtert ernstlich die Frage, ob es einst Riesen in Preußen gegeben habe (I, 111), und spricht

Riese also oder ein Riesenkönig stellt der Sonne nach und hält sie gefangen. Der Hammer ist Symbol des blitzeschleudernden Donnerers. Thor ist der größte Riesenfeind (Grimm 497); er schützt besonders vor den Riesen, den feindseligen Störern der Weltordnung, und hat sich dadurch theilweise den schönen Namen eines Freundes des Menschengeschlechtes erworben (Wolf 70); dieselbe Rolle hat der Donnerer Zeus bei den Griechen. Nach Schwenck (7, 293) war Perkunas bei den Slaven der Bekämpfer der Unterweltsgeister, wie Thor bei den Germanen der Bekämpfer der Riesen. Er ist auch der Bekämpfer der Drachen.

Eine eigene Wendung nimmt aber unser Mythus dadurch, daß er die Bilder des Thierkreises, mittels des Hammers, die Sonne befreien läßt. Wäre der Donnergott hier als der Schützer der Sonne genannt, so wäre darin nichts Auffallendes. Denn Perkun steht in naher Beziehung zur Sonne. Die Mutter des Donners (Perkuna tete) nimmt den staubbedeckten Sonnengott allabendlich wie eine Mutter auf, wie Thetis den Helios. Perkun und die Sonne sind die großen Schutzgeister des Erntesegens. In einer lit. Daina erscheint Perkun als Rächer der Sonne.[15]) In unserm Mythus erscheinen die Sterne des Thierkreises als die natürlichen Trabanten und Hülfstruppen der Sonne. Eine Sage läßt die Sterne aus der Ehe des Mondes und der Sonne entstehen (Töppen a. a. O.), sie sind also die Kinder der Sonne.[15a]) Es scheint also, als wenn Perkun als Mittelsperson in dem Mythus zu ergänzen wäre, der dem Zodiakus sein Werkzeug bietet, um damit die Sonne zu befreien.

In der germanischen Mythologie fehlt es nicht an Beziehungen zwi-

---

von aufgefundenen Riesenknochen und Zähnen (2, 394). In der preußischen Stammsage erscheint Poggezana als Riesin (Hoynynne, d. i. Hünin), Luc. Dav. I, 72; ebenso Pomeso und dessen Kinder und mehre Andere; fünf Ellen hohe Männer hätten die Stadt Riesenburg gebauet, Bock a. a. O. I, 111. Sagen von einzelnen Riesen gehen genug um. Eckermann, Religionsgesch. IV, 2 S. 105, berichtet über den Riesen Kinte in Curland.

[15]) Rhesa, Dainos oder lit. Volkslieder, 1843 S. 93. Vgl. Töppen, Preuß. Prov. Bl. v. 1846. I, 298ffg.

[15a]) So in einem bald zu erwähnenden lettischen Mondmythus bei Stender, wornach die Sonne mit dem Monde die ersten Sterne erzeuget. Derselbe hat S. 268 unter saulo, Sonne: saules meitas, Sonnentöchter, welche die deewa dehli, Gottessöhne, gefreit; und 270: swaigsnes, Sterne, die ersten Produkte der Sonne und des Mondes, die andern durch Verheirathung der Sterne unter einander entstanden.

schen den Sternbildern und dem Donnerer. Thor's Haupt, so wird sein Bildniß geschildert, ist von zwölf Sternen umgeben, welche die zwölf Himmelszeichen bezeichnen sollen und die zwölf Monate im Jahre; wenn es sieben Sterne sind, so wird das auf die sieben Planeten oder die sieben Wochentage gedeutet.[16]) Man hat bei den Himmelszeichen in unserm Mythus erinnert an zwölf Gottheiten (Asen, Simrock, S. 420; Hauptgötter, Töppen a. a. O., S. 299). Die zwölf Zeichen des Thierkreises hat man in der deutschen Mythologie auch gedeutet auf die zwölf Himmelsburgen oder Götterwohnungen (Simrock, 49). Wie nahe sich aber unser Mythus mit den Vorstellungen anderer Völker berührt, zeigen die von Simrock, S. 420, angeführten Analogien, die finnische Ueberlieferung von der Gefangenschaft der beiden Himmelslichter durch ein Riesenweib (S. 121). Der übermächtige König in unserm Mythus gleicht dem germanischen Riesen Thrym, dem Thursenfürsten, welcher Freyja, die schöne Jahreszeit, den Menschen entziehen will. Nach einem serbischen Volksmärchen hatte der Teufel die Sonne geraubt; St. Michael, der auch sonst an Thor's Stelle tritt, gab sie der Welt und dem Himmel wieder (Simrock, 420).

Töppen, a. a. O. 298, bringt mit unserm Mythus, wir glauben mit Recht, die Grunau'sche Sage von Maso in Verbindung. Maso war Oberherr der Preußen, den sie Gottherr nannten; sie stießen ihm zu Ehren die Häupter auf die Erde, brachten ihm ihre Knaben dar und baten ihn alle, er wolle ihnen ja nicht die Sonne verhalten, sondern verschaffen, daß sie bei Zeiten käme. Maso würde also die Stelle des rex potentissimus, des Riesenkönigs der Vorzeit, vertreten.[17])

---

[16]) Arnkiel, außführliche Eröffnung u. s. w. I, S. 59. Dürfte man vielleicht bei dem stärkeverleihenden Gürtel Thor's (Schwenck VI, 75) an den Thierkreis denken? Schwenck (a. a. O.) möchte an die den Himmel umgürtenden Gewitterwolken denken. Die Litauer nennen den Regenbogen auch einen Gürtel, Laumês josta, d. i. der Lauma Gürtel. Der Thierkreis heißt lit. żwĕriunis raisztas; raisztas ist Kreis; żwĕris wildes, reissendes Thier, besonders der Wolf; żwĕrinne ist der Abendstern, weil bei seinem Erscheinen der Wolf ausgeht; żwĕrinne mazoji (der kleine) ist der Planet Mars, żw. didéji (der große) Saturn. Nesselmann, Wörterbuch.

[17]) Hartknoch (Diss. II. p. 24) erkennt den Maso wieder in Maslaus, der sich, nach den polnischen Quellen (Dlugosz u. A.) im 11. Jahrh. in Polen zum Usurpator aufwarf, der Landschaft Masovien den Namen gab und später von den Preußen, seinen früheren Bundesgenossen, getödtet wurde. Von einer uralten Abhängigkeit der Preußen,

Wir nehmen auch noch davon Notiz, daß in unserm Mythus auch die Personification der Sternenwelt uns begegnet. Daß die Sterne überhaupt verehrt wurden, bezeugt schon Dusburg. Die litauischen Lexikographen führen einen eignen Sternengott oder Sterngott an, żwaigżdunkas oder żwaigżdzukas (żwaigżdininkas ist ein Sterndeuter)[18]. Es giebt einen Mythus, der den Lebensfaden eines jeden Menschen an einen Stern an-

---

zu Widewuts Zeiten, von masovischen Fürsten sprechen die preußischen Quellen. Man vergleiche, was Długosz p. 226 (edit. Francof. 1711) über das Ende des Maslaus, und was Luc. Dav. I, 46 über den Tod des Masurenfürsten, den er Anthonius oder Andislaus nennt, erzählt, nachdem der geschlagene Widewut sich mit den Seinigen wieder ermannt. Man könnte fast versucht sein, in unserm Mythus den Widewut mit seinen zwölf Söhnen (wie wir sie aus Grunau kennen, — der erste ist Litwo —) mit den zwölf Himmelszeichen und mit vielleicht eben so vielen Göttergestalten in Verbindung gebracht zu sehen. So gehen Mythe, Sage und Geschichte in den ältesten Zeiten vielfach durch einander.

[18]) Manche Gestirne haben bei den Litauern besondere Namen. Die Planeten sind Irrsterne, die Fixsterne stehende; die Kometen geschwänzt oder mit einem Besen versehen; der Morgenstern hat seinen Namen von der Morgenröthe, der Abendstern heißt der abendliche; artojis su jáuczeis, d. i. Pflüger mit den Ochsen, sind nach Mielcke und Grimm (692), die hoedi, Bödlein, nach Nesselmann die capella; neszeja walgio, d. i. Essenträgerin, die Capella (nach Mielcke und Grimm); der große Bär ist Deichsel am Wagen, das Siebengestirn sētas, d. i. Sieb; Mars und Saturn der kleinere und größere Stern; szēnpjuwis, von szēnas, Heu, ist nach Nesselmann der Hundsstern, Sirius, bei dessen Aufgange die Heuernte beginnt, nach Mielcke Orion; Jostandis oder Juksztandis ist Cassiopeja. Einige dieser Namen könnten von landwirthschaftlichen Beschäftigungen genommen sein. Die Plejaden (Siebengestirn) heißen lett. sectinsch, d. i. Siebchen; auch bei den Finnen ist dieß Gestirn ein Sieb, das eine Menge Löcher hat oder einen Haufen Korn aussiebt (Grimm 691). Der große Bär als Wagen angeschaut ist eine uralte Vorstellung bei vielen Völkern (lett. ratti. Räder, Wagen); nach einer schwedischen Ueberlieferung hat Thor seinen Wagen besteigend die sieben Sterne in der Hand (Grimm 687). Der Orion wird in Oberdeutschland die drei Mader (d. i. Mäher) genannt (Grimm 689); ähnlich ist die slav. Vorstellung (ebend.), entnommen von der Stellung der Mader auf der Wiese. Hödi, Capella, Cassiopeja dürften ihre Namen der kindlichen Volksanschauung von der Constellation verdanken. Jostandis erinnert an josta Gürtel; juksztandis aber an lett. jubgt anspannen, lit. jungiu. Eine Aehnlichkeit mit einem Angespann läßt sich herausfinden. — Zu dem oben angeführten Namen des Sterngottes bemerken wir, daß Töppen, a. a. O. 300, der Göttin Swaixdunka Erwähnung thut, die den Morgen- und Abendstern führe. Sie würde, neben dem Sonnengotte Swaixtix, dem Monde entsprechen. Ostermeyer (a. a. O. §. 4) erklärt seinen żwaigżdżiuks (Swaixtix) Sterngott mit Mond; die Sonne ist ihm Okkopirn. Wenn der Stamm swēsa (B. M. 704), Licht, Glanz, Schein und żwaigżde, Stern, zuletzt identisch sind, so könnte der Sterngott der höhere Lichtgott sein, von dem Sonne und Mond und die übrigen Himmelslichter nur Ausflüsse sind.

knüpft, welchen aber Schwenck (VII, 121) für eine willkührliche spätere Dichtung erklärt.

Dem von Dusburg und Grunau im Allgemeinen erwähnten Mond-kult haben wir keine bestimmte andere Nachrichten zur Seite zu stellen. Aber wir haben Mythen, worin der Mond eine Rolle spielt, wie in der oben angeführten Daina von des Mondes Untreue. Der Mond war mit der Sonne vermählt; aus dieser Verbindung entsprang der Frühling. Der Mond aber gewann den Morgenstern lieb. Darob erzürnte Perkun und zerhieb ihn mit dem Schwerte. In einem lettischen Liede (Rhesa a. a. O. S. 240) heißt es:

Die Sonne zerhieb den Mond
Mit einem scharfen Schwerte.
Warum hat er dem Morgenstern
Die verlobte Braut genommen?

Schon Stender (S. 266) überliefert nach einem Liede: Mehnes, Mond, der Sonne Gemahl, mit welchem er die ersten Sterne erzeuget. Weil er untreu, so hat ihn die Sonne mit einem Schwerte zerhauen. Er hatte dem Morgenstern die verlobte Braut genommen.

d) Endlich, so heißt es in unserm Berichte, traf Hieronymus auf Völker, welche Dämonen geheiligte Wälder verehrten und unter andern einen des Kultes besonders würdig erachteten. Die Verehrung von heiligen Hainen ist überall, auch bei den Preußen und Litauern so beglaubigt, daß wir uns hier nicht dabei aufzuhalten brauchen. In der Mitte jenes heiligen Haines stand eine uralte Eiche, vor allen Bäumen durch ihr religiöses Ansehen heilig, welche man ganz besonders für den Sitz der Gottheit hielt. In Preußen selbst zählt Hartknoch (Diss. VI. p. 111) besonders vier heilige Eichen auf, worunter nach der romowischen die zweite Stelle die heiligenbeiler einnimmt.

Die bei der, durch Hieronymus selbst mit einem ergriffenen Beile zuletzt gesehenen, Fällung jenes Baumes vorkommenden näheren Umstände berechtigen zu der Annahme, daß die von S. Grunau überlieferte Erzählung von der Fällung der heil. Eiche des Curcho bei Heiligenbeil durch Bischof Anselm von Ermland von dem Berichte des Hieronymus influirt ist; es muß wenigstens die große Aehnlichkeit in einzelnen Zügen

auffallen.[19]) Auf die Erzählung von dieser heil. Eiche des Curche hat außerdem auch wohl die Darstellung der romowischen Eiche Einfluß gehabt, wenigstens den Zug des ewigen Grünens bei Treter, welchen Grunau nicht hat, hergegeben.[20])

---

[19]) Nach beiden Erzählungen verwundet sich der Erste, welcher das Beil anlegt, tödtlich am Beine; Hieronymus heilt ihn; bei Heiligenbeil kommt die Heilung nicht vor; Hieronymus und Anselmus ergreifen dann selbst das Beil u. s. w. Das Beil wird in Heiligenbeil wie heilig verehrt, wovon im Berichte des Hieronymus nicht die Rede ist. — Die heiligenbeiler Geschichte erscheint bei Hennenberger (L. Tafel 156), Luc. David (I, 83), Treter (p. 1), Leo (p. 100) durch Zusätze erweitert, welche Grunau nicht hat. Kaspar Schütz (hist. R. Pr. Bl. 4b) hat eine ganz unabhängige Ueberlieferung. Die Kreuzherrn rotten die Abgötterei bei Heiligenbeil aus und nennen die Stadt Heiligenbuel, d. i. sacrum collem (Bühel, ahd. puhil ist Hügel). Die Stelle der heiligenbeiler Eiche hieß nach S. Grunau in ihrer Sprache Swentemest „das ist heilige stat“ (sacer locus bei Treter; swente ist altpr. heilig — so in dem Feldnamen Swentegarben bei Wölky u. Saage Cod. dipl. Warm. II, S. 170; garbe heißt lit. Ehre, Ruhm, im pr. Catechism. swints, lit. szwentas. Maysta altpr. Stadt, nach Grunau in Nesselm. Catech. S. XI, lit. miéstas; im poln. stehen sich miasto und miejsce ebenso nahe, wie im Deutschen Stadt und Statt). So oder ähnlich konnte der allgemeine Name für jede heidnische Kultstätte sein. Der Name Heiligenbeil (nach Hennig zu Luc. David 1, 84 Hailpil d. i. Haffburg; vgl. Beilpeilo, bei Grunau als Schloß neben Honeda genannt) konnte, nach Verwechselung von Hail mit heilig, Veranlassung sein, swente mit heilig und pil — pillis lit., pils lett. und älter in pr. Ortsnamen pill; nach Grunau hieß byla altpr. Beil, Nesselm. a. a. O. — mit Beil zu identificiren, und so die Erzählung zu lokalisiren. Da es bei Heiligenbeil ein heiliges Feld giebt und auch andere Quellen, als die Grunausche Ueberlieferung (wie Schütz und Hennenberger, welcher weiß, daß Widewut dem Curcho die Eiche geweiht habe) auf jene Stelle als den Ort einer alten Götterverehrung hinweisen (Guagnini — in hist. Pol. corp. Pistorii I. p. 52 — versetzt die dreitheilige romowische Eiche selbst nach Heiligenbeil, id est sancta securis), so mag immerhin irgend ein wahrer Kern der heiligenbeiler Tradition zu Grunde liegen. Nach Grunau ließ Winrich von Knyprode die Eiche von Nickoyot fällen, an dessen Stelle der Bischof Johann I. von Ermland das Kloster SS. Trinitatis einweihte. Treter (p. 13.) aber weiß, daß Bisch. Joh. der Urheber der Zerstörung der Eiche von Romowe beim Hochmeister gewesen ist. Diese an einen ermländ. Bischof anknüpfende Ueberlieferung ist vielleicht auch nicht ohne Einfluß geblieben. Jedoch weichen hier die Nachrichten von einander ab. Daß Boleslav Chrobry Romowe zerstört habe, erzählt Dlugosz (zum J. 1015; edit. Francofurt. 1711 p. 163:) Romam sedem Pruthenicam principalem), nicht Treter, wie Hartknoch angiebt. Kasp. Schütz, Bl. 27b läßt Ottokar v. Böhmen die große Eiche sammt ihren Göttern verbrennen.

[20]) Wir berühren noch die Frage, was von den immergrünen Bäumen, Eichen und Linden, zu halten ist. Die Mistel, diese immergrüne Parasitpflanze, galt für heilig. Die Germanen wähnten, sie sei vom Himmel auf die Aeste anderer hehrer Bäume, zumal der Eiche und Esche, niedergefallen; die Heiligkeit dieser Pflanze bei den Celten beschreibt Plinius. S. überhaupt Grimm 1156 ff. So wie die alten deutschen

Bei dem Berichte des Hieronymus drängt sich wie von selbst die Erinnerung an die vom h. Bonifacius zu Geismar gefällte Donnereiche auf. Bei Griechen und Römern, Germanen, Celten und Slaven war die Eiche dem Donnerer (Jupiter) heilig (Grimm, 60, 63, 156, 168). Die uralte Eiche bei Hieronymus wird Sitz der Gottheit genannt, ohne Zweifel des Perkun, wenn nicht der drei Hauptgötter zugleich, wie die Eiche von Romowe.

6) Erasmus Stella (schrieb um 1510) in seinen Büchern de Borussiae antiquitatibus[21]) leitet den religiösen Glauben der Preußen von der Gesetzgebung Widewuts her.

a) Stella (p. 130) läßt Widewut von den Sudauern her Priester berufen, welche den Kult aller unreinen Thiere einführten, wie der größern und der kleinern Schlangen,[22]) als wären das Diener und Boten der Götter; diese ernährten sie innerhalb der Häuser, diesen opferten sie als ihren Hausgöttern (Penaten). Die Sudauer erscheinen in der That als das Volk, das, in einem Theile unter die Samländer versetzt, am zähesten am alten heidnischen Glauben festhielt, und wie ein edleres[23]) (priesterliches?) Geschlecht mit dem Ceremonienwesen, wie namentlich die Bocksheiligung zeigt, am meisten vertraut waren.

Kräuterbücher unterscheiden Eichenmistel, Heselinmistel u. Birnbäuminmistel (Grimm 1158), so bietet auch das Lit. das Wort amalis oder amalei (lett. ahmals) in der Bedeutung Mistel auf Eichen und Linden. Heut zu Tage wird die Mistel in Preußen auf Eichen nicht gefunden. Wir zweifeln nicht, daß der Glaube an die heiligen immergrünen Bäume durch die immergrüne Mistel entstanden ist, zumal die Pflanze! schon an sich für heilig galt. Wenn sie in Preußen auf Eichen überhaupt schon selten gewesen ist, so erklärt sich um so leichter, daß nur einzelne Eichen sich eines besondern Cultus zu erfreuen hatten. Wolf (a. a. O. 140) giebt an, daß den Celten die Pflanze heilsam für alles galt, und die Eiche, auf welcher sie gefunden wurde, als ein von den Göttern besonders bevorzugter und erkorner Baum. (Nachträglich ersehe ich, daß schon Baczko, Gesch. Pr. I, 160 denselben Grund für die immer grünen Bäume, nach Pr. Tempe II, 513—522, angiebt; ebenso Bock, Naturgesch.)

21) Ueber die verschiedenen Ausgaben s. Kletke, die Quellenschriftsteller S. 141. Wir citiren nach dem Abdruck in Act.. Boruss. I. p. 99ff. und vergleichen den bei Pistorius, Pol. hist. Corp. I. p. 14.

22) Serpentes, colubros. Letzteres bedeutet Hausschlange bei Virg. Georg. III, 418 (tecto adsuetus coluber), überhaupt die kleinere Schlange, wie sie der Storch frißt (ibid. II, 320. Candida venit avis longis invisa colubris). Pistorius giebt ohne Komma: serpentes colubros; auf jeden Fall meint Stella Hausschlangen.

23) Dusburg III, 3: Sudowite generosi, sicut nobilitate morum alios precedebant, ita diviciis et potencia excedebant; Jeroschin, S. 346 in Scr. R. Pruss. I; di Sudowin

Durch Stella bekommen wir die erste nähere Aufklärung über den Kult der **Hausschlangen**, unter deren Gestalt die Preußen ihre **häuslichen Schutzgeister**, als Diener und Boten, die Vermittler der Gottheit verehrten. Diese Schutzgeister standen mit der Erdmutter in der nächsten Verbindung; sie werden die Unterirdischen genannt. Schon bei den Griechen und Römern finden wir die Schutzdämonen unter der Gestalt der Schlange; sie war ihnen Symbol der Erde, bei dem Gotte Dionysus auch des Erdsegens. S. Schwenck I, 261, 341, 403; II, 253.

b) **Wälder** und **Haine**, berichtet Stella weiter, waren **heilig** als **Wohnstätte der Götter**; dort mußte ihnen geopfert werden, dort erflehte man von ihnen Regen und Sonnenschein.

Die Häufigkeit der heiligen Wälder in Preußen und Litauen zeigt, daß dieselben für die gewöhnlichen Wohnsitze der Götter gehalten wurden. Haine sind die ältesten Tempel. Stella stimmt mit Hieronymus überein, nach welchem die Weiber nach Ausrottung des heiligen Haines bei Witold klagten, die Gottheit sei ihres Hauses beraubt, worin sie deren Hülfe anzurufen pflegten; dort hätten sie Regen und Sonnenschein erlangt; sie wüßten nicht, an welchem Orte sie jetzt die Götter suchen sollten, denen die Wohnung genommen sei.

Stella fügt hinzu, daß **alles Wild**, welches diese Wälder bevölkerte, besonders das **Ellenthier**, als **Diener der Götter** verehrt und geschont werden mußte. Die Heilighaltung der Thiere eines heiligen Waldes verstand sich von selbst und wird auch sonst ausdrücklich bezeugt (wie von Matth. v. Michovia IV, 45); ebenso wie die heil. Bäume unverletzlich waren, wie in den heiligen Wassern keine Fische gefangen, wie heil. Felder nicht bebaut wurden, was Dusburg (B. M. 580) ausdrücklich berichtet. In heiligen Wäldern zu jagen galt schon den Griechen für Frevel. Wenn auch an das Ellenthier sich allerlei wunderbare Ueberlieferungen (so schon bei Caes. B. G. 6, 27) und Aberglauben (es leide an der fallenden Sucht; seine Knochen seien ein Heilmittel dagegen) anknüpfen,

---

dî edilstin vor in allin; ält. Hochmchron. ibid. III, 543; Luc. Dav. I, 61: „dis Volck hat allewegen ein erbarlich Leben nach Ihren Sitten gefuhret vnd sich alle edel düncken lassen," sie „dauchten sich alle Edelinge" bei Töppen a. a. O. 216. Prov.-Bl. II, 1846.

so beziehen wir nicht darauf die Heilighaltung desselben bei Stella, sondern dies naturhistorisch so bemerkenswerthe Thier erscheint hier als hervorragender Stellvertreter des Waldwildes überhaupt. Das mächtigste Thier der nordischen Wälder (wie einst der germanischen Caes. VI, 28) ist der starke Auerochs. Von seiner Verehrung haben wir keine Spur gefunden. Dagegen war speciell der **Wolf** unter den wilden Waldthieren Gegenstand des religiösen Glaubens und spätern Aberglaubens.[24])

---

[24]) Die vielfachen mythologischen Beziehungen des Wolfes, die wir bei den verschiedensten Völkern finden, begegnen uns auch auf unserm Gebiete. Nach Stender a. a. O. S. 266, wurde bei den Letten der Wolf unter dem Namen Mescha deews, m. wihrs, m. luńkis, d. i. Wald-Gott, W.-Mann, W.-Räuber verehrt. Die Reformatio gentis letticae von Einhorn, Riga 1636, in Script. Rer. Livonic. Riga und Leipz. 1853. II. p. 621 spricht von Wolfsopfern, daß der Wolf dem Vieh nicht schade. Im December um Christag wurde den Wölfen auf einem Kreuzwege eine Ziege geopfert; gerade wie das dem Faunus dargebrachte Opfer eines Böcklein bei Horat. Carm. III. 18. Nach der Visitation von 1570 (ebendas. 621) sollen die Amtleute die Abgötterei der Buschgötter abschaffen; der Wolf möge darunter gerechnet sein, denn er heiße noch Meschawirs und Meschadews. S. 644 ist von den **Wärwölfen** die Rede. Der Wärwolf heißt lett. wilkats, den die Lit. unter dem Namen wilkátas haben. Stender a. a. O. S. 271 sagt, ein Wärwolf kann es einem andern in einer Kanne Bier zutrinken. Hennig, Preuß. Wörterbuch, spricht von dem bekannten Aberglauben der Wärwölfe in Preußen, sowie in verschiedenen andern Ländern. Manche Menschen, wähnte man, hätten das Unglück in den Zwölften in Wölfe verwandelt zu werden u. s. w. Die Zwölften heißen lett. wilku strehkis d. i. Wolfszeit; der December wilku mehness, Wolfsmonat. (In der lett. Fabel heißt der Wolf wilks suohts, Schwager Wolf, wie lapsa kuhmina Gevatter Fuchs). — Ist diesem nach der Wolf eben nur der gefürchtete Waldräuber, der besonders in winterlicher Zeit dem Viehe nachstellt und den man zu gutem Freunde halten muß, oder liegen alle dem tiefere Ideen zu Grunde? Bei den Germanen waren Odin zwei Wölfe heilig (Grimm 634); der Wolf ist Wodans, als Erntegottes, heiliges Thier, das im Getreide geht (Simrock 459); das wäre also der auch in Preußen bekannte **Roggenwolf**. Dem analog könnten wir den Wolf als heil. Thier dem Patullus vindiciren. Eine abweichende Ansicht vertritt W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865, welcher S. 50 bestreitet, daß der Roggenwolf Wodans Thier sei; daß dagegen der Roggenwolf als ein Wesen der germanischen Riesensage, als Personification der Naturgewalt des Sturmes, anzusehen sei (S. 46). Schwenck (V, 111) findet den Wolf als Sinnbild des Todes in der persischen Mythologie; VII, 154 weist er Riesen und Wolf demselben Kreise der Vorstellungen an. „Der Wolf aber ist Sinnbild des verschlingenden Todes und steht daher in genauester Beziehung zur Unterwelt.“ S. 279. „Daher erscheinen die Geister der Unterwelt auch als Wölfe; ja man nahm, diese Dichtung weiter ausbildend, an, Menschen könnten sich in Wölfe verwandeln, woher die Fabel von den sogenannten Wärwölfen stammt.“ Das würde den Wolf wiederum dem Patullus nahe bringen, der wie Wodan Todtengott ist. — Grimm (1047) geht davon aus, daß das Vermögen, **Thiergestalt** anzunehmen, an sich eine göttliche Eigenschaft sei (S. 302).

Stella erwähnt auch, daß das Heiligthum der Wälder durch den Fußtritt Fremder verletzt wurde, was nur durch Menschenopfer gesühnt, werden könne.[25])

Was die Thierverehrung bei den Preußen im Allgemeinen betrifft, so verstehen wir darunter nicht eine rohe Anbetung der Thiere; sondern sie erhielten ihre Heiligkeit dadurch, daß sie entweder Symbole von Göttern waren (wie Eber, B. M. 589, de diis 6; Schlange, s. o.; dahin gehören auch die von Dusburg und seinen Nachfolgern erwähnten Kröten, unter welcher Gestalt, wie unter der der Schlangen, die Unterirdischen steckten, de diis 19 u. 12), oder durch den Bereich der Götterwohnung geheiligt waren (wie die Waldthiere), oder wegen irgend eines Vorzugs einem Gotte besonders geweiht waren, oder als ein ihm im Besondern angenehmes Opfer galten; dahin gehört das Pferd, das edelste, klügste, vertrauteste Hausthier (Grimm 621), und der Bock. Nach Dusburg waren weiße, schwarze oder andersfarbige Rosse den Göttern ge-

---

Solche Verwandlungen sind uralt. Griechen und Römer kannten schon Wärwölfe. Diese Eigenschaft, Thiergestalt anzunehmen, haben auch die Zauberer. Bei den Germanen wurden Männer zu Wölfen, Frauen zu Katzen, d. h. sie schlossen sich dem Dienste Wodans und Frouwa's an (Grimm 1047. Vgl. S. 634). Wir möchten am liebsten den Wolf, das im Walde und Gebüsche hausende, den Heerden so gefährliche Thier, von der gespenstischen Gestalt des Wärwolfes trennen. Die Personification des erstern, schon in der Thierfabel der Alten so geläufig, ist in der kindlich einfachen Volksauffassung ganz natürlich; der so weit verbreitete Glaube an den Wärwolf (von den Neuren, bei Herodot, bis nach Volhynien und Weißrußland, Grimm 1049 nach Schafarik) scheint allerdings einen andern, uralten mythologischen Hintergrund zu haben, sei es als Personification des verschlingenden, gefräßigen Todes, sei es des heulenden Sturmes, sei es, daß seine Eigenschaft als wildes, gefräßiges Thier (Ovid. Met. XI, 403. Caede lupus perstat, dulcedine sanguinis asper; ähnliche Prädicate bei den Dichtern häufig; latro bei Phädrus; gregibus nocturnus obambulat, Virg. Geor. III, 538; insatiabiles lupi; lupi raptores, Virg. Aen. II, 355 Ecl., V, 60 u. s. w.), welches durch keine edlern Seiten, wie andere Raubthiere (wie der Löwe), gehoben erscheint, ihn geeignet machte, böse und gefährliche Menschen in unheimlicher Wolfsgestalt erscheinen zu lassen (wie der grausame Lycaon in einen Wolf verwandelt wird, Ovid. Met. I, 234 ff.: eadem feritatis imago! cf. Virg. Aen. VII, 18 über die von Circe in wilde Thiere, namentlich in Wölfe, verwandelten Menschen). Auf keinen Fall ist der Wärwolf für die preuß. Mythologie etwas Eigenthümliches, während wir ihn als Wald- und Buschgott bei andern Völkern nicht so gefunden haben.

[25]) Hierauf bezieht sich schon die Stelle Adams von Bremen (c. 227) bei Voigt, Gesch. Pr. I, 595, wonach der Zutritt der Christen die heil. Haine und Quellen entweihte.

heiligt. Ueber den Pferdekult bei Germanen und Slaven ist Grimm zu vergleichen, welcher, S. 629, aus liefländischen Quellen eine Art von Pferdeorakel nachweist. Mit aufgerichteten Pferdehäuptern wurde vielfach Zauber getrieben; auch dem Patullus wurden Pferdehäupter zur Ehrung aufgesteckt (S. Grunau, B. M. 696); ihm fielen also wohl Pferdeopfer. Ueber Pferdeopfer bei den Preußen und Litauern spricht Dusburg III, 5, der auch an verschiedenen Stellen Beispiele anführt, daß die Pferde auch mit darauf gesetzten Männern verbrannt wurden (s. Hartknoch Diss. X. p. 160). Die weißen Pferde durften durchaus zu keinem profanen Zwecke benutzt werden. Des germanischen Wodan weißes Roß ist in Mythe und Sage bekannt genug; so mag dasselbe auch dem preußischen Patullus besonders zukommen. Bei den Germanen kommen auch dem Fro gehegte heilige Rosse vor; es mögen mehren Gottheiten Rosse geheiligt gewesen sein.

c) Stella sagt ferner, sie glauben, Sonne und Mond seien die ersten aller Götter. Das ist die angeblich von Divonis herrührende Nachricht bei Grunau (s. o. B. M. 696), die also eine ältere Grundlage hat, als Grunau.

d) Donner und Blitze, fährt er fort, beteten sie (nach einer Uebereinstimmung der Völker) an, und glaubten die Wetter durch Gebete abwenden und anlocken zu können.

e) Bei den Opfern bedienten sie sich des Bockes, „wegen der fruchtbaren Natur dieses Thieres; denn der Bock bezieht sich vornehmlich auf geschlechtliche Verbindung, ohne welche es bei den lebenden Wesen keine Zeugung giebt."

Diese Stelle giebt uns die erste Nachricht über die bekannte Bocksheiligung, die sich aus allen Resten des Heidenthums am zähesten (bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts) erhalten hat. Stella giebt auch ohne Zweifel den Grund dieser merkwürdigen Opfer richtig an. Der Bock steht so neben dem Eber und dem weiblichen Schweine, welches Thier wegen der Fruchtbarkeit der geburtreichen Mutter Erde geweiht war (s. hierüber oben B. M. 590). Der Bock war schon in der griechischen Mythologie das Symbol der Fruchtbarkeit (Schwenck, VI, 63). Bei den Germanen waren Böcke dem Thor gewidmet (Grimm 632); ihm wurde

dieß Thier geopfert (Grimm 169); des Donnergottes jüngerer Stellvertreter ist der Teufel (168); der Bock ist ein Teufelsgethier (632); der Teufel hat Bocksfüße. Thor hat ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen (168); die Schnepfe heißt deutsch Donnerziege, auf lettisch pehrkoña kasa oder p. absis, Donnerziege und Donnerbock (168). Zwar werden nach spätern Nachrichten von den Preußen zum Erntefeste bei der Bockheiligung alle namhaften Götter angerufen. Der Mittelpunkt der Erntefeste war aber eben der Donnergott Perkun, so daß wir allen Grund haben, zu glauben, ihm, dem langlebigsten Gotte, haben besonders die Bocksopfer gegolten. Wenn wir auch bei dem Frühlingsfeste von Bocksopfern nicht lesen, und dem Perkun daher, wie wir später sehen werden, der Gott des herbstlichen Erntesegens, Ziemenik, diese Ehre streitig machen könnte, so haben wir dagegen ein ausdrückliches Zeugniß von Matth. v. Michovia (p. 195), daß das von den Schamaiten am 1. Oktober mit angezündeten Feuern begangene Herbstfest dem Perkun galt.

f) Endlich spricht Stella von dem Kulte hervorragender Bäume, wie der verschiedenen Eichenarten (er sagt robora, quercus), worin Götter wohnten; auf ihr Befragen wähnten sie Orakel aus denselben zu vernehmen (vgl. Grunau, B. M. 697, wonach man, wenn Patullus gesühnt wurde, ein Brummen in der Eiche zum Zeichen dessen vernahm). Solche Bäume wurden nicht gefällt, sondern als die Wohnung der Götter religiös verehrt. Zu solchen Bäumen gehörte auch der Hollunder und manche andere Bäume.

Das sind die wichtigsten Beiträge, die uns Aeneas Sylvius und Erasmus Stella zur allmähligen Konstruktion eines Systems der preußisch-litauischen Mythologie bieten; mehr zur Bestätigung, als zur Ergänzung des Gesagten lassen wir noch ein Paar andere, zunächst polnische, Berichte folgen.

7) Der Bericht von Johannes Długosz (Kanonikus zu Krakau † 1480) und, nach ihm, von Matthias von Michow (de Michovia oder Michovius, ebenfalls Kanonikus zu Krakau † 1523) über die Schamaiten. Joh. Dlugossi Bericht steht in seiner historia Polonica, lib. XII. zum Jahre 1413. Tom. II. p. 343 der frankfurter Ausgabe v. 1711. Denselben giebt fast wörtlich wieder Matthias de Michovia in Pistorii Polon. hist. corp. Tom II p. 194.

Die Schamaiten sind zur Weissagung und zur Zukunftsdeuterei sehr geneigt. Ihre Hauptgottheit war das hochheilige und ewige Feuer, welches auf der Spitze eines sehr hohen Berges am Flusse Nyewyassza[26]) durch beständiges Anlegen von Holz von einem Priester des Heiligthums genährt wurde. Wladislaus Jagello, der überhaupt die Altäre der Götterbilder (aras idolorum) zerstörte und die Haine ausrottete, zündete den Thurm,[27]) in welchem das heil. Feuer unterhalten wurde, an, und zerstreute und löschte das Feuer aus. Darauf ließ er durch polnische Soldaten ihre heiligen Wälder, die sie als Wohnsitze der Götter verehrten, niederhauen. Auch die Vögel und das Wild in diesen Wäldern wurde für heilig gehalten; alles, was dieselben betrat, galt ebenfalls für heilig. Niemand wagte es, in denselben Holz zu fällen, oder Vögel und Wild zu jagen. Wer nämlich den Hain oder das Wild oder die Vögel verletzte, dem verkrummten durch dämonischen Zauber (arte) Hände oder Füße. Durch die lange Gewohnheit scheuten Wild und Vögel dieser Wälder, wie Hausthiere, nicht mehr den Anblick der Menschen. Große Verwunderung entstand deshalb, daß die ausrottenden Polen unverletzt davon kamen.

Wir werden hiernach bei dem von Dusburg (III, 5) als Gegenstand der Verehrung auch erwähnten Geflügel (volatilia) an Waldvögel (Raubvögel; über Sperber als Jagdvögel s. de diis p. 10 not. 12) zu

---

[26]) Meletius, Act. Bor. II, 408, nennt den Fluß Neuvassam. Es ist die Nawesa, Newesza, Njiewescha, Nebenfluß des Niemen. Ein alter Ort an demselben hieß Poniewiez; an der Mündung des Flusses war eine Insel, genannt Gotteswerder, wo einst eine Heidenburg stand. S. die Stellen im Index der Scr. Rer. Pruss. II, besonders p. 540, 545. So ist wenigstens in diesem Flusse ein Anhaltspunkt für des Hieronymus Reisen gegeben.

[27]) So wird des Hieronymus Bericht dahin ergänzt, daß der Tempel ein Thurm war. Vgl. Dlug. V. p. 506 zum Jahre 1164: (principes Polon.) fana et idola moliuntur (was Dlug. II. p. 118 über das preuß. Götterwesen sagt, ist nach Dusburg); Matth. Mich. p. 66: 1164 Boleslaus idola confregit; das Idol des Curcho in der Urk. von 1249 (de diis p. 25). Also fehlt es nicht an einzelnen Stellen, worin von Tempeln, Altären und Götterbildern die Rede ist. Die lit. Sprache hat die Wörter: balwónas Götze, Götzenbild, die lett. dafür elks. Tempel (auch Kirche) heißt bażnyczia, was mit dem poln. boży, göttlich, zusammen zu hängen scheint; Altar heißt diewstatis d. i. Gottestisch; das ewige Feuer, nach Ostermeyer, ugnis szwenta, der h. Hain szwentà girre.

denken haben. Ferner dürfte aus dem Mitgetheilten folgen, daß die heil. Wälder zugleich ein Asyl waren.

In den genannten Wäldern hatten sie außerdem Brandstätten (focos), nach Familien und Haushaltungen geschieden, in welchen sie die Leichname aller ihrer Lieben und Angehörigen, nebst Pferden, Stühlen und den kostbarsten Kleidern verbrannten, (ein Beitrag zu dem von Dusburg, III, 5, und in der Urkunde von 1249 Berichteten; s. de diis p. 7. 9.). An diese Brandstätten stellten sie auch Sitze hin, aus Korkholz (ex subere) gemacht, auf welche sie Speisen aus Mehl (ex farre sagt Michovius, Dlugossus hat ex pasta!), nach Art des Käses zubereitet, hinlegten; auch Meth (medonen, B. M. 599) gossen sie auf die Brandstätten, in dem thörichten Glauben, daß die Seelen ihrer Todten, deren Leiber hier verbrannt waren, Nachts kämen und sich an der Speise ersättigten, und den auf die Brandstätte gegossenen Meth, der längst von der Asche eingesogen war, tränken, während es einleuchtend war, daß nicht die Seelen, sondern die Hirsche und Raben und die übrigen Vögel und wilden Thiere des Waldes nach der feststehenden Gewohnheit die hingesetzten Speisen verzehrt hatten. — Das Hauptfest der Schamaiten wurde in diesen Wäldern am 1. Oktober gefeiert. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und brachte Speisen und Getränke hinzu, jeder nach seinen Verhältnissen. Nachdem sie damit einige Tage sich gütlich gethan, brachten sie ihren falschen Göttern, besonders demjenigen Gotte, der in ihrer Sprache Perkun, d. i. Donnerer, heißt, Opferspendungen dar, ein jeder an seiner Brandstätte, in dem Wahne, daß durch das Fest und jene Speisung die Götter gesühnt und die Seelen ihrer Verwandten gespeist würden.

Diese interessanten Mittheilungen bedürfen keines Commentares, sie sind ein Ausfluß des ganzen religiösen Glaubens. Ueber die Todtenfeste (B. M. S. 587), Seelenopfer, Seelenspeise, worüber viele Nachrichten vorliegen, haben wir hier ein wichtiges Zeugniß.

In dem so geschilderten heiligen Bezirke haben wir wohl einen altpreußischen Kaporn [28]) vor uns.

---

[28]) Luc. David I, S. 142. „Die orte aber der Begrebnüß oder berge da die Töpffe mit der Aschen seindt heißen sie Capernau;" Waissel Bl. 26 „welche Gräber sie

8) Hartknoch (Diss. XII. p. 144 und A. u. N. Pr. S. 144) theilt aus der Ordenschronik folgende Stelle mit: „Ein jegliches von obbemeldten Landen zu Preussen hatte einen sonderlichen Abgott, den sie anbeteten vor ihren Gott. Eins Theils beteten sie die Sonne an, etliche den Mond, etliche die Sterne. Item Leute, Thiere, Schlangen, Frösche, den Donner. Etliche hielten die Walde und Püsche heilig, etliche die Wasser." Der erste Satz bestätigt uns die locale Verschiedenheit der Kulte nach einzelnen Landschaften des großen preußisch-lettischen Völkergebietes. Neu ist unter den Gegenständen des Kultes die Erwähnung der unter die Götter versetzten Menschen (Leute). Wir beziehen dies auf die Vergöttlichung (Consekration) der Stammheroen der preußischen Stammsage, wie sie Adam v. Bremen von den Skandinaviern berichtet;[29]) also namentlich die Erhebung des Brutenus und Waidewut in die Zahl der Götter unter den Namen Wurskait und Szwaibrat (oder Iszwambrat), welche Gruvau berichtet (de diis p. 19). Den von Dusburg (II, 7) erwähnten Hugo Potyre (de diis p. 16, 17), auf den wir noch später zurückkommen werden, dürfen wir vielleicht auch in die Kategorie der Stammheroen rechnen. — Unter den hier erwähnten Fröschen sind wohl die Kröten bei Dusburg III, 5 gemeint, obgleich das Volk der Kleinen, wie wir de diis p. 12 bemerkt haben, auch in Froschgestalt vorkommt.

9) Zum Schlusse dieser Abtheilung verweisen wir noch im Allgemeinen auf die kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung gegen die Reste des Heidenthums seit den Zeiten Siegfrieds von Feuchtwangen, welcher sich auch Herzog Albrecht noch besonders annahm, und die bis in

---

Caperneue geheissen haben;" Hartknoch schreibt Caperneur, Diss. 192; A. u. N. Pr. 125. Nach Jester, die Vier Brüder-Säule, 1784. S. 16, heißt der altpr. Begräbnißort Kapernen; in dem Ortsnamen Kaporn, unweit Königsberg, steckt wohl die rechte alte Form. Kápas ist lit. Grabhügel, Grabstätte, lett. kaps, Grab; kâpinno lit. Kirchhof, lett. kappenes. Mogilla ist ein Kirchhof (in alten Urkk. und Verordnungen) s. Nesselmann, Wörterbuch; nach Ostermeyer sind Mogillen die lit. Begräbnißörter im freien Felde. — Wie sich die Todtengebräuche (wobei Essen und Trinken nie fehlte) später fortgesetzt, s. bei Luc. Dav. I, 143 ffg. vgl. Baczko, Gesch. Pr. I, 173 ffg.

[29]) IV, 26. Colunt et deos ex hominibus factos, quos pro ingentibus factis immortalitate donant. De diis p. 19.

die Mitte des 17. Jahrhunders reicht. Diesem Streben, Seitens der Kirche und des Staats dem so lange aus dem Heidenthume nachwucherden Aberglauben ein Ende zu machen, verdanken wir macherlei Nachrichten, welche über den religösen Glauben der heidnischen Altvordern Auskunft geben [30]) Am längsten kommen der abgöttische Aberglaube der Bock-

---

[30]) Wir verweisen auf das reiche Material, welches Töppen in seinen Aufsätzen: „Geschichte des Heidenthums in Preußen" und „die letzten Spuren des Heidenthums in Preußen" in den Preuß. Prov.-Blättern von 1846 I, S. 297 ff. und II, S. 210 ff. gesammelt hat. Die von Töppen S. 214 angeführte Landesordnung führt den Titel: Etliche auszgezogene Artickel ausz gemeyner Landsordnung des Hertzogthumbs ynn; Preußen o. O. u. J. (Kgsbg. 1526). Blatt a 5: „Von Czauberey vnd Bockheyligen." In der Landesordnung von 1529 (Avszzugk ettlicher Articul auss gemeyner Landsordnung) kommt dies Kapitel nicht vor. Einige bischöfliche und Synodalbestimmungen haben wir schon angeführt, auf andere (so die wichtigen von Polentz) werden wir noch zu sprechen kommen. Unter den samländischen sind die Gesetze der Bischöfe Michael (1425—1441) und Dietrich II. (um 1471) hervorzuheben. Töppen S. 345. Das Verbot Michaels (S. 350), auf den Gräbern der Verstorbenen Kreuze zu errichten, findet seinen Commentar bei Lasicius, der S. 48 unter den speciellen Göttern hat: krikstbos cruces in tumulis sepultorum custodit. Der Mittelpunkt aller Abgötterei jener Zeit, sagt Töppen S. 221, waren die sogenannten Bockheiligungen, von denen die Sudauer den Beinamen Bockheiliger erhielten. Es folgen dann interessante Mittheilungen darüber aus späterer Zeit. Kurfürst Georg Wilhelm verbot noch 1624 die heidnischen Gebräuche (S. 340) und noch die Landesordnung von 1640 enthält den Artikel von Zauberei und Bockheiligung (S. 340). Somit bezieht sich die jüngste Gesetzgebung auf die Bockheiligung. Wir führen aus Scriptor. Rer. Livonic. II, Riga u. Leipz. 1853, noch an die Reformatio gentis letticae in ducatu Curlandiae. Ein christl. Unterricht, wie man die Letten oder Unteutschen in Churland vnd Semgallen von ihrer Abgötterey vnd Aberglauben zum rechten Gottesdienst bringen möge. Durch Paulum Einhorn. Riga 1636. S. 614 werden erwähnt Götter und Göttinnen, als des Himmels, Gewitters, Donners, der Blitze, Meere, Winde, des Feuers, der Felder, Aecker, Gärten, des Viehes, der Würmer, des Weges, der Büsche, der Holzungen, die Feldmutter, die Gartenmutter u. s. w. S. 616. Da sie aber von ihnen waren (scil. die bekehrenden Jesuiten) waren sie gut heidnisch und riefen ihre Laukamaat, Meschamaat, Lopemaat u. a. an, d. i. Feld-, Wald-, Vieh-Mutter. Der christliche Glaube mischte sich mit dem heidnischen; sie riefen die Jungfrau Maria und auch ihre Götter an. Als Commentar zu den so im Allgemeinen bezeichneten Gottheiten kann dienen, daß unter den bis jetzt noch nicht genannten sich bei Ostermeyer finden: Bangputtys, Gott der Winde, Aeolus, von banga Meereswelle, putta, Schaum, der Wellenschäumer; Mielcke und Nesselmann nennen ihn Gott des Meeres; Biboziû Bóbelis, Gartengott, Priapus; Guže Reisegöttin." Stender hat aus dem lett. Brehkina, Schreierin, alte Fummel, Beschützerin der Hausschlangen und Kröten; Peenu mahtes, Milchgöttin vor Schlangen und Kröten. Gardehts ist ihm Gott über Wind und Wetter, ebenso Okkupeernis Gott der Stürme und Winde. Die auf der reichen Phantasie des lettischen Stammes beruhenden Personificationen bieten, mit Nachhülfe oft

heiligung und allerlei Begräbnißgebräuche vor, die aus dem Heidenthume stammen und sich mehr oder weniger mit christlichen vermischt haben.[31])

---

wenig stichhaltiger Etymologien, noch manche derartige Göttergestalten dar, wovon Lasicius, Ostermeyer, Stender so zahlreiche Beispiele liefern.

[31]) Dahin rechnen wir besonders die Todtenschmäuse. Schon die Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen und Conrad von Erlichshausen suchten die Sirmen, Todtenschmäuse, zu beschränken (Töppen a. a. O. 348). Luc. David, I, 141, bei der Beschreibung der Begräbnißgebräuche, sagt, sie trinken Sirme. Die Reste dieser altpreuß. Todtenschmäuse, lit. szermenys, provinziell Zarm oder Zarem, haben sich bis in unsre Tage erhalten. Schleicher, litauische Gramm. S. 130, hat szèr-mens, plur. tant., sing. wäre szer-mu, vielleicht von der Wurzel szar in szér-ti, füttern. Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse sind in der Familie unseres Volkes die hervorragendsten Ereignisse, welche, jede in ihrer Art, festlich begangen werden. Der Kindtaufschmauß heißt Klaatsch, wohl von poln. kolacz, Fladen, Butterplatz, abzuleiten; das Hochzeitsmahl Kästing, d. i. Köstung, so viel als Beköstigung, Bewirthung. Charakteristisch ist, was Stender im lett. Lexikon s. v. dsert, trinken, saufen, zechen, sagt: kahsas dsert, Hochzeit saufen, kristibas dsert, Kindtauf saufen, behres dsert, Begräbniß saufen, anstatt halten, zeigt den großen Mißbrauch der Letten; (Tabaku dsert, Taback rauchen; wir haben dafür auch im Deutschen gefunden: Taback trinken.)

(Schluß folgt.)

Die Erweiterung des Preussischen Staatsgebiets seit der Erhebung Preussens zum Königreich.

Vortrag, gehalten in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 18. Januar 1867

von

F. W. Schubert.

Das Krönungsfest des Preußischen Staates zur dauernden Erinnerung an die Erhebung Preußens zu einem Königreiche, welche vor 166 Jahren in den Räumen dieses Schlosses stattfand, ist statutenmäßig einer der beiden Jahresfesttage dieser gelehrten Gesellschaft. Im ersten Monate des Jahres gelegen ist er zugleich ihre erste Versammlung für ein neues Jahr und erfordert demgemäß nach alter Gewohnheit einen kurzen Bericht über den Abgang und Zugang der Mitglieder im vergangenen Jahre. Bei einem Bestande von 44 hiesigen und 46 auswärtigen Mitgliedern hat die Deutsche Gesellschaft noch nie so viele Verluste durch Dahinscheiden hochverdienter Männer aus ihrer Mitte in einem Jahre lebhaft zu bedauern gehabt als 1866, vier Mitbürger unserer Stadt und eine gleiche Zahl auswärtiger Mitglieder, von denen drei längere Zeit vor Jahren bei uns geweilt haben. In ernster Erinnerung an ihr vielseitiges und gedeihliches Wirken spreche ich ehrend von dieser Stelle ihre Namen aus: Regierungsrath Bartisius, Professor Erhard Hagen, Oberconsistorialrath Oesterreich, Geheimrath Dr. Dieckmann in Königsberg, Geheimrath Dr. Bärsch in Coblenz, Geheimrath Dr. Neigebauer in Breslau, Professor Dr. Genthe in Eisleben und General-Superintendent Dr. Lehnerdt in Magdeburg. — Neu gewählt als ordentliche Mitglieder sind in der letzten Sitzung der Gesellschaft Herr Regierungs-Assessor und Privatdocent

an der Universität Dr. Julius Neumann, Herr Privatdocent an der Universität Dr. Carl Lohmeyer.

. . . .

Die Geschichte des Vaterlandes, gründlichere Erkenntniß seiner Landeskunde nach allen Richtungen hin gehören zu den wesentlichsten Zielpunkten, auf welche Friedrich der Große in der Bestätigungsurkunde der Statuten dieses gelehrten Vereins jetzt vor 124 Jahren hinwies. Dadurch hält der Vorsitzer dieses Vereins heute an dem ersten Festtage nach dem glorreichen Sommer des Jahres 1866, nach dem beispiellos gelungenen Aufschwunge der glücklichsten Erhebung des Preußischen Staates, die Aufgabe seines Vortrags gerechtfertigt, wenn er die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung auf „die Erweiterung des Preußischen Staatsgebiets seit der Erhebung Preußens zum Königreich" hinlenkt und sie einladet, mit ihm einer gedrängten Uebersicht des Fortschreitens auf einem mehr als das Dreifache vergrößterten Flächeninhalte zu folgen, der seine früher zersplitterte Form zu einer wohlabgerundeten geschlossenen Gestaltung verwandelt, und für seine großartige Culturentwickelung nach allen Seiten hin, und so auch zu seiner nachhaltigen Vertheidigung die um das Vierzehnfache vermehrte Bevölkerung gegenwärtig darbietet gegen die beschränkten Mittel der ersten Tage des Königreichs. Es ist mein Lehrfach, in dem ich fast ein halbes Jahrhundert arbeite, aus welchem ich häufig den Stoff zu meinen Vorträgen gerade an dem Krönungstage entlehnt habe; ich bin noch lebhaft meines ersten Vortrags eingedenk, den ich in diesem Kreise heute vor 44 Jahren „Ueber die Erhebung Preußens zu einer Europäischen Macht zweiten Ranges durch den großen Kurfürsten" hielt. Wie oft ich aber auch in verschiedenen Vorträgen aus der Preußischen Statistik die einzelnen Abstufungen der Preußischen Territorialmacht zu erläutern mir gestattete, wie oft ich das Wachsthum der Bevölkerung in seinen gewichtvollen Beziehungen zum gehobenen Wohlstande des Landes nachzuweisen mich bemühte,*) der prophetischen Ahnung vermochte ich auch nicht im

---

*) Vgl. die Abschlüsse meiner früheren Untersuchungen in meinem Handbuch für die Statistik Preußens Bd. I, ferner in meiner Abhandlung von der Bildung des Preuß. Territorialbestandes im Archiv f. d. Pr. Landeskunde 1856. Bd. I. S. 1–52.

phantasievollen Fluge mich anzunähern, daß es mir noch vergönnt sein sollte, einen Länderbestand des theuern Vaterlandes von 6394 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 24,000,000 Bewohnern besprechen zu können, die in stattlicher Gedrängtheit für Industrie, Handel und jede Art der Cultur durchschnittlich für den ganzen Staat mit 3754 Seelen auf einer Quadratmeile vertheilt sind. Und doch, es ist so geworden zur Ehre und zum Heile unseres Vaterlandes und Aller die ihm angehören!

Kehren wir nun zu den Anfängen zurück an dem Jahrestage, welchem die Zierde beiwohnt, gleichzeitig zuerst einen allgemeinen Namen für den gesammten mit verschiedenen politischen Berechtigungen in seinen Theilen zusammengesetzten Staat dargeboten zu haben, Preußen, der Name, welcher fortan die Bezeichnung auf allen Stadien des fortschreitenden Staates geblieben ist und fortdauern soll. Vorher hieß der Staat Brandenburgische Kurlande und das Herzogthum Preußen, von denen das letztere allerdings durch die Großthaten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm Souverainität erlangt hatte, die ersteren aber Reichslehne des deutschen Kaisers waren. Des großen Kurfürsten Politik und Kriegsruhm hatten, seit der Schlacht bei Warschau und dem vierjährigen siegreichen Kampfe gegen die Schweden, mit Anerkennung Frankreichs wie der beiden Seemächte für ihn persönlich die Stellung einer Europäischen Macht zweiten Ranges in allen politischen Verhandlungen zweifellos erworben. Jedoch sächlich war die Gleichberechtigung mit der königlichen Souverainitätsgewalt nur schwach unterstützt, denn der damalige Umfang des Staats umfaßte nur 2040 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung, die höchstens nur auf 1,600,000 Seelen geschätzt werden konnte, und war noch so wenig allgemein entwickelt, daß der durchschnittliche Maaßstab für die Quadratmeile nur 770 Bewohner annehmen läßt. Friedrich der Große erzählt in seiner genialen Darstellung der Memoiren seines Hauses, die er bekanntlich zwischen den ersten beiden Schlesischen Kriegen und dem siebenjährigen Kriege niederschrieb,*) daß in seinem Staatsarchive eine Denkschrift des Jesuiten Vota über die Erhebung Friedrichs III. zur Königswürde sich befinde, in welchem derselbe dem Kurfürsten die Annahme der Königskrone empfiehlt, aber die Wahl zwischen

*) Ausgabe von 1767 gr. 4. vol. II. p. 13.

König der Vandalen und König von Preußen anheimstellt. Der letzte Titel hatte in der That seine große Schwierigkeit wegen der Beziehungen zur Polnischen Krone, die mit Einschluß von Ermland ein noch größeres Preußisches Territorium besaß. Indeß waren die damaligen großen politischen Verwickelungen vor dem Ausbruch des Nordischen und des Spanischen Erbfolgekrieges für diesen sehr günstig, so daß neben dem großen Geldaufwande in Bestechungen, die Verhandlungen an dem Kaiserlichen Hofe über die Anerkennung der Königlichen Würde glücklich gefördert wurden. Friedrich des Großen Urtheil in dem oben angeführten Werke, in welchem er übrigens seinen Großvater sehr scharf beurtheilt, spricht sich doch mit dem Seherblicke eines großen Monarchen über das Resultat der Königskrönung in folgenden Worten*) aus: „War sie auch in ihrem Ursprung ein Werk eiteln Stolzes, so zeigte sie sich in der Folge als ein Meisterstück in der Politik: die Königswürde zog das Haus von Brandenburg aus diesem Joche der Abhängigkeit, in welchem das Haus Oestreich damals alle Fürsten Deutschlands gefesselt hielt.“ „Es war — so lauten die Worte Friedrich des Großen — eine Lockspeise, welche Friedrich III. seinen Nachkommen auf dem Throne auswarf, und durch welche er ihnen anzudeuten schien: ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch desselben würdig, ich habe die Grundlage zu Eurer Größe gelegt, es ist jetzt an Euch dies Werk zu vollenden.“ Und Friedrich der Große hat wahrhaft erhaben und nachdrucksvoll dies Werk gefördert; doch unserem Zeitalter war es vorbehalten, die höchste Vervollkommnung des Ausbaus zu bewundern!

Die ersten vierzig Jahre nach der Erhebung Preußens zum Königreiche schritt die Erweiterung des Staatsgebietes nur sehr allmählich fort. Die Oranische Erbschaft brachte nach dem Tode Wilhelms III die Grafschaften Meurs und Lingen 1706 bis 1712 (14 Quadratmeilen) zur Mehrung unserer damals so beschränkten Rheinlande, sowie das Anrecht auf das Fürstenthum Neuschatel und Valengin 1707, fast von dem gleichen Flächeninhalte, jedoch völlig isolirt und ohne alle Einwirkung auf die Preußischen politischen Verhältnisse. Durch Kaufvertrag wurde die Grafschaft Tecklenburg

*) Ebendas. p. 17 u. 18.

(5 Quadratmeilen) 1707 in den Westphälischen Landen erworben, also zusammen noch unter Friedrich I. 33 Quadratmeilen.

Der zweite König, Friedrich Wilhelm I., dessen große Verdienste um die ausreichenden Hülfsmittel der weiteren Erhebung der Preußischen Staatsmacht von seinem dankbaren Sohne mit freudiger Anerkennung gewürdigt worden, gesicherte Ordnung in dem Staatshaushalte, die Anlage eines für die damaligen Zeiten nothwendigen Kronschatzes und die Bildung eines entsprechenden schlagfertigen stehenden Heeres, erwarb im Frieden zu Utrecht 1713, als das glückliche Ergebniß der militairisch ausgezeichneten Theilnahme Preußens am Spanischen Erbfolgekriege, das Quartier Geldern mit 24 Quadratmeilen, südlich von Cleve bis zur Gränze von Jülich und dem Kurstift Cölln. Eine zweite noch vortheilhaftere Vergrößerung, namentlich für den Seehandel und die engere Verbindung Pommerns mit der Mark Brandenburg brachte der große Nordische Krieg im Friedensvertrage von Stockholm 1720 mit Vorpommern bis an die Peene, 82 Quadratmeilen mit Einschluß der großen Handelsstadt Stettin, mit Damm, Gollnow, den Inseln Usedom und Wollin und den Obermündungen Swine und Diwenow. Die gesammte Vermehrung des Staatsgebiets betrug unter Friedrich Wilhelm I. zwar nur 106 Quadratmeilen, aber der Wohlstand war in allen Provinzen gehoben und mehr sicher gestellt, das Gesammtgebiet erreichte einen Flächeninhalt von 2186 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 2,240,000 Seelen, durchschnittlich bereits 1020 Bewohner auf einer Quadratmeile; im Vergleich zur heutigen Stellung etwa ein Drittel des gegenwärtigen Flächeninhalts und noch nicht ein Eilftel der gegenwärtigen Bevölkerung.

Auf dieser politischen Grundlage bewirkte Friedrich der Große den Uebergang Preußens aus einer Machtstellung mittleren Ranges zu einer Europäischen Großmacht, und behauptete sie in ehrenvoller Würde und gewichtiger Bedeutung während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung (1740 bis 1786). Gleich im ersten Jahre errang er die Eroberung Schlesiens mit der Grafschaft Glatz, 672 Quadratmeilen Flächeninhalt mit einer Bevölkerung von 1,109,000 Köpfen, die relativ weit stärker sich geltend machte, bereits mit 1649 Seelen auf einer Quadratmeile, und absolut das frühere Staatsgebiet im Flächeninhalte fast um ein Drittheil, in der Be-

völkerung sogar um die Hälfte vergrößerte. Das Preußische Hauptquartier in den Feldzügen 1742, 1744—45 wurde schon der allgemeine Concentrationspunkt für die politischen Verhandlungen Europa's und ihre Ausgleichung, und kein bedeutendes Ereigniß konnte fortan im vielseitigen Verkehr der Staaten Europa's ohne den entscheidenden Einfluß des jugendlichen Selbstherrschers ausgeführt werden. Aber der Preußische Staat erhielt dadurch auch im Innern eine neue Gestaltung in Betreff der Religionsverschiedenheit und der Nationalität. Bis zu dieser Zeit bestand er fast ausschließlich aus Bekennern der evangelischen Kirche und aus Einwohnern Deutscher Nationalität. Die Zahl der Katholiken erreichte noch nicht 50,000 Seelen, zerstreut in allen Provinzen, mithin noch nicht volle zwei Procent der Gesammtbevölkerung, und die 75,000 Polnisch redenden Masuren, wie die 60,000 Lithauer waren durch das gemeinschaftliche Band derselben Kirche in allen ihren Interessen mit der Deutschen Nationalität amalgamirt. Die Jüdische Bevölkerung, vorzugsweise nur in den größeren Städten, hatte bei ihrer Zählung in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms I. nicht viel über 5000 Köpfe nachgewiesen, das war nur ein viertel Procent der Gesammtbevölkerung. Wenn nun auch bereits seit der Verwaltung des großen Kurfürsten die mildeste Ausübung der religiösen Toleranz ein glänzendes Beispiel in Europa für die möglichst gleichmäßige Behandlung der Staatsangehörigen im bürgerlichen Leben gewährte, wie die herrlichen eigenhändigen Briefe des großen Kurfürsten an seinen Staatsminister Otto von Schwerin bezeugen (über die Aufnahme der aus Polen vertriebenen Socinianer im Herzogthum Preußen), wenn auch die harten Beschränkungen der Juden in der Ansiedelung wie im gewerblichen Verkehr mit jedem Jahrzehnd seit dem Privilegium von 1671 für ihre Aufnahme ermäßigt waren, so blieb doch noch die Aufgabe zu lösen, wenn durch den Zutritt einer großen Provinz wesentlich die numerischen Verhältnisse in Bezug auf National- und Religions-Verschiedenheit geändert wurden. Beides geschah durch die Einverleibung Schlesiens; die Bekenner der katholischen Kirche wurden um das Zwölffache gegen ihr früheres Verhältniß, die slavische Bevölkerung um das Achtfache vergrößert bei ihrer überwiegenden Zahl in Oberschlesien und der stärkeren Ansiedelung der Mähren und Wenden in Niederschlesien; die

Zahl der Juden wurde fast verdoppelt. Der Regenten-Charakter Friedrich des Großen war aber ganz besonders dafür ausgestattet, als Lebensaufgabe eine schonende Behandlung dieser Verhältnisse auch für die Zukunft dem Preußischen Staate zur Pflicht zu machen.

Schlesiens Besitz wußte Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege gegen drei Europäische Großmächte, dazu noch gegen das Deutsche Reich und Schweden zu vertheidigen, zum größten Theile nur allein auf die Hülfsmittel seines Staates beschränkt. Der Friede zu Hubertsburg (1763) vermittelte zwar keinen neuen Gewinn an Land, aber er stellte jedoch den Glanzpunkt der Preußischen Machtentwickelung am höchsten im achtzehnten Jahrhunderte, und gewinnt erst nach einem vollen Jahrhundert einen ebenbürtigen gleichstrahlenden im Friedensvertrage zu Nicolsburg. Das Friedenswerk des unermüdlichen Monarchen für alle Zweige der physischen und technischen Cultur wie eines regeren Handelsverkehrs, vor allem für Hebung des Ackerbaus und des Bergbaus, die namentlich für Schlesien eine so rasche vorher nie geahnte Kraftentwickelung dieses Landes erweckte, liegt außerhalb der Aufgabe meines heutigen Vortrags.

Für die Erweiterung des Staatsgebiets in dieser Zeit fällt indeß noch die friedliche Einverleibung des am 25. Mai 1744 erledigten Reichslehns, des Fürstenthums Ostfriesland mit 54 Quadratmeilen und 83,000 Einwohnern, auf welches schon sein Großvater 1694 bei dem Abtreten des Schwiebus-Kreises die Anwartschaft für den Fall des Aussterbens des dortigen Fürstenhauses erlangt hatte, und welches dem Sieger in Schlesien von seinem damaligen Bundesgenossen auf dem Kaiserthron Carl VII. aus dem Hause Baiern nicht streitig gemacht werden konnte.

Mit dem Erwerb Schlesiens steht inzwischen auch die erste Theilung Polens in weiterer Verbindung. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und dies trieb die Oesterreichische Politik, wie urkundlich neuerdings nachgewiesen ist, in die entgegengesetzte Richtung, gemeinschaftliche Sache mit dem Bundesgenossen des Siegers, der Kaiserin Catharina II., zu machen, um ein Aequivalent für Schlesien zu erhalten, wiewohl auch Friedrich der Große gleichzeitig einen großen Erwerb für sich dabei hinzufügte. Daher der Abschluß der zwei gleichzeitigen Verträge, des zu Petersburg zwischen Rußland und Preußen, des

zu Wien zwischen Rußland und Oesterreich, am 17. Februar 1772. Ohne hier näher auf die vielbesprochene Angelegenheit einzugehen, führe ich nur den vollen Gewinn an für unsern Staat aus der am 25. Juli 1772 definitiv erfolgten Theilung, mit Einschluß des Gränzvergleichs vom 22. August 1776: Preußen erhielt Ermland, die Weichsel-Niederungen, Pommerellen und alles Preußische Land auf beiden Ufern der Weichsel, soweit es damals noch unter Polnischer Hoheit stand, nebst dem Netzdistrict von Großpolen bis zur Gränze der Neumark. Der Flächeninhalt war 533 Quadratmeilen mit etwa 550,000 Einwohnern, also nur mit 1000 Einwohnern durchschnittlich auf einer Quadratmeile. Aber erst damit war der volle innere Zusammenhang des Landes für alle Provinzen zwischen der Memel zur Weichsel, Oder und Elbe erreicht. Die Bevölkerung gehörte fast ausschließlich der katholischen Kirche und überwiegend der Polnischen Nationalität an, so daß jeder dieser beiden Bestandtheile für sich über 1,000,000 Köpfe einschloß, d. h. damals etwa 25 Procent der Gesammtbevölkerung bildete. Ueberdies wurde gleichzeitig bei dieser Erweiterung des Staatsgebiets die jüdische Bevölkerung verhältnißmäßig etwa in doppelt so großem Antheile an der früheren Gesammtbevölkerung vermehrt.

Aus den letzten Regierungsjahren des großen Königs sei hier noch der Antheil der Grafschaft Mansfeld mit 8 Quadratmeilen erwähnt, welcher nach dem Tode des letzten Grafen Joseph Wenzel 1780 aus dem Theilungsvertrage der beiden Lehnshöfe in Preußen und Kursachsen uns zufiel. Die militairischen und diplomatischen Operationen gegen Kaiser Joseph II. 1778 bis 1779 und 1785 finden in diesem Vortrage keinen Platz, sie erhöhten zwar von neuem den nicht mehr bezweifelten Erweis, daß das Gewicht des Preußischen Staates sich überall als eine Großmacht vom ersten Range geltend zu machen wisse, die im Deutschen Reiche ebenmäßig als Vormacht das erste Wort zu sprechen habe, aber eine Vergrößerung des Staatsgebietes ging aus denselben nicht hervor. In solcher Weise vergrößert, überall in aufblühendem Wohlstande, mit 600 neu angelegten Dörfern*) und Vorwerken, mit vielen tausenden Colonisten aus Süddeutsch-

*) Des Staatsministers Grafen von Herzberg Abhandlungen, die er an den Geburtstagen des Königs in der Berliner Akademie vorlas.

land, der Schweiz und auch einzelnen Theilen Norddeutschlands zweckmäßig ausgestattet, hinterließ Friedrich der Große seinem Nachfolger einen Staat von 3540 Quadratmeilen*) mit einer Bevölkerung von 5,430,000 Seelen, d. i. bereits für den gesammten Staat durchschnittlich 1536 Seelen auf einer Quadratmeile. Es war also durch ihn der Staat im Flächeninhalte um 1350 Quadratmeilen, in der Bevölkerung um 3,200,000 Seelen vergrößert, jedoch besaß derselbe im Vergleich zu dem heutigen Bestande nicht sehr viel über die Hälfte des jetzigen Flächeninhaltes und nur erst sehr wenig über ein Fünftheil der gegenwärtigen Gesammtbevölkerung.

Friedrich Wilhelm II. hat zwar während seiner nicht langen Regierung (1786 bis 1797) eine sehr umfangreiche Territorial-Vergrößerung von beinahe 2000 Quadratmeilen hinzugefügt, aber größtentheils nur mit solchen Bestandtheilen, welche unter den damaligen Zuständen sich nicht geeignet zeigten, mit den übrigen Provinzen vollständig zu einem eng verbundenen Gesammtstaate zu verwachsen, und deshalb während der kurz vorübergehenden Verbindung mit dem Preußischen Staate demselben mehr Opfer gekostet, als irgend welche erhebliche Vortheile gebracht haben. Der erste auf friedlichem Wege des Familienvertrags am 2. December 1791 gezogene Gewinn ergab sich in den beiden Fränkischen Fürstenthümern des Hauses Hohenzollern, den Markgrafschaften Ansbach und Baireuth mit 159 Quadratmeilen und fast 500,000 Bewohnern, als der kinderlose Markgraf Carl Alexander freiwillig resignirte, und mit einer Leibrente sich nach England zurückzog († 5. Januar 1806 zu Benham in Berkshire). Das Zeitalter der Französischen Revolution erschütterte auch die gesichertsten politischen Verbindungen, und ließ rasche und glänzend schimmernde Vortheile begehren für scheinbar geringere Verluste, die aber die Grundlage des Staates und das politische Vertrauen auf seine unerschütterliche Wehrkraft und seine Widerstandsfähigkeit preisgaben. Dies spricht sich in dem Resultate der beiden letzten Theilungen Polens aus. Die zweite gewährte außer dem wesentlichen Vortheile der beiden noch fehlenden Weichsel-Städte Danzig und Thorn, das Land Cujavien, die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Lenczyc, Theile d. W. Plock von der Weichsel

*) Jahrb. f. amtl. Statistik des Preuß. Staats 1. Jahrg. 1863. S. 2.

bis zur Preußischen Gränze, kleinere Theile der Woiwodschaften Rawa und Krakau; sie bildeten das neue Südpreußen mit 1015 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 1,400,000 Köpfen. Die dritte Theilung oder gänzliche Auflösung des Königreichs Polen brachte durch den Vertrag zu Petersburg (24. October 1795) den Rest der Woiwodschaften Plock und Rawa, Masovien auf dem linken Ufer der Weichsel und dem rechten Ufer des Bugs mit Einschluß der Polnischen Hauptstadt Warschau, die noch mit Südpreußen verbunden wurde, ferner die lithauischen Woiwodschaften Troki und Samogitien, als Hauptbestandtheil der neuen Provinz Neu-Ostpreußen, endlich kleine Theile von Krakau und dem Herzogthum Severien zum Anschluß an Schlesien als Neu-Schlesien. Der Erwerb dieses Jahres betrug allein 827 Quadratmeilen mit 950,000 Bewohnern, so daß der Gesammtgewinn des Preußischen Staates aus allen drei Theilungen Polens eine Ländermasse von 2375 Quadratmeilen mit 2,900,000 Bewohner bildete. Dagegen war die Rheingränze vom Preußischen Staate aufgegeben, im Friedensvertrage zu Basel (5. April 1795) überließ er der Französischen Republik seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, das Herzogthum Cleve, soweit es jenseits lag mit Geldern und Meurs, zusammen 44 Quadratmeilen, und band sich zur ferneren Neutralität mit der Aussicht, vermittelst des künftigen allgemeinen Friedensschlusses zwischen der Französischen Republik und dem Deutschen Reiche, auch in Deutschen Landen eine verhältnißmäßig größere Entschädigung durch Säcularisationen für die Verluste jenseits des Rheines zu erlangen. Hiefür wurde später noch ein geheimer Vertrag zu Berlin (5. August 1796) zwischen der Preußischen Regierung und der Französischen Republik abgeschlossen, mit directer Hinweisung auf die Hälfte des Bisthums Münster und ähnlicher nahe liegender Erwerbungen.

So war ungeachtet des starken Wachsthums im Länderbestand am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms II. die Macht und das Ansehen des Preußischen Staates nicht gleichmäßig gestiegen. Bestand auch sein Territorium bereits aus 5494 Quadratmeilen (d. h. es besaß damals bereits 390 Quadratmeilen mehr, als noch vor einem Jahre bis zum August des letzten Sommers unser Staat umfaßte), so war doch die Gesammtbevölkerung nur 8,700,000 Köpfe; und dazu in dem ungünstigsten Verhältnisse der Nationalverschiedenheit, welches jemals für den Preußi-

zu überflügeln, oder theilweise ihnen den Rückzug abzuschneiden. Durch diesen Handstreich überrumpelt besetzte Preußen Hannover (27. October 1805), zur Sicherstellung seiner eigenen Gränze, und näherte sich gleichzeitig dem Kaiser von Rußland in der Convention zu Potsdam (3. November 1805). Aber der überraschend schnelle Triumph Napoleons über alle Oesterreichische Heere in dem Verlauf von 6 Wochen, die vernichtende gemeinsame Niederlage der Russen und Oesterreicher bei Austerlitz (2. December) steigerte die Bereitwilligkeit des vom Französischen Kaiser verblendeten Preußischen Unterhändlers Graf von Haugwitz zur Unterzeichnung des Vertrages zu Schönbrunn (15. December), welcher den Rücktritt der Preußischen Regierung von der Neutralität oder Allianz für Frankreich unmöglich machte, oder sofort den Staat den verderblichsten Gefahren preisgab. In diesem Vertrage sollte Preußen sich verpflichten, Neufchatel und Valengin, sowie den Rest von Cleve auf dem rechten Rheinufer für Napoleon zur Verfügung zu stellen, das Fürstenthum Ansbach an dessen eifrigen Bundesgenossen, an Baiern abzutreten, und dafür als reichliche Gegengabe das Kurfürstenthum Hannover, damals mit 569 Quadratmeilen und 1,080,000 Einwohnern entgegen zu nehmen. Zuerst verwarf König Friedrich Wilhelm die Genehmigung dieser Convention, aber der Abschluß des Friedens zu Presburg bereits am 26. December 1805, der Rückmarsch der Russen nach ihrem Reiche, der überlegene Sieger mit seinen neuen Bundesgenossen in vollständiger Rüstung an der Preußischen Gränze, übten doch zuletzt den verhängnißvollen Einfluß auf Preußen, im Vertrage zu Paris vom 15. Februar 1806 den Gewinn wie die Cessionen anzuerkennen.

Doch damit hatte auch das bisherige günstige Verhältniß, wie es zwischen Preußen und Frankreich seit dem Frieden von Basel bestanden hatte, vollständig sein Ende erreicht, um der entgegengesetztesten Richtung erbitterter Abneigung und Verletzung Raum zu geben. Die Stiftung des Rheinbundes, die Französische Ocupation Preußischer Gebiete in Westphalen in der Nähe der Cessionen des letzten Pariser Vertrags, Verhandlungen mit dem neuen Englischen Ministerium unter Fox über die Rückgabe Hannovers ohne Zuziehung Preußens, dienten als Reizmittel zu gegenseitigen Beschwerden. Napoleon suchte jetzt den Kampf mit Preußen, um den noch unbesiegten Gegner unter den Continentalmächten niederzuwerfen und zum gefügigen

Werkzeuge für die Monopolpläne seiner politischen Herrschaft zu bilden. Der unvermeidliche Krieg brach im October 1806 aus, unglücklich wurde er über 9 Monate geführt, aber die Gegenwehr entwickelte auch trotz der größten Uebermacht abwechselnde glückliche Erfolge. Nicht als Folge einer einzigen siegreichen Schlacht war die Unterwerfung des Landes erreicht, bis zu der äußersten Gränze der östlichsten Provinz mußte der Kampf fortgesetzt werden; daher wollte auch Napoleon nach der Niederwerfung des Preußischen Staats das strengste Beispiel seiner Schwächung für die Zukunft an ihm ausüben, wie er es in keinem Staate härter gethan, in welchem er überhaupt die regierende Dynastie bestehen ließ. Der Friede zu Tilsit 9. Juli 1807 forderte nicht weniger von Preußen als die Hälfte seines Staatsgebiets, wie die Hälfte seiner Bevölkerung und das Herabsteigen von der gebietenden Gewalt einer Europäischen Großmacht zu den gemäßigten Ansprüchen und Leistungen einer Mittelmacht vom zweiten Range. Unsere Verluste umfaßten alle Preußischen Besitzungen zwischen dem Rhein und der Elbe, wie sie das Mittelalter mit der Altmark in der Zusammensetzung begonnen und vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert durch die Cleve-Jülichsche Erbschaft und die stattlichen Erwerbungen des großen Kurfürsten an der Weser, an der Elbe und ihren Nebenflüssen ausgebreitet und erweitert waren, dazu Ostfriesland, die Markgrafschaft Baireuth, die Entschädigungslande aus dem Jahre 1803, endlich alle Erwerbungen aus der zweiten und dritten Theilung Polens, selbst Danzig Thorn und noch einen Theil des Netzdistricts und der südlichen Kreise Westpreußens aus der ersten Theilung dieses Landes. Es war ein Gesammtverlust des Flächeninhaltes um 2855 Quadratmeilen, sodaß sein zurückbleibender Rest nur 2870 Quadratmeilen betrug, also nur um 15 Quadratmeilen größer war. Die Bevölkerung des Staates hatte 1806 mit Einschluß der Zählung Hannovers die Summe von 10,766,000 Einwohnern erreicht; nicht ganz volle 5,000,000 Einwohner blieben dem verminderten Staate, da gut und schwach bevölkerte Landschaften auch bei den Cessionen in den Deutschen und Polnischen Landschaften die ausgleichende Waagschale für das Durchschnittsverhältniß gegen einander hielten.

Fünf Jahre und sechs Monate wurden die engen Schranken für die politische Machtstellung Preußens durch Napoleon's eiserne schwerwiegende

Hand festgehalten. Aber es war keine Zeit schlaffer hingegebener Ruhe; hier von Königsberg aus begann Friedrich Wilhelm III. die neue Kräftigung seines Volkes und die Belebung aller Zweige seiner Thätigkeit; unter dem genialen Beirath von Stein, Scharnhorst und ihren Genossen wurde die Reorganisation der Staatsverwaltung, die Bildung der neuen Landesvertheidigung ins Werk gesetzt,*) als Grundlagen des geistigen Lebens die Reformen der Unterrichtsanstalten von den Universitäten bis zu den Elementarschulen herab mit Eifer gepflegt, die Industrie und Landwirthschaft schon von manchen hemmenden Fesseln befreit. Es war allerdings eine schwere Zeit, aber selbst der berechnete Druck des allgemeinen Landesfeindes übte seinen wohlthätigen veredelnden Einfluß auf das sittliche Leben des gesammten Volkes und gewährte den Muth, selbst in den häufig drohenden Gefahren für die Existenz des Staates mit Ausdauer zu verharren und sich getrost für die günstigere Zukunft zu rüsten. Da brachte die beispiellose Niederlage des Feindes im Russischen Winterfeldzuge die Rettung des Landes, und die allgemeine muthvolle und selbstbewußte Erhebung aller Classen des Volkes sicherte die Wiedererhebung Preußens zu seiner früheren politischen Bedeutsamkeit. Nach York's Convention und dem dadurch bedingten weiteren Vorrücken der Russen über die Weichsel, besiegelte der Bundesvertrag zu Kalisch vom 18. Februar 1813 die Verpflichtung zwischen Preußen und Rußland, die Waffen nicht eher ruhen zu lassen, als bis Preußen in seinen finanziellen und geographischen Verhältnissen das Staatsgebiet aus dem Anfange des Jahres 1806 wiedererlangt haben würde. Das großartige Zusammenwirken aller Provinzen unseres Vaterlandes, die beispiellosen Leistungen des Preußischen Volkes ungeachtet der Zerrüttungen seiner Vermögenszustände durch die vorausgegangenen Jahre, das Zuströmen vieler Tausende zu den Freiwilligen aus allen Berufsständen, wie der auf gleiche Weise gebildeten Schaaren der Landwehr, drückten erst der Russisch-Preußischen Allianz das volle Gepräge auf. Bei solcher Gestaltung eines wehrhaften Volkskrieges konnten auch die Maitage und der Waffenstillstand 1813 nur neue gesicherte Aussichten zum endlichen Siege und Ausdehnung der Reihen unserer Bundesgenossen für das gemeinsame Ziel

*) Vgl. die Biographien Perz's von Stein, Gneisenau, Haym's von W. v. Humboldt rc.

darbieten. Die Tage von Großbeeren, Katzbach, Dennewitz bis zur dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig vollendeten die Gewißheit des ruhmreich wiedergewonnenen Ranges unter den Großmächten Europa's für Preußen. Der Rheinbund war aufgelöst, das Königreich Westphalen, das Großherzogthum Berg, die neugebildeten Französischen Departements in Norddeutschland waren für Napoleon unwiederbringlich verloren. Es handelte sich jetzt um das fernere Bestehen des Französischen Kaiserthums und den Wiedererwerb des deutschen Gebiets jenseits des Rheins. Auch diese Aufgabe wurde vorzugsweise durch die Preußen im dreimonatlichen Feldzuge des Jahres 1814 bis zur Einnahme von Paris (31. März 1814) gelöst. Die Entthronung Napoleon's und seiner Dynastie, der Friede zu Paris am 30. Mai 1814 reichten dem Preußischen Staate die volle Anerkennung als Europäische Großmacht wieder, sowie die Zurücknahme aller im Tilsiter Frieden verloren gegangener Länder, oder vollen Ersatz für dieselben, wenn sie durch anderweitige Verträge bereits anderen verbündeten Staaten garantirt waren, wie die Fürstenthümer Ansbach-Baireuth für Baiern, der größte Theil der ehemals Polnischen Lande für Rußland. Dem Congresse zu Wien (vom 2. October 1814 bis 9. Juni 1815) fiel die Aufgabe zu, die detaillirtere Vertheilung der bereits in Besitz genommenen Länder nach älterem Eigenthumsrecht, sowie noch der zur Verfügung stehenden jetzt herrenlosen Landschaften und Städte zu regeln. Die diplomatischen Intriguen, die Fürst Talleyrand in geschicktester Weise für den neu zu gewinnenden Einfluß Frankreichs zu leiten erstrebte, und in die er gewandt England und Oesterreich zu verstricken wußte, richteten sich vornehmlich gegen Preußen, und es gelang den verhängnißvollen Grundsatz für die Vertheilung festzustellen, daß nicht der frühere Flächeninhalt, sondern die Bevölkerung aus dem Jahre 1806 als Maaßstab für die Ausgleichung dienen sollte. Hiebei war Englands Stütze für die Erhaltung Sachsens sowie für den Abzug der Bevölkerung Hannovers von dem Länderbestande im September 1806 den Preußischen Ansprüchen geradezu verderblich, denn es wurde die Gesammtsumme für Preußen auf 10,000,000 Köpfe beschränkt, und da Preußen allein in besser bevölkerten Deutschen Landen entschädigt werden konnte, als es in den früheren Polnischen schwach bevölkerten Besitzungen an Rußland überlassen mußte, so entstand daraus ein Territorial-

verlust von mehr als 600 Quadratmeilen Flächeninhalt. Es blieb indeß nicht nur bei Remonstrationen in hartem Notenwechsel, es drohte der Zwiespalt in einen vollständigen Bruch der verbündeten Mächte überzugehen, als die Rückkehr Napoleon's von Elba in Frankreich, sowie seine überraschend günstige Wiederaufnahme im März 1815 auf allen Theilen des Französischen Bodens, den jähen Umsturz der mit so vielen Opfern restaurirten Dynastie der Bourbons drohte, den Preußischen Beistand für ihre Erhaltung unentbehrlich machte, jetzt alle diplomatischen Hindernisse aus dem Wege räumte und nun hastig die einzelnen Mächte zu dem bedenklichen Mittel der Separatverträge drängte.

Rasch wurde am 5. Mai 1815 mit Rußland das Großherzogthum Warschau getheilt. Das Herzogthum Posen, etwa ein Viertel des gesammten Territoriums mit 536 Quadratmeilen, kam auf Preußen neben dem aufgelösten Freistaat Danzig und den schon 1814 zurückgegebenen Gebieten von Thorn, Culm und Michelau. Das Schicksal von Sachsen wurde am 18. Mai entschieden, die Niederlausitz mit dem Kreise Cottbus, der Kurkreis mit Barby und Gommern, Theile der Kreise Leipzig und Meissen, sowie der größere Theil der Stifter Zeitz und Merseburg, der Sächsische Antheil an den Grafschaften Mansfeld, Henneberg, Querfurt und die Voigtländischen Enclaven, überhaupt 327 Quadratmeilen (29 Quadratmeilen über die Hälfte) mit 864,500 Einwohnern wurden Preußisch. Am 29. Mai nahm der Vertrag mit Hannover die Fürstenthümer Ostfriesland und Hildesheim, Goslar und die Grafschaft Lingen von den früheren Preußischen Besitzungen gegen das Herzogthum Lauenburg, welches Preußen zu seinem Austausch von Neu-Vorpommern mit Dänemark benutzte. Dieser Staat gab den Kieler Friedensersatz für Norwegen im Interesse der Abrundung seiner Lande dahin und erhielt noch ein Aequivalent in Geld von Preußen. Am 10. Juni erlangte Preußen von Hessen-Darmstadt das Herzogthum Westphalen mit 62 Quadratmeilen, indem dieser Rheinfürst auf anderweitigen Austausch in Mainz und der benachbarten Landschaft angewiesen wurde. Außerdem war am 7. April von der Schweiz Neufchatel und Valengin zurückgewährt. Endlich war auf dem Wiener Congresse selbst im gemeinschaftlichen Einverständnisse das Großherzogthum Berg auf dem rechten Rheinufer mit 57 Quadratmeilen und 304,000 Einwohnern gewonnen, sowie die Stadt Wetzlar, ferner auf dem lin-

ken Rheinufer die Lande nördlich von der Nahe bis zu ihrem Zusammenflusse mit der Glan, dann in gerader Richtung bis zur Saar und ihrer Einmündung in die Mosel, dann längs der Belgischen Gränze westlich von Malmedy und Aachen, in fast paraleler Richtung mit der Maas, die Lande Jülich, Cleve und Geldern nach ihrer alten Abgränzung gegen die Niederlande zusammen 322 Quadratmeilen mit 1,160,000 Einwohnern. Aus diesen Landen wurde das Großherzogthum Niederrhein und das Herzogthum Cleve-Jülich-Berg neu gebildet, welche später vereinigt seit 1824 die Rheinprovinz darstellen. Dazu kam noch der Erwerb der Oberhoheitsrechte über die mediatisirten Besitzungen der Fürsten von Solms, Wied, Salm, der Herzoge von Croy und Looz-Corswaren, von Aremberg, des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg u. a., zusammen 90 Quadratmeilen mit 206,000 Einwohnern. Die Tauschverträge aus den Jahren 1815 und 1816 mit Hessen-Cassel, Nassau, Sachsen-Weimar, den beiden Fürsten von Schwarzburg will ich hier nicht weiter ausführen.*) Der Preußische Staat war wieder auf einen Flächeninhalt von 5050 Quadratmeilen mit 10,100,000 Einwohnern hergestellt.

Unterdessen war der gegen Napoleon erneuerte Kampf abermals durch die größten Opfer von Preußischer Seite in einem Monate entschieden (12. Juni bis zur Capitulation von Paris am 3. Juli 1815), aber der zweite Frieden zu Paris am 20. November legte nur der unsichern Stimmung des Französischen Volkes mehr eine Belastung durch Geldopfer (700,000,000 Francs, von denen Preußen 145,000,000 Francs empfing), sowie durch ein mehrjähriges Verbleiben eines Besatzungheeres von 150,000 Mann auf, als er durch neue Abtretungen am Staatsgebiete die Macht des Französischen Königthums schmälern wollte. Doch erhielten die an Frankreich angränzenden Staaten kleine Gebietserweiterungen. Preußen gewann dadurch den Rest des vormaligen Saar-Departements mit Einschluß der Festung Saarlouis und einem Theile des nördlichen Mosel-Departements, aber damit war zugleich die Verpflichtung verknüpft, den Artikel 49 der Wiener Schlußacte von 9. Juni 1815 auszuführen und

*) Vergl. meine Statistik des Preußischen Staates Bd. I, meine ausführlichere Darstellungen im Archiv für die Landeskunde der Preußischen Monarchie 1856 Bd. I und Bluntschli's Staatswörterbuch Bd. VIII. ob. cit.

durch einen Bezirk von 69,000 Einwohnern im Saar-Departement die Herzoge von Sachsen-Coburg (zur Bildung des Fürstenthums Lichtenberg), Oldenburg zur Bildung des Fürstenthums Birkenfeld, den Landgrafen von Hessen-Homburg zur Bildung des Fürstenthums Meisenheim, sowie den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und den Reichsgrafen von Pappenheim zu entschädigen. Die ersten drei Fürsten bestanden auf Abfindung in Land und behielten jene Enclaven in der Rheinprovinz; den letzteren beiden wurde ihr Antheil bereits 1817 und 1819 von Preußen für 1,750,000 Thaler abgekauft. Es verblieb danach dem Preußischen Staate aus den Ergebenissen des zweiten Pariser Friedens nur im Saar-Departement eine Vergrößerung des Territoriums um 36 Quadratmeilen mit 80,000 Bewohnern. Nachdem die administrativen Verhältnisse aller Provinzen in den nächsten Jahren geordnet waren, ergab sich der gesammte Flächeninhalt des Preußischen Staats, mit Einschluß von Neuschatel und Valengin, im Jahre 1820 auf 5086 Quadratmeilen, mithin noch um 587 Quadratmeilen weniger, als er am Ende des Jahres 1804 vor der Verwickelung mit Hannover besessen hatte. Jedoch waren jetzt die westlichen und mittleren Provinzen sowohl abgerundeter und ausgedehnter, als sie auch unter dem Einflusse einer relativ stärkeren und wohlhabenderen Bevölkerung eine angemessene mehrseitige Entwickelung ihrer reichen Kräfte auszuüben vermochten. Es traten jetzt die wohlthuenden Zeiten eines vieljährigen Friedens ein, in welchen überall die Hebung des Wohlstandes sich kund gab, sowohl durch die gleichmäßige Steigerung der Gesammtbevölkerung, als auch durch die sehr beachtenswerthe Verminderung der nur von der Armenpflege erwähnten Hülflosen, für diese aber in den dreijährigen regelmäßigen Volkszählungen einen nachhaltigen untrüglichen Maaßstab zur Beurtheilung festhielt. Die erste allgemeine Volkszählung nach dem Frieden ergab im December 1816 = 10,400,617 Köpfe, aber schon nach 9 Jahren, im December 1825 stand die Gesammtbevölkerung auf 12,308,948 Köpfen und durchschnittlich mit 2420 Köpfen auf einer Quadratmeile, mithin um 2,381,000 Köpfe mehr als die stärkste frühere Bevölkerung des Staates aus dem Jahre 1805 nachgewiesen hatte. Die financiellen Hülfsmittel des Staates hatten zugleich eine so weit geordnete Stellung eingenommen, daß eine vollständige Deckung der ordentlichen jährlichen Staatsausgaben durch die lau-

fenden Staatseinnahmen in der Regel stattfand, und daß das erste in der Gesetzsammlung bekannt gemachte Staatsbudget für 1821 eine vollkommen ausgeglichene Balance von 52,500,000 Thalern zwischen Staats-Einnahmen und Ausgaben aufstellte. Allerdings waren die Staatsschulden in Folge der mehrjährigen starken Kriegsopfer beträchtlich gewachsen, indem ihr Etat vom 17. Januar 1820, der den ersten vollständigen Abschluß nach den beiden Pariser Frieden gewährte, die Summe von 217,845,558 Thalern darbot, darunter 206,603,211 Thaler zu 5 und 4 Procent verzinslich, so-wie 11,242,347 Thaler unverzinslich in Papiergeld. Ein gedeihlicher Wohlstand blieb darauf in fortdauerndem Wachsthum, es konnten außer-ordentliche Ausgaben von ansehnlichem Umfange für Hebung der Land-wirthschaft und Viehzucht, für neue Verkehrsmittel in Chausseen, für Er-weiterung der Fluß-, Hafen-Regulirungen, für Unterrichtsanstalten und Bau-werke aller Art gemacht werden. Die Bevölkerung blieb in gleichmäßig raschem Steigen, sie war im

December	1828 =	12,780,059	Köpfe	bei	der	Dichtigkeit	von	2531	Köpfen
"	1831 =	13,093,040	"	"	"	"	"	2593	"
"	1834 =	13,566,000	"	"	"	"	"	2681	"
"	1837 =	14,157,573	"	"	"	"	"	2798	"

auf einer Quadratmeile, das heißt eine Vermehrung in 12 Jahren um 1,848,625 Köpfen, oder im jährlichen Durchschnitte um 154,052 Köpfe oder 1 $^1/_5$ Procent.

Der allgemeine Friede blieb durch die weise und zurückhaltende Politik Friedrich Wilhelms III. auch in dem stürmischen Jahre 1830 gesichert. Nur noch eine friedliche Erweiterung des Staatsgebietes erfolgte durch den Ankauf einer Enclave in der Rheinprovinz, des Fürstenthums Lichtenberg (jetzt Kreis Wendel) von 10,5 Quadratmeilen mit 35,246 Einwohnern, vermittelst des Vertrags mit Sachsen-Coburg für eine jährliche Rente von 80,000 Thalern, welche theils durch Anweisung auf Preußische Domainen, theils durch Capitalien zum Ankauf von Gütern eingelöst ist.

Friedrich Wilhelm IV. (7. Juni 1840 bis 2. Januar 1861) übernahm den Länderbestand mit einem Flächeninhalte von 5096,5 Quadratmeilen und einer Gesammtbevölkerung von 14,991,241 Köpfen, d. i. 2962 Seelen auf eine Quadratmeile, wie sie die Volkszählung am

3. December 1840 ergab. Die Erweiterung des Staatsgebietes erlangte während seiner Regierung keine wesentliche Veränderung, da die Neugestaltung des politischen Lebens in den inneren Verhältnissen für meinen heutigen Vortrag keinen Platz findet. Die Einverleibung der beiden Fürstenthümer Hohenzollern Hechingen und Siegmaringen, mit 21,1 Quadratmeilen und 65,000 Einwohnern, erfolgte durch freiwilligen Vertrag der beiden Fürsten am 12. März 1850 gegen eine dauernde jährliche Rente von 35,000 Thalern. Diesem Erwerb gegenüber steht indeß die Cession von Neufchatel und Valengia von 13,9 Quadratmeilen, welche factisch durch die Ereignisse des Jahres 1848 eingeleitet, erst als Gegenstand der officiellen Besprechung auf dem Congresse in Paris (im März 1856) sich geltend machte, und dann durch Verhandlungen, nach dem Vertrage vom 26. Mai 1857 zwischen den fünf Großmächten Europa's und der Schweiz, von Preußen durch Verzicht auf die Geldentschädigung ausgeführt wurde. Aber alle Zweige des National-Einkommens nahmen in Preußen jetzt in einem bis dahin nicht gekannten Fortschreiten, einen so reichlich ergiebigen Aufschwung, bei dem alle Provinzen, wenn auch nicht in gleichem Grade betheiligt waren, daß der Werth des Bodens durch die in der erhöhten Production gesicherte Rente auf das Doppelte und Dreifache in dieser Zeit stieg. Nicht minder erreichte die Industrie jetzt nach allen Richtungen in den inländischen Fabrikaten nicht nur eine entsprechende Befriedigung des nneren Bedarfs, sondern auch einen namhaften Begehr bei der Ausfuhr fast für alle Erdtheile; Land- und Seehandel verdoppelten den gegenseitigen Austausch; der Betrieb des Bergbaus glänzte durch drei- und vierfache Steigerung seiner Production. Das Netz der Chausseen wurde jetzt über jeden Regierungbezirk dichter ausgedehnt; die erst unter dieser Regierung angefangenen Eisenbahnbauten umfaßten im März 1860 bereits 725 Meilen Länge, mit einem Kostenaufwande von 311,684,000 Thalern errichtet, wovon 172,3 Meilen Staatsbahnen und 552,7 Meilen Privatbahnen waren. Mit solchen Hülfsmitteln erschien die Machtstellung des Staates neu gekräftigt und erhöht, wie sie gleichzeitig durch das ebenmäßige Fortschreiten der Bevölkerung in den verschiedenen Abstufungen der Ernährung und des Wohlbefindens, wie in den quantitativen Verhältnissen untrügliche Beweise lieferte. Zum Anschlusse an die obigen Ver-

gleiche aus der Volkszählung mögen uns die nachfolgenden Ergebnisse für die Gesammtbevölkerung dienen: sie war am

3. Decbr.	1843	=	15,536,053	Köpfe	bei	einer	Dichtigkeit	von	3070	Köpfen
3. „	1846	=	16,181,185	„	„	„	„	„	3198	„
3. „	1849	=	16,331,187	„	„	„	„	„	3227	„
3. „	1852	=	16,935,420	„	„	„	„	„	3333	„
3. „	1855	=	17,202,831	„	„	„	„	„	3385	„
3. „	1858	=	17,739,913	„	„	„	„	„	3500	„

auf einer Quadratmeile. Es war demgemäß die Gesammtbevölkerung in 18 Jahren um 2,748,672 Köpfe vermehrt d. i. im jährlichen Durchschnitte um 152,704 Köpfe, oder noch etwas über 1 Procent. Für einen ferneren Vergleich in Bezug auf die Religions- und Nationalverschiedenheit, wie ich sie oben für 1740 und 1797 erläutert habe, hebe ich nur die in dieser Beziehung genauere Zählung aus dem Jahre 1858 heraus. Die confessionelle Verschiedenheit bot 10,877,170 Evangelische oder 61,2 Procent, 6,618,979 Katholiken oder 37,4 Procent und 242,416 Juden oder 1,4 Procent der Gesammtbevölkerung. Die nationale Verschiedenheit zählte 15,097,422 Deutsche oder 85,4 Procent, 1,624,766 Polen oder 9,1 Procent, 635,000 andere Slavische Stämme 3,4 Procent (wie Masuren, Wenden, Mähren, Böhmen), 139,700 Lithauer oder 0,7 Procent, wobei die Jüdische Bevölkerung in der Verhältnißzahl noch einmal anzuführen ist. —

Die großartigen Ereignisse unter der glorreichen Führung Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs haben ein Ziel für Preußens Ehre, Ansehen und Machtstellung errungen, welche auch die kühnsten Hoffnungen und Wünsche weit hinter sich zurückgelassen haben. Es würde gegen das Gefühl meiner Ehrerbietung für diese verehrte Versammlung streiten, wenn ich nicht bei Ihnen allen von der lebendigsten Kenntniß der Siegeszüge aus dem ruhmvollen Vorkampfe in Schleswig überzeugt wäre, oder wenn ich es noch unternehmen wollte, auch nur die Rüstungen und Machtmittel für die beispiellos im Sommer 1866 überraschenden Erfolge in Böhmen, Mähren, im Weser- und Main-Feldzuge näher anzugeben. Alle Erinnerungen von den Tagen bei Düppel und Alsen, von dem gewaltigen Einbruch über Böhmen's Gränze, der niederschmetternden Schlacht von Sadowa bis zum Siegestriumphe bei Nicolsburg und Prag,

sie verbleiben mit den lebendigsten Farben in aller Preußen Gedächtniß für immer verzeichnet. Mein Vortrag hat nur noch die Verpflichtung, das nackte Zahlen-Resultat für die Vergleichung in Betreff der fast wunderbaren Erweiterung unsers Staatsgebietes aufzustellen und es als gefestigtes Fundament für den weiteren Ausbau des Staates zu schätzen. Der erste Feldzug in Schleswig bewährte in edelster Weise die nachdrucksvolle Probe für die Reorganisation unsrer Heeresmacht, sowie für die gewandteste Waffenübung und Ausdauer unsrer Truppen. Aber der Friede zu Wien vom 30. October 1864 zwischen Oesterreich, Preußen und Dänemark bot nur einen zweideutigen gemeinschaftlichen Besitzstand der Elbherzogthümer. Erst durch den Vertrag zu Gastein am 14. September 1865, cedirte Oesterreich seine durch den Krieg erworbene Anrechte auf das Herzogthum Lauenburg von 19 Quadratmeilen mit 49,704 Einwohnern, gegen eine Abfindung in Geld, wodurch Preußen in den vollen Besitz dieses Landes trat. Der Ausbruch des offenen Krieges zwischen Preußen und Oesterreich war unvermeidlich, er konnte nur vertagt werden, aber die Frage über die Hegemonie in Deutschland mußte zur entschiedenen Lösung gelangen, seitdem Kaiser Franz Joseph I. im Sommer 1863 den Versuch der Ueberrumpelung durch geheime Verhandlungen mit einzelnen Deutschen Staaten gegen König Wilhelm I. gewagt hatte. Daß die Verblendung des Kaisers und seiner Bundesgenossen über ihre eigenen Kräfte und Hülfsmittel so vollständig mit der Verkennung der überlegenen Kräfte ihres Gegners harmonirte, war das Glück für Preußen, um den rechten Moment für die Ausführung seines Planes und die Abrechnung für die vielfache Unbill zu ergreifen, die es von Oesterreich seit mehr als einem Jahrhunderte erfahren hatte. Das Drängen der Bundesgenossen durch den Kaiser, zu dem übereilten Beschlusse des Bundestages am 14. Juni des vorigen Jahres zu Frankfurt, machte den Kampf zu einem allgemeinen Deutschen Kriege, und verfügte das verhängnißvolle Geschick des Untergangs für manche Deutsche Staaten. Aber die geniale und rasche Ausführung des Kampfes in Monatsfrist bleibt einerseits der Ehrenpreis Preußischer Tapferkeit und Ausdauer, wie der gediegenen Ausrüstung und jahrelangen Vorbereitung aller Anstalten und Hülfsmittel zu einem Entscheidungskampfe, andererseits trägt die Schuld die unglaubliche Vernachlässigung aller Ver-

theidigungsmittel von Seiten der Gegner nebst der völligen Zerrüttung in den Oesterreichischen Finanzen. Die Schlacht bei Königgrätz vernichtete nicht nur den unmittelbar gegenüberstehenden Feind, sie lieferte zugleich dem Bundesgenossen in Italien Venetien aus ohne zweite Schlacht; sie machte die Oesterreichische Macht widerstandslos und gab ihre Bundesgenossen preis, indem sie gleichzeitig die Politik anderer Mächte von unberufener Einmischung zurückhielt. Daher war in vier Wochen bereits am 26. Juli in Nicolsburg alles entschieden, und dem Friedensvertrage zu Prag vom 23. August nur die detaillirte Festsetzung der einzelnen Bedingungen frei gelassen. Oesterreich erkennt die Auflösung des Deutschen Bundes an, tritt sein Anrecht aus dem Wiener Frieden 1864 auf Schleswig und Holstein (320,4 Quadratmeilen mit 960,000 Einwohnern) unter einer Beschränkung für die Norddistricte von Schleswig an Preußen ab, zahlt 20,000,000 Thaler Kriegskosten, erhält das Zugeständniß der Integrität des Gebietes für Sachsen, verpflichtet sich aber die übrigen Territorialveränderungen, welche Preußen in Norddeutschland vornimmt, anzuerkennen. Bayern erreicht in dem Friedensvertrage zu Berlin vom 22. August, gegen die Abtretung der Gerichtsbezirke Gersfeld und Orb von 10 Quadratmeilen mit 32,976 Einwohnern und 30,000,000 Gulden Kriegskosten, die Rückgabe der übrigen Preußischen Occupationen. Würtemberg und Baden erlangen in den Friedens-Verträgen zu Berlin vom 13. und 17. August keinen Gebietsverlust, indem sie nur Kriegskosten mit 8,000,000 und 6,000,000 fl. zu zahlen haben. Das Großherzogthum Hessen verliert in dem Friedensvertrage zu Berlin vom 3. September die kurz vorher geerbte Landgrafschaft Hessen-Homburg, mit der Enclave Meisenheim in der Rheinprovinz von 5 Quadratmeilen mit 27,374 Einwohnern, und außerdem den Kreis Biedenkopf, sowie Theile der Kreise Vöhl, Gießen und Vilbel, zusammen 19,9 Quadratmeilen mit 75,100 Einwohnern. Vier Deutsche Staaten werden nach dem Kriegsrechte der Eroberung vollständig dem Preußischen Staatsgebiete einverleibt: das Königreich Hannover mit 698,4 Quadratmeilen und 1,923,400 Einwohnern, das Kurfürstenthum Hessen mit 172,8 Quadratmeilen und 737,000 Einwohnern, das Herzogthum Nassau mit 85,2 Quadratmeilen und 466,000 Einwohnern, die freie Stadt Frankfurt mit 1,8 Quadratmeilen und 89,800 Einwohnern.

Alle diese neuen Erwerbungen bilden für den Preußischen Territorialbestand im Jahre 1866 einen Totalgewinn von $1308,_5$ Quadratmeilen mit 4,285,700 Einwohnern nach den letzten Volkszählungen aus dem Jahre 1864. Ueberdies sind sie so günstig für die politische Machtstellung des Staates gelegen, daß derselbe jetzt ein geschlossenes Ganze von der Russischen bis zur Französischen und Belgischen Gränze abrundet. Nach der Nationalverschiedenheit sind in diesen neuen Erwerbungen fast ausschließlich Deutsche bis etwa auf 130,000 bis 140,000 Dänen hinzugekommen, so daß jetzt 21,000,000 Deutsche im Preußischen Staate leben. Das confessionelle Verhältniß wird sich numerisch für die Zahl der Evangelischen ändern, da sie mit 87 Procent gegen 11 Procent für die katholische Bevölkerung dieser Länder betheiligt sind. Die Verhältnißzahlen für die Gesammtbevölkerung stellen sich auf $65,_3$ Procent Evangelische, $32,_9$ Katholiken und gegen $1,_4$ Procent Juden heraus. So gelangen wir zu nachstehendem Schlußergebniße, wenn wir den früheren durch Correctionen bei der neuen Grundsteuer-Regulirung auf $5068,_5$ Quadratmeilen reducirten Länderbestand*), mit Lauenburg von 19 und den diesjährigen Erwerb von $1308,_5$ Quadratmeilen verbinden, daß das gegenwärtige Staatsgebiet Preußens 6394 Quadratmeilen Flächeninhalt darbietet.**) Zu seiner kräftigen Entwickelung und Vertheidigung gehört jetzt die Gesammtbevölkerung von 24,000,000 Bewohnern, denn die Volkszählung am 3. December 1861 gewährte damals 18,491,220 Köpfe bei 3649 Köpfen auf einer Quadratmeile, sowie am 3. December 1864 = 19,304,843 Köpfe bei 3795 Köpfen auf einer Quadratmeile, mithin eine Vermehrung der Gesammtbevölkerung seit 1858 um 1,564,930 Köpfen, d. i. im jährlichen Durchschnitte ein Fortschreiten mit 260,821 Köpfen, oder fast volle $1,_5$ Procent. Wir sind gegenwärtig im Januar desjenigen Jahres, an dessen Schluße die nächste allgemeine Volkszählung stattfinden wird: ich habe nachgewiesen, daß seit 40 Jahren mindestens die Bevölkerung um 1 Procent jährlich gewachsen ist. Nehmen wir also nur für die beiden Jahre

---

*) Vgl. Engel in s. Zeitschrift d. statistisch. Büreaus 1866. No. 1, 2, 3. S. 30.

**) Vgl. K. Braemer, der Preuß. Staat in seiner neuen Gestalt in Engels statist. Mittheil. 1866, No. 10, 11, 12.

1865 und 1866 den Zuwachs der Bevölkerung mit 1 Procent, d. i. 400,000 Seelen hinzu, sowie die oben angeführte neugewonnene Bevölkerung von 4,285,700 Köpfen, mit ihrem Zuwachse seit der Zählung im Jahre 1864, so besitzen wir jetzt schon über 24,000,000 Einwohner, fähig und verpflichtet die Selbständigkeit des in seiner eigenthümlichen Großartigkeit so wacker aufgebauten und in sich befestigten Staates zu vertheidigen. Diesem unserem Volke ist auch das Ziel gesetzt, Preußens Größe und Macht unausgesetzt zu erhöhen, auf daß Preußen Schutz und Schirm für das gesammte Deutschland, für sein geistiges Leben, für innere Eintracht, für freie Entwickelung eines stets sich hebenden Wohlstandes, eines fleckenlosen Ruhmes und ehrenhaften Ansehens auch in der Zukunft treu verbleiben kann.

M. H., Sie sind mir gefolgt in dem verwickelten Gewebe von Thatsachen und Zahlen, Sie folgen mir auch in dem patriotischen Wunsche, daß bei jeder Wiederkehr dieses Preußischen Festtages immer lebendiger und einiger die Millionen unsers Volkes ausrufen mögen: **Gott segne und erhalte das Gedeihen unseres Staates, Gott segne und erhalte unseren König!**

A. Schlüter in Danzig.

Von

Rudolf Bergau.

Ueber das Leben und die Thätigkeit des Andreas Schlüter, eines der bedeutendsten Künstler aller Zeiten und unter den neueren unseres engeren Vaterlandes derjenige, der vor Allen würdig ist, dem großen Schinkel an die Seite gestellt zu werden, hatten wir bisher nur während der Zeit von 1694 bis 1713, als er in Berlin Hofbildhauer und Schloßbaudirektor des prachtliebenden Königs Friedrich I. war, genauere Nachrichten. Seine letzten Schicksale in Berlin, namentlich seinen Sturz in Folge der unglücklichen Münz- und Thurm-Angelegenheit, hat erst in neuester Zeit Professor F. Adler nach den im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin aufbewahrten Original-Documenten in dankenswerther Genauigkeit dargestellt.[1]) — Ueber seinen kurzen Aufenthalt in Petersburg, wohin ihn Peter der Große berufen, und seine Arbeiten daselbst haben wir keine bestimmte Nachrichten.

Von den ersten 30 Jahren seines Lebens, seinen Studien, seinem Entwickelungsgange, wissen wir dagegen fast gar nichts. Nicolai[2]) giebt an, er sei 1662 in Hamburg geboren. Dieser Angabe folgen Klöden,[3]) Seidel,[4]) Lübke, Wolffg. Becker u. A. Duisburg[5]) dagegen sagt, er sei

---

[1]) Erbkams Zeitschrift für Bauwesen 1863.

[2]) Fr. Nicolai. Nachrichten von Baumeistern &c. Berl. 1786. S. 103.

[3]) Andreas Schlüter (Berl. 1862) S. 2.

[4]) C. Seidel, Schöne Künste in Berlin. Zweites Heft. (Berl. 1828.) S. 52.

[5]) F. C. G. v. Duisburg, Historisch-topographische Beschreibung von Danzig. (D. 1809.) S. 41.

1663 zu Danzig geboren. J. C. Schultz[6]) und Nagler[7]) lassen es zweifelhaft. Adler[8]) endlich, der neueste Biograph Schlüters, sagt, einer Mittheilung Lappenbergs zufolge:[9]) Schlüter sei am 20. Mai 1664, als der Sohn des Bildhauers, Gerhard Schlüter zu Hamburg[10]) geboren und schon in früher Jugend nach dem damals in hoher Blüthe stehenden Danzig gekommen. Es wird nun allgemein angenommen, daß Schlüters Vater bald in Danzig gestorben und daß der Knabe zu dem Danziger Bildhauer David Sapovius in die Lehre gekommen sei. Dann hören alle Nachrichten über Schlüter auf. — Aus seinen Werken scheint hervorzugehen, daß er seine Studien in Holland und Italien, vielleicht auch in Frankreich gemacht. Zuerst wird dann von ihm erwähnt, daß er um 1691 „sowohl in als außerhalb Warschau unterschiedliche Paläste angegeben und aufgeführt" habe.[11]) Im Jahre 1694 berief dann der Churfürst Friedrich III., wie Klöden vermuthet in Folge einer Verwendung seiner in Berlin angesehenen Verwandten, unsern Künstler zu sich und stellte ihn als Hofbildhauer mit dem, für jene Zeit sehr hohen Gehalt von 1200 Thalern an.

Ueber die Zeit seines Aufenthaltes in Danzig etwas Näheres zu erfahren, wäre für uns von besonderem Interesse. Doch ist es bisher nicht gelungen sichere Angaben darüber zu finden.[12]) Worauf die Nachricht von dem Umzug des alten Gerhard Schlüter von Hamburg nach Danzig beruht, ist mir unbekannt. Nicolai ist, so viel ich weiß, der Erste, der sie mittheilt und derselbe verdient allerdings einigen Glauben, da er, wie er in dem Vorbericht sagt, seine Nachrichten „mit unbeschreiblicher Mühe aus dem Königl. Archive, aus den Kirchenbüchern, den alten Bürger-Büchern und anderen handschriftlichen Nachrichten" gesammelt. Auch von

---

6) J. C. Schultz, Gegenstände der bildenden Kunst in Danz. (D. 1841) S. 35.
7) Nagler, Künstler-Lexicon. XV, 287.
8) F. Adler, A. Schlüter. Leben u. Werke. Vortrag. (Berl. 1862.)
9) Vgl. Dioskuren. 1864. S. 207.
10) In Hamburg wird schon im Jahre 1521 ein Maler Johannes Schlüter genannt. Vgl. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. Bd. II. S. 237.
11) Marperger, Leben der berühmtesten Baumeister. (Hamburg 1711.) S. 513.
12) Vgl. v. Quast im Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- u. Alterthums-Vereine 1858. S. 37.

dem Bildhauer Sapovius ist sonst nichts bekannt.[13]) Daß A. Schlüter Verwandte in Danzig gehabt, scheint unzweifelhaft. Familien-Traditionen, welche mit Sicherheit darauf hinweisen, sind noch vorhanden (wie solches der Bernstein-Arbeiter A. Tetzler hierselbst mir mitzutheilen die Güte hatte). Der Name Schlüter ist in Danzig nicht selten. Schon im Jahre 1695 und 1712 werden Männer dieses Namens erwähnt.[14]) In der Marienkirche hierselbst liegt, dicht vor der Allerheiligen-Capelle ein wohlerhaltener Leichenstein[15]) mit der Aufschrift:

No. 401
EPHRAIM SCHLÜTER
VND SEINEN ERBEN
ANNO 1x 7x 30x

Es lag der Wunsch nahe, in Danzig Jugend-Arbeiten des großen Künstlers aufzufinden. Professor J. C. Schultz sprach in seiner oben genannten Schrift (S. 33) die Vermuthung aus, daß die vier Telamonen an dem Hause[16]) Langen Markt No. 20 ein Werk Schlüters seien. Diese Ansicht hat Passavant[17]) aufgenommen; und Löschin giebt in seinem „Danzig und seine Umgebungen" (Danzig 1860) schon mit Bestimmtheit an, daß die Façade dieses Hauses von Schlüter sei, welcher Ansicht sich auch Brandstäter (die Weichsel S. 27) angeschlossen hat. Weil aber an der Spitze des Giebels dieses Hauses die Jahreszahl 1680 angebracht ist, um welche Zeit Schlüter erst 16 Jahre alt war, können weder die ganze Façade noch die Telamonen sein Werk sein. Die Façade war damals eine der reichsten Danzigs und es ist nicht anzunehmen, daß man einen so großen und kostbaren Bau einem Knaben anvertraut habe, besonders da in jener Zeit an bedeutenden Künstlern in Danzig kein Mangel war.

Eben so hat Professor Schultz die Vermuthung ausgesprochen, daß

---

[13]) Vgl. Nagler's Künstler-Lexicon XV, 10.

[14]) Vgl. Schnaase, Geschichte der evangelischen Kirche in Danzig.

[15]) Das auf demselben befindliche Wappen zeigt einen gepanzerten Arm mit einem Schlüssel in der Hand.

[16]) Eine flüchtige Abbildung desselben in Curicke's Freudenbezeugung der Stadt Danzig. Besser ist eine von Damme gefertigte photographische Ansicht.

[17]) Im Stuttgarter Kunstblatte von 1847.

Schloß Leesen bei Danzig, welches Johann Georg von Prebentow, Minister und Günstling König August II. von Polen, erbaut hat,[18]) mit seinen reichen Stuccaturen im Innern ein Werk Schlüters sei. Doch kann ich mich, abgesehen davon, daß die an dem Gebäude angebrachte Jahreszahl 1722 (im welchem Jahre Schlüter schon lange todt war) dagegen spricht, nach genauer Besichtigung dieses Bauwerkes, dieser Ansicht nicht anschließen, weil die an sich interessante und viel Schönes darbietende Architektur eines Schlüter doch nicht würdig ist. — Es kann nur das Werk eines Meisters zweiten oder dritten Ranges sein. — Die Aehnlichkeit so wohl dieses Schlosses als des Danziger Wohnhauses mit Schlüters Werken ist nur in der allgemeinen Geschmacksrichtung jener Zeit begründet.

So bleiben wir denn auch jetzt noch über Schlüters Jugend-Arbeiten ganz im Dunkeln. Doch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, hier oder in Warschau Documente aufzufinden,[19]) welche geeignet sind, den so höchst interessanten Bildungsgang eines der größesten Künstler der Welt in ein helleres Licht zu stellen. —

Danzig im Januar 1867. **R. Bergau.**

---

[18]) Vgl. Hirsch in den Preuß. Prov.-Bl. 1853. Bd. III. S. 3.

[19]) Vgl. meinen Aufruf in der Danziger Zeitung vom 28. Oktober 1863.

Die Seelenbrücke.

Eine Andeutung zur altpreußischen Seelensage

von

Franz Hirsch.

Die altpreußische Mythologie, leider bisher viel zu wenig von unsern Mythenforschern berücksichtigt, hat noch am reinsten die Spuren der indischen Stammesheimat wie in der litthauischen Sprache so auch in den noch nicht verlöschten Runen ihrer Sage erhalten. Allein das kritische Auge unseres Zeitalters hat sich geschärft: schon regt sich auch an der Weichsel und im Pregelgebiet ein frischer Zug, die Bilderschrift der heimischen Sage auf die alten Glaubenssätze der nicht immer „blinden Heiden", die unsere Vorfahren gewesen, zurückzuführen: Zeugen dieses vaterländischen Bestrebens sind Namen wie Mannhardt in Danzig, Bender in Braunsberg. In dem wildverwachsenen Urwalde der Mythe ist vorzüglich die menschliche Seele und ihr Verhalten zu den letzten Dingen Gegenstand der barocksten wie der poesievollsten Sagenbildungen geworden. So möchte ich denn alle auf die Natur der Seele bezüglichen Sagengebilde in dem Begriff und Namen der „Seelensage" zusammenfassen; nachfolgende Skizze will nichts weiter, als aus dem Gebiet der altpreußischen Seelensage, die noch in den Windeln liegt, einen Punkt herausgreifen und beleuchten: die indogermanische Idee von der „Seelenbrücke".

Ueber den Verbleib der aus dem Körper geschiedenen Seele ist uns in der altpreußischen Sage kein bestimmter Anhaltspunkt gegeben; vielleicht gelingt es mir aus der Analogie der indogermanischen Seelensage eine Stütze für die Behauptung zu finden: bei den Altpreußen findet sich dieselbe Anschauung in Betreff der Seelensage, wie bei ihren Stammesver-

wandten, bei denen die Urmythe deutlicher hervortritt. Die indische Muttersage nimmt an, die Seelen gingen nach der Trennung vom Körper über eine Brücke — ich nenne sie Seelenbrücke — zu ihrem Bestimmungsort. Die Inder nehmen als Seelenbrücke den Regenbogen an, den sie den Weg der Seelen zum Himmel (Didhimarga) auch die Götterstraße (Suravithi) nennen. Die Perser nennen sie Geisterbrücke (Tschinevat-Pfad der Gins). Bei den Hellenen ist Iris so gut, wie Hermes die Seelenführerin; ebenso ist den Skandinaviern die Regenbogenbrücke Bifrost der Seelenweg. Die von Grimm (Deutsche Sagen. No. 152) mitgetheilte Sage, in welcher das Zwergenvolk über eine schmale Brücke zieht und stundenlang das Getrippel gehört wird, gleich als wenn eine Schafheerde hinüberzöge, und wo jeder der Zwerge sein Fährgeld in ein aufgestelltes Gefäß wirft, erinnert nur gar zu deutlich an die Styxüberfahrt der Seele und den Charonsobolus. Denn die Zwerge in der Sage sind Seelen der Abgeschiedenen; die Ueberfahrt der Zwerge in der Dreikönigsnacht, dem Schluß der Zwölfnächte, leitet Perchtha, die Todtengöttin, die auch dem Zuge vorangeht, auch ist die Tarnkappe der Zwerge nichts anderes, als der unsichtbar machende Helm des Hades, den der Seelenführer Hermes trägt. (*Ἄϊδος Κυνέη*, Il. V, 845.) So vergleicht auch Grimm den Petasos des Hermes mit Odin's — daher Odin Sidhöttr (Saem. 46[b]) — breitem Hut und mit Hermes, dem Geber des Guten (*δώτωρ ἐάων*), den freigebigen schatzreichen Zwerg Gibiko, der Giebichenstein den Namen gegeben. Die Zwerge aber sind in der Sage als Schätzespender wohlbekannt; noch heute sagen die Wenden von einem durch Glücksfälle Reichgewordenen: er hat den Kobold. Auch hier ist die Stammsage von dieser Eigenschaft der Zwerge im indischen Mythus zu suchen. Dort hausen in Bergen die kleinen Yakscha's, die Diener des dickbäuchigen Zwerges Kuveras, der reiche Schätze spendet: Kuveras aber ist ein Bruder des Todtengottes Yama. Im altpreußischen Mythus hat sich diese Beziehung noch klar erhalten. Die altpreußischen Zwerge sind die Berstucken (Däumlinge, Fingerlinge, von perst-Finger), die sich gern unter Hollundersträuchen aufhalten und den Menschen in der Dämmerung necken. Der Hollunder ist der Todtengöttin Holle (Perchtha) heilig, von der er auch den Namen hat. Ebendaher stammt die Sitte, Kirchhöfe mit Hollunderbäumen zu be-

pflanzen, daher nimmt im Hildesheimischen der Todtengräber das Maaß der Leiche mit einer Stange von Hollunderholz, daher finden wir bei Müllenhof (Schlesw.-Holst. Sagen) einen Geist Holler, der mit den ihn begleitenden Elfen (d. i. Zwergen) auf Friedhöfen Reigentänze aufführt. Berstuck aber erklärt Masch (Gottesdienstliche Alterth. der Obotriten p. 104) ausdrücklich für synonym mit dem slavischen Pikulik, dem altpreußischen Todtengott Pikolos. So treffen wir hier die indischen Yakscha's wieder als Berstucken an, und Yama ist kein Anderer als Pikolos.

Bei den Kelten findet sich die Seelenbrücke sehr deutlich; die Seelen müssen hier durch den „Weiher der Angst" in das Todtenmeer schiffen; ein nordenglisches Lied, das früher bei der Leichenwache gesungen ward, erwähnt die Angstbrücke, über die die Seele in die Unterwelt schreitet, die aber nicht breiter als ein Draht ist (the bridge of dread, no brader than a thread). Was nun endlich die Altpreußen betrifft, so findet sich bei ihnen, allerdings sehr versteckt, die Seelenbrücke und die Beziehung des Regenbogens zu derselben. Ich will hier nicht näher auf eine litthauische Sage eingehen, die ich in Tettau und Temme's Volkssagen Preußens und Litthauens finde, nach der die abgeschiedenen Seelen ihren Weg durch die Luft nehmen. Aehnlich wie die keltische Druidenlehre die Seelen rauschend durch die Luft ziehen läßt, erzählt jene Sage (Tettau und Temme No. 162), daß die Leichen von den zwei Kirchhöfen Ragnits, die auf entgegengesetzten Enden der Stadt liegen, des Nachts durch die Luft zu einander hinüberflögen. „Die Leichen — erzählt die Sage – fliegen durch die Luft, in ganz grader Linie von dem einen Kirchhof zum andern. Daher ist denn auch in der graden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fluge aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer noch sonst etwas." Deutlicher läßt uns eine andere Sage derselben Sammlung (No. 242) die Seelenbrücke vermuthen. Der diesen Andeutungen zugemessene Raum verbietet mir, diese pommerellische Sage ganz folgen zu lassen. Sie berichtet von einer freundlichen Insel, in einem See bei dem Dorfe Osterwieck im Konitzer Kreis gelegen. Auf dieser jetzt unbebauten Insel sei früher eine Kirche mit mehreren Hütten gestanden; das Wasser des Sees sei aber zu jener Zeit so wunderbar leicht gewesen, daß jedes Fahrzeug im See versunken

wäre. Die Verbindung mit dem Festlande bewirkten die Inselbewohner durch eine lederne Brücke, die einige Fuß unter dem Wasserspiegel lag, so daß sie kein Unkundiger finden konnte, während sie den Kundigen einen sichern Pfad bot. Als nun die umwohnenden Heiden die Insel zu erobern versuchten, um die Kirche zu zerstören, konnten sie nicht hinüber, da sie die Brücke nicht fanden. Da sahen sie eines Tages eine Kuh von der Insel nach dem Festlande ohne Gefährde hinüberlaufen. So entdeckten sie die Brücke, erschlugen die Bewohner, zerstörten das Heiligthum und warfen alles in den See, dessen Wasser von nun an andern Gewässern gleich ward. Die Glocken aber — schließt der Erzähler — will man noch jetzt zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten in der Tiefe des Grundes läuten hören. — Wer sich jemals mit Sagendeutung und Sagenanalogie beschäftigt, wird bei einer derartig lückenhaften Erzählung die Schwierigkeit einsehen, einen kritischen Deutungsversuch zu machen. Gewiß ist diese Sage von altheidnischer Cultbedeutung, wie unzählige ihrer Schwestern, nur ist sie später in kirchliche Hände gerathen (die Herausgeber geben leider ihre Quelle nicht an), die eine völlige Umwandlung des Costüms für nöthig erachteten. So ward die ursprünglich heidnische Sage zur christlich-kirchlichen umgemodelt. Die Bewohner dieser Insel werden in dieser Darstellung zu Christen, die eine Kirche bauen; darauf kommen die Heiden als Angreifer und der Schluß ist der in allen Sagen, die von kirchlichen Händen zugeschnitten sind, beliebte: die versunkenen Glocken, die man an kirchlichen Festtagen aus der Tiefe läuten hört. Diesen versunkenen Glocken und gespenstigen Seen begegnen wir in der preußischen Sage sehr häufig (so Tettau und Temme No. 251, 252, 254, 255). Die kirchliche Sagenübertünchung hat diese Seen meist zum Grabe übermüthiger Heiden gemacht, ich möchte aber in ihnen nichts anderes, als die dem Perkun heiligen Gewässer finden. Groß war die Zahl der altpreußischen Seen, die den Namen „Perkune" führten und deren Wasser man wunderbare Heilkraft zuschrieb. So wird ein „lacus Percun dictus", östlich von Mehlsack, bei den Dörfern Seefeld, Woppen und Glanden gelegen, bei Voigt (Gesch. Pr. I, S. 584) in einer Urkunde von 1374 erwähnt. Daß nun die Seelen durch diese heiligen Seen hindurchgehend gedacht wurden, ist der altheidnischen Auffassung sehr gewöhnlich; das Wasser, und zumal das dem

höchsten Gott geheiligte, hat ja reinigende, sühnende Kraft: hier wäscht sich die dem Körper entflohene Seele rein, bevor sie auf der schmalen Brücke zur Insel der Seeligen gelangt. Als Insel ward der Aufenthaltsort der Seelen am liebsten gedacht. Der Todtenkahn der Alten, wie das Todtenschiff der Kelten setzt die Seelen nach der Geisterinsel an der bretagnischen Küste (Insel der Seligen, Ile d'Avalon bei den Kelten); auch in der deutschen Sage gelangt man durch den See zum Aufenthalt der Seelen, der gewöhnlich als grüne Wiese (die Asphodeloswiese — bei Germau in Samland giebt es noch jetzt eine Pachullen- d. i. Pikoloswiese) vorgestellt ward. (Für die deutsche Sage s. Grimm, Deutsche Sagen No. 52, 305 u. a. a. O., Wolf, Niederl. Sagen No. 506 u. a. a. O.) So kommen Kinder, die in den Brunnen fallen, in das Haus der Frau Holle (in ihrer Function als Todtengöttin), das auf einer grünen Wiese steht. Auch die keltische Ueberschiffung der Geister ist der deutschen Sage wohlbekannt: in der alten Todtenstadt Speyer muß ein Fährmann die in Mönchskutten gehüllten Seelen (im Mittelalter der erhofften Seligkeit wegen eine beliebte Leichenumhüllung) über den Rhein setzen. S. Grimm, Deutsche Sag. No. 275. Der alte Volksglaube, der sich den Uebergangsaufenthalt der Seele als See vorstellte, hat sich noch in der katholischen Todtenmesse erhalten, wo es heißt: Befreie, o Herr, die Seelen der gläubigen Abgeschiedenen von dem Rachen des Löwen (im Mittelalter die Hölle) und von dem tiefen See! —

Unsere pommerellische Sage nimmt nun eine lederne Brücke als Verbindungsweg zwischen der Insel und dem Festlande an; das eigenthümliche Brückenmaterial des Leders darf uns nicht abhalten, darin eine Andeutung der Seelenbrücke zu sehen. Denken sich doch — denn auch die Semiten kennen die Seelenbrücke — die Juden eine papierene Brücke für die Lasterhaften und eine eiserne für die Tugendhaften. Noch klarer läßt sich die Beziehung jener Lederbrücke zur Vorstellung von der Seelenbrücke daraus erkennen, daß, während die Sterblichen den Weg zur Insel nicht finden können, eine Kuh die Brücke ohne Gefahr hinüberläuft. Weshalb wird hier grade die Kuh, sonst ihrer Intelligenz wegen nicht sehr berühmt, als Kundige dargestellt?

In der Mythe ist die Erwähnung bestimmter Thiere nie willkürlich

und ohne Bedeutung; die Kuh hat in der indogermanischen Mythenbildung die Function der Seelenführerin. Bei den Indern und Aegyptern galt das Rind für das höchste Glied in der Stufenleiter der Seelenwanderung. So läßt sich bei Herodot (II, 129) jene ägyptische Pharaonentochter in einer goldenen Kuh beisetzen, um nicht einer Degradation zu verfallen. Der gelehrte Indophile P. Paullinus erzählt von einer kolossalen goldenen Kuh, die sich der König von Travankore hatte verfertigen lassen, und durch deren Maul er eingekrochen war, um wiedergeboren zu werden. Die altpersische Kosmogonie läßt aus der Schulter des Urstieres die ersten Thiere und Menschen hervorgehn: der Stier aber ist die Erde, die Nährmutter aller Wesen (daher gau gleich Kuh und Erde). Die Druiden ließen ihren Nährgott Hu (er heißt auch Herr der See), dem die Kuh heilig war, auf der Insel Mona sterben, daher hieß sie auch Kuhinsel und die drei Inseln der Seligen hießen Bull (Bulle), Cow (Kuh) und Calf (Kalb). Vor den Leichenwagen spannten die Druiden ein Ochsengespann; in der mittelalterlichen Heiligenlegende spannen sich Ochsen von selber an, um die Leichen gestorbener Eremiten an geweihte Stätten zu ziehen. Die altpreußische Götterlehre kennt sehr wohl die mystische Bedeutung des Stieres. Perkunas lehnt auf Bildwerken die rechte Hand auf einen Stier; neben den drei Todtenköpfen des Potollos (Skr. patal-Hölle) sieht man die Kuh als Todessymbol. Auch hieraus wird wieder die Synonymität des Pikolos mit dem indischen Todtengott klar. Siwa, der auf dem Stier reitet und ein Halsband von Todtenschädeln trägt, ist mit seinem Bruder Yama identisch. In unserer pommerellischen Sage gewinnen wir für die Bedeutung der Kuh als Psychopomp noch mehr Licht durch W. Mannhardt, der in seiner germanischen Mythenforschung p. 332 die Redensart aus Pommerellen beibringt: „Das weiß Gott und die bunte Kuh!“ — Nach einer jütischen Sage (bei Mullenhof, Schlesw.-Holst. Sagen No. 509) soll vor dem großen Weltentscheidungskampfe, den die jütische Halbinsel erwartet, eine rothe Kuh über eine Brücke gehen. Die Brücke aber, über die die Kuh hinübergeht, ist der Regenbogen. Im Slowenischen heißt der Regenbogen mávra, mávriza, nach Rochholz: schwärzlich gestreifte Kuh. Aehnlich erzählt Rochholz in seinen „Naturmythen“ S. 52 ein deutsches Volksräthsel, das von der Wolke sagt: Eine schwarz-

gefleckte Kuh ging über eine pfeilerlose Brücke und kein Mensch des ganzen Landes konnte sie aufhalten. Hier schließt sich die psychopompische Kuh eng an die germanische Gewitterkuh an, deren Wesen Kuhn und F. Schwartz in helles Licht gesetzt haben. Der Nachweis des inneren Zusammenhanges zwischen der Seelen- und der Gewitterkuh, liegt, so interessant er wäre, nicht in dem Zweck dieser flüchtigen Andeutungen.

Kritiken und Referate.

Noch einmal Donalitius-Schleicher.

Ich habe bereits in Bd. III. S. 454—458 der Altpr. Monatsschrift eine vorläufige Anzeige und Besprechung der Schleicherschen Ausgabe der littauischen Dichtungen von Donalitius gegeben. Jetzt, nachdem ich den von Schleicher hergestellten Text genau mit den beiden vorhandenen Handschriften verglichen habe, mag die Ausbeute dieser Vergleichung auch noch einen Platz in diesen Blättern finden, zumal der Dichter so ganz und gar unserer Provinz angehört. Meine dort ausgesprochene Befürchtung, daß neben der außerordentlichen Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher Schleicher sich der Herstellung und Reinigung der Orthographie und Accentuation der einzelnen Wörter unterzogen hat, der materielle Text des Autors nicht so rein nnd zuverlässig dürfte ausgefallen sein, wie man zu erwarten berechtigt war, habe ich leider in viel höherem Grade gerechtfertigt gefunden, als ich damals zu ahnen gewagt hätte. Bevor ich aber dieses nachweise, zuvor noch einige allgemeine Bemerkungen.

Was zunächst Schleichers Untersuchung über die Form des Namens des Dichters anlangt (S. 1. Not. 2), ob dieselbe Donaleitis oder Dūnelaitis oder anders zu lauten habe, so ist dieselbe thatsächlich völlig müßig, da weder der Dichter selbst, noch irgend ein Glied seines in hiesiger Provinz noch verzweigten Geschlechts (directe Nachkommen hatte er nicht) sich je anders genannt oder geschrieben hat als Donalitius; vgl. z. B. die Unterschrift unter dem Briefe S. 162 bei Schleicher. Die Form Donaleitis ist nichts weiter als eine Erfindung Rhesa's, der in einer Anwandlung von Romantik dem Namen seines Dichters eine lit-

tauische Sprachform zu geben nicht umhin konnte; daher ist nicht Donalitius aus Donaleitis latinisirt, sondern Donaleitis aus Donalitius littuanisirt; der ursprüngliche Name der Familie mag vor Zeiten Donalys oder ähnlich gelautet haben, ist aber meines Wissens nicht mehr nachzuweisen. Es ist daher nicht mehr als billig, daß die Zukunft dem verdienten Manne seinen ehrlichen Familiennamen wiedergebe; er heiße fortan bei uns Donalitius und nicht Donaleitis.

Was ferner die Reihenfolge der einzelnen Gedichte anlangt, so haben wir dafür nur einen einzigen authentischen Fingerzeig, nämlich die Hohlfeldsche Handschrift, in welcher allein alle Dichtungen des Dichters zusammengestellt uns vorliegen. Diese nun giebt dieselben uns in folgender Reihenfolge: 1—6) die sechs Fabeln, in der Folge, wie sie bei Rhesa und Schleicher abgedruckt sind, 7) das kleine Idyll „Fritzens Erzählung von der littauischen Hochzeit", 8—11) die vier größeren Idyllen und zwar in dieser Reihenfolge (mit abgekürzten Titeln) „Herbst (Rudenỳs), Winter (Żëmà), Frühling (Pawásaris), Sommer (Wasarà)", ohne jedoch diese vier letztgenannten Gedichte unter einem Gesammttitel zusammen zu fassen; vielmehr giebt diese Handschrift ohne Zählung, Classificirung oder Gruppirung die elf Gedichte hintereinander mit elf separaten Ueberschriften; die Zusammenfassung der vier größeren Idyllen unter dem Gesamttitel „das Jahr" ist ebenso wie die veränderte Reihenfolge derselben wiederum ausschließlich Rhesa's Werk. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich aus Form, Inhalt und Charakter der einzelnen Gedichte nachweisen wollte, daß nicht Rhesa's sondern Hohlfeld's Reihenfolge die natürlichere und ursprüngliche sei. Ich deute hier nur an, daß „Fritzens Erzählung" augenscheinlich, wie auch Schleicher anerkennt, eine Vorarbeit zu den größeren Idyllen, ein erster Versuch des Dichters, der bis dahin nur Fabeln gedichtet, in dieser neuen Gattung von Poesie gewesen, daß diese Vorarbeit dann zunächst zu dem Gedichte „der Herbst" hingeführt habe, in welches sie theilweise umgearbeitet übergegangen ist, daß an den „Herbst" sich mit einem leichten Uebergange „der Winter" anschließe, daß dagegen in den Dichtungen „der Frühling" und „der Sommer" die Manier des Dichters als eine völlig andere, von der lebendigen Darstellung der beiden vorhergenannten Gedichte merklich abfallende werde, so daß ich

kein Bedenken trage, „Frühling" und „Sommer" für wesentlich spätere Erzeugnisse des Dichters zu halten. Doch darüber vielleicht nächstens an einer andern Stelle mehr. Schleicher beginnt mit dem von Rhesa sogenannten „Jahr", dessen Titel er ins littauische übersetzt (Métas), und zwar in der Rhesaschen Reihenfolge: Frühling, Sommer, Herbst, Winter; dann folgen bei ihm die sechs Fabeln und endlich das von ihm selbst als Vorarbeit zu dem „Jahr" bezeichnete Gedicht „Fritzens Erzählung", so daß er die Ordnung der Handschrift in die Reihenfolge verkehrt: 10, 11, 8, 9, 1—7. Aber das sind Aeußerlichkeiten, über die man hinwegsehen könnte, stände es nur drinnen besser.

Ferner erinnere ich noch kurz daran, daß für die Dichtungen No. 1—9 nach Hohlfeld's Anordnung diese Handschrift unsere einzige Quelle ist; für No. 10, 11 besitzen wir außerdem die Originalhandschrift des Dichters; beide Handschriften ergänzen sich trefflich in der Art, daß, während Hohlfeld nur die neun ersten Gedichte mit den Scansionszeichen (˘ ˘ für die beiden Kürzen des Dactylus) versehen hat, für die bei ihm nicht scandirten Texte von No. 10, 11 die Scansionszeichen sich in der Originalhandschrift finden.

Donalitius construirt seine Hexameter nach dem Wortaccent, den er deshalb auch meistens bezeichnet (Hohlfeld accentuirt nicht), und zwar in der Art, daß zwar oft, zumal bei vielsylbigen Wörtern, eine tonlose Sylbe in die Arsis, nie aber die Tonsylbe eines mehrsylbigen Wortes in die Thesis zu stehen kommt. Bei einer Anzahl von Wörtern aber weicht des Dichters Aussprache von der jetzt üblichen ab; Donalitius betont z. B. dusáuti, giltinė́, rúdenis, wogegen jetzt die Aussprache dúsauti, giltinė́, rudenỹs üblich ist. Nun mußte nach meinem Dafürhalten ein Herausgeber des Donalitius nicht bloß die Buchstaben, sondern auch den Geist und die Intentionen des Dichters wiedergeben, also auch diejenige Aussprache und Betonung beibehalten, auf welche der Dichter seine Verse baut. Das thut Schleicher nicht. Ohne Rücksicht auf die Structur des Verses setzt Schleicher den Textwörtern die jetzt üblichen Accente auf, so daß sehr häufig Verse, wollte man Schleichers Accente berücksichtigen, unlesbar sein würden. So schreibt und scandirt z. B. Donalitius Was. 19: `Alĕ dŭsáudams ir wis sirgdams nùtwĕrĭa száuksztą, Schlei-

cher dagegen: Alė dúsaudams u. s. w. Da finden wir denn hinterher im Glossar den Artikel: „Dúsauju, dúsauti, seufzen. Don. betont dusáuti.“ Dieses aber hätte meiner Meinung nach umgekehrt sein müssen; da Schleicher die Gedichte des Donalitius und zu diesen ein Glossar, nicht ein allgemeines Wörterbuch der littauischen Sprache herausgab, so mußte er im Texte den Accent dem Sinne des Dichters gemäß setzen, im Glossar aber sagen: „Dusáuju, dusáuti, seufzen. Jetzt betont man dúsauti.“ Ausnahmsweise schlägt Schleicher dieses correctere Verfahren ein; vgl. z. B. den Artikel Pasislepiu im Glossar. Ueberdies ist der Begriff „jetzt" in dieser Beziehung kein ganz sicherer und feststehender, da auch jetzt in verschiedenen Gegenden abweichende Betonungen vorkommen. Vgl. z. B. S. 333 unten die Differenz in der Betonung des Wortes wasara in Preußisch- und Russisch-Littauen.

Der größte Nachtheil für Schleichers Arbeit aber ist hervorgegangen aus der mir ganz unerklärlichen Zuversicht, mit welcher er sich auf die schwachen Schultern des schwächlichen Rhesa stellt. Wer so reiche Gelegenheit hatte wie er, die unverantwortliche Liederlichkeit kennen zu lernen, mit welcher Rhesa seinen Autor behandelt, indem er ganz nach Willkühr ausläßt, zusetzt, umstellt und verändert, was er anders haben möchte als es dasteht, der mußte, meine ich, von vorne herein von dem größten Mißtrauen gegen einen solchen aller Kritik hohnsprechenden Herausgeber erfüllt werden. Nicht so Schleicher. Anstatt von den Handschriften als den einzig sicheren Quellen auszugehen und Rhesa nebenher zu vergleichen, ist Schleicher von Rhesa ausgegangen und hat die Handschriften eben nur so nebenher und keineswegs überall aufmerksam verglichen; wenigstens hat er oft die von Rhesa's Druck abweichende Les'art der Handschriften übersehen; aber auch, wo er die Collision wahrgenommen, herrscht bei ihm die entschiedene Neigung vor, dem unkritischen Rhesa den Handschriften gegenüber den Vorzug zu geben. Drei traurige Beispiele der Art, Pas. III, 10, 31. IV, 31 habe ich bereits bei der ersten Besprechung dieser Ausgabe zur Sprache gebracht, wo Schleicher theils willkührliche, theils sinnlose Textentstellungen Rhesa's dem handschriftlichen Texte vorzieht. Heute werden weitere Beläge folgen. Die vorkommenden größeren Auslassungen Rhesa's hat dagegen Schleicher aus den

Handschriften ziemlich vollständig ergänzt, aber freilich auch Rhesasche Zusätze stehen lassen, die hätten wegbleiben sollen.

Schleicher giebt eine Menge von Varianten an. Fast jeder Doppelconsonant des Rhesaschen Textes oder der Handschriften, für den er einen einfachen substituirt, fast jedes bei Rhesa oder in den Handschriften fehlende oder zuviel gesetzte i als Erweichungszeichen wird gewissenhaft notirt und registrirt, so daß Schleichers Ausgabe durch die Menge dieser Varianten den Anschein außerordentlicher Genauigkeit gewinnt. Wer aber darum meinen wollte, daß Schleicher überall da, wo er keine Variante angiebt, mit der Les'art der Handschriften sich in Uebereinstimmung befinde, der würde sich einem schweren Irrthum hingeben. Orthographische Abweichungen citirt er, wie gesagt, meist sehr gewissenhaft, dagegen übergeht er sachliche Abweichungen sehr oft mit Stillschweigen; Beispiels halber notirt er zu Rud. 432, daß er dosnay der Handschrift orthographisch in dosnei verändert habe, daß er aber in demselben Verse das Wort wisür, das in der Handschrift nicht steht, aus Rhesa hinzugesetzt habe, verschweigt er. Ich beginne die unten folgenden Bemerkungen über einzelne Stellen des Werkes mit der Aufzählung und dem Nachweise derjenigen Fälle, in welchen Schleicher **stillschweigend** von der Les'art der Handschriften abgewichen ist, wohin ich auch die Auslassung zweier ganzer Verse zähle. Sodann folgen anderweitige Bemerkungen verbunden mit der Angabe einiger Druckfehler. Diese Zusammenstellungen werden hinlänglich mein oben ausgesprochenes Urtheil rechtfertigen.

Vorher noch eine kleine Bemerkung, die an Ort und Stelle, wohin sie eigentlich gehörte, zuviel Platz wegnehmen würde. Die Verse Rud. 541 und Żëma 642 fehlen in der Hohlfeldschen Handschrift, während Rhesa sie hat. Da nun in dem Gedichte Pawásaris die Verse 37, 257, 608, welche Donalitius hat, ebenfalls bei Hohlfeld fehlen (was Schleicher nicht bemerkt hat), so könnte man vermuthen, daß Hohlfeld auch jene zuerst bezeichneten beiden Verse aus Versehen ausgelassen, und Rhesa dieselben aus einer vollständigeren Abschrift entnommen habe. Aber Rhesa selbst nennt unter den ihm vorliegenden Quellen neben dem fragmentarischen Original eben nur die Hohlfeldsche Abschrift, von der wir doch wohl schwerlich zwei von einander abweichende Exemplare vorauszu-

setzen berechtigt sind. Was aber Rhesa in seiner Vorrede S. XVI von andern Quellen sagt, die er benutzt habe, klingt sehr apokryphisch und scheint der sonstigen Glaubwürdigkeit des Mannes angemessen zu sein; er selbst führt auch nur die eine Stelle Rud. 613—622 (bei Schleicher hinter V. 854) an, die dem bei den Acten liegenden und bei Schleicher abgedruckten Fragmente entnommen ist. Es bleibt also nur die Möglichkeit, wenigstens die hohe Wahrscheinlichkeit übrig, daß Rhesa jene beiden Verse selbst hinzugedichtet habe. Und warum das nicht? Warum sollte einen Herausgeber, der sich nicht scheut, hunderte von Versen des Originals wegzulassen, andere umzustellen, abzuändern und zusammenzuziehen (vgl. Rud. 189—191, 810—837), nicht auch einmal ein Anflug von Schöpferlaune angewandelt haben, in der es ihn gelüstete, hier und da auch einmal einen Vers eigner Fabrik an den Mann zu bringen? Es ist das nicht das Schlimmste, was er gethan hat, nur mußte ein späterer Herausgeber des Textes denselben von solchen Falsificaten reinigen.

Nun endlich zur Hauptsache. Im folgenden bedeutet D. Donalitius Originalhandschrift von Paw. und Was., H. Hohlfelds Handschrift, Rh. Rhesa's und Schl. Schleichers Ausgabe. Die in Betracht gezogenen Textstellen folgen der Anordnung der Hohlfeldschen Handschrift, die Verszahlen dagegen beziehen sich sämmtlich auf Schleichers Ausgabe.

I.

Stellen, an denen Schleicher stillschweigend von dem Texte der Handschriften abweicht.

Pas. I, 23. H. testi, Schreibfehler für lesti, nicht angemerkt.

26. H. Rh. ipuwusiu, Schl. iszpuwusiu, gegen den Sinn.

65. H. Lapĕ kălpo. Schl. nach Rh. Lápe kalp.

III, 8. H. Rh. ipleszdawo, er fiel an. Schl. iszplészdawo, er beraubte, ganz unpassend.

10. H. O dienos widdurij. Rh. und Schl. lassen gegen das Metrum das O weg. (Schon besprochen.)

19. H. Rh. Kad sudza girdedams skunda wissas supyko. Schl., den Sinn völlig abschwächend: kad sudzà, girdédams skùndą wìsą, supýko. Wisas supyko, er, der ganze, gerieth in

Zorn, ist ganz littauisch gedacht und gesagt, wie Schleicher sehr wohl weiß. Vgl. das Glossar Art. wisas.

Pas III, 23. H. baukſztus, ungenau, Schl. baugsztus.

30. H. nutilde, Schl. nach Rh. und gegen den Sinn nutildo.

31. H. kad skauduli spaudzia, Schl. nach Rh. kad spaudulis spaudza, ohne Sinn. (Schon besprochen.)

IV, 31. H. szelmystě wăryti. Schl., trotz der Scansionszeichen, nach Rh. szelmysteje wargti, was keinen Sinn giebt. Die betreffende Note lautet nur: Szelmyste H. (Schon besprochen.)

45. H. pasluzíti. Schl nach Rh. paszlużyti.

VI, 4. H. Rh. issiremęs, Schl. isirémęs.

Priczr. Pas. 11. H. Letuwĭnĭnkams, Schl. Lëtùwninkams. Im Glossar Art. użeimi citirt er richtig.

149. H. O tik, Schreibfehler. Schl. O tikt, richtig.

185. H. skilla, Schl. richtig, aber stillschweigend, skilia, dagegen im Glossar unrichtig skilù für skiliù.

Rud. 14. H. naszle, Schl. nach Rh. naszlą.

67. H. juſ (H. schreibt juſ, muſ, D. juſ', muſ', wenn diese Worte metrische Verkürzungen von júsu, músu sind), Schl. nach Rh. júsu

130. H. Taip jam, Schl. Tai jam.

185. 186. Zwischen diesen beiden Versen haben Rh. und Schl. den bei H. stehenden Vers ausgelassen. Ir kaip kiaules almono, tikt gedă săkyti. Daher fehlt auch álmonas im Glossar.

203. H. pasidare, Schl. pasidáro, unrichtig.

208. H. padare, Schl. padáro, unrichtig.

215. H. pluszkot, Rh. pluszkét, Schl. pliuszkét.

220. H. Sznairuks, Schl. Żnairiuks.

252. H. n'issimane, Schl. nach Rh. niszsimáno, wo die erste Sylbe constant abweichende Orthographie, die letzte fehlerhaft verändert ist.

260. H randasi naras; Rh., der gern Germanismen ausmerzt, verbessert randasi durnas; Schl. schreibt ihm nach.

262. H. issiremes, Schl. nach Rh. isirémęs.

289. 290. Dazwischen haben Rh. und Schl. den bei H. stehenden Vers ausgelassen: O măżŭ jie dar man cze butu muszĕ pĕr ausi.

Rud. 306. H. iszolojau (unverständlich), Rh. iszkolojau, danach Schl. iszkoliojau; aber die Bedeutung von iszkoliojau, ich schalt aus, paßt nicht in den Zusammenhang; mir scheint näher zu liegen iszulojau, ich heulte auf.

363. H. walgem, Schl. nach Rh. walgom, unrichtig; vgl. V. 365 gérém.

366. H. nulaszijo, wohl Schreibfehler; Schl. nach Rh. nulaszéjo.

367. H. ritasi, Rh. Schl. ritosi, richtig.

371. H. dowanoja, Rh. Schl. dowanojo, wohl unrichtig.

431. H. pustelninkai, Schl. nach Rh. pustelnikai, sprachwidrig.

432. H. hat, wie beide Handschriften öfters, einen fünffüßigen Vers, den Rh. durch Einschiebung von wisur ergänzt, was Schl. stillschweigend nachschreibt.

475. H. kad ney Lauro, Schl. nach Rh. kad nè Lauro.

481. H. Rh. Irgi nesw., Schl. argi nesw.

482. H. Rh. Argi besiszyps. (Schreibfehler bei H.), Schl. wohl richtig, ar besiszyps.

509. H. keliu, wohl Schreibfehler für kelui, Rh. keliu, Schl. keliui, richtig.

520. H. senyste, Rh. Schl. senystą, sehr unnöthige Correctur; vergl. Glossar Senysta.

531. H. Rh. Mans brolau, Schl. máno broliaú.

667. H. pranesze; Schl. pränesza, wohl unrichtig.

698. H. wisus, Schl. wisùr, gegen den Sinn.

749. H. kaimynkos, Schl. kaimynai, gegen den Zusammenhang der Stelle.

797. H. kysteria, Schreibfehler, Rh. Schl. richtig kyszteria.

878. H. ir Prancusas, Schl. nach Rh., der den Spondaïcus wegschaffen wollte (vgl. Żëma 328, Paw. 213) irgi Prancusas.

Żëma 27. H. Rh. plesdendami, Schl. plezdéndami.

29. H. Rh. debesiu, Schl. debesu.

33. H. Rh. klampynu, Schl. klampyniu.

122. H. numaniau, jedenfalls hier dem Sinn entsprechender als Rh.'s numanau, das Schl. nachschreibt.

128. H. kemsza, Schl. nach Rh. kemszia, unrichtig.

129. H. skilla, Schl. skilia. Vgl. Priczk. Pas. 185.

Žēma 151. H. nuo suolu, Schl. nuo suolo.*)

167. H. O del ko, Schl. o dėl to, ganz gegen den Sinn.

171. 172. 188 und öfter schreibt H. Prancuzai (in verschiedenen Casus), Schl. Prancusai.

232. H. darg, Schreibfehler für dargi, Schl. nach Rh. dar.

238. H. hat einen fünffüßigen Vers, der von Rh. durch Einschieben von auksztai ergänzt wird, was Schl. stillschweigend adoptirt. Mir scheint zu dem Adjectiv tamsoj das Substantiv naktyj zu fehlen.

239. H. sudegino, Rh. Schl. sudėgina, besser.

271. H. n' uszmirszkite, Rh. n' użmirszkite (richtig), danach Schl. nużmirszkite.

322. H. Doczio neprietelaus, Rh. Nepritelaus Alwino. Schl. Nėprëteliaus Dóczo, gegen die Scansion des Verses. Rh.'s Verfälschung des Textes führt Schl. in der Note an, die Les'art der Handschrift aber nicht.

334. H. Doczi prowninkai atwesdit. Rh. Prowninkai atwest' Alwiną, Schl. Prowninkai atwėsdit Dóczi. Auch hier registrirt Schl. gewissenhaft Rh.'s Träumerei, aber nicht die Les'art der Handschrift

368. H. Rh. tu mus' (d. i. músu) klausyt ne norejei, du wolltest auf uns nicht hören, uns nicht folgen; Schl. tu mùs klausyt uenorėjei, gegen Schleichers Gramm. S. 275.

375. H. Rh. sawawalninks. Schl. sawowalninks.

406. H. Rh. debesiu. Schl. debesú.

425. H. Nes jam szillings; Rh. sprachreinigt: Nės jam juodikis, was Schl. schweigend nachschreibt.

627. H. szwiesa sze (d. i. szwësą szę), Rh. Schl. szw. czė, sehr unnöthige Correctur.

Pawas 37. Dieser Vers fehlt bei H., was Schl. nicht anmerkt.

147. D. H. Rh. kramto, Schl. kramta wohl Druckfehler.

161. D. H. Rh. welis, Schl. welyj.

---

*) Für u mit übergesetzten o ist aus Mangel an Typen uo gesetzt worden.

180. D. linsmai, Schreibfehler; H. Rh. Schl. linksmai, richtig, aber nicht angemerkt. — Ebend. D. H. Rh. plesdéndami, Schl. plezdéndami.

Pawas. 190. D. H. haben einen fünffüßigen Vers, den Schl. nach Rh. durch Einschieben von meilings ergänzt.

257. Der Vers fehlt bei H., was Schl. nicht anmerkt.

608. Ebenso.

668. D. twasit, H. Rh. Schl. twaisit.

Was. 139. D. békt. ungenau, H. Rh. Schl. bégt.

252. D. H. Rh. bauksztits, Schl. baugsztits, richtig.

265. D. H. Teń ir czė, bei D. Correctur, die H. aufgenommen, statt des ursprünglichen Czė ir tėn, das Rh. beibehalten und Schl. nachgeschrieben hat.

367. D. st, Schreibfehler, H. Rh. Schl. szt, richtig.

418. D. skrusdélyns, H. Schl. skruzdélyns.

436. Ebenso.

441. D. H. Rh. lankélems, Schl. laukélėms; daher fehlt auch lanka, lankélė im Glossar.

531. D. H. Prancúzas, Schl. Prancúsas.

547. D. békim, ungenau; H. Rh. Schl. bégkim.

588. D. H. nusigėdėt, Schl. nach Rh. nesigėdėt; aber bei Rh. scheint dieses nesigėdėt nur Druckfehler zu sein, denn er übersetzt, als wenn nusigėdėt dastände.

631. D. jós, H. Rh. Schl. juos.

651. D. H. Tuos baisingus tris, bei D. als Correctur aus Tuos tris bais.; letzteres hat Rh. beibehalten und Schl., obgleich es gegen die Scansion verstößt, aufgenommen.

702. D. czupirt, unleserlich verschrieben, H. Rh. Schl. czuptert.

Das sind mehr als achtzig von mir bis jetzt bemerkte Stellen, an denen Schleicher stillschweigend von der Les'art der Handschriften abgewichen ist; mögen immerhin manche Abweichungen unbedeutend, andere wirkliche Verbesserungen sein, so sind doch wahrlich weder alle unbedeutend, noch alle, ja nicht einmal die Mehrzahl Verbesserungen; aber auch solche durften nicht stillschweigend vorgenommen werden.

II.

Anderweitige Bemerkungen.

Pas. I, 12. maitytis ungenau für maltitis.

IV, 23. borti, Druckfehler.

46. H. Dwiem kellu, Rh. du kellu, Schl. dù keliù. Ich würde die Correctur Dwëm kelels vorschlagen, nach Gramm. §.120. 2. S. 266 und §. 128. 1, S. 268.

V. 26. nuėdę Druckfehler für nuėdė.

IV, 3. H. lażyba, Rh, Schl. laiżyba. Schl. in der Note: lażyba Rh. (Schon berührt.)

11. H. hat einen fünffüßigen Vers. Rh.'s versuchte Correctur, tiktai für tikt, durfte von Schl. um so weniger acceptirt werden, als sie dem Uebelstande nicht einmal abhilft.

24. H. bewerkenti. Rh. bewerkencze, Schl. bewėrkianczą, Rh. und Schl. weichen nur orthographisch von einander ab, beide Herausgeber aber scheinen übersehen zu haben, daß siratà auch Masculinum sein kann, wonach die Lesart der Handschrift ganz richtig ist, und höchstens, in Schl.'s Orthographie übersetzt, in bewerkianti zu ändern war. Ueber siratà als Masc. vgl. IV, 645.

Priczk. Pas. 47. dideli, Druckfehler.

55. málką, Druckfehler für màlką; ersteres würde Brennholz bedeuten.

160. iszbėjau, arger Druckfehler für iszbėgau.

Rud. 273. H. Rh. paikey, Schl. puikei. Ob die Correctur eine Verbesserung sei, möchte ich bezweifeln; der Sinn soll doch wohl sein: mich ungeschickt, mich so, wie unser eins es versteht, verneigend, d. h. schlecht, paikei.

791. Pýbelis ist nicht die Bibel, sondern die Fibel. Littauisches p entspricht deutschem f. Die Bibel heißt býbelis, býblija.

819. Die Veränderung des Ak tokiu der Handschrift in Ak kokiu war mindestens unnöthig, da tokiu einen ganz guten Sinn giebt.

821. Ir ju wakmistrams, wenn es heißen soll „und ihren Wachtmeistern" ist grammatisch unstatthaft; es müßte heißen: ir sawo

wakm.; Schl.'s Correctur, jë für ju, macht den Satz sehr schleppend. Ich möchte daher ju in jau umgestalten, denn ju für jau ist ein leicht denkbarer Schreibfehler.

Rud. 854. Die hinter diesem Verse aus Rh.'s Text eingeschobenen, dem Fragment angehörigen zehn Verse waren einfach wegzustreichen.

875. Schl. schreibt gadynės als Nom. Plur., es muß aber wohl gadynės, Gen. Sing. geschrieben werden; wenigstens nur dann verstehe ich den Vers: „dieses ist der ganze Glaube unserer abscheulichen Zeit." Rh. nimmt wisà wërà adverbiel „ganz fürwahr", was mir völlig unzulässig scheint, und dann gadynės als Nom. Plur.

Żema 10. Purwynai ju der Handschrift, das auch Rh. und Schl. beibehalten, ist mir unverständlich; purwai ju wäre denkbar, ist aber gegen das Metrum; daher bin ich geneigt auch hier in dem ju einen Schreibfehler für jau zu sehen, das sehr gut in den Text paßt.

38. Hier ist wohl ebenso, wie unten V. 617. 663 pustynai in pusnynai zu corrigiren. Ein Sing. pustynas existirt nicht.

155. kad jam itiktu ist im Glossar unrichtig erläutert; es heißt: daß er ihm gefalle, ihm sich anpasse.

226. H. Rh. Schl. (mit verschiedener Orthographie): Uż kakalës szîltós nerästumbim pasislëpti; im Glossar bemerkt Schl., daß die Form kakalës für kàkalio unerhört sei; sie ist in der That unerhört, und D. hat sie auch sicherlich nicht gebraucht, sondern hat geschrieben 'Użkakalës. 'Użkakalė (s. mein Wörterbuch) ist der Raum hinter dem Ofen, der Ofenwinkel, und so ist unzweifelhaft hier zu lesen, zumal bei der getrennten Schreibung das Verbum nerästumbim des nothwendigen Objects entbehrt. Schl. hätte leicht durch sein Litt. Lesebuch S. 125. 126. auf diese Conjectur geführt werden können, wo das Wort zweimal, aber in der Form użkakalis, gen. — lio vorkommt. Ob diese letzteren Formen richtig sind, weiß ich nicht; mir ist nur użkakalė, lës bekannt.

Zema 299. walcpalaikiu, arger Druckfehler.

449. Das ligguostas (d. i. liguostas) der Handschrift ist durchaus nicht unrichtig, sondern nur heute nicht überall mehr gebräuchlich, die Correctur in das moderne ligûstas daher ungerechtfertigt.

Pawas. 79. ist zu interpungiren: „Rods, taré, mús' gimìnė u. s. w.

217. Schl. nach H. pámatos, ein Unwort; pámotos bei D. ist hier allein richtig; pamotà, das Weggeworfene, der Auswurf, paßt vortrefflich in den Sinn. Darnach ist im Glossar pamatà zu streichen und pamotà richtig zu erklären.

239. Trotz D. H. Rh. Schl. ist szikszninì für szikszninci zu lesen.

312. ist bei D. allerdings ein schwer zu scandirender Vers, auch fehlen mit Ausnahme von subĭnĕ die Scansionszeichen; er ließe sich nur mit Zwang und unwohlklingend scandiren: Jùk ĭr pŏnú walkésczeĭ täipjaú per sùbĭnĕ gáuna. Wahrscheinlich hat die Härte des ersten Dactylus H. veranlaßt, das ir wegzulassen, das aber dem Sinne nach nicht fehlen darf, ebenso wenig wie taipjaú, das Schl. wegläßt. Rh. hat die hübschen Verse 312—324 aus Schamhaftigkeit ausgestoßen.

478. ist in beiden Handschriften fünffüßig. Rh. und Schl. restituiren den Hexameter durch eigenmächtiges Einschieben von dabàr.

Was. 59. Rh.'s Les'art: suwytusęs pro langą, stand ursprünglich bei D., dann aber ist daselbst pro langą durchstrichen und ir nederingas darüber geschrieben.

211. isztróskęs, Druckfehler für isztrószkęs.

510. D. H. Plonì neszam', Rh. Schl. Plónì nészant. Diese Verballhornung Rh.'s, die Schl. leider wieder vertrauungsvoll nachschreibt, ist ein würdiges Seitenstück zu den Bd. III. S. 455. 456 d. Bl. besprochenen Correcturen spaudulis spaudza und szelmysteje wargti. Rh. hat die Worte des Textes, wie beide Handschriften sie geben, nicht verstanden (er hat recht oft den Text nicht verstanden, z. B. Rud. 96, 261, 298, 853, 875 und öfter), und daher ohne weiteres corrigirt. Die Les'art der Handschriften bietet aber gar keine Schwierigkeit; die Stelle ist

V. 508—510 einfach so zu übersetzen: „Ihr wißt ja, wie unsre Littauer sich die Kehlen zerschreien, wenn sie nach St. Jakoki, nachdem sie den Roggen abgeschnitten, „den Erntekranz bringen wir!" bäurisch tanzend brüllen." Die Worte Plónį nészam sind also der Anfang des Liedes, welches die Schnitter singen, wenn sie nach vollbrachter Arbeit den Aehrenkranz heimbringen. War da eine Correctur des Textes nöthig? Und nun noch gar eine grammatisch fehlerhafte Correctur! denn wie Jeder weiß, der dem Acte einmal beigewohnt hat, sind die Singenden und die Kranztragenden dieselben Personen, das Gerundium nészant erfordert aber Verschiedenheit der Subjecte, wie unter Andern Schleicher in seiner Grammatik §. 144 S. 310 lehrt. Soweit läßt dieser geist- und kenntnißreiche Mann sich durch die Flunkereien eines Rhesa vom rechten Wege ablocken! In diesem und ähnlichen Fällen hätte doch die übereinstimmende Auctorität beider von zwei ganz gewiegten Littauern herrührender Handschriften einiges Mißtrauen gegen den so leicht und so leichtfertig corrigirenden, resp. verfälschenden Rhesa wach rufen sollen.

In den Postscripten unter dem littauischen Briefe des Donalitius S. 159 sind ass rasziau und iss Ysrutties Druckfehler für asz rasziau und isz Ysrutties, wie ganz deutlich in der Handschrift steht. In dem deutschen Briefe S. 161 zwischen den beiden Versen Z. 1. 2 steht im Original: „Jedermann schrie beständig".

Das Glossar ist unvollständig und läßt nicht selten den Leser, zumal den erst lernenden Leser im Stiche, indem sowohl Wörter als auch Bedeutungen, die sich nicht füglich errathen lassen, in reichlichem Maße fehlen. Welcher des Littauischen bis dahin Unkundige vermag aus „daraú, darýti, machen, tun", zu errathen, daß wálgei nedarýti Speisen sind, zu denen kein Fett ist zugethan worden? Wer erräth aus „turiù, turéti, haben, sollen" daß pàrszas turéts ein Ferkel ist, welches sich noch bei der Mutter befindet? Wer ersieht mit Sicherheit aus „ùżpilu etc. darauf schütten, giessen," was akìs użpylęs bedeute, wenn er nicht zufällig użsìpilu statt ùżpilu nachschlägt? Wer soll, wenn das Glossar ihn im Stiche läßt, wissen, daß pagirióms bedeute: „im Nachrausche, im Katzenjammer",

zumal, wenn er an der Stelle des Glossars, wo er dieses Wort sucht, durch ein dastehendes pagirys auf falsche Fährte gelockt wird? Neben diesem pagirióms habe ich bereits Bd. III. S. 456 didgálwis als im Glossar fehlend notirt; ich füge noch folgende Wörter, die ich bei gelegentlichem Nachschlagen vermißt habe, hinzu: aúksztas, bárszkinu, czestawójuos, dabójuos, gráużiu, iszsipléczu, iszsirenkù (—rinkti), kùmpis, nùweżu, palinksminu, pasigeriu, pasiswéikinu, patinkù surenkù (—rinkti), swótbininkai, taczaús, ùżneszu, żemai (Adv.) denen sich bei genauerer Prüfung wohl noch manche andere anreihen dürften. Außerdem fehlen álmonas, lankélė, ùżkakalė im Glossar, weil sie, obgleich im Original, doch nicht im Schleicherschen Texte stehen.

Will Jemand nach den hier gemachten Ausstellungen Schleichers Ausgabe des Donalitius für eine gediegene halten, so bleibt ihm das freilich unverwehrt; ich kann dieselbe, trotz der Prätension, mit welcher sie auftritt, nur als eine durchaus verfehlte Arbeit bezeichnen, welche sobald wie möglich eine neue zuverlässige Ausgabe dieser Gedichte wünschenswerth macht. Die Lautlehre ist eine schöne Sache, aber mit ihr allein giebt man noch keinen Autor heraus. G. H. F. Nesselmann.

Altpreußischer Verlag.

Die Stimme des Vaterlandes oder **der deutsche Pole.** Novelle von Carl Rietzki. Königsberg 1866. Bon's Buch- und Musikalien-Handlung. (Pfitzer und Heilmann.)

„Der Reinertrag ist zum Besten der Invalidenstiftung bestimmt.“ Schon dieses einfache und vielsagende Wort und das Motto „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe gebe ich dir“ könnten uns ein günstiges Vorurtheil für das Buch erwecken, wenn sein Inhalt dessen bedürfte. Was wir freilich nach dem Titel voraussetzten, haben wir nur ganz theilweise gefunden; wir meinten, daß der Conflikt geschildert werden sollte, in welchen ein Mensch kommt, der seiner Erziehung nach ein Deutscher, seiner Geburt nach ein Pole ist, wenn die Stimme des Vaterlandes ihn ruft und nun ernstliche Zweifel darüber entstehn, welches Vaterland

eigentlich Anspruch auf seine Liebe und Dankbarkeit hat. Dieser Conflikt kann nicht anders zum völligen Austrage kommen, als wenn zugleich die Interessen dieses geistigen und leiblichen Vaterlandes mit einander in Zwiespalt gerathen, sodaß nun eine Wahl schwer wird. Dann würde die Frage entstehn, ob der Mensch vermöge seiner Geburt der Scholle angehört, oder vermöge seiner Intelligenz dem Bildungskreise, aus dem er seine geistige Nahrung gesogen hat. Unsere Provinz gewährt die sehr passende Localität für eine dichterische Produktion dieser Art. Ein großer Theil der Bevölkerung im Süden und Südosten ist polnisch, und die Beziehungen zu dem unglücklichen Nachbarlande sind noch jetzt für gewisse Grenzkreise, in denen das polnische Element auch in der feineren Gesellschaft vertreten ist, lebhaft genug. Bei ausbrechendem Aufstande haben die polnischen Insurgenten hier Sympathien, die noch ganz anderer Natur sind, als die allgemeine Theilnahme für ein Volk, das seine Selbständigkeit wiederzugewinnen sucht. Diese Sympathien sind natürlich und werden schwerlich von irgend einer Seite angegriffen werden, so lange es sich nur um eine selbst thätige Unterstützung der Aufständischen in ihrem Kampfe gegen Rußland handelt. Aber die Nationalitätenfrage, welche in unserer Zeit mehr als in früheren Jahrhunderten die Geister und Gemüther bewegt, geht weiter. Sie stellt das politische Problem, ob nicht alle diejenigen, welche dieselbe Abstammung haben und dieselbe Sprache sprechen zu einem natürlichen Staatsverband gehören und, wenn andere Staatenbildungen eine Trennung bewirkt haben, wieder zu vereinigen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus erheben die Polen, indem sie auf Herstellung eines polnischen Reiches trachten, Anspruch auf Theile preußischen und somit deutschen Landes, und ein „deutscher Pole,“ um die Benennung des Verfassers zu acceptiren, kommt, wenn er seinen Stammverwandten beitritt, leicht in eine Collision der Pflichten, die ihm gegen das Land obliegen, dessen Schutz er für seine geistigen und materiellen Interessen genießt. Folgt er dem Zuge des Herzens und betheiligt er sich beim Aufstande, vielleicht ursprünglich ohne jeden feindlichen Gedanken gegen sein politisches Vaterland, so kann er leicht durch die Umstände gedrängt werden, weiter zu gehen, als er wollte, und einen tragischen Ausgang nehmen. Dem Verfasser der vorliegenden Novelle sind alle diese Vorstellun-

gen keineswegs fremd, sie finden beiläufig auch ihre Verwendung; aber eben nur beiläufig, denn diese letzte Consequenz, daß nämlich der polnische Aufstand zugleich gegen Preußen gerichtet ist, daß der Sieg des Slaventhums zugleich eine Niederlage des Deutschthums bedeutet, kommt nicht zum Durchbruch. Der Held der Erzählung, Julius Berk alias Berkowski, ist der Sohn eines polnischen Edelmanns und einer Deutschen, aber schon als kleines Kind von denselben getrennt und nach Preußen gebracht, dort auch völlig deutsch und zu einem Deutschen erzogen. Er weiß zwar, daß er von Geburt ein Pole ist, kennt aber nicht einmal seine Eltern und hat bis zu seinem zwanzigsten Jahre nicht die mindesten Beziehungen zu seiner Heimath. Dann kommt er zufällig als Wirthschaftseleve auf ein Gut an der Grenze nach Masuren, und zwar zu einer Zeit, wo die Polen wieder Anstrengungen machen, das russische Joch abzuschütteln. Die Verbindung mit polnischen Edelleuten, die ihn für ihre Sache zu gewinnen suchen, beschleunigt in ihm den Entschluß gleichfalls die Waffen zu ergreifen. Er betheiligt sich bei dem Kampf von 1831, wird verwundet, findet unvermuthet seinen Vater wieder, erbt dessen Güter und zieht nach Preußen zurück, um ein deutsches Fräulein zu heirathen, das er früher wegen seiner Armuth und bürgerlichen Abkunst hoffnungslos zu lieben glaubte. Diese Handlung hat nicht die nöthige Spannkraft, uns tief zu erregen, aber sie ist immerhin bewegt genug, uns angenehm zu unterhalten, besonders wenn die Schilderung so ansprechend ist, wie in diesem Falle. Der Verfasser — man sieht es seinem Buche auf den ersten Blick an — kennt Land und Leute; er hat ein Stück von dem, was er hier dichterisch reproducirt, selbst erlebt; die Personen, die er einführt, sind bekannten Kreisen entnommen und nach der Natur charakterisirt. Das schätzen wir aber als das Werthvollste bei seiner Erzählung, daß dieselbe uns das Land Masuren, wie es leibt und lebt, treu vor Augen führt. Da finden wir die Wälder und Seen, die der Gegend ein so charakterisches Gepräge geben, und die Menschen, die fern von den großen Verkehrstraßen mit einer gewissen Behaglichkeit und Verliebtheit in ihre Abgeschiedenheit ein ihnen fast beneidenswerth scheinendes Hinterwäldlerleben führen. Da wohnt der polnische Edelmann neben dem deutschen Herrn von Adel und nicht weit davon erntet der bürgerliche Amtmann

den Segen einer königlichen Domaine. Da finden wir den biederen Pfarrer, der ein so guter Landwirth als Seelsorger ist und für alle Zufälligkeiten des Lebens einen geistlichen Trost hat, der ihm recht von Herzen kommt, den Kreisrichter aus der kleinen Stadt, der noch immer den alten Corpsburschen nicht vergessen kann, besonders wenn er einen alten Commilitonen findet, mit dem einmal extra nach alter Weise gekneipt wird u. s. w., lauter vortreffliche gutherzige, etwas starrköpfige Menschen, Masuren mit Leib und Seele. Dieses Culturbild ist so anziehend, daß wir ihm gern eine größere Breite gönnen, als für die Geschichte an sich nothwendig wäre. Nur in den eingestreuten Dialogen hätten wir mehr Kürze und Beschränkung gewünscht. Die Gegenstände, um welche sich die Unterhaltung meistens dreht, sind so allgemeiner Natur, daß sie dem gebildeten Leser kaum etwas Neues bieten, was ihn unterhalten oder belehren kann. Der Verfasser hat augenscheinlich Gelegenheit gesucht, seine Ansichten über mancherlei allgemeine Lebensfragen zu entwickeln, über welche in der Literatur die Discussion längst geschlossen ist. Kommt dann noch dazu, daß er hin und her seinen Standpunkt als Geistlicher zur Geltung bringt, so verliert der Dialog in einer poetischen Erzählung noch mehr den Boden. So liebenswürdig und echt human auch seine Anschauungen sind, die Dichtung verliert ihre Objectivität. Diese Einwürfe hindern uns jedoch nicht, das Buch auf's Wärmste allen denen zu empfehlen, deren Geschmack für das Einfache, Harmlose und Poetische noch nicht durch den Sensationsroman gründlich verdorben ist. Namentlich in Frauenkreisen sollte dasselbe weiteste Verbreitung finden. Leider ist es in altpreußischem Verlage erschienen! ⊙

J. C. Schultz, Danzig und seine Bauwerke. Danzig. (Selbst-Verlag des Autors.)

Von dem großen Prachtwerk „Danzig und seine Bauwerke in malerischen Original-Radirungen" des Architekturmaler Professor Schultz in Danzig, davon seit 1842 nach und nach zwei Folgen in 42 Blatt groß Folio ausgegeben sind (vgl. meine Besprechung desselben in der Danziger Zeitung vom 7. Juni 1864), ist kürzlich die erste Lieferung (sechs Blatt

enthaltend) der dritten Folge erschienen, welche sich den älteren Heften würdigster Weise anschließt. Dasselbe bringt außer dem Titelblatt mit einer correct gezeichneten General-Ansicht von Danzig, von dem befestigten Hagelsberge aus gesehen, eine Ansicht der sehr malerischen, mit Bäumen und Beischlägen noch reichlich versehenen Jopengasse, deren Schluß der mächtige Thurm der Marien-Kirche bildet, die Ansicht der Rococo-Kanzel in dieser überaus reich ausgestatteten Kirche, sodann einige der interressanten stolzen Patrizierhäuser in der Langgasse, die innere Ansicht eines der großen mit ihren alterthümlichen Möbeln so malerischen Hausflure in der Frauengasse und endlich einer Gruppe aus dem berühmten Danziger Bilde „das jüngste Gericht" in Umrissen nach Durchzeichnungen, welche über dem Original gemacht sind.

Alle Blätter sind künstlerisch aufgefaßt und mit Meisterschaft ausgeführt. Sie bieten aber auch noch ein historisches Interesse, denn viele der dargestellten Gegenstände sind, früher gezeichnet, jetzt nicht mehr in dem ursprünglichen Zustande erhalten. Der Künstler bewahrt eine rührende Pietät für die alterthümlichen, stets charaktervollen Kunstdenkmale seiner Vaterstadt, welche bei dem heutigen allgemein verbreiteten Streben nach moderner Gleichmacherei so wohlthuend ist. Auch in unserer altehrwürdigen Stadt räumen die sogenannten Nützlichkeitsbestrebungen der Gegenwart unter den historischen und Kunst-Denkmalen in betrübender Weise auf, wodurch die Stadt ihr malerisches Ansehen allmählich ganz und gar zu verlieren und überaus nüchtern und langweilig zu werden in Gefahr steht. Vieles wäre sehr wohl mit den Bedürfnissen der Neuzeit, deren berechtigte Forderungen anerkannt werden müssen, in Einklang zu setzen, wenn Verständniß für das wahrhaft Practische und Sinn für das Schöne allgemeiner verbreitet wären.

Ein letztes Heft, welches wir noch in diesem Jahre zu erwarten haben, wird noch zwei der schönsten Hausflure, eine Ansicht der St. Georgs-Brüderhalle und des Langgasser Thor, die Ansicht eines nicht mehr vorhandenen gothischen Privathauses in der Johannisgasse und noch einen Theil des jüngsten Gerichtes bringen.

Danzig im Januar 1867. **R. Bergau.**

Die Königliche Deutsche Gesellschaft

hat im Laufe des Jahres 1866 sechs öffentliche Sitzungen gehalten. Die Reihe derselben eröffnete die Festsitzung am 18. Januar, in welcher nach einigen geschäftlichen Mittheilungen des Geh. Rath Dr. Schubert über den Personalbestand der Gesellschaft Professor Dr. Nesselmann den Vortrag hielt „Ueber einige literarische Mißgeburten der neueren Zeit“ (Th. Wolanski: Schriftdenkmale der Slawen, J. Pietraszewski: Zendavesta, und R. Dozy: die Juden in Mekka). Desgleichen beging die Gesellschaft des Königs Geburtstag, den 22. März, durch eine Festsitzung, in welcher Geh. Rath Dr. Rosenkranz sprach: Ueber die chronologische Gruppirung der französischen Encyclopädisten des achtzehnten Jahrhunderts. Die Sitzung am 17. Mai eröffnete im Auftrage des durch Krankheit behinderten Geh. Rath Dr. Schubert der Secretär der Gesellschaft Prof. Dr. Nesselmann durch einige geschäftliche Mitheilungen, durch Vorlegung mehrerer als Geschenke eingegangener Bücher und durch Hinweis auf vier in den ersten Monaten dieses Jahres mit Tode abgegangene Mitglieder der Gesellschaft (s. unten), worauf Prediger Dr. Voigdt den Vortrag hielt: Ueber den gegenwärtigen Stand der Herbartschen Philosophie. In der Sitzung am 6. Juli sprach Dr. Wiedemann: Ueber die Anfänge des österreichischen und des preußischen Staats im Mittelalter. Die Sitzung am 8. November eröffnete Geh. Rath Dr. Schubert durch die Erinnerung an einige Todesfälle, welche die Gesellschaft betroffen, und die dankbare Erwähnung eines eingegangenen Geschenks (L. Cholevius, der deutsche Roman des 17. Jahrhunderts), worauf Prof. Dr. Ueberweg sprach: Ueber die Lehre des Aristoteles von dem Wesen und der Wirkung der Kunst. In der letzten öffentlichen Sitzung, am 13. December sprach zuerst Professor Dr. A. Hagen: Ueber die Universitätskupferstichsammlung, sodann Professor Dr. Nesselmann: Ueber den littauischen Dichter Christian Donalitius und die Ausgaben seiner Werke. In der darauf folgenden Privatsitzung gab Geh. Rath Dr. Schubert Rückblicke auf die Verhältnisse der Gesellschaft, worauf zur Wahl neuer Mitglieder geschritten wurde; die beiden Vorgeschlagenen, die Privatdocenten Dr. Lohmeyer und Reg.-Assessor Dr. F. J. Neumann wurden einstimmig gewählt.

Die Verluste, welche der Gesellschaft das Jahr 1866 gebracht hat, sind ungewöhnlich zahlreich gewesen. Durch den Tod hat sie verloren die einheimischen Mitglieder Regierungs- und Stadtrath C. Bartisius, Professor und Oberlehrer Dr. E. Hagen, Oberconsistorialrath Dr. Oesterreich und Geh. Regierungsrath Dieckmann, außerdem die auswärtigen Mitglieder Geh. Regierungsrath Dr. G. Baersch in Coblenz, Generalconsul Dr. Neigebaur in Breslau, Professor und Oberlehrer Dr. F. W. Genthe in Eisleben und General-Superintendent Dr. Lehnerdt in Magdeburg. Durch Versetzung ist der Gesellschaft das bisherige einheimische Mitglied Schulrath Dr. Dillenburger entzogen worden.'

Von 1834 bis 1843 sind die Sitzungsprotokolle der Deutschen Gesellschaft sehr unvollständig vorhanden, von 1843 bis 1863 fehlen dieselben ganz, und mit ihnen die Notizen über Zugang und Abgang von Mitgliedern. Es ist daher gegenwärtig kaum mehr möglich ein ganz zuverlässiges Mitgliederverzeichniß herzustellen; der folgende Versuch der Herstellung eines solchen beruht auf zerstreuten älteren Notizen, ergänzt durch die vollständigen Protokolle der letzten drei Jahre und durch den gegenseitigen Austausch der Erinnerungen mehrerer gegenwärtiger Mitglieder. Ergänzungen und Berichtigungen würde der zeitige Secretair der Gesellschaft dankbar entgegen nehmen.

Gegenwärtiger Personalbestand der deutschen Gesellschaft:

Protector, Dr. Eichmann, Oberpräsident, Excellenz.

Ehrenmitglied: Dr. v. Zander, Kanzler, Excellenz.

Präsident und Director: Dr. Schubert, Geh. Reg.-Rath und Professor.

Secretair: Dr. Nesselmann, Professor.

Kassenführer: Dr. Skrzeczka, Gymn.-Director.

Anwesende Mitglieder.

Dr. Burdach, Professor, Dr. Cholevius, Professor und Oberlehrer, Dr. Cosack, Professor, Dr. Cruse, Professor, Dr. Friedländer, Professor, Dr. Güterbock, Professor, Dr. A. Hagen, Professor, Dr. v. Hasencamp, Privat-Docent, Dr. Herbst, Professor, D. Hirsch, Geh. Medizinal-Rath und Professor, Hoffheinz, Hofprediger, Dr. Hopf, Professor und Oberbibliothekar, Dr. Jacobson, Geh. Justiz-Rath und Professor, Dr. A. Jung, Dr. Laband, Professor, Dr. Lehrs, Professor, Dr. Lewitz, Professor und

Oberlehrer, Dr. Lohmeyer, Privat-Docent, Dr. Möller, Gymnasial-Director, Dr. Moser, Professor, Dr. Neumann, Regierungs-Assessor und Privat-Docent, Dr. Nitzsch, Professor, Dr. Reicke, Custos an der Königl. Bibliothek, Dr. Reusch, Tribunalsrath, Dr. Richelot, Professor, Dr. Rosenkranz, Geh. Rath und Professor, Dr. Rupp, Prediger, Dr. Sanio, Geh. Justiz-Rath und Professor, Dr. Schade, Professor, Dr. Schmidt, Director, Dr. Schrader, Provinzial-Schulrath, Dr. Sieffert, Consistorial-Rath und Professor, Dr. Simson, Professor, Dr. Troje, Pfarrer, Dr. Ueberweg, Professor, Dr. Voigdt, Prediger, Dr. Wagener, Gymnasial-Director, Dr. Wald, Superintendent, Wechsler, Subrector, Dr. Wiedemann, Dr. v. Wittich, Professor, Dr. Zander, Oberlehrer.

Auswärtige Mitglieder.

Adler, Gymnasial-Director in Halle, Dr. v. Baer, Wirkl. Staatsrath in St. Petersburg, Dr. Bötticher, Chefpräsident der Oberrechnungskammer in Berlin, Detroit, Prediger in Livorno, Dr. Dillenburger, Provinzial-Schulrath in Breslau, Dr. Dubick, Professor in Brünn, Dr. Erdmann, General-Superintendent in Breslau, Dr. Friedländer, Staatsrath in Heidelberg, Dr. Gervais, Oberlehrer in Hohenstein, Dr. Giesebrecht, Professor in München, Dr. Glaser, Professor, z. Z. in Berlin, Dr. Goldstücker, Professor in London, Bogum. Goltz, Privatgelehrter in Thorn, Dr. Gregorovius, Privatgelehrter in Rom, Dr. Haenel, Professor in Kiel, v. Heister, General-Major in Erfurt, Dr. Helmholz, Professor in Heidelberg, Dr. Hirsch, Professor in Greifswald, Jordan, Superintendent in Ragnit, Dr. Kehrein, Professor in Wiesbaden, Dr. R. Köpke, Professor in Berlin, Dr. Kurz, Professor in Zürich, v. Lancizolle, Geh. Ober-Regierungs-Rath in Berlin, Dr. Lehmann, emer. Gymnasial-Director in Danzig, Dr. Lobeck, Prof. in San Jago in Chili, Dr. Lorenz, Professor in Wien, Dr. Lowositz, Privatgelehrter in Prag, Dr. Märcker, Geh. Archivrath in Berlin, Dr. Muther, Professor in Rostock, Dr. Napierski, Staatsrath in Riga, v. Oelsnitz, Major in Torgau, Dr. Olshausen, Geh. Regierungs-Rath in Berlin, Dr. Prutz, Professor in Stettin, Dr. Rietz, Professor in Lund, Dr. Schleicher, Hofrath und Professor in Jena, Dr. J. Schulze, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rath in Berlin, Dr. Schulze, Geh. Regierungs-Rath in Magdeburg, Dr. Simson, Apellations-Gerichts-Vicepräsident

sident in Frankfurt a. O., v. Stillfried, Graf, Ober-Cerem.-Meister, Wirkl. Geh. Rath Excellenz in Berlin, Dr. Stobbe, Professor in Breslau, v. Tettau, Ober-Regierungs-Rath in Erfurt, Dr. Töppen, Gymnasial-Director in Hohenstein, Dr. Toop, Pfarrer in Cremitten, Dr. Voigt, Professor in Leipzig, Dr. Wichert, Gymnasial-Director in Magdeburg, Dr. Zacher, Professor in Halle. N.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. III, 746.)

25. Januar. Für die Bibliothek sind geschenkweise eingegangen: von Hrn. Musik-Direktor G. Döring zu Elbing (Ehrenmitglied der Prussia) seine „Choralkunde in drei Büchern." Danzig, 1865. 8° und desselben „Liederbuch für Turner und für Schule und Haus." Elbing, 1865. 16°. ferner die „Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg" No. 19 (1867); von Dr. Reicke das December-Heft der Altpr. Monatsschrift (1866); von Dr. Steffenhagen die ersten drei Bogen des zweiten Fascikels seines Handschriften-Kataloges, enthaltend die historischen Manuscripte und zwar zunächst Prussica hiesiger Kgl. Bibliothek. — An Alterthumsgegenständen sind geschenkt worden: von Hrn. Apotheker Eschholz in Rhein (durch Vermittelung des Hrn. Prof. Caspary hier) eine in dortiger Gegend gefundene Römische Bronce-Münze des Kaisers Constantin I. (306 ... 337 nach Chr.), (der Avers zeigt die nach rechts gewandte Büste des Kaisers mit lorbeerumkränztem Helm und Harnisch und mit der Umschrift: IMP. CONSTANTINVS P. F. AVG.; die Rückseite trägt die Legende: VICTORIAE LAETAE PRINC. PERP. und zwei Siegesgöttinnen, die auf einen Altar einen Schild aufrecht stellen, auf welchen die zur Linken geschrieben hat: VOT. PA.; in der Exerge die Buchstaben: S. T.; cf. Cohen, Monnaies frappées sous l'empire romain VI, 162 No. 497); von einem Ungenannten aus Angerburg ein Meisterstück der Drechslerkunst, bestehend in einem sehr kunstvoll gearbeiteten Fuße, auf welchem sich circa 100 kleine Becher befinden, einer in den anderen gefügt und aus Wachholderholz so dünn wie Papier verfertigt; endlich von Hrn. Lieut. von Streng (zur Zeit in Bartenstein) eine Menge von Alterthümern aus verschiedenen Fundorten der Provinz, nämlich: 1) mehrere

Bruchstücke von broncenen Celten, gefunden auf der Feldmark des Gutes Dunkershöfen (bei Königsberg); 2) Bruchstück einer Todtenkrone, 3 broncene Ringe, 1 runde broncene Schnalle (aus einem alten Grabe), ein Sporn von seltener Form und besonders geringem Umfang, aus Schloß Gerdauen; 3) ein kleiner broncener Ring, aus einem alten, sehr großen Steingrabe bei Arys (dasselbe hatte eine Tiefe von etwa 6 Fuß, war unten von großen Steinen eingeschlossen, und führte ein ebenso eingeschlossener Gang in das Innere, während verschiedene Schichten kleiner Steine das Grab bedeckten; in dem Grabe befanden sich mehrere Urnen, welche indessen bald zerfielen; der fragliche Ring wurde in einer solchen vorgefunden); 4) ein messerartig zugespitzter Feuerstein, ebenfalls bei Arys auf einem Felde gefunden; 5) aus einem bei Arys abgelassenen See ein Angelhaken (wohl einer früheren Zeit angehörig), ein Netz-Haken, 2 Steinhammer, ein großer Ring aus gebranntem Thon zum Beschweren der Netze. — Dr. Reicke, welcher mit einem Verzeichniß der Drucke von Johann Weinreich beschäftigt ist*) (vgl. Mtsschr. III, 553), bringt einige seltene Stücke dieser Art zur Vorzeigung und macht aus einem Privat-Briefe Mittheilungen über Weinreich'sche Drucke im Besitze des Hrn. Pfarrer Mundt in Käsemark (im Danziger Werder), sowie über einen alten Danziger Theaterzettel, dessen vollständiger Abdruck in Aussicht gestellt wird. Eben derselbe verliest schließlich einen für die Monatsschrift eingeschickten Aufsatz von R. Bergau über „A. Schlüter in Danzig." (s. oben S. 54 ff.) S—n.

*) Indem ich allen denen, die mein Unternehmen bisher auf das bereitwilligste gefördert haben, meinen wärmsten Dank ausspreche, richte ich an alle, die im Besitz von Danziger und Königsberger Drucken der Weinreichschen Officin aus den Jahren 1520 bis 1555 sind, oder mir dergl. nachweisen können, die ergebenste Bitte, mich davon unter Angabe der Titel zu benachrichtigen. Ganz besonders bitte ich, zugleich im Interesse Vieler, bei etwaigen Nachforschungen auf die in Königsberg 1530 erschienenen „Episcoporum Prussiae Pomezaniensis atque Sambiensis Constitutiones synodales evangelicae" mit angehängten „Articuli ceremoniarum e germanico in latinum versi et nonnihil locupletati" zu richten. Die verehrlichen Redactionen der Zeitschriften werden freundlichst ersucht, durch Abdruck vorstehender Bitte dem Unternehmen förderlich zu sein.

Dr. Rudolf Reicke,
Custos der Königl. Bibliothek in Königsberg i. Pr.

Mittheilungen und Anhang.

Handschriftliche Funde aus Königsberg.

(Vgl. III, 748.)

20. Zu den Briefen des heil. Hieronymus.

Im August des verflossenen Jahres fand Ref. in dem Papiercodex 164 der Kgl. Bibl. ein Membranblatt von ausgezeichnetem Alter, mit Briefen des heiligen Hieronymus. Dieser Fund gewinnt ein erhöhets Interesse dadurch, daß die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien eine kritische Ausgabe der Lateinischen Kirchenväter vorbereitet, zu welchem Behufe zunächst Handschriften-Verzeichnisse von Reifferscheid und Halm veröffentlicht worden sind (Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe 1865 Bd. 49 S. 4 ff., Bd. 50 S. 107 ff., 737 ff.; vgl. den Bericht von Vahlen Bd. 49 S. 785 ff.). Den dort verzeichneten HH. tritt das in Rede stehende Membranblatt seinem Alter nach zur Seite. Denn der diplomatische Gesammteindruck der Schriftzüge weist spätestens auf das zehnte Jahrhundert, also noch innerhalb der Zeitgrenze (bis zum XI. Jahrh.), welcher Reifferscheid vorzugsweise Beachtung zugewandt hat (a. a. O. Bd. 49 S. 4). In derselben Beziehung erscheint zugleich für unsere Bibliothek das Fragment um so werthvoller, als deren sämmtliche HH., wie HH.-Fragmente nicht über das dreizehnte Jahrhundert zurückreichen. Eine genauere Beschreibung des Fundes bietet das erste Heft des „Philologus" Bd. XXV, 151 ff. 1866.

S—n.

Universitäts-Chronik 1867.

Dec. 1866 (cf. 16. Juni). Nachgelieferte Medic. Diss. von Dr. **Carol. Kannenberg** (aus Stuhm): De tumoribus maxillae superioris malignis. (31 S. 8.)

" (cf. 16. Juni). Desgl. von Dr. **Jos. Arm. Mekus** (aus Paderborn): De haematocele retrovaginali et retrouterina intraperitoneali. (32 S. 8.)

" (cf. 18. Juni). Desgl. v. Dr. **Isid. Freymuth** (aus Labiau): Haemorrhagiarum ex intestinis inter morbum ileotyphum tria enarrantur specimina ex nosocomio caritatis Berolinensi. (32 S. 8.)

" (cf. 18. Juni). Desgl. v. Dr. **G. O. Ern. de Ludwiger** (aus Kgsbg.): De specimine quodam carcinomatis columnae vertebralis. (31 S. 8.)

" (cf. 18. Juni). Desgl. v. Dr. **Hugo Guil. Osc. Schweiger** (aus Insterburg): Amputationis pedis Pirogoffii specimina duo. (30 S. 8.)

" (cf. 27. Juli, statt des irrthüml. gedr. 18. Juni). Desgl. von Dr. **Arth. Wiewiorowski** (aus Hohenstein): De cholerae asiaticae pathologia et therapia. (30 S. 8.)

4. Jan. Hist. Doctordiss. v. **Carl Boettcher** (aus Pr. Eylau): Quaestiones criticae de Titi Livii libri XXI et XXII fontibus. (44 S. 8.)

18. Jan. „Acad. Alb. Regim. 1867. I." Programm in conditi Prussiarum regni memoriam anniversariam. (2 Bl. u. 24 S. 4.) Inest catalogi codicum manu scriptorum bibliothecae regiae Regimontanae ab **Aemilio Steffenhagen** confecti fasciculus II. (Particula prima, numeros CLXXVI . . . CCXXV complectens.) (24 S.) — Vorher: Quaestiones litterariae civibus academicis in hunc annum ad concertandum propositae. ♁

Bibliographie 1866.

Adreßbuch der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute und Rittergutsbesitzer von Ost- u. West-Preußen. Zugleich Handelsgeographie, Produkten- und Fabrikaten-Bezugs-Angabe. Nürnberg. Leuchs & Co. (114 S. gr. 8.) 2 Thlr.

— — Der Hpt.- u. Residenzstadt Kgsbg. für 1866. Auf Grund amtlicher Materialien und authentischer Privatnotizen redig. v. **C. Th. Nürmberger**. Kgsbg. Nürmberger. (2 Bl. u. 387 S. gr. 8.) $1^1/_3$ Thlr.

Aegidi. Das Staatsarchiv. Samml. d. officiell. Actenstücke z. Gesch. d. Gegenw. In fortlaufend. monatl. Heften hrsg. v. **Ldw. Karl Aegidi** u. Alfr. Klauhold. Jahrg. 1866. Bd. X. XI. Hamburg. O. Meissner. (XXVIII u. 368 S. Lex.-8. mit Beil.: Frei Schiff unter Feindes Flagge, u. XXXI u. 434 S.)

— — Frei Schiff unter Feindes Flagge. Urkundl. Darstellung der Bestrebungen zur Fortbildung des Seerechts seit 1856, auf Veranlassung der Bremer Handelskammer hrsg. v. **Ludw. Karl Aegidi** u. Alfr. Klauhold. Beilage zum Staatsarchiv. Ebd. (XXXVIII u. 168 S. Lex.-8.) $1^1/_2$ Thlr.

— — Woher und wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen. Hamburg. Boyes & Geisler. (31 S. gr. 8.) $^1/_5$ Thlr. 2. 3. 4. Aufl. Mit Aussprüchen von Frdr. Perthes als Vorwort. Ebd. (37 S.) $^1/_5$ Thlr.

— — Die Sendung Knesebecks in das russische Hauptquartier, Febr. 1813. [Histor. Ztschr. hrsg. v. H. v. Sybel. 8. Jahrg. 4. Hft. S. 269—293.]

Agende für die Todten-Feier. Alljährl. stattfindend . . . in der Synagoge zu Kgsbg. in Pr. Veranstaltet vom Israelitischen Verein für Krankenpflege und Beerdigung. Kgsbg. Gedr. bei A. Rosbach. (8 Bl. 8.) 1 Sgr.

Annuske, Car. Frid. Eug. (aus Kgsbg.), De corporibus articularibus. Diss. inaug. med. Halis Sax. (30 S. 8.)

Bamberger, Dr. J., Rabbiner, Worte des Friedens. Predigt, gehalten am Friedensfeste, den 11. Novbr. 1866 in der Synagoge zu Kgsbg. in Pr. Zum Besten der National-Invalidenstiftg. Kgsbg. Theile's Buchhdlg. (10 S. gr. 8.) 4 Sgr.

Becker, Friedr., pens. Lehrer der Realsch. zu Tilsit, Der kleine Littauer. Das Wichtigste aus der Sprachlehre, mehrere alphabetisch geordnete Wortregister und 200 Sprichworte. Zum Anfangsgebrauch bei Erlernung der littauisch. Umgangssprache für verschied. Geschäftsverhältnisse zusammengestellt. Tilsit. Im Selbstverl. Druck v. H. Post. (VIII u. 218 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Beckmann, Prof. Dr. Franz, Zur Gesch. d. kopernikanischen Systems. 4. Artikel. (Besond. Abdr. aus dem 3. Bde. der Ztschr. f. Gesch. u. Altthsk. Ermlands.) Kgsbg.

Bekenntnisse e. alten Zigeunermutter. Bewährte Deutungen der menschl. Zufälle und Lebensereignisse, Enthüllungen der Zukunft, Warnungen ꝛc. Hrsg. v. der 80jähr. Barbara v. Santafe. Kgsbg. Alfr. Richter. (28 S. 16.) 1/12 Thlr.

Berendt, Dr. G., Marine-Diluvial-Fauna in Westpreussen. (Separat-Abdr. aus d. Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. VI. Jahrg.) Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. (9 S. gr. 4. m. 1 lith. Tafel.) 1/6 Thlr.

— — Vorbemerkungen zur geolog. Karte der Provinz Preussen. (Separat-Abdr. aus . . . VII. Jahrg.) Ebd. (12 S. gr. 4. m. 1 lith. Tafel.) 1/6 Thlr.

— — Die Bernstein-Ablagerungen und ihre Gewinnung. (Separat-Abdr. aus . . . VII. Jahrg.) Ebd. (26 S. gr. 4. mit 1 lith. Tafel.) 1/3 Thlr.

Bergau, R., Die alte Basilika des h. Clemens zu Rom. [Kölner Organ f. christl. Kunst. 16. Jahrg. No. 17. cf. Danzig. Kath. Kirchenbl. No. 52.]

— — Das Ordenshaus Schwetz. [Ebd. No. 19.]

— — Ueber ein in der Villa Wolkonski (auf dem Caeliolus) entdecktes antikes Grab. (Bullettino dell' instituto di corrispondenza archeologica Nr. IV/V. April-Mai.]

— — Das Grabmal der Annia Regilla zu Rom. [Philologus. 24. Bd. 3. Hft. S. 465—473.]

— — Zur Erhaltung der Kunstdenkmale Danzigs. [Danz. Dampfb. Nr. 141.]

— — Römisches Grabmal. (Rom im März 1866.) [Archäolog. Anzeiger z. Archäolog. Zeitung. XXIV. Jahrg. No. 211—213. Sp. 261*—263*.]

— — Aelteste Sammlung von Danziger Ansichten. [Archiv f. d. zeichnend. Künste hrsg. v. Rob. Naumann. XII. Jahrg. S. 155—160.]

Bericht üb. d. 50jähr. Wirksamkeit der Friedens-Gesellschaft für Westpreußen, abgestattet in der General-Versammlung am 3. Aug. 1866. Danzig, Druck von A. Schroth. (19 S. 8.)

Beswöhn, Jul. (Lehrer in Waldau bei Kgsbg.), Kleines landwirthsch. Rechenbuch für ländl. Elementar- und Fortbildungsschulen. Bevorwort. von Dr. Frh. v. d. Goltz in Waldau. Kgsbg. Selbstverl. Druck von E. J. Dalkowski. (VI u. 62 S. 8. m. 1 Steindrtaf.) geb. 1/5 Thlr.

[Bessel.]

A. v. Oettingen, Ueber die Correction der Thermometer, insbesond. üb. **Bessel's** Kalibrir-Methode. Dorpat. gr. 4. 1 Thlr. 16 Sgr.

Blätter der Erinnerung an d. 50jähr. Amtsjubiläum des Hrn. Dir. Dr. Gotthilf Löschin in Danzig. Am 5. Dec. 1865. Danz., Edw. Gröning. (21 S. gr. 4.)

Blech, W. P. (erster Pred. zu St. Trinitatis in Danzig), Bekehre Dich! Predigt üb. Jerem. Klagelied. 3, 41. 42. Mittwoch, d. 27. Juni 1866, am außerord. Bußtage . . . gehalten . . . Danz. Anhuth in Comm. Druck von A. Schroth. (15 S. 8.)

— — Das Alte ist vergangen, siehe! es ist Alles neu geworden! Predigt über Joh. Evang. 3, 1—15 am h. Trinitatisfeste . . . gehalt., u. z. Besten der auf d. Schlachtfeldern verwund. Krieger hrsg. Ebd. (14 S. 8.) 3 Sgr.

— — „Wohl dem, der seines Glaubens gewiß ist." Pred. üb. Math. Evang. 7, 15—23 am 8. Sonnt. nach Trin. . . . gehalten . . . z. Besten der verwund. Krieger hrsg. Ebd. (16 S. 8.) 1 Sgr.

(— —) (Lehrbuch für Religionsunterricht. Ebd.) (Ohne Titel.) (46 S. gr. 8.)

Bock, Ed. (Kgl. Reg.- u. Schulr. in Kgsbg.), Wegweiser für Volksschul-Lehrer. Method. Anleitg. z. Ertheilg. u. Einrichtg. d. Volksschul-Unterrichtes. 2 Thle. 3., wesentl. verb. u. verm. Bearbeitg. Breslau. Ferd. Hirt. (VIII u. 328 S., IV u. 79 S. gr. 8. m. 5 Tab. in qu. u. gr. Fol.) 1½ Thlr.

— — Die preußischen Siege 1866. Ein Gedenkblatt zum bevorstehend. Friedensfeste f. d. Jugend. (Besond. Abdr. aus No. 17 des Volksschulfr.) Kgsbg. Bruno Meyer & Co. in Comm. 1 Sgr.

Böhnke, Herm., u. **Edmund Glomme** (Studenten, ehemal. Zöglinge des Danz. Gymn.), Kriegsklänge aus der Gegenwart in 10 Gedichten. Zum Besten der mobil. Armee im Felde u. deren Angehörigen. (König Wilhelm-Verein.) Berlin. Selbstverl. 3 Sgr.

Bohn, Dr. Heinr. (Privatdoc. an d. Univers. Kgsbg.), Die Mundkrankheiten der Kinder. Leipzig. Wilh. Engelmann. (IV u. 147 S. gr. 8.) ⅚ Thlr.

Burow, A. sen., Ueber den nachtheiligen Einfluss der Verbände bei Amputationen. Offenes Sendschreiben an meine Collegen auf dem Kriegsschauplatze. [Deutsche Klinik. No. 24.]

— — Ueber E. Javal's Regle a calcul. [Archiv f. Ophthalmol. 12. Jahrg. II. Abth.]

Busch, F., Stud. med. aus Kgsbg., Ueber Fettembolie. [Virchow's Archiv f. path. Anat. u. Physiol. . . . 35. Bd. 2. Hft. S. 321—358.]

Cenova. Skòrb Kaszébsko-slovjnskjè mòve. No. I. Pjrszi tésąc kaszébsko-slovjnskjch gôdk Spjsêt stôreho Kòvôla sin ze Sławòszéna. (Védavca Dr. **Florjan Cenôva.** (Sprachschatz der kaschubisch-slawischen Sprache. No. I. Erstes Tausend der kaschubisch-slawischen Sprichwörter. Es schrieb sie zusammen des alten Schmieds Sohn aus Slawoszên. Hrsg. Dr. Florian Cenôva.) (Schwetz. Druck v. J. Hauffe.) (16 S. 8.) . . . No. II. (Dalszi spjs.) (Fortsetzung.) (S. 17—32.) . . . No. III. Spjs Kaszébsko-slovjnskjch mjan vszétkjch mjast, vsi é pustkòvj pòdlug wòkręgów v regencijach: Gdańskj, Kvjdzinskj é Kòszalinskj, s dodanjm gór, rzèk é jezór v téchżo regencijach. (Verzeichniß der kaschubisch-slawischen Namen aller Städte, Dörfer u. Gehöfte nach den Kreisen in den Regierungsbezirken Danzig, Marienwerder und Köslin mit Hinzufügung der Berge, Flüsse und Seen in diesen Regierungsbezirken. (S. 33—48.) . . . No. IV. . . . (S. 49—64.)

Cholevius, Gymn.-Prof. Dr. L., Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen üb. Themata f. d. beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. 1. Bdch. 4. verb. Aufl. Leipzig. Teubner. (XXIV u. 335 S. 8.) 1⅕ Thlr.

— — Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Literatur. Ebd. (XVI u. 408 S. gr. 8.) 3 Thlr.

Clebsch, A. (Prof. in Giessen), Ueber die simultane Integration linearer partieller Differentialgleichungen. [Crelle's Journal f. d. reine u. angew. Mathem. 65. Bd. 3. Hft. S. 257—268. 4.]

— — Die Geometrie auf den Flächen dritter Ordnung. [Ebd. 65. Bd. 4. Hft. S. 359—380.]

— — u. P. Gordan, Theorie der Abel'schen Functionen. Leipzig. Teubner. (XIII u. 333 S. gr. 8.) 2⅖ Thlr.

Copernicus.

Les Fondateurs de l'astronomie moderne. Copernic. Tycho. Brahé. Képler. Galilée. Newton; par Joseph Bertrand. 4. édit. Paris. Hetzel. (XVI u. 391 S. 8.) 3 fr.

Cosack, C. J., Von Königsberg nach Tübingen. Ein offenes Sendschreiben an seine lieben Freunde, Schüler u. Pfarrgenossen. Tübingen. Druck v. H. Laupp. (Kgsbg. Gräfe & Unzer in Comm.) (16 S. gr. 8.) $^1/_{12}$ Thlr.

Czerwinski, Alb., Zur Culturgeschichte der Tanzkunst. [Westpr. Ztg. 1866. No. 235. 236.]

Dagott, Seminarlehr. in Marienburg, Die Zahlen von Eins bis Hundert. Ein Handbüchlein für Volksschullehrer zum Unterricht nach Grubeschen Grundsätzen. 5., mit Berücksichtigung des neuen Gewichts- u. Münzsystems überarbeitete Aufl. Kgsbg. Theile. (Gedr. bei C. A. Heyne in Braunsberg.) (II u. 176 S. gr. 8.) ½ Thlr.

Dalcke (Staatsanwalt z. Elbing), Ueber die Kumulation von Geldbußen im Falle der realen Konkurrenz. Zur Auslegung des §. 56 des Preuß. Strafgesetzbuchs. [Archiv f. Preuß. Strafrecht hrsg. durch Dr. Goltdammer. 14. Bd. S. 462—468.]

v. **Duisburg**, (aus Danzig), Johann von Kochticzki von Kochticz. [Berliner Blätter f. Münz-, Siegel- u. Wappenkunde. VIII. Hft. (3. Bd. 2. Hft. S. 192—196.]

(v. **Egloffstein**, Graf) Scheidewort eines Veteranen aus den Befreiungskriegen. Kgsbg. Bruno Meyer & Co. (Schultzsche Hofbchdr.) (28 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

— — Rückblick und Nachruf eines Veteranen aus den Befreiungskriegen. Ebd. (20 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Ehlert, Louis (aus Kgsbg.), Römische Tage. Berlin, 867. (866.) J. Guttentag. (VIII u. 244 S. 8.) 1 1/3 Thlr.

Ehrendagg, de. (Mundart der Elbinger Höhe u. zum Theil ins Hochdeutsche übertragen in L. Schneiders „Soldatenfreund" Jahrg. 26.) Elbing. Neumann-Hartmann. 2. Aufl. Ebd. 1/12 Thlr.

Eichendorff's, Jos. Frhr. v., vermischte Schriften. (In 5 Bdn.) Paderborn. Schöningh. à 12 Sgr. Inh.: 1. 2. Gesch. der poetisch. Literatur Deutschlands. 2 Thle. 3. Aufl. (540 S. gr. 16.) — 3. Der deutsche Roman des 18. Jahrh. in sm. Verhältniß zum Christenthum. 2. Aufl. (III u. 256 S.) — 4. Zur Gesch. des Dramas. 2. Aufl. (III u. 202 S.) — 5. Aus d. literarischen Nachlasse. (330 S.)

— — Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 6. Aufl. Leipzig, 867. (866.) Günther. (155 S. gr. 16.) 3/4 Thlr., in engl. Einb. m. Goldschn. 1 Thlr.

— — Memoirs of a Good-for-Nothing. From the German of Joseph von Eichendorff. By Charles Godfrey Leland. With Vignettes by E. B. Bensell. New York. (192 S. 12.) cloth 7 s. 6 d.

Elditt, H. L., Verhandlungen der Polytechnischen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. im 21. Vereinsjahre, vom 18. Febr. 1865 bis 18. Febr. 1866. (VII u. 105 S. gr. 8.)

— — Lesebuch für die weibliche Jugend. Zum Gebrauche in Schul- und Erziehungsanstalten zusammengestellt. 1. Theil. 4. bericht. Aufl. Kgsbg. Bon. (VIII u. 248 S. 8.) 1/4 Thlr. S

Periodische Literatur (1866. 1867).

„Schlesische Provinzialblätter." Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 5. Jahrg. Dec. 1866. (XVI u. S. 705—752.) Müller und B. Heinrich, Noch einiges z. Gesch. der Münzwirren in Schles. L. Jacobi, Die Gräfl. Schaffgotsch'sche Josephinenhütte. Rob. Schück, e. poet. Wettstreit in Schles. Th. Oelsner, e. Wort an d. Schles. üb. d. selbstmörd. Zerstörgswuth v. Natur- u. Kunstmerkwürdigkeiten. Der Verein christl. Kaufleute in Breslau. Arvin, Sch. u. Ulfilas, 6 Capitel Nachträge zu „Ringwälle od. Schwedenschanzen ꝛc." Ferd. Christl. Massalien (Nekrol.) R. Schück, Elenthiere in Schles. Grünhagen, Wallonische Colonisation in Schl. Fragen, Anregungen, Antworten. Lit.- u. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten. Titel, Inhaltsverzeichn. u. alphab. Register z. V. Bde.

6. Jahrg. Januar 1867. (64 S.) Heimbrod, d. dtsche Sprache in d. poln. Oberschles. H. Palm, d. älteste Probe schles. Volksdialekts im Drama. Röpell, üb. d. Idee d. Einheit Dtschlds in d. 2. Hälfte d. 15. Jahrh. Vortr. Teichmann, üb. Dienstbotenwesen auf d. Lande. F. Herring, der Doppelgänger, e. Gespenstergesch. aus Neisse's Vergangenheit. F. W. Jäkel, d. Basalte Niederschles. u. der Lausitz. Holtei, Epilog f. das, Breslau 19. März 1866, z. Besten e. erblind. Gesanglehrers veranstalt. Concert (in schles. Mundart). R. Schück, e. schles. Räuber aus dem 17. Jahrh. Blumenlese. Fragen, Anregungen, Antworten. Lit.- u. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten. Anhang.

Bericht über Dr. **Bujacks** Vortrag (10. Jan. 1867 auf d. Kgl. Schlosse) üb. d. Kriegsreisen d. **deutsch. Ordens** nach Littauen im 14. Jahrh. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 1867. 13 (Beil.). **Ostpr. Ztg.** 16.]

G. Jaquet, Der **Friede z. Thorn** von 1466. [**D. Ostbahn** (aus d. Spenersch. Ztg.) 1866. 119. 120.]

Zur Geschichte des **Krönungs- und Ordensfestes.** [Kgl. Pr. Staats-Anz. 1867. 16. (besond. Beil.).]

Notiz üb. d. von Geh. Med.-R. Göppert in Breslau in d. naturw. Sektion der Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur 7. Dec. 1865 beschrieb. **Bernsteinfund** bei Hennersdorf, 2 Meil. nordöstl. v. Namslau in Schles. (in e. Heidengrabe). [Correspondenzbl. d.

Gesammtvereines d. dtsch. Gesch.- u. Altthsvereine. 14. Jahrg. 1866. Nov. No. 11. — Vgl. auch Globus X. 1866. S. 351: Göppert, e. Bernsteinfund bei Namslau in Schles., der alte Bernsteinhandel u. die Bronzeperiode.]

G. H. F. Nesselmann, Ein Fund von kufischen Münzfragmenten in **Ostpr.** [Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. XX. Bd. 1866. 4. Hft. S. 609—611. Vgl. Altpr. Mtsschr. III. S. 374-376.]

Aus der **Prov. Preußen.** [Die Grenzboten. 1867. 2. S. 73—76.]

Die evangel. Polen in **Preußen.** [Meßner's Neue evang. Kirchenztg. 1866. 36.]

Statistik der Holsmarine in d. preuß. Provinzen Pommern u. **Preußen** im Anfange d. J. 1867. [Ostsee-Ztg. 1867. 35.]

W Die Rhein-**Weichsel**-Bahn u. deren Forts. bis z. russ. Grenze. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 1867. 26. (Beil.)]

△ Tiegenhof, 15. Dec. Zum Project einer **Werder-Eisenbahn.** [**Danz. Ztg.** 1866. 4005. (Beil.)]

Werder-Eisenbahn. □ Marienburg. [**Elbinger Anzeiger.** 1866. 99.]

Der **Elbing-oberländ. Kanal.** (Statist.) [Kgl. Pr. Staats-Anz. 1866. 300.]

Die Ackerbauschulen in **Ostpr.** (zu **Spitzings** bei Waldau u. **Lehrhof-Ragnit.**) [**Land- u. forstw. Ztg. d. Prov. Preuß.** 1867. 4.]

Statistisches aus **Westpr.** (Branntwbrennerei, Brauerei, Tabacksbau, Mehl- u. Fleischconsumtion, Salzverbrauch, Grundsteuer, Fettweide.) [Ebd. 1867. 1.]

Denkschrift betr. d. Zustd. d. **Westpr.** Landarmen-Fonds u. der damit verbund. Besserungs-Anstalt in **Graudenz** im J. 1865. [**Marienwerd. Amtsbl.** 1866. 52. **Danz. Amtsbl.** 1867. 4.]

Zur Kunde **Masurens.** 1—4. [Fliegende Blätt. aus d. Rauhen Hause. 1866. No. 10—12.]

M. Rosenheyn, Aus **Masuren.** [Gaea. II. 1866. S. 473 ff.]

Max Rosenheyn, die **kurische Nehrung** u. ihre Bewohner. [Ztschr. f. Preuß. Gesch. und **Landeskunde** hrsg. von Prof. Dr. **R. Foß.** 4. Jahrg. 1. Hft. Januar 1867. S. 17—33.]

Die Martini-Marktpreise u. d. 24jähr. Durchschnitts-Marktpreise pro 1843—1866 in d. Normal-Marktorten **Danzig, Elbing, Marienburg, Dirschau** u. Bütow. [**Danz. Amtsbl.** 1867. 2.]

Durchschn.-Martinis-Marktpreise pro 1843/66 f. d. Reg.-Bez. **Kgsbg.** [**Kgsbg. Amtsblatt** 1867. 1. (außerord. Beil.)]

Aus der Provinz. (Ergebniß der **Remontemärkte** pro 1865 im **Reg.-Bez. Kgsbg.** Zum Kauf gestellt 3909 Pferde, angekauft 1100 für 158,925 Thlr., durchschn. für 1 Pf. 144 21/44 Thlr.; d. niedrigste Preis 90 Thlr., d. höchste 250 Thlr. pro Pferd. Die meist. Pferde (351) wurd. in **Mehlauken** gestellt, die meist. (96) ebend. gekauft. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 1866. 304. (Beil.)]

Ereignisse im **Reg.-Bez. Kgsbg.** während der Monate Jan. u. Febr. 1866. [**Ostpr. Ztg.** 1866. 66. (Beil.)] — März u. Apr. [114. (Beil.)] — Mai u. Juni. [164. 165.] — Juli u. Aug. [223. (Beil.)] — Sept. u. Oct. [269.] — Nov. u. Decbr. [1867. 17. (Beil.)]

Der Verlauf der diesjähr. (sic! von No. 6 an: vorjährigen) Choleraepidemie im **Kgsbgr. Reg.-Bez.** I—III. [**Kgsbg. Amtsbl.** 1867. No. 5—7.]

Desgl. im Reg.-Bez. **Marienwerder.** Juli bis Nov. 1866. [**Marienwerd. Amtsblatt** 1866. 52.]

Erinnerung an **braunsberger** Kriegsaffairen. V. [**Braunsberg. Kreisbl.** 1866. 72. (I—IV. cf. 7. 11. 17. 44.)]

Statistik der Stadt **Culm.** [Dtsche Gemeinde-Ztg. 1866. Beil.]

R. Bergau (in Danzig), Aelteste Sammlung. von **Danzig.** Ansichten. [Archiv f. d. zeichnend. Künste herag. v. Rob. Naumann. 1866. S. 155—160. (cf. Altpr. Mtsschr. II. S. 180—181.)]

M. **Danzig**, Ende Juli. (Das Museum im **Franziskanerkloster.**) [Die Dioskuren. 1866. 31.]

Kunstausstellung in **Danzig** (Kunstkritik). [**Westpr. Ztg.** 1866. 302—304. 1867. 1.— **Danz. Ztg.** 1867. 4013. 4015. 4017. 4047. 4049.]

Zur Bevölkerungsstatistik der Stadt **Danzig.** [Dtsche Gemeinde-Ztg. 1866. 19.]

Unsere Hafeneinrichtungen (**Danzig**). [**Danz. Ztg.** 1866. 4001. (Schl.) s. 3965. 3969. 3971.]

Die Cholera. (Ein Vortrag des Dr. **Liévin** im Gewerbeverein zu **Danzig** 17. Jan. mit Zugrundelegung von Dr. Lankasters Schrift über Cholera und m. speciell. Bez. auf die Uebelstände, welche dem ungewöhnl. heftig. u. häufig. Austret. der Krankh. in **Danzig** Vorschub leisten, sowie m. Rücks. auf d. Canalisirgs- u. Wasserleitungs-Projekt.) [**Danz. Ztg.** 1867. 4037. 4039. 4041. 4043. 4044.]

Gewerbeverein in **Danzig**. (Debatte über die Canalisirungs-Angelegenheit in **Danzig**.) [Ebd. 4049. 4050.]

Naturforsch. Gesellsch. z. **Danzig**. Sitzg. 21. Nov. 1866. Hauptlehr. **Brischke** Vortrag üb. d. schädl., lästig. u. nützlich. Zweiflügler, erläut. durch Explare u. Präparate. [**Danz. Ztg.** 1867. 4010.]

Kirchweihe in **Gehsen** (Spdtr. Johannisburg) 18. Dec. 1866. (aus d. amtl. Bericht d. Superint. **Marcus**-Drigallen.) [**Ev. Gmdebl.** 1867. 5.]

D. Kirchweihe in **Grabnick** (Spdtr. Lyck 4. Nov. 1866. [Ebd. 2.]

Notiz üb. d. Abbruch der bei dem Ende Febr. 1865 stattgehabt. Brande des Rathhauses zu **Heilsberg** stehen gebliebenen mit Ziegelblenden zwisch. profilirten Fialen geschmückten Giebel. [Correspondenzbl. d. Gesammtvereins d. dtsch. Gesch.- u. Altths-vereine. 1866. Nov. No. 11.]

F. Lichterfeld, Ibenhorst u. das Elch. [Westermanns Monatshefte. No. 124. Jan. 1867.]

Königsberg. Sanitätsbericht pro Dec. 1865 u. Jan. 1866. [**Ostpr. Ztg.** 1866. 42.] — Febr. [56.] — März. [98.] — April. [117. (Beil.)] — Mai u. Juni. [170.] — Juli. [189.] — Aug. [207.] — Sept. [240. (Beil.)] — Oct. [265.] — Nov. [302.] — Dec. [1867. 19. (Beil.)]

— — Witterungsbericht pro Dec. 1865 u. Jan. 1866. [Ebd. 1866. 44.] — Febr. [57.] — März. [98.] — April. [fehlt.[— Mai u. Juni. [165.] — Juli. [189.] — Aug. [209.] — Sept. [240. (Beil.)] — Oct. [266.] — Nov. [300. (Beil.)] — Dec. [1867. 19. (Beil.)]

— — Handels- u. Schifffahrtsbericht pro Dec. 1865 u. Jan. 1866. [Ebd. 38.] — Febr. [56.] — März. [98.] — April. [124. (Beil.)] — Mai u. Juni. [177.] — Juli. [185.] — Aug. [210.] — Sept. [243.] — Oct. [272.] — Nov. [1867. 1. (Beil.)]

— — Nachweisung der Schifffahrt pro 1866. (Ebd. 1867. 9. (Beil.)]

Königsberger Nekrolog pro 1866. [**Ostpr. Ztg.** 1867. 13.]

(Kaplan **Preuschoff**) Zur Geschichte der kathol. Kirche in **Kgsbg.** seit der Reformation. [Danziger **Kathol. Kirchenbl.** 1866. 38. 50. (f. 12. 13. 17. 18. 21. 27. 30. 37.)]

Einige Mittheilungen üb. d. in **Kgsbg.** bestehend. mild. Stiftgen u. Stipendien-Fonds, welche ggw. e. Kapital v. 547,786 Thlr. repräsentiren. [**Kgsbg. N. Ztg.** 1867. 11.]

A. (sic!) **Steffenhagen**, Ein Fragment der Briefe des heil. Hieronymus (Hdschriftenfund aus der **Kgl. Biblioth. zu Kgsbg.**) [Philologus. 25. Bd. 1. Hft. 1866. S. 151—153.]

Die Kunsthandlung von Hübner & Matz (in **Kgsbg.**). [**Ostpr. Ztg.** 1867. 5.]

Stadtverordn.-Sitzg. Kgsbg., 5. Febr. Bericht üb. d. Herstellung e. Wasserleitung für **Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 1867. No. 32. **Pr. Litt. Ztg.** 32.]

E. **Kgl. physikal.-ökonom. Gesellschaft.** Privatsitzg. 2. Nov. 1866. (Prof. **v. Wittich** zeigt u. erläut. **Funde aus e. alt. Preußengrabe**, worunt. besond. e. Mschschädel, der nicht wie d. and. mit aufgefund. vbrannt. Knochenstücke im Feuer gewes. u. sr. Formation nach als Langkopf sich dem Germanenschädel nähert. Dr. **Berend** Vortrag: Beschreibung sr. **Reise auf d. kurisch. Nehrung** mit Einleitg. üb. d. innern geognost. Bau derselb.) — Privatsitzg. 7. Dec. 1866. Prof. **Werther** üb. Bereitg. d. Weins speciell v. chem. Stdpkt. Prof. **Möller** Mitthlg. **üb. d. jetzig. Stand d. Wasserleitgs.-Angelegenh. in Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 1867. No. 1. (Beil.)] . . . Privatsitzg. 4. Jan. 1867. Berichterstattg. pro 1866. Prof. **v. Wittich** üb. d. neuest. Bestrebgen der Physiologen, d. kleinst. Zintervalle zu messen. Prof. **Zaddach** Bericht üb. s. im letzt. Sommer ausgeführt. Untsuchg. der Tertiärbildgen des **Samlandes**. Desselben Vorzeigung des f. d. Kgl. zoolog. Museum angekauft. Küraßthiers (Chlamydophorus truncatus). [Ebd. 13.]

Der **Kgsbg. Bezirksverein z. Rettg. Schiffbrüchiger.** Generalvsammlg. 18. Jan. 1867. Berichterstattg. Im März 1866: 326 Mitgl. mit circa 1800 Thlrn. einmalig. und 540 Thlrn. jährl. Beitr.; Ende 1866: 535 Mitgl. 2006 einmal., 754 Thlr. jährl. Beitr.; hierzu vom Flottenverein überwies. Kassenbestand 437 Thlr.; Gesammteinn.: 3217 Thlr. Ausg., worunt. 1500 Thlr. an d. Hptverein nach Bremen, 3056 Thlr.,

Bestand 161 Thlr. — Im Pillauer Lootsenbezirke kamen von Juli bis Dec. v. J. 7 Strandgen u. Unglücksfälle vor, 4 nördl., 2 südl. v. Pillau, 1 bei Pillau selbst, 1 im Juli, 4 im Nov., 2 im Dec., 5 bei nordwestl. 2 bei südw. Windesrichtg.; die Mannsch. wurde in all. Fäll. gerett., in 2 durch Regiergsdampfer, in 3 durch Rettungsboot der Lootsenstation u. in 2 durch Fischer. — 2 Stationen, Alttief u. Kraxtepellen, sind bis jetzt erst mit Rettgsgeschossen ausgerüstet; zur Anschaffg. der Rettungsboote, über deren Construction man noch nicht einverstanden, sind d. nöthigen Mittel vom Hptverein in Bremen zugesichert.) [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 18. (2. Beil.) **Ostpr. Ztg.** 18. (Beil.) 19. (Beil.) **Kgsbg.** N. Ztg. 19.]

Die **Pinnauer** Schiffsschleuse. I—III. [Kgsbg. **Amtsbl.** 1867. 2—4.]

Bergau, R., Das Ordenshaus **Schwetz**. [Kölner Organ f. christl. Kunst. 1866. 19.]

Stadt **Thorn.** [Dtsche Gemeinde-Ztg. 1866. Beil.]

Riedelsberger, Pfr., **Kirchweihe** in **Wyzen** 7. Nov. 1866. [Ev. Gmdebl. 1867. 6.]

50jähr. Amtsjubil. des Kantor u. Organarius **Joh. Bönig** an d. kathol. Kirchschule in Kgsbg. 18. Dec. 1866. [**Ostpr. Ztg.** 1866. 300. **Braunsberg. Kreisbl.** 102.]

Aus **Eichendorff's** Leben (m. Portr.). [Die kathol. Welt. 1866. No. 2. 3.]

Max v. Forckenbeck, Präsid. des preuß. Abgeordn.-Hauses. (Aus d. Elberfeld. Ztg.) [**Danz. Ztg.** 1867. 4013. 4056.]

Ein Besuch bei **Gottsched**. [Europa. 1866. 51.]

Gottsched's Bedeutg. f. d. dtsche Lit. [Illustr. Ztg. 1866. 1225.]

Storch-Juditten, Erinnerungen an **Lehnerdt**. [**Ev. Gmdebl.** 1866. 52.]

Ernst Karl Oehlschlägers, emerit. Pred. an St. Barbara in **Danzig**, Tod 6. Jan. 1867. [**Danz. Ztg.** 4017.]

Prof. Dr. **Richard Röpell's** 25j. Jubil. als Universitätslehr. in Breslau 14. Jan. 1867. [Ebd. 4036.]

Jul. Frauenstädt, Optimismus u. Pessimismus: Leibnitz u. **Schopenhauer.** [Deutsches Museum 1866. 48. 49.]

J. L. Schwarz, Kgl. Landes-Oekonomierath (aus d. Marienw. Niederg. geb.) † 18. Januar 1867 zu Inowraclaw. [**Danz. Ztg.** 4043.]

Dr. **Löschin**, Die Familie **Wernsdorf** (bei Gelegenheit des durch den 14. Nov. 1866 erfolgten Tod des Kanzleiraths **Christ. Frdr. Wernsdorf** ausgestorb., im J. 1744 nach **Danzig** verpflanzt. Zweigs. [**Danz. Dampfb.** 1866. 271.]

Kähler (Schlochau), Tod u. Begräbn. des Pf. **Wilde** in Schlochau. [**Ev. Gmdebl.** 1867. 3.]

S.

Zur Nachricht!

Die schon für dieses Heft bestimmte Anzeige von „Rosenkranz, Diederots Leben und Werke“ bleibt wegen Mangels an Raum dem nächsten Hefte vorbehalten.

Zur altpreussischen Mythologie und Sittengeschichte.

Von

Professor Dr. Joseph Bender.

(Schluß.)

Die altpreußischen Götter nach samländischen und litauischen Quellen.

I.

Vor allem verdienen die größte Beachtung diejenigen Ueberlieferungen über die altpreußischen Götter, welche in der Vorrede zu der sogenannten Kirchenagende von 1530 durch Georg Polentz und Paul Speratus uns überkommen sind.[1])

Nach der vorhandenen Abschrift führte die Agende den Titel: Anno 1530 7. Januarij. Episcoporum Prussiæ. Pomezaniensis atque Sambiensis Constitutiones Synodales Evangelicæ. Sie beginnt mit einem Erlasse Herzogs Albrechts vom 6. Januar 1530, datirt: Ex Arce nostra Regiomontana sub sigillo nostro in fidem die Magorum Anno MDXXX. 6. Januarii. Dann folgt ein Anschreiben der beiden Bischöfe (Georgius a Polentis, et Paulus Speratus Dei gratia ducatus Prussiae Episcopi, Universis, singulis in Cristo fratribus, nobis sincere dilectis verae salutis gratiam et pacem. Amen; datirt: date (sic!) apud Regiomontem Prussiae, e loco synodali

---

[1]) Bis jetzt ist der königsberger (Weinreich'sche) Druck der Kirchenagende noch nicht aufgefunden; im königl. Archive zu Königsberg befindet sich nur noch eine Abschrift des Druckes (in der dort aufbewahrten Boltz'schen Sammlung No. 17 in 4°). Schon Hartknoch (Diss. VII, p. 125) bediente sich eines Msc. Der freundlichen Gefälligkeit des Herrn Dr. Reicke und der Herren Vorsteher der k. Archives verdanke ich die Mittheilung des Wortlautes der einschlägigen Stelle aus der Kirchenagende; erstern Herrn auch noch mehre andere der von mir verwertheten Notizen. Daß übrigens die Agende wirklich durch den Druck publicirt worden, ergiebt sich aus D. Joh. Behm „Erweisung daß die Anno 1558 publicirte Kirchenordnung verdächtig . . . Kgsbg., 1625. 4°" Blatt B iij[b] und Blatt E iij[b]

postridie Magorum Anno Domini MCCCCCXXX.) an die Amtsbrüder, welches die wegen der **altpreußischen Götternamen** so **wichtige Stelle** enthält. Es werden nämlich die Geistlichen zur Wachsamkeit ermahnt, wegen der noch vorkommenden Reste des heidnischen Preußenthums. Wunderbar sei es, daß noch unter den preußischen **Samländern** ein gewisser **sudauischer Winkel** (manipulus) sei, wo außer anderm abscheulichen Aberglauben, heidnischen Resten, noch die **Bockheiligung** vorkomme und wo, wie einst bei den Samaritanern, neben dem wahren Gotte die altheidnischen Götter in Verehrung ständen. Speciell werden nun angeführt: **Occopirmus, Suaixtix, Ausschauts, Autrympus, Potrympus, Bardoaits, Pilunytus, Parcuns, Pecols** und **Pocols**, welche Götter, wenn man ihr Wesen nach der Meinung Jener erwägen möchte, folgende sein würden: **Saturn, Sol, Aesculap, Neptun, Castor, Pollux, Ceres, Juppiter, Pluto**, die **Furien**.[2])

Diesen hier aufgestellten **Götterkatolog** finden wir vielfach von Spätern benutzt und ganz so oder mit einigen Veränderungen wiederholt.[3])

---

[2]) Wegen ihrer Wichtigkeit theilen wir die Stelle ihrem Wortlaute nach mit: „Hactenus iterum ac iterum totam Prussici Ducatus Provinciam, nunc hos nunc illos, ut inspiceremus quomodo sese fratres haberent, invisendo peragravimus, . . . sicuti Paulus atque Barnabas fratres . . . revisebant, ac in posterum hanc eiusdem diligentiae parasceuen, quoties opus est, minime negligemus, imo tanto feruentius amplectemur, quanto in hoc angulo, quolibet exiguo, rudiores adhuc plerosque non parum multos, tum Pastores, tum oviculas, habemus, Germanos, Bruthenos, Ruthenos, Polonos, Moscovitas, Lituanos atque Livonios, qui veluti alteri aborigines in hoc Latio, sedes sibi jam olim posuerunt. Referemus etiam rem miram, est adhuc in Bruthenis nostris Sambiensibus Sudorum quidam manipulus, ut reliquam abominationem superstitionum, reliquias gentilitatum, taceamus, hirco (sic!) et non furtim non nunquam faciens, ac instar olim Samaritanorum, una cum vero Deo, vana prisci erroris nomina tremens, sunt autem pro lingua barbara barbarissimi (sic!) hi **Occopirmus, Suaixtix, Ausschauts, Autrympus, Potrympus, Bardoayts, Pilunytus, Parcuns, Pecols** atque **Pocols**, qui Dei, si eorum numina secundum illorum opinionem pensites, erunt **Saturnus, Sol, Aesculapius, Neptunus, Castor** et **Pollux, Ceres, Juppiter, Pluto, Furiae**. An igitur altum dormiemus, obliti vocationis nostrae, in sanguinem a manibus nostris requirendum, qui his omnibus debitores existemus" etc.

[3]) So bei Coelest. Mislenta, Manuale Prutenicum seu repetitio corporis doctrinae ecclesiarum Prutenicarum, 1626. Mislenta hat außerdem die Grunau'sche Ueberlieferung von den drei Hauptgöttern, von Worskaite, Ischwanbrato und Gorcho. Er bietet übrigens für unsern Gebrauch nichts Neues dar.

Jedoch giebt es auch fast eben so alte Nachrichten über das preuß. Heidenthum von andern Seiten, die daneben selbständig und unabhängig dastehen.

II.

So ist uns von der größten Wichtigkeit des Johannes Meneccius (Erzpriesters von Lyck; auch Meletius genannt) Sendschreiben an Georg Sabinus. Dieser hatte in einer Elegie an den Kardinal Petrus Bembus der Bocksopfer und des Schlangenkults bei einigen sarmatischen Völkern Erwähnung gethan. Daraus nimmt Meneccius Veranlassung dem neu in diese Gegenden kommenden Sabinus Auskunft zu geben, was er über die abergläubischen Gebräuche jener Volksstämme in Erfahrung gebracht hatte.[4]) Er berichtet zuerst über die Opfer, durch welche einst die Preußen, Schamaiten, Litauer, Ruthenen und Liven ihre Götter verehrt haben und noch heimlich an vielen Orten verehren, dann über die abergläubischen Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen und Todtenopfern. Am St. Georgstage (d. i. 23. April) pflegen sie dem Pergrubrius zu opfern, den sie für den Gott der Blumen, Pflanzen und aller Gräser halten. Das Opfer bringt in eigenthümlicher Weise dar der Opferpriester, den sie Vurschaytes[5]) nennen; dann folgen Nachrichten über die Ernteopferfeste: Zu Anfang der Ernte wird ein Opfer dargebracht, das auf ruthenisch zaczinek (zazeneck) genannt wird, wie das zu Ende der Ernte uczinek (ozineck).[6]) Bei letzterm Feste opfern die sudauischen Völker Preußens, bei denen der Bernstein gesammelt wird, dem Bocke. Bei diesem Bocksopfer ruft der Opferpriester, Vurschaytes, nach der Reihe ihre dämonischen Wesen an, welche sie für Götter halten, nämlich: „Occopirnus u. s. w."[7]) Joh. Meneccius, der Pfarrer in Lyck

[4]) Diese Epistel ist zuerst 1551 gedruckt worden, und wird nicht viel früher geschrieben sein. Sie liegt uns vor in den Abdrücken: Act. Bor. II, p. 401 seqq. und Scriptt. Rer. Livonicar. II, p. 389 ffg. „De Sacrificiis et Idololatria veterum Borussorum, Livonum, aliarumque vicinarum gentium."

[5]) Ueber die Bedeutung des Wortes Wurskait s. unsere Diss. de diis veterum Pruten. p. 20.

[6]) Poln. heißt, nach Mrongovius, zażynek der Anschnitt, der Anfang der Ernte. Hartknoch, Diss. XI, p. 171, bringt zazinek und ozinek mit dem poln. żąć, mähen, in Verbindung. Slavische Reußen (Ruthenen) waren Nachbarn der Sudauer.

[7]) Wir theilen die betreffende Stelle gleich im Original mit: „invocatque ordine daemones, quos ipsi Deos esse credunt, videlicet: Occopirnum, deum coeli et

(seit 1537; lebte noch 1567. s. Arnoldt's Nachrichten u. s. w. S. 327), wird zweifelsohne jene Vorrede der Agende von 1530 gekannt haben; er giebt aber seinen Götterkatalog offenbar mit unabhängigem Verständniß und bewußter Erweiterung und näherer Erklärung.

Dem Sohne des Johannes, Hieronymus Meletius, verdanken wir noch eine besondere, vor 1560 geschriebene, Abhandlung: „wahrhaftige Beschreibung der Sudawen auf Samland, sammt ihrem Bockheiligen und Ceremonien" (zweiter Titel nach der Vorrede: „Von den Sudauitern, die jetzt Sudauen heissen, auf Samland, und ihrem Bockheiligen und Ceremonien"), welche in eine große Zahl von Ordenschroniken überging und in der von Matth. Waissel 1599 zum Druck gelangte.[8])

III.

Bleiben wir vorerst bei dem Stoffe stehen, den uns die Kirchenagende und Menecius darbieten. Beide Quellen haben folgende Götternamen gemein:

1) Occopirmus, nach der Agende Saturnus; nach Menecius Occopirnus, Gott des Himmels und der Erde. Beide Erklärungen lassen sich wohl vereinigen. Saturn gilt hier als Göttervater, als Urvater und in so fern als der oberste Gott. Occopirmus ist nichts, als ein Prädicat des obersten Gottes, als welchen wir Patullus ansehen. Der Name be-

---

terrae; Antrimpum (sic!), deum maris; Gardoaeten, deum nautarum, qualis olim apud Romanos fuit Portunus; Potrympum, deum fluuiorum ac fontium; Piluitum, deum diuitiarum, quem Latini Plutum uocant; Pergrubrium, deum ueris; Pargnum, deum tonitruum ac tempestatum; Poclum (Pocclum), deum inferni ac tenebrarum; Pocollum (Poccollum), deum aeriorum (acriorum, Act. Bor.) spirituum; Putscaetum, deum qui sacros lucos tuetur; Auscautum, deum incolumnitatis et aegritudinis; Marcoppolum (Marccopolum), deum magnatum et nobilium; Barstuccas, quos Germani Erdmenlen (Erdmänlein) hoc est, subterraneos uocant."

[8]) S. Töppen, die letzten Spuren des Heidenthums, in den Prov.-Bl. Jahrg. 1846 S. 215. Hieronymi Meletii Beschreibung ist gedruckt im Erleutert. Preußen B. V. S. 701 fg. Der Herausgeber fand die Beschreibung in einem schon 1560 eingebundenen Msc. s. a. a. O. S. 701. Auch Waissel, Chronica Alter Preussischer, Eifflendischer, vnd Curlendischer Historien, 1599, Bl. 19, benutzte ein Msc. (ein altes geschriebenes Buch), ohne, wie es scheint, den Verfasser zu kennen. Sein Abdruck weicht in Einzelheiten ab, erscheint aber correkter, als im Erl. Pr. Ein noch im königl. Archive vorhandenes Msc. führt Töppen, a. a. O. S. 215, an, dessen sich auch Lucas David (I, S. 86 fg.) bedient hat.

deutet der „*allererste*". In ganz ähnlichem Sinne kommt Auxtheias Vissagistis bei Lasicius vor: „der höchste, allmächtige Gott."[9])

2) Die folgenden Namen der Agende *Suaixtix*, *Ausschauts*, *Autrympus*, *Potrympus*, *Bardoaits* halten wir für Götterprädicate, die am meisten auf die *solarischen* und *maritimen* Beziehungen des Gottes *Patrimpus* passen. Swaixtix, der *Sonnengott*, fehlt bei dem ältern Menecius; der jüngere hat ihn aber an zweiter Stelle, als „Schwaytestix (Waissel: Schwayxtix) den Gott des *Lichts*." Er läßt S. 709 „den mächtigen Gott Schwaytzstix" angerufen werden, „daß er sein Licht zu rechter und beqvemer Zeit lasse scheinen, über das Getreyde, Gras und Viehe." Ueber den Sonnengott haben wir schon früher ausführlich gesprochen.

Dem *Ausschauts*, den die Agende mit Aesculap gleichsetzt, entspricht bei Menecius *Auscautus*, der Gott des *Wohlseins* und der *Krankheit*. (Aehnlich bei Hieron. Mel. und L. Dav.) Auf Grund dieser

---

9) Uka oder ucka ist preuß. Verstärkungspartikel, die den Adjectiven Superlativbedeutung giebt. s. Nesselmann, Katech. Lex. s. v. Aug. Pirmas heißt der Erste. -- Neben dieser unserer Ableitung stehen zwei ältere, vielfach recipirte, von der Lesart Occopirnus statt pirmus ausgehende, andere Erklärungen, entweder „Juppiters Auge" oder „Gott der Stürme und Winde", beide von verdienten Männern ausgehend. Erstere von Gottfried *Ostermeyer*, Pastor zu Trempen im Amte Nordenburg (kritischer Beytrag zur altpreußischen Religionsgeschichte, Marienwerder bei Kanter, 1775), welcher von oko Auge und peruo, für perkun oder Juppiter, ableitet, also „die *Sonne*"; letztere von Gotthard Friedr. *Stender*, Pastor zu Selburg (Lettische Grammatik. 2. Aufl. Mitau 1783), welcher S. 266 sagt, „Okkupeernis, Gott der Stürme und Winde, von dessen Stirne sie vom Himmel auf die Erde kommen"; ohka = auka, Sturm; peere, Stirn. Ihm folgen Grimm (deutsche Mythol. 2. Aufl. S. 603), Kruse (Urgesch. des Esthnischen Volksstammes, Moskau 1846, S. 49), Eckermann (Religionsgesch. IV. 2, S. 101). Schwenck (Mythol. der Slaven S. 71) findet eine solche Vorstellung, mit Recht, subtil und sonderbar. Ohka ist eine lett. Form, die Stender erst präsumirt; mindestens mit demselben Rechte können wir statt des preuß. uka ein oka setzen. Ostermeyers Erklärung hat wenigstens die Analogie für sich, daß man die Vorstellung der Sonne mit der des Auges verband. Die *Sonne* war bei den Germanen das *Auge* des Wuotan, wie sie den Griechen Auge des Zeus, den Parsen des Ormuzd, den Aegyptern des Demiurgen war (s. Grimm S. 665). Immerhin bliebe auch so der Name nur ein *Prädicat* eines der Hauptgötter, ohne ein eigenes göttliches Sonderwesen zu sein. — Lasicius (De diis Samogit. Ed. Elzevir. in repub. Pol. p. 178) sagt: „qui illis est Deus Auxtheias Vissagistis, Deus omnipotens atque summus"; aukztas, lit. hoch, von derselben Wurzel, wie das preuß. aug, auk, uka; wissas, Alles; das preuß. wissemusingis, lit. wisgalis, wisgalisis, lett. wissuspehzigs heißen allmächtig.

bestimmten Ueberlieferung, daß Aufschauts der Heilgott sei, haben, wie es scheint, Spätere versucht, diesen Begriff auch etymologisch herzuleiten.[10])

Die Form des Namens ist in den uns überkommenen Quellen gar sehr verunstaltet. Hieron. Melet. an der entsprechenden Stelle hat Auschlauis, Luc. Dav. Auschlauts, Waissel Aufschweytus. Der jüngere Mel. überliefert, S. 709, „Ist aber ein nasses Jahr, und das Getreyde nicht gerathen, und das Getreyde übel einkommt, so machen sie ein Fest, und der Wurschkayte bittet den gütigen und mächtigen Gott Außkayten, daß er bitten wolle die Götter, als Pergrubium, Parkunium, Schwaygstix und Piltuten, ihnen fürbas im zukünftigen Jahr gnädig zu sein." Luc. Dav. hat an der entsprechenden Stelle (I, 91) die Formen Auschkauten, Pergrubrium, Perkunum, Swaystixen und Polwiten; Waissel, Bl. 20, Aufschweytissen, Pergubrium, Percunum, Schwayxtixten und Pilwitum. Es ist klar, daß es sich bei den Namen Auscaut und Auschweit um dieselbe Gottheit handelt, welche hier als Schutz des Erntesegens erscheint (weshalb er Töppen, a. a. O. S. 220, vorzüglich als Feldgott verehrt zu sein scheint). Die Namenform Aufschweyt scheint uns die richtigste zu sein, und dürfte, wie Schwenck 7, 101 vermuthet, Auschwaixt heißen sollen und eine bloße Nebenform von Swaixtix selbst sein.[11]) So gewinnt es den Anschein, als ob von Auschwaixt, einem obersten Sonnengotte, oder Lichtgotte, der Gott des Frühlings, des Donners, der Sonne, des Reichthums abhängig wären. Auf jeden Fall fällt auch so dieser Name als ein Hauptprädicat dem Patrimpus zu, wenn es auch auf seine Eigenschaft als Heilgott, von der früher die Rede war, weniger zu passen scheint.

Für eine vorzügliche Verehrung eines Heilgottes, eines Aesculap,

---

[10]) Ostermeyer stellt die Form Ausweitis, eigentlich Atsweikeins her von sweiks, gesund; atsweikti, wieder gesund werden. Stender's Etymologie (Auskuts) S. 260 erscheint doch ein wenig gar zu sonderbar, als daß sie Erwähnung verdiente.

[11]) Im Poln. świt, das Tagen; świtać, tagen; davon mit der untrennbaren Partikel o oświt, das Tagen; oświata, die Erleuchtung, und andere Ableitungen. Dahin gehört das früher von uns besprochene swiatło, Licht, Tageslicht, nahe verwandt dem pr. swa'gstan (BM. 704). Das preuß. au entspricht dann vollständig dem poln. (auch russ.) o. (Lit. auszta, es tagt; auszra, die Morgenröthe. Lett. aust, tagen). Auschweit stellt schon Schwenck a. a. O. mit oświt zusammen, hält aber nicht daran fest. Wenn die Form Autrympus in der Agende richtig wäre, so hätten wir dieselbe Partikel au. Vgl. auch unten die Bienengöttin austheia von lit. ószti, summen.

bei den Litauern, und zwar unter der Gestalt einer Schlange (wie bei Griechen und Römern) haben wir noch ein ausdrückliches gewichtiges Zeugniß von dem Litauer Michalo, welches wir hier einschalten wollen.

Michalo Lituanus will den Ursprung der Litauer aus italienischem Blute beweisen. Ein vorzügliches Argument ist ihm der bei Römern und Litauern gleiche Kult des Aesculap.[12]) Der Schlangenkult faßt so den Patrimpus und den Ausschaut (oder Ausschweit) zu einem ursprünglich identischen Wesen zusammen. Der Kult jener Hauptschlange bei einem lit. Volke (nach Hieronym. von Prag) paßt gut dazu, daß Michalo den Aesculap-Schlangenkult als den vornehmsten hinstellt.

Die drei folgenden Götter, welche die Agende mit Neptun, Castor und Pollux indentificirt, führen uns auf das Gebiet der Meere und der Schifffahrt. Castor und Pollux haben ihre bekannte doppelte Beziehung, zur Gestirnwelt und zur Schifffahrt; derartige Beziehungen haben die Verfasser jener Vorrede in den Namen Autrympus, Potrympus

---

[12]) Ueber Michalo Lituanus selbst können wir nichts näheres beibringen. Michalonis Litvani de moribus Tartarorum Litvanorum et Moschorum fragmina X erschienen zuerst durch Jac. Grasser in Basel 1615. Auch in M. Z. Boxhornii miscella farragine rerum Moscovitarum. — Quaedam ad Litvaniam pertinentia ex fragmentis Michalonis Lituani sind abgedruckt in Respubl. Polon. Lit. etc. Ex offic. Elzevir. 1642. Hier heißt es p. 246: cultus Aesculapii, qui sub eadem, qua olim Romam ab Epidauro commigraverat, serpentis specie colitur et in veneratione habetur. Coluntur et sacri penates, mares, lares, lemures, montes, specus, lacus, luci. Sed nec admodum diu sacer ille perpetuusque, qui cremandis victimis Romanorum Hebraeorumque more fovebatur, extinctus est per baptismatis undam ugnis, id est, jgnis. Die Penaten, Manen (denn so ist ohne Zweifel statt mares zu lesen), Laren, Lemuren umfassen das Gebiet der Hausgeister, der häuslichen Schutzgottheiten und der vergötterten Geister der Verstorbenen, deren Kult bei dem lett. Stamme so sehr verbreitet war. Die Heilighaltung der Hayne ist bekannt; von heiligen Gewässern spricht Dusburg; heilige Seen lassen sich noch local nachweisen. Ueber einen heiligen See, auf altpr. swynthey. swyntheinen, swintinge (von swints, heilig) bei Thomsdorf südlich von Allenstein sprechen ermländ. Urkunden (Cod. dipl Warm. II, S. 131, 355, 368.) Vgl. Voigt, Gesch. Pr. I, 589 (Swynthey bei Hohenstein) und 598. Swente Azere, der heil. See bei Pawunden; Scr. R. Pr. II, 579. Lasic. 47 führt an: Orthus lacus est piscosus, quem colunt, quemadmodum et Ezernim lacuum deum. — Ostermeyer und die Lexikogr. haben den Berggott Kaukáras von kaukaras. Hügel, Anhöhe. Ueber heilige Berge in Preußen und Litauen s. Voigt a. a. O. Für heilige Höhlen haben wir keinen Beleg gefunden, wohl aber für heilige Opfersteine. Voigt a. a. O. 389. Ueber das heilige ewige Feuer (ugnis) war schon die Rede.

und Bardoayts gefunden.[13]) Menecius läßt den Antrimpus gleich auf Occopirnus folgen, als Meergott; daran schließt er seinen Schiffergott (Garboätes), den er mit dem römischen Portunus (dem Hafengotte, wie Castor und Pollux) vergleicht. Dann erst folgt Potrympus, als Gott der Flüsse und Quellen; alles offenbar richtiger und bestimmter, als in der Agende. Mit dem ältern Menecius stimmt der jüngere überein. Während die Agende den Gott Bardoayts hat, macht uns Menecius mit Garboätes bekannt. Es ist kein Zweifel, daß mit Bardoayts und Garboätes derselbe Gott gemeint ist. Die mit B anlautende Form ist als die richtigere vorzuziehen, da sie allein etymologisch dem Begriffe eines Gottes der Schifffahrt und des Handels entspricht.[14])

3) Pilnuytus wird in der Agende gleichgesetzt mit Ceres; Menecius identificirt Piluitus, den Gott des Reichthums, mit Plutus. Hieron. Mel. S. 707: „Piluitus, der Gott machet reich und füllet die Scheunen.“ Aehnlich Pilwitus bei Luc. Dav 86, und Pelwittus (d. i. Ceres) bei Waissel, Bl. 22^b. Wenn wir davon absehen, daß Ceres eine

---

[13]) Obgleich deutlich Autrympus geschrieben ist, halten wir an der Lesart Antrimpus fest. Die Erklärung ist offenbar ungenau. Vielleicht hat Antrimpus und Patrimpus durch Castor und Pollux ausgedrückt werden sollen, als eine Doppelbenennung des einen Meergottes, Neptunus, der hier wieder als abgetrennt von der ursprünglich einen solarisch-maritimen Gottheit erscheint.

[14]) Der jüngere Meletius hat zwar S. 707 Gardoayts „der Schiffgott“, aber schon S. 712 Bardoatays „der Schiffleute Gott“. Luc. David S. 86 „der Gott des Meeres und der Sehe, Gardiaito, der wart von den schiffleuten vor ein Gott angeruffen“ und S. 116: „der Sehe Gott Gardoaits.“ Waissel, dessen Msc. offenbar das beste gewesen ist, hat Bl. 22^b „Perdoytus, der Gott der Schiffe,“ (am Rande steht Aeolus). Das Wort ist abzuleiten von pardâtijis, lit. der Verkäufer, lett. pahrdewejs; pardûmi, verkaufen, lett. pahrdoht; pordâuns altpr. verkauft. So schon Ostermeyer: „Pardoytis, Pardûtis, Gott der Kauf- und Handelsleute, Merkurius, von pardûti, verkaufen. Von den Fischern verehrt.“ Der richtige Name wird also wohl Pardoayts sein. Die übrigens sprachlich ebenfalls mögliche Form Gardoayts führt zu einem ganz andern Resultate. Gardas ist Hürde (mit diesem deutschen Worte wohl verwandt). Ein Hürdengott paßt aber durchaus nicht in das System der Agende und des Meletius. Ostermeyer hat neben seinem Pardoytis einen „Gardétis, einen Gott der Schäfer und Schäferinnen, von gardas, Schaafheerde.“ Stender hat Gardehts „Gott über Wind und Wetter,“ mit einer wunderbaren Etymologie (gahrd-ehdis, Leckermaul; Fische als Leckerbissen; die Strandfischer riefen ihn an!). Eckermann hält Gardetis und Perdoytus auseinander, IV, 2, 102; aber schon Hartknoch, A. u. N. Pr. 142, indentificirt beide; Schwenck 104 nimmt beide Wörter nur für verschiedene Namen eines und desselben Gottes.

weibliche Gottheit ist, so lassen sich beide Erklärungen wohl vereinigen, da bei ursprünglichen Völkern außer den Heerden der Reichthum vornehmlich in den Gaben der Ceres bestand. Bei den preußisch-litauischen Völkern ist der Ackerbau und alles, was damit zusammenhängt, immer von großer Bedeutung gewesen. Bei dem Frühlingsfeste wird, nach Hieron. Mel. S. 709, angerufen der „gewaltige Gott Piluitus, daß er lasse wachsen Gras und schöne Erndte, und mehre ihnen die Scheunen, ihre Gewächse."

Die Etymologie führt aber nicht auf diese Bedeutung,[15]) wenn wir nicht für Pilwitus als die richtige Form Pilnitus annehmen, in dem Sinne einer Gottheit der Fülle, welche die Scheunen füllt. Eine solche Gottheit hat uns denn auch Stender (S. 267) überliefert: Pilnitis, Gott des Ueberflusses und Reichthums (von pilus).[16])

---

[15]) Um sie zu gewinnen, greift Ostermeyer zu folgender Etymologie: Pilwytis, Bauchgott, Bacchus von pilwas, Bauch, von pilti, füllen. Gott über Essen und Trinken.

[16]) Allerdings ließe sich eine Form Pilwitus, deutsch Pilwiz, durch die slav. und deutsche Mythologie hinlänglich beglaubigen. Aber den Gott des Ueberflusses und des Reichthums, Pilnitus bei Stender, der die Scheuern füllt, von pilns, voll, vermögen wir nicht in jener ersten Form anzuerkennen. Dagegen Pilnitis läßt sich vom preuß. und lit. pilnas. lett. pilns (poln. pełny, russ. pelnü, böhm. plnč, lat. plenus, gr. πλεῖος) gut ableiten; es wäre der Gott der Fülle. Wie aber Pilwit von pilns abzuleiten sei, ist schwer einzusehen. Neuere scheinen diese Wurzel untergelegt zu haben, um dem Namen die Bedeutung in der Agende und bei Meneccius zu retten. Pilwiz findet sich bekanntlich im deutschen Volksglauben (Schwenck 7, 87) und in mittelhochdeutschen Gedichten von hohem Alter (Grimm 441). Pilwiz oder Bilwiß, ein guter Genius elbischer Natur, ist zuletzt eine böse Zauberin und Hexe geworden, ein Getreide zerschneidendes, schreckendes, Bart und Haar verwirrendes Gespenst (Wolf 59), welchem der Weichselzopf zugeschrieben wird. Grimm hält den Namen für deutsch und das lit pilwit für unverwandt. Wir sind der Ansicht, daß in unserer Mythol. Pilwit und Pilnit nur durch Mißverständniß neben einander stehen. Entweder man glaubte an ein hexenartiges Wesen Pilwit, und dann ist die Erklärung des Gottes durch Reichthum falsch und gar nicht in unsern Katalog der Hauptgötter passend, oder es gab, wie es am wahrscheinlichsten ist, eine Gottheit der Fülle (wie bei den Römern die Copia mit dem Füllhorn, auf Münzen auch Abundantia, ebenfalls wie Ceres mit dem Füllhorn, bei den Deutschen Folla, Fulla, Abundia, Domina Abundia, Dame Habonde, Volla in den merseburger Heilsprüchen, Schwester der Frua oder Friia — Simrock 386 — die Fülle des Segens spendend) und dann gebürt ihr der Name Pilnitis. Dieses Wesen würde sich enge an eine der Hauptgottheiten des Ackerbaues und des Erntesegens anschließen, wie in der german. Mythologie Fulla Dienerin der Frikka, nach Schwenck, oder der Frevja, nach Simrock, ist, welche deren Schmuck verwaltet; dieser aber ist der Segen der Erde. s. Schwenck 6, 182; Simrock 90 und 386.

4) Parcuns, in der Agende gleich Juppiter (d. i. tonans); nach Joh. Men. Parguns, Gott der Donner und der Wetter; nach Hieron. Mel. Parckuns, Gott des Donners, Blitzens und Regens; nach Waissel Percunus, der Gott des Donners, blitzes vnd Regens.[17]) Außer dem Schlangenkult ist keiner mehr beglaubigt, als der Perkunaskult.

5) Sowohl die Agende als Menecius unterscheiden Pecols (d. i. Pluto in der Agende) oder Poclus (Gott der Unterwelt und der Finsterniß nach Menec.) von Pocols (d. i. Furien in der Agende) oder Pocollus (Gott der Luftgeister nach Men.) Mag auch der spätere Volksglauben so oder ähnlich den Höllengott und die höllischen Geister im Ausdrucke unterschieden haben,[18]) wir zweifeln nicht, daß es sich hier entweder bloß um eine Corruption und Spaltung des Namens Pikullus, des Gottes der Hölle, handelt[19]) (schon Hartknoch, Diss. VII, 126, möchte in der Agende für atque lesen sive), oder, was am wahrscheinlichsten ist, daß an zweiter Stelle Patollus zu lesen ist.

---

[17]) So wie Luc. Dav., der doch denselben Katalog, wie Hieron. Melet. benutzte, den Pocklus ausläßt, so auch den Potrimpus und Perkunus, weil er die von unsern samlandischen Quellen nicht gekannte romowische Götterdreiheit festhält und die drei (Perkuno, Potrimpus, Patollus) am Ende des Katalogs (87) zusammenstellt, die Ueberlieferung des Hieron. Melet. mit der Grunau'schen combinirend.

[18]) Bei Joh. Men. p. 411 werden bei den Leichenfeierlichkeiten die Dämonen genannt Peckelle. „Eductis gladiis verberant auras, vociferantes: Geygeythe begoythe peckelle, id est, aufugite vos daemones."

[19]) Das folgt auch aus dem jüngern Meletius Er hat auch Pocklus, als Gott der Höllen und Finsternisse, und dann Pockollus, die fliegenden Geister oder Teufel. S. 707. Luc. David, an der entsprechenden Stelle S. 86, hat nur einen Namen: Pockulus, „Gott der Finsterniß oder Helle," den zweiten reservirt er sich, um ihn, nachdem er den Katalog des Hieron. Mel. verlassen, S. 87 als Patollos, „das seindt die fliegenden Geister oder Teuffell" in der Dreiheit zu placiren, was auf der bekannten Verwechselung des Patullus mit Pikullus (de diis 10 u. 11. BM. 695) beruht. Waissel, Bl. 19b stimmt mit Hieron. Mel. überein, nur liest er: Peckullus (wohl richtiger, statt Pocklus); an zweiter Stelle auch Pockollus. Bei Beschreibung des Frühlingsfestes bittet der Wurschkayt „den Parcknus, daß er wolle gnädigen und zeitlichen Regen geben, und wegschlagen Pokkollum mit seinen Unterthanen" (Hieron. M. S. 708; „Pockollos mit seinem Gesinde vnd Vndterthanen, das sie vns nicht Schaden thun mögen, noch dem Gewechse", Luc. Dav. 90; Waissel 19b.) Luc. Dav. 87 dürfte auf die richtige Spur leiten. Der Katalog der Agende und der Meletier hat überhaupt den Gott Patollus, der in der That auch der preuß. Todtengott ist, nicht. Die Lesart bei Waissel ist gewiß richtig: Pekullus, der Höllengott (litt. péklà, lett. pekle, die Hölle), vielleicht richtiger, als Pikullus. Patollus, der Göttervater, der Herr der Todten, konnte leicht in Pockollus cor-

IV.

Außer seinen im Allgemeinen mit der Agende übereinstimmenden Göttern hat Joh. Menecius (auch Hieron. Mel., Luc. Dav. und Waissel)[20] einige andere, welche der ersten Quelle unbekannt sind.

1) Vor allem ist bemerkenswerth sein **Pergrubrius**, der **Gott des Frühlings**, den er nach seinem Pilunus vor Parcuns folgen läßt. Hieron. Mel. und Luc. Dav. nennen ihn Pergrubius, „der läßt wachsen Laub und Gras," und stellen ihn vor Pelwitus; ebenso Waissel, der aber Pergribrius schreibt. Der aus dem Füllhorn der Ceres strömende Reichthum steht in einer natürlichen Beziehung zum **Gotte des Frühlings**, welcher nach den genannten Quellen eine besondere Bedeutsamkeit hatte. Das Gedeihen der Frühlingssaat ist aber außer dem **wärmenden Sonnenstrahle** besonders von dem befruchtenden **Gewitterregen** abhängig. Deshalb war den Germanen Donar der Gott der Saat und des dieselbe zu höherm Wachsthum treibenden Frühlings; er scherkte dem Landmanne den befruchtenden Regen (Wolf, S. 24). Dem entspricht bei Griechen und Römern der Zeus oder Juppiter pluvius (Grimm, 159). So wie die Griechen und Römer Gebete an den Regenzeus richteten, so die Altpreußen und Litauer an den diewas Perkunas,[21]) an den Donnergott (Grimm, 160).

---

rumpirt werden. So würde uns Patollus in unserm Katalog schon in dem spätern Stadium des Gesunkenseins in die Kategorie der **Teufel** (wie ihn Luc. Dav. deutlich, Hieron. Mel. und Waissel in der corrumpirten Form bezeichnen) entgegentreten. Wenn dieses Schicksal schon die heidnischen Götter durch christlichen Einfluß überhaupt getroffen hat (Waissel, Bl. 19, sagt, die Preußen hätten nach der Römer altem heidnischem Brauche, den Jovem, Saturnum, Aeolum, Neptunum, Plutonem und **die Teuffel in gemein**, doch mit andern Namen, angebetet), so konnte demselben der Gott der Unterwelt, der Todten, am wenigsten entgeben.

[20]) Manche dieser Nachrichten scheinen mehr den östlichen lettischen Stämmen, den Schamaiten und den sich mit ihnen berührenden ruthenischen oder reußischen Völkern anzugehören. Zwar bezieht Joh. Menec. seine Nachrichten, S. 402, im Allgemeinen auf die Preußen, Schamaiten, Litauer, Reußen und Liefländer, jedoch die Namen der betreffenden Feste führt er **nur** in ruthenischer Sprache an. Die Bockheiligung wieder schreibt er (wie auch die Agende) ausdrücklich den Sudauern in Preußen zu, welche den Bernstein sammeln. Grade bei der Bockheiligung wurden die Götter seines Katalogs, welche sie vielleicht aus ihrer ursprünglichen Heimath Sudauen mitgebracht, angerufen. Ebenso überschreibt Hieron. Mel. seinen Katalog (S. 707): Von den Sudauitern, die jetzt Sudauen heissen, auf Samland, und ihrem Bockheiligen und Ceremonien.

[21]) Perkunas heißt auch Diewaitis, unmittelbar von diewas, Gott, abgeleitet.

Von den Esthen ist ein schönes Gebet an ihren lieben oder heiligen Donnergott überliefert um Erntesegen und süßen Regen (ebend.). Dem Jupiter war bei den Römern das Ver sacrum geweiht.

Da wir sonst nirgends einen selbstständigen Frühlingsgott bei den Völkern finden, so dürfte Pergrubrius schließlich auch nur entweder ein personificirtes Prädicat des Perkunas sein, in seiner Eigenschaft als Gott des befruchtenden Regens, oder aber das Wort bezeichnet sogar nichts anders, als das diesem Gotte gefeierte Fest. Hieron. Mel. sagt, S. 708, „das erste Fest, wann sie heiligen, halten sie ehe denn der Pflug ausgehet, das Fest heißen sie Pergrubrii." (Luc. Dav. 89: „Das Fest heissen sie das Fest Pergrubios"; Waissel, 19[b]: „das Fest nennen sie Pergubri".) Nach einer andern Stelle des Joh. Men. (p. 402) wurden dem Pergrubrius, den er hier den Gott der Blumen, Pflanzen und aller Gräser nennt, am Georgstage (23. April) feierliche Opfer dargebracht, welche Menecius und seine Nachfolger ausführlich beschreiben.[22])

Die Herbstfeste, zu Anfang und zu Ende der Ernte, wie sie Joh. und Hieron. Mel., Luc. Dav. und Waissel beschreiben, mögen besonders dem Patollus gegolten haben. Bei den Deutschen war Wuotan, der oberste Gott, der Gott der Ernte. Bei dem Feste der Bockheiligung, welches das Erntefest war (ozineck), ward in der Reihe, die Men. von den Göttern in der von uns besprochenen Stelle giebt, vor Allem Okkopirnus angerufen, d. i. der oberste Gott, d. i. Patollus.

Nach der Ueberlieferung des jüngern M. wurde, wie oben schon anführt ist, in nassen Jahren der gütige und mächtige Gott Auschweit, nach unserer Vermuthung als der für die Ernte segen- und heilspendende Sonnen- oder Lichtgott gedacht, um Fürbitte bei Pergubrius, Perkun, Schwaixtix

---

Da Diewaite szwenta die Regengöttin ist, so ist klar, daß Perkunas als Diewaitis gerade der Regengott ist. Diewaites werden von Ostermeyer als Göttinnen der Brunnen und Quellen, als Najaden und Nymphen angeführt.

[22]) Etymologisch wird das Wort Pergrubrius verschieden erklärt. Ostermeyer: Pergubrius, Frühlingsgott; pergubôti (luth. Catechism.) wiederbringen, der das im Winter erstorbene wieder belebt. (Nesselmann hat im Index zum Catech. pergūbons, er wird kommen, und vergleicht lit. gabénti, bringen, holen.) Schwenck, 7, 91, bezeichnet diese Ableitung als bedenklich. Stender schreibt Pergrubbis und leitet es ab von lett. perreht, brüten und kruppis, krumm, also Perrekruppis, Knospenhüter!

und Pilwit angefleht. Das Haupterntefest, das die Ruthenen nach Joh. M. uczinek nennen („die Heiligung nach dem Augst“ nach Hieron. Mel.) wird nach Guagnini (Pistorius, Corp. Polon. Histor. I, p. 46) gegen Ende des Octobers in Schamaiten (aber auch vereinzelt in Litauen und Reußen) gefeiert. Der Gott, welchem sie opfern, heißt Ziemiennik. Guagnini gebraucht den Ausdruck: sacrificium collectis frugibus quotannis celebrant. Es ist derselbe Ausdruck, welchen die Urk. von 1249 (de diis 25) vom Kulte des Curche gebraucht: semel in anno collectis frugibus etc. Den Curcho haben wir schon wiederholt als Erntegott bezeichnet.[23]) Schon Hartknoch (A. u. N. Pr. 142. 170; diss. XI. 172 seqq.) identificirt Curcho mit Pergrubrius und Ziemiennik.

Ziemiennik ist zwar Erntegott, aber etymologisch nicht in solarischer Beziehung, sondern als Erdgott, d. h. in Beziehung auf die Produkte der Erde, also vielleicht am richtigsten Feld- und Ackergott.[24])

---

[23]) BM. 591, 694, 713. So scheint sich Curcho nicht nur mit Patrimpus, sondern auch mit Auschweit zu berühren. Simon Grunau, Fol. 40, nennt Curche Gott der Speisen, dem Fruchtopfer und Fischopfer verbrannt wurden; dem Ziemmiennik fallen Thieropfer (Eckermann IV, 2, 65 führt aus Hennenberger an, daß dem Pergubrios Rinderopfer dargebracht seien). Wenn Grunau sagt, Curche sei von den Masuren hergenommen, so könnte sich das vielleicht auf den Namen beziehen; wenigstens führt Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache u. s. w. der Liwen, Lätten, Esten, Berlin 1839, S. 363 an, daß Pergubrius bei den benachbarten Russen Ziemiennik, bei den Neurussen Kors, Korscha, bei den übrigen Preußen Curcho genannt sei; wonach der Name für slavisch gelten könnte. (Poln. korzen, russ. koren heißt Wurzel!)

[24]) Dem schamaitischen Zemienek, Ziemenik entspricht der lettische Semneeks bei Stender 268, „Feld- und Flurengott, jetzt Bauer,“ neben welchem derselbe auch noch einen Semmes tehws, „Landgott“ und einen Zeemneeks, „der Hausleute, der Wirthschaftsgott; Hausgott über Vieh und Fasel“ hat, der auch mahjas kungs „Hausherr d. i. der Hausgötze heißt;“ letzterer unterschieden von ersterem. Während ersterer (Semneeks) sich ableitet von semme, Erde (auch Land und Acker), kommt letzterer (Zeemneeks) von zeems, Dorf, Gesinde, her. Jetzt heißt semneeks der Bauer, womit das poln. ziemek, der Landsmann, und ziemianin, der Landmann, von ziemna zu vergleichen ist; zeemneeks der Nachbar, wie in einigen deutschen Gegenden Preußens der Bauer genannt wird. Aus ziemek ist nach Hennig, preuß. Wörterb. S. 232, Schimke geworden, eine Bezeichnung der gemeinen Polen, die auf ihren Witinnen nach Preußen kommen. Er sagt, ziemek bedeute einen gemeinen Bauern. Schimke wird auch sonst in verächtlichem Sinne gebraucht. Unter den Namen der deutschen Hausgeister führt Wolf 65 auch an: Nachbar und Chimmeken. Ob letzteres Wort hierher gezogen werden darf?! Grimm (471) und Simrock (471) erklären Chimke, Chiemke als Verkleinerung oder Entstellung von Joachim. Der dem lett. entsprechende litauische Gott heißt żemberys (Mielcke: żambar-

3) Nach Poclus und Pocollus folgt bei Joh. Menecius, S. 404, Putscätus, der die heiligen Haine schützt. Sein Putscätus, der, nach S. 405, den heiligen Hainen und Bäumen vorsteht, genoß einer vorzüglichen Verehrung. Er hatte seinen Wohnsitz unter dem Hollunderbaume (sub arbore Sambuco), unter welchem ihm Speise- und Trankopfer dargebracht wurden, damit er den Marcoppolus, den Gott der Magnaten und Edelleute, gnädig stimme, damit sie nicht von ihren Herren mit einem härtern Joche der Knechtschaft gedrückt würden, und damit ihnen Barstukken geschickt würden, jene unterirdischen Hausgeister, die ihnen Reichthum brächten. Melet. der jüngere nennt ihn Puschkayts „latine Sambucus, der Gott unter dem Holtze, Holunder." S. 712 nennt er ihn den Erdengott Puschkaytus. „Dieser Gott hat seine Wohnung unter dem heiligen Holtze Holunderbaum, das Holtz halten sie groß heilig, da tragen sie Brod und Bier, auch andere Speise unter den Baum, und bitten ihn, daß er seine Marckopolle wolle erleuchten, und seine Perstucken, kleine Männlein in ihre Scheune senden, daß sie Getreyd darin bringen, und was sie darin gebracht haben, wollen behüten." (Aehnlich Waissel.) Joh. Men. fügt, 406, noch hinzu, daß man noch an andere Hausgeister geglaubt habe, welche aus fremden Scheunen gestohlenes Getreide in die ihrer Ernährer bringen, und welche sie mit allerlei Speisen reichlich nähren, auf ruthen. genannt Koltki, auf griech. Coboli, auf german. Kobolt.[25])

---

rys, żembarrys, sambarrys, Gott der Erde; Nesselmann: „żémberys [der Erdbestreuer] der heidnische Erdgott, dem jährlich um die Osterzeit drei Hände voll von jeder Saat, drei Bissen von jeder Speise und ein weißes Tuch geweiht wurden; die Speisen fraßen die Hunde, das Getreide wurde ausgesät und von der Ernte desselben ein Bier gebraut, welches an dem Feste dieses Gottes getrunken wurde und żemberinnis alus hieß"), welches Wort Ostermeyer von żémė, Erde und beriu, bestreue, ableitet; er setzt diesen Gott der Erde über die Felder und Wiesen und stellt ihn dem schamaitischen żemienek gleich. Von diesem „Erdbestreuer" sagt Schwenck 7, 118 „er ist dem Wesen nach eins mit Pergubrios, Curcho, Potrimpos und scheint in der Form dem Perguörios am nächsten zu stehen oder nur ein anderer Name desselben zu sein."

[25]) Menec. nennt diese Hausgeister spiritus visibiles, was vielleicht invisibiles heißen muß, wenn er nicht gerade an ihre sichtbare Gestalt als Schlangen gedacht hat; oder aber, sie waren, wie Lasicius (p. 51) von seinen Kauken berichtet, nur denen sichtbar, die an sie glaubten (iis qui illos esse credunt conspicui, aliis minime). Die neuere rigaer Ausgabe schreibt Coltky, κοβελι, Coboldi. Kobold ist aus dem griech. κόβαλος, Schalk, mittellat. gobelinus, fr. gobelin (Simrock, 471). Zu dem Zutragen der Heinzelmännchen u. s. w. vgl. das schon über Alf Gesagte.

Puskait, der Hollundergott oder der Erdengott unter dem Hollunderbaum, führt uns in das Gebiet der Unterwelt;[26]) er ist der Herr der Unterirdischen, der Erdmännlein. Wenn Jemand bestohlen worden, so ruft der Signot (Weidler, Zauberer) an des Himmels Gott Ockopirnum und den Gott der Erden Puschkaytus u. s. w. Hieron. Mel., 719 ffg. (Luc. Dav. 147: der Segener oder Warsager bittet seinen Gott des Himmels Ockopirnum und den Gott der Erden Puskaites mit seinen Dienern; weitläufiger bei Waissel, S. 22.)[27])

Hier steht Puskait also bedeutungsvoll als Gott der Tiefe, neben dem Gotte der Höhe. Die unterirdischen Männlein, die Erdmännlein (Markopolen, Barstukken, Kauken, Kobolde) werden wiederholt des Puskaites Unterthanen und Diener genannt. Er ist der Herr der Unterirdischen. So sagt Luc. David 127, der Erdengott, der unter dem Hollunder wohnte, habe Macht und Gewalt über die Markopolen „das sollen seine Edelleute sein," und auch über Barstucke, „die seine Undterthanen die kleinen Mänlein sein sollen."

Der Hollunder war auch bei den Germanen heilig und der Geisterglaube setzte ihn in besondere Beziehung zu den Elfen und Elementargeistern.[28])

---

26) Vgl. was über diese Beziehungen schon Schwenck 7, 311 gesagt hat.

27) Von diesen Gebräuchen zur Ermittelung eines Diebes, wo heidnisches und christliches durcheinander läuft (Hieron. Mel. 720), hat sich Manches noch im heutigen Volksaberglauben erhalten, (so der Erbschlüssel).

28) Grimm 617; Schmittkenner, deutsch. Wörterbuch u. d. A. Nach Ersterem bedeutet holan für sich schon einen Baum oder eine Staude; dazu würde passen die Etymologie Stenders 268, „Puschkeites, Gott der grünen Hayne, von puschkis." Das lett. puschkis aber bedeutet Busch, grüner Strauch, ein Wort das offenbar mit dem deutschen Worte, alt pusc, zusammenhängt (Ostermeyer: „Puszkaitis, Gott der Haiden oder Fichtenwälder, von puszis, die Fichte"). Schmitthenner erklärt hollun-tra mit Baum der Holla, die ihm dieselbe zu sein scheint mit der Hella. Das paßte allerdings auf Puskait als Gott der Unterwelt. Nach Grimm, 247, 433, ist Holla aber nur eine Entstellung der göttlichen Hulda, die häßliche, langnasige, großzahnige Alte, mit struppigem, verworrenem Haare, die allerdings in das Gebiet der Elbe und Maare gehört. Lilienthal, die Hexenprocesse Braunsbergs, Königsberg 1861, S. 104, sagt, der blühende Hollunderbaum ist betäubend; Holz, Rinde, Blüthen und Beeren wirken wohlthätig. Daher wurde er für heilig gehalten und zu abergläubischen Zwecken verwandt. Die Hexen schnitten Löffel daraus zum Abschöpfen der Sahne, um dadurch die Kleinen von den Milchtöpfen abzuhalten u. s. w. Schwenck, 7, 310, findet die mythische Bedeutung des Baumes und so

Dieselbe Art der ihnen dargebrachten Opfer schließt die Unterirdischen an Puskait. Ihm wurde Brod und Bier und andere Speisen unter dem Hollunder dargebracht; den Markopolen und Barstukken wird Nachts der Tisch in den Scheunen gedeckt; die Kobolde werden reichlich bewirthet (Joh. und Hieron. M.) u. s. w. Den Kauken, den bärtigen Däumlingen, welche die Russen Uboze nennen, werden, nach Lasicius 51, ebenfalls allerlei Speisen hingesetzt. Ihnen allen schließen sich an die Giuojiti, jene eidexenartigen, vierfüßigen, fetten, schwarzen Schlangen bei Guagnini a. a. O. 45, welchen, wie Penaten des Hauses, ähnliche Speisenopfer dargebracht wurden.[29])

Wenn die menschliche Seele in die Unterwelt eingegangen ist, wird sie als unterweltlicher Geist in Gestalt von kleinen Menschen gedacht. In dieser Gestalt erscheinen sie auf der Erde; aber auch in Gestalt von Schlangen erscheinen sie, weil, wie Schwenck (7, 277) beifügt, die Schlange ein Sinnbild der Erde und des Unterirdischen war.[30]) Das nämliche Volk glaubt zu gleicher Zeit an die Erscheinung des unterweltlichen Geistes in menschlicher Gestalt und in Gestalt einer Schlange. Das Sinnbild, wenn es einmal geschaffen ist, wird leicht zur Sache selbst (Schwenk a. a. O.). Die Beziehung der Kauken zu den Seelen der Verstorbenen haben wir früher hervorgehoben (de diis 11. BM. 587.). So wie Puskait selbst Brod und Bier erhält, so wird beides den verstorbenen

---

nen Namen in seinem Hohlsein; in hohlen Bäumen mußten Geister hausen u. s. w. Sollte denn aber nicht vielmehr die Hohlheit die Vorstellung eines Einganges in die Welt der Unterirdischen erregt haben? Bedeutsam erscheint uns das goth. hulundi. Höhle, welches Ulfilas von der Grabeshöhle gebraucht, worin Lazarus lag. Joh. 11, 38. Ellhorn heißt der Hollunder niedersächsisch (Grimm), in Preußen Alhorn (aber auch Ellhorn, Eloer, Flieder). Vielleicht so viel als Elfenbaum? Vgl. Ellefolk für Elfenvolk; Grimm 411. Im Lett. heißt elle die Hölle, alla die Höhle, lit. ûla. Wäre also Ellhorn so viel wie Baum der Elle, der Hölle?

[29]) Givojitos von lit. gywóju, lebe, gywata, das Leben. Gywáta heißt auch die Schlange, nördlich von Memel und in Schamaiten; auch als Schimpfwort. Preuß. giwît, leben, giwei, Leben; sanskr. ǵîv, poln. żywić u. s. w. s. Nesselmann zum Luth. Catech. Schwenck, 277, sagt, der Name bezeichne sie als eine Lebendige; Nesselmann, Wörterbuch, trennt das Wort von gywatà, Leben, vergleicht aber die chald. Wörter für Schlange und Leben mit einander.

[30]) Ist es zu prosaisch gedacht, daß das Hervorkriechen der Schlangen aus der Erde das Symbol für das Unterirdische hergegeben habe?

Menschen mit ins Grab gegeben; und nicht nur bei dem Begräbnisse werden die Todten zugleich mit den Lebendigen gespeist (Joh. Men. p. 411), sondern auch ähnliche Jahresgedächtnisse gehalten, wobei die Lebenden zechen und „was sie den Todten gönnen unter den Tisch fallen lassen, worauf sie hernach eine Schale Bieres ausgießen" (Hieron. Mel. S. 718; vgl. Luc. Dav. 144 „sie saufen und singen dabei, bis daß sie nicht mehr auf ihren Füßen stehen können"; Waissel, 26[b]). Diese Seelenspeisen oder Seelenopfer spielen eine große Rolle.[31])

So ist in der Verehrung des Puskait und der Unterirdischen und der abgeschiedenen Seelen der Menschen ein einziges System, wodurch **Puskait** schließlich der **Herrscher der Unterwelt** wird. Der Name würde sich als ein, wie es scheint, von einem sehr zufälligen Umstande entnommenes, vielleicht auch noch nicht erklärtes Prädicat des allgemeinen Todtengottes Patullus oder auch des Höllengottes Pikullus[31a]) herausstellen, oder viel-

---

[31]) Stender, 271; sagt: Wels, Gott der Verstorbenen, den die heidnischen Letten heilig verehrten, jetzt gleich Teufel. Welli, Todtenfest, da man die Seelen der Verstorbenen speisete, vier Wochen größtentheils den October hindurch. Diese Zeit hieß auch deewa deenas, Gottestage. Vgl. 261. Semlikka ist Seelenspeise S. 268; semlikka mehness hieß zur Heidenzeit der October (Stenders Lex.). In der Visitation von 1570 bei Einhorn, a. a. O. 645, ist ebenfalls von Seelenspeisen die Rede; die vier Wochen hießen Welle lauk. Stenders Lexikon hat wels, welus, Teufel, wella mehness, wellu laiks (laiks ist Zeit), hieß zur Heidenzeit der October, da sie die Seelen speiseten; (wella mahte, eine Xantippe). Lasicius, 48, Vielona deus animarum, cui tum oblatio offertur, cum mortui pascuntur. dari autem illi solent frixae placentulae, quatuor locis sibi oppositis, paullulum discissae. eae sikies Vielonia pemixlos (sikko lit. Fladen von Roggen- oder Weizenmehl; penúkszlas, Speise, vielleicht in pemixlos verderbt, s. Schwenck 112) nominantur. Ueber wélnas, welches lit. nur noch Teufel bedeutet, s. de diis 10. Im preuß. findet sich das Wort nicht; Tod heißt gallas, lit. galas, das Ende; todt ist aulause (von lau, lit. láuti, aufhören; lawonas, Leiche).

[31a]) Unsere Ansicht, daß Pitullus unter dem Einflusse christlicher Ideen entstanden sei, s. de diis 10 u. 11. BM. 695. Wir halten dafür, daß pickuls im preuß. Catech., lett. pekle, lit. péklá, ein durch die Slaven mit den ersten Keimen des Christenthums (von Osten her) importirtes Wort ist, wie so viele andere dahin gehörige Ausdrücke (wie Sakrament, Taufe, Beichte, Abendmahl, Wochentage u. s. w. u. s. w.) im lett. Sprachschatze aus dem slavischen sind. Außer dem einheimischen wélnas haben die Litauer für Teufel noch czartas (eigentlich der Schwarze, von poln. czart) und bésas, das von baisus, grausam, kommen soll (warum nicht vom deutschen böse?). Nach unserer Vermuthung bedeutet pickuls Feuerpfuhl, Pechpfuhl, von pikkis, Pech. Späteres Mißverständniß hat daraus ein persönliches Wesen gemacht, oder auch diesen Namen auf einen Gott der Unterwelt übertragen, dessen eigentliche Namen ursprünglich Aehnlichkeit mit Welnas

mehr als dessen heidnischer Name.[32]) — Eine Vermittelung des Geisterreiches durch den Hollunder sehen wir auch in spätern Hexengeschichten.[33])

Auch in dem Wachholderbaume glaubte man Geister verborgen; auch er spielt im Hexenglauben eine Rolle.[34])

Die Hexen bedienen sich der „Kleinen, der Unterirdischen" (Würmer, Mißgeburten, Elben, Holdern oder Hulderchen, Dingern, Alraunchen) zu ihren Zaubereien. Wenn sie der Kleinen nicht bedürfen, verbergen sie dieselben unter dem Allhorn.[35]) Wie also die Welt der Kleinen ursprünglich dem Gott der Unterwelt unterthan gewesen, so dienten sie später als Werkzeuge des Teufels den Hexen.

In den Bereich des Höllengottes Pikullus kann man die Götter des Verderbens rechnen, wie einige auch Ostermeyer im §. 6 unter dem Kapitel der unterirdischen Götter aufführt. Deiwe (von diewas, wohl euphemistisch) ist (nach Mielcke) die Pestgöttin (ein Gespenst; Nesselmann hat bloß: Gespenst, Nachtgeist). Giltinė, nach Ostermeyer Würg- und Pestgöttin, von gilti, stechen (wie Bienen und Schlangen); nach Mielcke Göttin der Pest, auch der Tod; nach Nesselmann, Todesgöttin, besonders bei plötzlichen Todesfällen, wie bei der Pest. Magilà, nach Mielcke, Pestgöttin der Heiden; an einer andern Stelle, Göttin des Zornes, des Todes; nach Nesselmann, des Zornes, der Pest, des Todes.[36]) Von Magilà sagt Oster-

---

und Puskait gehabt haben mögen, während Letztern Etymologie und sein Verhältniß zum Hollunder zu einem Hain- und Baumgott gemacht haben.

[32]) Auch Schwenck, 7, 311, sagt, sollte der Name Puskait nicht etwa die Geister bezeichnen, so kann er nur den Todtengott Pikollos oder einen ähnlichen betreffen, und ein Beiname desselben sein.

[33]) Wie eine derartige Schwenck a. a. O. erwähnt. Eine Hexe bringt neun Tage lang vor Sonnenaufgang dem Fliederstrauch Bier und Brod, und bittet ihn, ihr zu helfen u. s. w. S. auch Lilienthal a. a. O. 104.

[34]) S. Grimm, 618; die schwedische Erzählung, die sich in Grimms Ausgabe des Loccenius nicht fand, hat Hartknoch, A. u. N. Pr. 164, abdrucken lassen. Schwenck 311, bezieht sie (nach Tettau u. Temme, Volkssagen 259) irrthümlich auf Preußen. Für Wachholder ist ein preuß. Provinzialismus Kaddig, offenbar ein altpreuß. Wort, lit. kadagys. Kaddigberge sind die preuß. Hexenberge (Blocksberge), wie die Hexenprocesse zeigen. S. Lilienthal S. 99.

[35]) Näheres hierüber bei Lilienthal a. a. O. 103 ffg. Den Namen Holderchen (Holda?) brachte man also, wie es scheint, mit Hollunder in Verbindung.

[36]) Ob mogilla, der Kirchhof, damit zusammenhängt? Bekannte Flüche sind nach Mielcke: Imma ji Welnai oder Magilos, oder Diewai, hol ihn das Unglück; nach Nes-

meyer: die Zorngöttin; sie sei des Pikullus Eheweib oder wenigstens unter den weiblichen Gottheiten, was Pikullus unter den männlichen ist. Der Uebergang von diesen weiblichen Wesen zu den Hexen (lit. źyné, auch Zauberin; źinău heißt wissen; lit. rágana, im lett. raggana, nach Stender, fliegende Hexe, die sich in eine Katze und Hechster [d. i. Elster] verwandelt und auf einem Bocke zum Blocksberge reitet; raggi, Hörner) ist ein naheliegender.

3) Den in unserm Kanon bei den beiden Menecius und ihren Nachfolgern folgenden Wesen Marcopolus und Barstukken ist dem Gesagten nach schon ihre Stellung im Gebiete der in der preußischen Götterwelt so wichtigen elbischen Wesen, unterirdischen und Hausgeister angewiesen. Ueber die Fortdauer eines solchen Glaubens legen einheimische Sagen und Märchen Zeugniß ab.[37])

---

selmann imma ji magilòs, hol ihn der Teufel; kad tawę Giltinẽ pasmaugtu, daß dich Giltine erwürge u. s. w. Dieser ganze Geisterkreis dürfte wohl zu den Pedelle, jenen schädlichen Dämonen bei Joh. Men. S. 411 gehören, welche wir im Götterkatalog neben dem Haupttodtengotte vermuthet haben.

[37]) Für Markopol, das sich nach den angestellten Versuchen der Etymologie zu entziehen scheint, hat Waissel an der entsprechenden Stelle, 19ᵇ, Merkopete, und im Plural, 20ᵇ, Markepeten, welche Form auch die Neuern festhalten. Daß der Adel seine besondern Schutzgeister hatte, findet in dem aristokratisch-theokratischen Grundzuge des Volsstammes seine Erklärung; Lasicius, über die Schamaiten, 47, bezeugt, daß gewisse alte Adelsfamilien besondere Götter verehren, wovon er Beispiele anführt (wohl ihre Stammheroen?); ebenso war es mit gewissen Landesgebieten, 48. — Einige fassen die Markopeten auf, als wenn sie im Geisterreiche selbst einen höhern Rang einnehmen, als die Edelleute unter dem Volke der Kleinen. An der Stelle, an welcher Hieron. M. sagt, „Markkoppole, die Edelleute," S. 708, hat Waissel „Merkopete, die Erdleute." Schon Ostermeyer sagt: „Marcopol, Gott der Edelleute. Läßt sich nicht aus dem lit. herleiten, wenn sich nicht Maletius geirrt hat." Dagegen hat er an einer andern Stelle unter den unterirdischen Göttern die Form Markopezei, insgemein Marcopetae. Seine Etymologie (wendisch mrok, Abenddämmerung; pece, die Geschäftigkeit) führt ihn auf Nachtgespenster, die des Abends wanken. Stender, 265, sagt: Mahrkopols, Gott der Vornehmen und Reichen, deren Flachstauchen voll (mahrkas pilnas) sind. Hieran (mahrka, Flachstauche, marka lit. Flachsweiche, von merkiu, ich weiche ein) und an die Form Markopet anknüpfend, möchten wir lieber pats heranziehen, der Herr, also der Herr der Flachstauchen, etwa weil Flachs gerade in Preußen zu dem häuslichen Reichthum gehört. Die Etymologie von Perstuk (Däumling) haben wir schon, de diis p. 12, nach Grimm gegeben. Die Form Barstukken aber führt, wie Schwenck 308 will, eher auf barzdà, Bart, wie auch Lasicius 51 die Kauken eine Spanne hohe Hausgeister mit langen Bärten nennt (Kaukie, lemures, barbatuli, altitudine unius palmi extensi.). Ostermeyer führt durch seine Etymologie wieder abseits. Er sagt: Barstúkai, Waldmännchen, des Silvani Kinder, zerstreut unter den Bäumen; barstyki, zerstreuen, gleich Fauni u. Sileni.

V.

Den zuletzt (I—IV.) besprochenen wichtigen Quellen reihen wir zunächst eine andere davon ganz unabhängige an. Es ist der litauische Catechismus von 1547, dessen an die Pastoren und Diener der Kirche in Litauen gerichtete lateinische Vorrede unter andern über die noch offenkundig damals ausgeübte Abgötterei klagt. Einige verehren Bäume, andere Flüsse, andere Schlangen, andere erzeigen andern Dingen göttliche Verehrung. Manche thun Gelübde zu Perkun; von einigen wird wegen des Getreidebaues Laukosargus, wegen der Viehzucht Semepates verehrt. Diejenigen, die sich auf böse Künste verlegen, bekennen die Eithuaren und Kauken als ihre Götter.[38])

Die in unserer Stelle angeführten Götter beziehen sich zuerst im Allgemeinen auf die bekannte Verehrung von Naturgegenständen; dann lernen wir als die Schutzgötter der zwei wichtigsten Lebensthätigkeiten kennen Laukosargus und Semepates. Endlich führen uns die Eithuari und Cauci wieder in die Welt der Wichte und Elben und des damit zusammenhängenden Zauberwesens (so verstehen wir die Worte: qui ad malas artes adjiciunt animum).

---

[38]) Der Titel dieses seltenen (auf der Königl. Biblioth. zu Kgsbg. vorhandenen) ersten litauischen (er erschien nur zwei Jahre später, als der altpreußische, zuletzt von Nesselmann neu edirte, im samländischen Dialekt verfaßte) Catechismus lautet: Catechismvsa Prasty Szadei, Makslas skaitima raschta yr giesmes del krikscianistes bei del berneliu iaunu nauiey sugulditas Karaliavczvi VIII. dena Meneses Sausia, Metu vszgimima Diewa M. D. XLVII. Soli Deo gloria (Weinreichscher Druck). Der Uebersetzer ist Martin Mosvidius, einer der Zöglinge des herzogl. Alumnats und nachmals Superintendent zu Ragnit (s. Rhesa, Gesch. d. lit. Bibel, Kgsbg. 1816, S. 5). Die betreffende Stelle der Vorrede lautet: „Imo quod auditu horribilius est, multi etiamnum manifestam idololatriam et exercent et profitentur palam: alij arbores, alij flumina, alij serpentes, alij aliud colunt, honorem exhibentes diuinum. Sunt qui Percuno vota faciant, quibusdam ob rem frumentariam Laucosargus, et propter pecuariam Semepates colitur. Qui ad malas artes adijciunt animum Eithuaros et Caucos Deos profitentur suos. Die hier u. a. erwähnte Flußverehrung findet einen Commentar in manchen alten Flußnamen, die mit swints, szwentas, heilig, componirt sind, so die Schwente, alt auch Swintoppe genannt; uppē lit. Fluß (Scr. R. Pr. II. index). Heilige Quellen erwähnt Voigt, Gesch. Pr. I, 598. Heilkräftige Quellen in Ermland: Heilbrunn bei Mehlsack (alt Kavnyne, 1312, C. D. Warm. I, 285), bei der heil. Linde (Clagius Linda Mariana, 339, 422), bei Springborn, (wie aus Treter, de epis. Warm. 146 zu schließen).

1) Laucosargus (an der russ.-preuß. Grenze liegt ein Ort Laukſargen) heißt Feldhüter, von laucks pr., laukas lit., lauks lett. Feld und sargas lit. Hüter, Wächter; sargs lett., lauku sargs, Feldwächter. Daneben stellen wir als weibliche Gottheit: Lauka mahte, Feldgöttin (Stender 265) oder Laukamaat, Feldmutter (Einhorn 616).

2) Semepates, eigentlich Erdgott, der Herr der Erde (semme pr., zémė, Erde; pats urspr. der Herr, dann der Ehemann, der Eheherr), hier als Gott des Viehstandes. Auf Viehzucht beziehen sich die von Ostermeyer (§. 5, Erdgötter: 6, „Ueber das Vieh von allerlei Art") mit einheimischen Namen aufgeführten Götter: des Rindviehes, des Federviehes (Worszkátis, Iszwambratis; s. darüber und dagegen de diis 19, Not. 30), der Gott der Viehhirten (Jaučiû Bobis, d. i. Pan) und der Schäfer und Schäferinnen (Gardėtis; s. hierüber aber das oben schon Bemerkte; aber einen Schutzgott der jungen Lämmlein, Gardunithis, hat Lasicius, 48), der Saugott (Kiaulu krukė; ihn kennt auch Lasicius, 48, krukis suum est deus, qui religiose colitur ab budra cis h. e. fabris ferrariis) der Fliegengott (Mussu Birbiks, Baalsebub, 2 Kön. 1. 2). Dazu setzen wir aus Lasicius p. 47 Kremara porcorum ac suum est deus, cui focos excitant, et cerevisiam super eos infundunt;[39]) p. 48 Kurwaiczin Eraiczin agnellorum

[39]) Also die zweite Gottheit für diese zwar unreine, aber für den Hausstand unseres Volkes so wichtige Viehsorte; krmnice böhm. Mastschwein; krmě, Speise; krmiti, Nahrung; poln. karmnik, Mastſtall, karmia, Mastfutter; lit. kremtu, kramtau, beißen, kramtus. Hiermit ist es aber noch nicht genug. Las., 48, kennt noch Priparscis, der die Ferkel (refrendes) mehrt (parsza- lit. Ferkel). Was das Bieropfer zu Ehren des Kremara betrifft, so fehlt Bier bei keinem Opfer, bei keiner religiösen Ceremonie, wie bei andern Völkern der Wein zu den Trankopfern diente, obgleich die alten Preußen nach Dusburg, 3, 5, in alten Zeiten das Bier nicht kannten, welches sie, nach Hartknochs Deduktion im A. u. N. Pr. 197, erst zu Zeiten des deutschen Ordens kennen lernten, (die Germanen kannten es schon frühe, Tac. Germ. 23). Es mochte wohl Anfangs die Pferdemilch (BM. 599), welches Getränke vor dem Genusse geweiht wurde (quod lac quondam non biberunt, nisi prius sacrificaretur, Dusb. l. c.), die Stelle des spätern Bieres vertreten. Ueber die verschiedenen Gattungen des bei dem preuß.-lett. Volke so wichtigen Bieres und über die verschiedenen Benennungen desselben s. Donalitius Jahrszeiten II. Vers 198 und Anmerk. S. 183. Vgl. Rhesa, Dainos S. 237. Es wäre zu verwundern, wenn diesen Getränken nicht eine eigene Gottheit vorgestanden hätte. Wirklich finden wir bei Lasicius, 49, den Rauguzemapati, dem der erste aus dem Fasse geschöpfte Trunk Bieres oder Methes (aquae mulsae, Wassermeth) dargebracht wurde; dieser Trunk heißt nulaidimos. Diesem Biergotte (cerivisiarius deus) bringt der Haus-

ēris, erytis lit. Lämmchen) est deus; est et Gardunithis (gárdas, Hürde) custos eorundem recens editorum; Ratainicza equorum habetur deus, ut Walgina aliorum pecorum (ratas ist Wagenrad, aber raitas heißt zu Pferde, raitininkas, der Reiter; walgis und walgimas heißt das Essen; walginu, ernähren); Babilos apum dii sunt. hunc Russi Zosim nominant; dea apum Austheia. p. 49 Pesseias inter pullos omnis generis recens natos post focum latet (pēsza ist Ruß, also der Russige).

3) Zu Eithuaros vgl. Lasicius 51: Aitwaros est incubus, qui post sepes (tworà heißt Zaun) habitat. id enim verbum ipsum significat (ais ist noch heute lett. Präposition in der Bedeutung hinter). Mielcke: Aitwaras, der Alf, der Maar in den Haaren; er verfilzt die Haare (Grimm 433). Nesselmann: der Alp, der fliegende Drache, der Schätze bringt, den Pferden die Haare zusammendreht u. s. w. (nicht der Maar, der die Schlafenden drückt).

4) Ueber die Kaukev, zum Geschlechte des kleinen Volkes gehörig und mit der Vorstellung der Geister der Verstorbenen zusammenhängend, s. de diis 11.

VI.

Der Zeit nach folgen die Nachrichten des Polen Johannes Lasicz, welcher gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts über die schamaitischen Götter geschrieben hat.[40]) Wir haben seine Ueberlieferungen schon vielfach bis

---

vater eine schäumende Schale Bieres, wenn es nach empfangener Hefe steigt; dann erst trinken die Andern. (Raugusempati von rúgstu, gähren, rugimas, Gährung, raugimmas u. s. w., also Herr — pati wohl pats oder patis — der Gährung. Nulcidziu, aus einem Fasse abzapfen, nůlaidummas, das Ablassen.)

[40]) Johannes Lasicius schrieb 1577 als Zeitgenosse de clade Dantiscanorum (in Pistorius, corp. hist. Polon. III, 104). Sein hierher gehörendes Werk ist mehrmals gedruckt, zuerst 1615. Michalonis Litvani de moribus Tartarorum Litvanorum et Moschorum fragmina X et Johannis Lasicii Poloni de diis Samogitarum caeterorumque Sarmatarum et falsorum Christianorum, item de religione Armeniorum etc. Nunc primum per J. Jac. Grasserum, C. P. ex Manuscripto Authentico edita. Basileae. 1615. 4°. Dann in den wiederholten Ausgaben der Elzevir'schen Republiken (status regni Polon. Litvan. Pruss., Livon. Lugd. Batav. 1627, 2. Aufl., 1642, 3. Aufl.) In neuerer Zeit ist der Abschnitt über die Samogitischen Götter, mit Beibehaltung der Paginirung der ersten Ausgabe, der auch wir folgen, von Jacob Grimm wieder zum Abdruck gebracht in Haupt's Zeitschrift für Deutsches Alterthum, I. Band. Leipzig 1841. S. 137 flg. Nach Jöcher sind schon 1556 von ihm Werke gedruckt.

jetzt zur Vergleichung mit den übrigen Quellen benutzt. Nach Lasicius nun verehrten die lett. Schamaiten außer einem allmächtigen und höchsten Gotte (Auxtheias Vissagistis, p. 46), worüber oben, viele Zemopacii, Erdgötter (permultos Zemopacios id est terrestres venerantur) p. 47.

Wir lernten schon den Semepates als Erdgott, Erdherrn, kennen, der wegen des Viehstandes verehrt wurde. Neben pats (patis) steht pati, die Ehefrau, die Frau im eminenten Sinne (de diis 23). So tritt neben Semepates (Zempats; der Form Zemopacios bei Lasic. kommt der lit. acc. plur. von Zempats näher, nämlich Zempaczius) die Zempati, Göttin, Herrin der Erde, der wir als solcher in einer andern Quelle noch begegnen werden. Lasic. hat sie nicht, dafür aber an einer andern Stelle (48) die Erdgöttin Zemina (dea terrestris). Ostermeyer nennt beide zusammen als gleichbedeutend Żempati, Żemyne, Erdgöttin, als Weib des Gottes der Erde (bei ihm żemberys, der mit Żemienek identisch ist), als Ceres. Mielcke hat an einer Stelle, I, 341, źemyna, źempatti, Erdgöttin der Heiden; an einer andern, II, 240, Göttin des Getreides; Nesselmann: źemyna, źemina, źemynéle, dim.; zėmpati, Erdgöttin. Da źempati Göttin des Getreides ist, so entspricht żempatis (oben semepates), der Gott des Viehstandes, dieser Vorstellung in so fern, als die Erde die Nahrung für das Vieh hervorbringt. Auch Zemina ist die pflanzensprossende Erdgöttin. Als Zemynéle heißt sie in einer Daina bei Rhesa (227): Erdmutter, du Blüthenbringerin. Nesselmann (Wörterb. 543) überliefert eine Formel beim Biertrinken: Du blüthenbringende Erdgöttin segne unsrer Hände Werke; wobei etwas Bier gespendet wurde. Diesen beiden Wesen, männlich und weiblich, entspricht bei Stender (270, 269) semmes thews, „Landgott", eigentlich Erdvater, und semmes mahte, „Erdgöttin," eigentlich Erdmutter. Swehtas meitas (d. i. heilige Mädchen) sind unterirdische Mädchen, unter welchen die semmes mahte, die Erdgöttin, ihr Reich hatte. Für ihre Verehrer arbeiteten sie Nachts alles (Stender a. a. O.). Eben so herrschte Puſkait über die kleinen Männlein. Von der semmes mahte forderte man das verlorene Gut (Stender); so, wie wir oben sahen, auch von Puſkait; so daß diese Erdmutter auf diese Weise als das entsprechende weibliche Wesen erscheint.

Dann spricht Lasicius (47) vom Donnergott Percunos. Wenn es

gewittert, bringt der Landmann zum Schutze seiner Grundstücke demselben eine Speckseite dar, die er aber, wenn der Wettersturm vorüber ist, selbst verzehrt. Percuna tete ist die Mutter des Blitzes und Donners, welche die Sonne Abends aufnimmt.

Nun läßt Lasicius (47) eine Reihe von göttlichen Wesen ohne Ordnung folgen, die sich anhören, wie aufgelöste Poesie, und sich als Personificationen von natürlichen Erscheinungen, Dingen und Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens meist schon durch ihre Etymologie documentiren. Die Litauer sind noch jetzt ein tief religiöses Volk. Es ist daher wohl erklärlich, wie die Idee einer allwaltenden Gottheit, von der sie sich in allen Verhältnissen abhängig fühlten, sie so durchdrang, daß sie diese eine — wenn auch nur geahndete — Gottheit in den verschiedenen Anliegenheiten so verschieden spezialisiren konnten.

Die Ueberlieferungen des Lasicius betreffen zunächst und zuerst die Schamaiten.[41]) Er mag in den poetischen Ueberlieferungen jener Völker eine Hauptquelle seiner Darstellung gefunden haben, und so mag durch Etymologisiren poetischer Ausdrücke und durch Personificationen tief religiöser Vorstellungen der lettische Götterhimmel von den spätern Forschern mehr bevölkert worden sein, als es die Vorfahren in ihrem einstigen religiösen Glauben nur ahndeten.

In der That ist eine Hauptquelle für die preußisch-lettische Mythologie die spätere gelehrte etymologische Forschung geworden, wie sie Ostermeyer (in seinem kritischen Beitrag), Stender (in seiner lettischen Gramm.), Mielcke (in seinem „Littauisch-deutschen und deutsch-littauischen Wörterbuche", Kgsbg. 1800) und andere Gelehrte geübt haben, die allerdings aus der lebendigen lit. und lett. Sprache und Ueberlieferung schöpfen konnten.[42])

---

[41]) Unter Sarmatien versteht er das Gebiet der preußischen, liefländ., schamait., reußischen Völker, S. 55; gelegentlich nennt er neben den Schamaiten die Litauer (55); auch die Sudauer und Curländer (56).

[42]) Die von Lasic. aufgezählten Götter, sowie die von den Grammatikern und Lexikographen überlieferten, sind von den Neuern vielfach berücksichtigt worden, unter denen wir nennen: J. L. v. Parrot, wegen seines sonderbaren und wunderlichen Buches: Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung u. s. w. der Liwen, Lätten, Eesten, Berlin 1839; Kruse, der eine Urgeschichte des Esthnischen Volksstammes, Moskau 1846,

Lasicius läßt nach dem über Perkun Gesagten ein langes ungeordnetes Verzeichniß von schamaitischen Göttern folgen, die wir bei andern Zweigen unsers Völkergebietes nur vereinzelt wiederfinden. Wir führen im Folgenden diejenigen Namen an, die wir nicht schon gelegentlich herangezogen und erklärt haben. Vgl. im Allgem. Schwenck a. a. O. 107 ffg.

Audros, Gott des Meeres und der übrigen Gewässer (lit. audra, Fluth).

Algis, Götterbote (vgl. lit. alga, Lohn, alginiukas, algotis, der Tagelöhner).

Auska, Strahlengöttin der auf- und untergehenden Sonne (vgl. lit. auszta, es tagt; vgl. oben Auschweit).

Bezlea und Breksta, Abendgöttin und Göttin der Finsterniß (wohl corrumpirt und nach dem lit. blista, es wird finster, und lett. krehsla, die Abenddämmerung, zu corrigiren).

Ligiczus, der die Eintracht unter den Menschen schafft und erhält (vgl. lit. lyginu, gleich machen, ebnen, glätten).

Datanus, der Geber der Güter (vgl. dů́mi, geben, dawejas, Geber).

Kirnis hat die Sorge über die Kirschbäume eines an einem See gelegenen Schlosses, auf welche man zu seiner Sühne geopferte Hähne wirft und an welche angezündete Kerzen befestigt werden (vgl. Schwenck 108, welcher bei diesen merkwürdigen Bräuchen an unsere Weihnachtsbäume erinnert und den so verehrten Gott für eine Form des Sonnengottes hält; im lit. ist kirnas eine bei Aufstellen des Klobenholzes angewandte Weidenruthe).

Pizius, dem geopfert wird, wenn die Braut dem Bräutigam zugeführt wird; die Mädchen verehren den Gondu; (vielleicht pazius; paczią — von pati — westi heißt lit. ein Weib nehmen; su-gundau, ein Paar zusammenbringen; su-gundimas, Ehestiftung).

Modeina und Ragaina sind Waldgötter, wie Kierpiczus und sein Gehülfe Siliniczus Götter des Waldmooses sind (Schwenck möchte dafür Medeina zulassen; medis, Baum, Holz, medinnis, was im Walde ist; medzione ist Jagd u. s. w.; ragana, Hexe, hatten wir schon;

---

geschrieben hat; Karl Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythol., IV. B.: Slaven und Preußen (worin vieles aus Parrot übergegangen ist); Konrad Schwenck, Mythologie, VII. B. „Die Mythologie der Slaven" 2. Aufl. Frankf. a. M. 1855, das gründlichste unter den Werken, welche die preuß. Mythol. berücksichtigt haben.

ragánus ist Hexenmeister; vielleicht medinnis ragánus, Waldgeist [Ragainē der Name der Stadt Ragnit]; medinnis ózys ist Feldgeist, Feldteufel; Ostermeyer hat als Waldgott girrystis, Silvanus, von girrē, Wald; kerpe, nach Nesselmann, gemeines Lungenkraut, pulmonaria officinalis, auch Moos auf Eichen, Eschen und andern Bäumen, dgl. auf Steinen und Dächern. Siliniczus findet vielleicht seine Erklärung in dem lett. sillenes, die Blaubeere).

Tawals ist Urheber des Vermögens (gehört tavoras, die Waare, hierher?).

Ezernim, Gott der Seen (ezeras lit. See, lett. esars; s. oben über heilige Seen).

Prigirstitis (48) erhört die Murmelnden (girdu, hören, prigirdziu, hören können).

Dersintos stiftet Frieden und Bentis bewirkt, daß zwei oder mehrere zugleich eine Reise unternehmen (vielleicht durch Correktur — s fehlt im lit. und lett. — von lett. derrinath abzuleiten, sa-derrinath, den Hader stillen; lit. deru, dingen, derinu, einen Contrakt machen. Bendras, Mascopist, Theilhaber, ebenso bendriniukas.)

Lawkpatimus wird angerufen, wenn man zum Pflügen oder Säen geht (lauks, laukas, Feld, ist bekannt, aber patimus? Vielleicht patinas, Männchen? Also Feldmann?).

Apidome, Gott des veränderten Wohnsitzes. Jedes Junge, welcher Art es sei, das blind oder schwächlich ist, wird schnell von dem Orte, wo es ist, an einen andern gebracht. (Apdohms lett. ist Vorsicht, Bedacht; lit. apdumoju, bedenken!)

Lasdona, Gott des Haselnußbaumes (lit. lazdynas, der Haselstrauch).

Warpulis, Gott des Luftgetöses vor und nach dem Donner (lit. warpelis, eine kleine Glocke, Schelle?).

Was Salaus (sahls lett. Salz?), Szlotrazis (slohta lett. Besen?), Tiklis (s. oben), Birzulis (lit. berzas, berżėlis, Birke, auch Maimonat; lett. birse, Saatfrucht!?), Siriczus (lett. sirgs, Pferd; sirsis, Horniß; sirgu, eine Pflanze!?), Dwargonth (dwáras, Gehöft; ganau, ich hüte, gannytojis, Hüter?), Klamals (lett. kallums, Schmiedewerk; lit. kálnas, Berg?!), Atleibos (ähnliche Stämme giebt es mehrere im Lit. z. B. laibas, schmal; atlepju, antworten u. s. w.?!)

und andere dieser Art bedeuten, eröffnen sie den Christen nicht gern; sie rufen dieselben als Helfer an.

Die Hausgötter nennen sie Numeias, wie Vblanicza ist, der Gott des sämmtlichen Hausrathes (lit. namas, auch numas, Haus. Obelnas heißt allgemein?!). Dugnai ist Teiggöttin (důna ist Brod). Tratitas Kirbixtu löscht die Funken der Hütte (lit. kibbirksztis, Funke; lett. trenkt, scheuchen, verstreuen, lit. tremju, verstoßen?!). Alabathis wird angerufen, wenn man Flachs hecheln will. Budintaia weckt den schlafenden Menschen. Der Göttin Matergabia bringt die Hausfrau den ersten aus dem Backtrog genommenen Fladen dar, der, mit dem Finger bezeichnet, im Ofen gebacken wird. Dieses Brod heißt Taswirzis. Diese Göttin stellt Lasic. zugleich mit dem Biergotte Rauguzemapati dar. Luibegeldas sind Göttinnen, welche den Waizensamen senden in der Schale der Eichel (in putamine glandis, gillie skaute; gillė lit. Eichel; lubiju, Lust an etwas haben, lieben; „die die Eichel liebt?" oder lůbas, Rinde, geldas, Mulde??).

Hierauf beschreibt Lasic. (49, 50) nach Guagnini das schon besprochene, dem Zemiennik geweihte Erntefest. Dieses Fest wird in einigen Gegenden Litauens und Rußlands Ilgi genannt und am Tage nach Allerheiligen (2. Nov., Allerheiligen selbst heißt noch jetzt lit. ilgės), an welchem Tage die Schamaiten sich dem Herzog Witold unterwarfen, gefeiert. Am dritten Tage nach Ilges verehren die Jungfrauen den Gott Waizganthes, damit sie Fülle an Flachs und Hanf haben mögen. (Ueber die bei diesem Feste vorkommenden Bräuche, wobei das Bier- und Kuchenopfer nicht fehlt, s. Schwenck 114 u. 115; ganyti lit. hüten, lett. ganniht, gans, der Hüter; waisa, die Fruchtbarkeit, würde dazu wohl passen; aber es giebt noch andere ähnliche Wörter, wais pr. Haus; waizdas, Verlobung. Stender, 270, hat Weizgantis, Gott der Bräute, von welchem sie Gedeihen, besonders beim Flachs erwarteten, von weizahs, gedeihen und gan, wohl, es gedeihet wohl).

An dem nämlichen Feste laden sie die Todten aus ihren Gräbern ein zum Bade und zum Mahle. Wie viele eingeladen sind, für so viele werden Sitze, Handtücher, Hemden in der dazu angeordneten Hütte bereit gehalten und der Tisch mit Speise und Trank besetzt. Dann kehren die

Leute in ihre Hütten zurück und zechen drei Tage lang. Wann das zu Ende ist, laßen sie alle jene Sachen auf den Gräbern, die sie mit dem Tranke begießen, und sagen zuletzt den Seelen ein (manibus valedicunt) Lebewohl. Jene Sachen aber nehmen diejenigen weg, welche in den Wäldern für die überseeischen Walker Asche brennen und Bretter für den Schiffbau schneiden (vgl. Schwenck 115). Auch die Liefländer, die unter der harten Knechtschaft der Deutschen stehen, bringen zu dieser Zeit den Grabhügeln der Todten Speise, Trank, ein Beil und etwas Geld unter diesem Trauerliede (naenia): „Gehe hinüber, o Elender, aus diesem Zustande in eine bessere Welt, wo dir die Deutschen nicht mehr gebieten werden, sondern du ihnen. Du hast Waffen, Speise, Reisegeld."

Wenn der Sommer allzu kurz ist, so daß die Frucht nicht trocken genug eingebracht wird, so trocknet man sie unter Obdach am Feuer. Dabei wird der Gott Gabie angerufen, daß er die Flamme erhebe und die Funken (kirbixtu) nicht wegsprühen lasse.

Wenn die Litauer im Frühjahre pflügen wollen, so verehren sie den Smik Smik Perleuenu. Die erste Furche gehört ihm, welche der Pflüger im ganzen Jahre nicht überschreiten darf (lit. smikkis, die Vorschnur an der Peitsche; oder vielleicht für semik; semme lett. der Acker?!). — Skierstuwes ist das Wurstfest, wozu sie den Gott Ezagulis anrufen: Vielona velos atteik musmup und stala, Komme mit den Todten, um Wurst mit uns zu essen (lit. skerdu, ein Schwein schlachten; skerstùwes, der Schmauß beim Schweinschlachten; Ezagulis scheint hier ein Prädikat des Seelengottes Vielona zu sein. Die Anrufungsformel mag stark corrumpirt sein, wie wohl so Manches bei Lasicius. Wéles sind lit. die Gestalten der Verstorbenen; lit. ateik heißt komm her, von ateimi. Mums oder mumys heißt „uns" im altpr. Paternoster bei Nesselmann, Cat. XV; stálas heißt Tisch). — Nach den Aitwaros und den Kauken bringt Lasic. (aus Guagnini) die Nachricht über die Giwoiten (Schlangen). Dann folgen Srutis und Miechutele, die Götter der Farben, welche man verehrt, wenn man im Walde Farben zum Wollfärben sucht (srutta lit. Mistjauche?! Miechutele wohl corrumpirt aus Melletele!).

Diese und mehre andere sind die Götter des schamaitischen Volkes. Las. vergleicht nun die christlichen Schutzheiligen (S. 52). Dann nimmt

Las. die schon besprochenen Nachrichten von Joh. Meletius auf (über Pergrubrius, Bocksopfer, den Kanon der Götter von Occopirnus an u. s. w. u. s. w.)

VII.

Wie schon bei Lasicius, so treten in den spätern Quellen überhaupt die Hauptgötter in den Hintergrund, wie es mit der Ausbreitung des Christenthums nicht anders sein konnte, während die Nebengestalten der Elben- und Wichtenwelt, der Welt der Kobolte und Kleinen, und was damit zusammenhängt, fortlebte und zum Theil fortlebt, entweder als anstößiger Aberglauben oder als harmlose Sagen und Märchen.

Alte Haupt- und Nebengottheiten gemengt finden wir noch in einem der Glückwünschungsgedichte, welche dem Klein'schen Gesangbuche von 1666 mit der Aufschrift ad plebem lithuanicam vorgesetzt sind.[43])

Die Verse lauten:

Absint Perkunas, Lituans, Babilasque Gabartai,
Nec non Gabjaukurs Baubeque Zemepati
Quid Laimella tibi praestabit, quid Meletette?
Haec animo ejicies cuncta profana tuo.

Perkunas lebt noch heute als personificirter Donner in der Sprache der Litauer (de diis 21).

Lituans erklärt sich leicht aus dem lett. leetons oder leetowens, in der Bedeutung von Alp, Maar. Er kommt durchs Schlüsselloch; er reitet oder drückt. (Stender.)

Babilas. Aus Las. (48) wissen wir, daß Babilos Bienengötter sind.[44]) Die Bienenzucht war bekanntlich ein höchst wichtiger Zweig der preußischen Landwirthschaft.

---

[43]) In einem Aufsatze von Ostermeyer über den Götzendienst der Preußen im Preuß. Archiv (herausgegeben von der K. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1790, S. 179—188). Der Verfasser des betreffenden Gedichts soll, nach Lepnern, der ehemal. Pfarrer Martini in Prökuls sein. Ostermeyer fügt bei: „Außer dem Perkun sind die hier genannten übrigen Götter in keinem preuß. Geschichtsschreiber zu finden. Martini hatte sie von den Litthauern, unter denen er lebte. Ein Beweis, daß diese Gottheiten von ihren Vätern verehrt wurden."

[44]) Die Biene war auch bei den Germanen heilig. Dies geschäftige Völklein, das einer Königin gehorcht, wurde dem Volke der Elben an die Seite gesetzt (Grimm 659 Wolf 97). Neben diesem Bienengotte hat Lasic., 49, die Göttin Austheia (lit. ôsti,

Gabartai und Gabjaukurs. Wie die zuletzt genannten Gottheiten rechnen wir auch Gabartai und Gabjaukurs zu den untergeordneten Geistern des Hauswesens, und zwar zu denen, welchen die Pflege und der Schutz des häuslichen Feuers angelegen ist. Ostermeyer und die Lexikographen kennen noch eine Göttin Gabjauja, welche sie als Göttin des Reichthums interpretiren. (Nesselmann setzt daneben,

summen wie eine Biene, Schwenck 111); so hatten die Römer eine Mellona oder Mellonia, Grimm 660. Einen lett. Bienengott hat Stender, 271, Uhsinsch, swehts uhsinsch von uhsas, Hosen, d. i. der Bienen gelbe Wachshosen; über diesen Gehosten s. Schwenck 111, Grimm 660. Der Specht hieß bei den Germanen Bienenwolf (beovulf) (Grimm 639, 660, 342). Im Lit. ist melletà auch meletà, der Bienenwolf, der Grünspecht (picus viridis, merops), ein Vogel, der die Bienen und den Honig ausfrißt (Mielcke, Lex.). Wenn nun Ostermeyer von diesem Worte (melletà) den Namen Melletéle, „Göttin des Grünen in Wäldern und Gärten, auch Farbengöttin, Chloris der Alten" (von melletà ein Gränspecht) ableitet, so mag er in der Aufstellung dieser Göttin überhaupt Recht haben, da wir bei Lasic. eine ähnlich lautende Färbegöttin (51) gefunden haben, aber wohl nicht in der Etymologie. Die Färbegöttin ist ohne Zweifel von mēle, die blaue Farbe, im Pl. mēles, Färbewaid (isatis tinctoria, ein Blaufärbekraut) abgeleitet (wie auch Lasic. andeutet: quos in sylvis ad lanam tingendam quaerentes venerantur, 51). Neben der Form Melletéle bieten die Verse unseres Textes Meletette. Erstere Form ist Diminutiv, die andere ist Composition mit tetta, auch teta, lit. Muhme, Tante, czech. ebenfalls teta (auch wohl Mutter, wie aus Lasic., 47, Perkuna tete, mater fulminis atque tonitrui zu schließen). Es ist möglich, daß der Name einmal bloß verschrieben ist, es ist aber wahrscheinlicher, daß in den beiden Quellen zwei verschiedene Vorstellungen, von einer Färbegöttin und dem bienenfeindlichen Spechte, vermengt sind, so daß eigentlich Meletette die Waidmutter oder Waidmuhme, Melletele das Diminutiv von melletà, der Specht ist. Der Specht ist bekanntlich im altrömischen Mythus als Gott (Picus) von großer Bedeutung; dahin gehört auch der slav. Stračec (Grimm 228). Der angelsächsische Beowulf ist ein bekannter Held (Grimm; vgl. 342, wo des Vogels turdus, Birolf, erwähnt wird, den die Serben Urosch nennen, und das ist merkwürdiger Weise wieder ein Heldenname). Aus Erasm. Stella kennen wir einen Biotterus, rex apum (bittinis im heut. lit.; bittininkas ist Beutner, Bienenwart). Waidewut soll der Preußen Biotterus sein. (De diis 19.) Also der Stammheros mit einer von den Bienen entnommenen Benennung! (Vgl. Essen, d. i. Bienenkönig, wie der Oberpriester der ephesischen Artemis hieß; Melissa drückte aus Priesterin, zumal der Demeter und Artemis. Grimm 669.) Diesen Stammheros finden wir wieder in dem räthselhaften (Hugo) Potyre, Botyre bei Dusburg II, 7, der durch alle Chroniken sich durchzieht (s. d. Scc. Rer. Pr.; bei Stella — de diis 17 — dürfte die Veränderung des alias zwischen Botyrum und Bructerum in atque eher den rechten Sinn geben). Sollte nicht eine Beziehung des Botyrus sein zu dem Potterbergk, Putterberc bei Kulm (bei Dusburg und den folgenden Chronisten oft in den Scc. Rer. Pr., in chron. Oliv. p. 682, mons butyri; auch in Königsberg giebt es einen Butterberg;) Töppen (Scc. R. P. III, 542) erinnert bei Hugo (hugu heißt Geist) an Hugdieterich der deutschen Heldensage; vor ihm ist Wolfdieterich. Vgl. Grimm 1215.

nach Schultz, Gramm. 24, den Gott Gabjaujis, deus horreorum). Diese Erklärung beruht, wie es scheint, auf der Etymologie. Darnach könnten mit obigen Namen allerdings auch Geister gemeint sein, welche den Segen des Pfluges und der Scheuer vertreten;[45]) wir halten die erstere Erklärung aber für die wahrscheinlichere.

Baube dürfte sich aus Ostermeyer und den Wörterbüchern als eine Göttin des Viehstandes ergeben. (Jaucziû Baubis, auch Bobis, Gott der Viehhirten; Gott des Viehes, der Pan, der heidnische Hirtengott; jautis ist Ochs; baubju heißt brüllen wie ein Ochs; Schwenck, 122, sagt: baubis, bobis bedeute die Heerde; Nesselmann sondert baubis oder bobis von diesem Stamme, wohl wegen des Diminut. bobélis, was Ostermeyer in der Verbindung mit Bibcziu für Gartengott hat. So würde es stehen neben boba, altes Weib, Großmutter, Dimin. bobéle, pol. baba u. s. w.)

Zemepati, die Erdgöttin, hat schon ihre Erklärung im Vorigen gefunden.[46])

Laimella, die Glücksgöttin, wird uns hier zuerst genannt und uns im Folgenden noch beschäftigen.

Meletette hat in der Note 44 schon Berücksichtigung gefunden.

---

[45]) Nach Lasic. wird der Gott gabie mit dem Trocknen des Getreides am häuslichen Feuer in Verbindung gebracht (51); Polengabia (pélenas lit. der Feuerherd, pélenai, Asche) ist Göttin des brennenden Herdes, 49; Matergabia hat ihre Beziehung zum Backofen, 49; der Stamm gab könnte also wohl den Begriff Feuer (Herd, Ofen?) ausdrücken. Jauja ist eine Scheune mit einem Trockenofen für das Getreide (auch Brachstube); Gabjáuja also Feuerscheune. Gabartai ist in dem von Nesselmann, 235, nach Schultz, angeführten Gotte Gabwartas nicht zu verkennen; wartas heißt Wärter, also Feuerhüter! Jaukurs (urys ist Ableitung, s. Schleicher, Gramm. 111) kann etymologisch zu junkstu (ich gewöhne an, ich locke an) gehören, so daß Gabjaukurs Feueranlocker, Feuererwecker wäre. Vielleicht gehört der schon früher angeführte Feuergott Jagaubis (Vulcanus nach Ostermeyer) ebenfalls hierher. Auch den Germanen war das häusliche Feuer, selbst der Ofen heilig. Grimm, 568, 595. Durch Ostermeyer würden wir aber auf eine andere Spur und auf einen andern Stamm geführt; er leitet gabjauja ab von gabenti, bringen; also etwa „scheunenfüllend?!" gabartai demnach etwa von aru, ich pflüge, wovon artojis, Pflüger?! Mit jaukurs könnte man schwerlich etwas anfangen.

[46]) Wir benutzen die Namensähnlichkeit, die zu Verwechselungen Anlaß geben könnte, um einen bei den Lexikographen uns begegnenden Gott hier wenigstens zu registriren. Es ist żempatys, der Gott der Winde. Er hat seinen Namen von żėma lit. Winter, lett. seema, poln. zima, also der Wintersturm. Daß der Nordwind gemeint sei, lehrt uns das lett. seemalis, der Nordwind; patys wohl für patis, der Herr.

VIII.

Mit den zuletzt genannten Gottheiten haben wir vorzüglich das Gebiet der Göttinnen betreten, auf dem wir schließlich noch verweilen wollen.

Erst bei weiterer Ausbildung, d. h. bei der weiteren Entfernung von dem ursprünglich gesunden Kerne des religiösen Glaubens, bei der üppig daraus entsprießenden Vielgötterei, hat man dann auch, jemehr die Götter ins Menschliche gezogen wurden, weibliche Wesen in den Kreis der Himmlischen aufgenommen. In der germanischen Mythologie (Wolf 33) haben die weiblichen Götter im Vergleiche zu den männlichen vorzugsweise eine Neigung zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens; die Göttinnen sind verwandt in Art und Bedeutung; sie sind hauptsächlich gedacht als umziehende, einkehrende Göttermütter, wie Grimm, 229, sagt, von denen das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste des Haushaltes, wie des Ackerbaues erlernt: Spinnen, Weben, Säen und Ernten. So sind die Göttinnen besonders Schutzgottheiten. Herabgesunken zu weisen Frauen, Elfen, Feen und geisterhaften Jungfrauen, leben sie noch vielfach in Märchen und Sagen. Wie Wuotan und Donar väterlich gedacht werden, so finden wir in den Göttinnen Mütter wieder, welche sich des Menschen treu und liebevoll und belehrend annehmen (Wolf 33).

So erscheint auch in dem Glauben des lettischen Volksstammes die Vorstellung des weiblichen Principes in der Götterwelt, von der Göttermutter der Aestyer bei Tacitus an (de diis 6; BM. 589 ffg.), vielfach in einzelne Mütter (mahte lett.) und Mütterchen gespalten. Nach Stender 265 hieß bei den Letten jede Göttin Mutter, mahte, als: Dahrsa mahte, Gartengöttin, Mescha m., Waldgöttin, Juhras m., Meergöttin, Lauka m., Feldg., Pukku m., Blumeng., Ugguns m., Feuerg., Uhdens m., Wasserg., Wehja m., Windg., semmes mahte, Erdgöttin u. s. w. (Vgl. das oben aus Einhorn Beigebrachte, wo das Wort maat lautet, als Laukamaat, Meschamaat u. s. w.). Zur Vergleichung erinnern wir an die zahlreichen matronae, matres, matrae (Nehae) der Celten neben der großen Erdmutter; sie sind die Prototypen der Feen, die zuletzt zu Unholden und Hexen herabsinken.

Simrock (a. a. O., d. i. Deutsch. Myth. 2. Aufl. S. 333 ffg.) führt alle Göttinnen der nordischen germanischen Mythologie auf die geheimnißvoll verborgene Erdgöttin zurück, die große Lebensmutter, welche Segen

und Fruchtbarkeit spendend selbst als Todesgöttin nicht verderblich wirkt, indem sie die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schooß zurücknimmt. Wir unsererseits erkennen eine uralte, aber naheliegende, Entartung des Gottesbegriffes in der ihm beigegebenen Personification der Erde. Fast in allen Mythologien ist die Erde weiblich aufgefaßt, im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als gebärende fruchtbringende Mutter (Wolf, 34; Grimm, 229). Die menschlich gedachte Abstammung der Götter von einem Urgotte machte die Erdmutter auch zur Göttermutter.[46a]) Wuotan umarmte die Erde, da gebar sie den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den Donar.

Die weiblichen Gottheiten der Germanen fließen in einander, oder haben sich vielmehr aus einer Persönlichkeit, welche als große Erdmutter unter dem Namen Nerthus (Hlôdhyn), als Göttermutter unter dem Namen Frikka erscheint, durch Differenzirung ihrer Symbole und Attribute entwickelt (Quitzmann, Mythol. der Baiw. 107). Als personificirte Eigenschaft der großen Göttin erscheinen Holda, Perahta, Isa (Quitzmann, a. a. O.), denen wir auch Freyja anzureihen geneigt sind. Holda und Perahta bringen Fruchtbarkeit und Segen, sie sind die Göttinnen der Ehe und der Neugebornen. Spuren, daß die Erdmutter auch als Todesgöttin (wie die german. Frikka, welche die Seelen der Gestorbenen empfängt, Wolf, 40) gedacht wurde, begegnen uns auch in der preußisch-litauischen Mythologie. Entschieden aber finden wir hier eine Berührung zwischen der Erdmutter und der Schicksalsgöttin.[47])

[46a]) Im Verhältniß zur Welt gedacht, hat der Allvater die Göttin Erde zur Gemahlin, Thors Mutter. Als solche heißt sie Firgunia, nord. Fiorgyn (welche Form Grimm mit Perkunas zusammenstellt), auch Hludana, nord. Hlôdhyn, auch Jördhin. S. Grimm 157, 235; Wolf 38; Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, 26, 27. Die litauische Mutter des Donners (Perkuna tete) haben wir schon gefunden; die deutsche kommt in Märchen vor, an deren Stelle später des Teufels Großmutter getreten ist. Nach Wolf, 38, ist auch Nehalennia mit der Erdgöttin (Nerthus) verwandt und wohl dieselbe mit Folla, der Göttin der Fülle (nach welcher Analogie wir Pilnitis in der Agende mit Ceres zusammengestellt sahen, woselbst auch von der Beziehung der Fulla zu Frikka oder auch zu Frowa die Rede war; Grimm 285).

[47]) Diese Beziehung ist auch sonst in der Myth. begründet. Nerthus, Terra Mater, intervenit rebus humanis, Tac. Ger. 40. cf. mater deum 45. Frikka theilt ihres Gatten, des Allvaters, Allwissenheit; darum kennt sie das Schicksal aller Menschen. Grimm, 280, Wolf, 40. Wie die abgeleitete Holda schenkte sie selbst, als Ehegattin, den Segen der Kinder.

Wir haben schon früher (BM. 700) angedeutet, daß wir in der Idee eines über Alles, auch über die Götter, waltenden Schicksals, wie es bei den Griechen der allgemeine Hintergrund der ganzen Götterwelt ist, welche als solche ursprünglich nirgends personificirt, sondern als abstraktes Wesen gedacht wurde, einen verkümmerten Rest des, im Innern des Menschen wurzelnden, aus dem geoffenbarten Gottesbegriffe von selbst folgenden, Glaubens an die göttliche Vorsehung zu erkennen haben.

Was uns in den Mythologien als Schicksalsgöttinnen entgegen tritt, das sind untergeordnete Vermittlerinnen des Schicksals,[48]) die desto mehr in den Vordergrund treten, als der Glaube an den einen allwaltenden, allwissenden Gott sich verdunkelte und trübte. Die Schicksalsgöttinnen erscheinen überall nicht mehr als das Weltganze lenkend, sondern als die Schicksale des einzelnen Menschen von seiner Geburt an bestimmend. Deshalb treten sie uns gerade als Geburtsgöttinnen entgegen.

Erst in dieser Ableitung finden wir Stelle für die litauische Láima. Ostermeyer sagt: Láima, auch laimē, Glücks- und Unglücksgöttin, Parzen. Stender, 264, Laima, auch laime, Göttin des Schicksals, die einem Kinde bei der Geburt das Laken unterlegte und zugleich sein Glück bestimmte. Mielcke, I, 141, Láima, die Geburts-, Glücks-, Lebens-Göttin der alten lit. Heiden; Láimē, Láimėlē, die Glücksgöttin der alten Heiden; und II, 240, Láimē, Láimėlė, Göttin des Glücks. Nesselmann: Láima, die Göttin des Glücks, Segens, Lebens. In den lit. Volksliedern kommt Láima als Spenderin jedes Glückes im Menschenleben vor. Wenn ihre Stimme sich auf den Bergen hören ließ, so stand den Menschen ein unerwartetes Schicksal bevor; Rhesa, Dainos 235. In der heutigen Sprache lebt sie noch in Redensarten: Taip Laima lēmē, so hat es Laima beschlossen; ant Laimēs leistis, es auf den Zufall ankommen lassen (Nesselmann); lett. no laimas likt, vom Schicksal bestimmt; laimas likkums, Bestimmung der Vorsehung; zaur laimi isbehgt, glücklich entkommen (Stender, lett. Lex.). So wird das Wort noch jetzt zur Bezeichnung des personificirten Glückes gebraucht.

---

[48]) Bei den Germanen, Nornen und Walküren, welche Simrock, 363, durch Vervielfältigung der Hell und der Freyja, einer Verjüngung der Hell, entstanden sein läßt. Eine der Walküren hieß alvitr, „allwissend."

Dies ist die Göttin, die uns in den latein. Versen des Klein'schen Gesangbuches mit der schmeichelnden Verkleinerungsendung als **Laimella** begegnet ist.

Außer den identischen Bezeichnungen Láima, Láimē, Laimélē hat aber die Sprache noch eine Göttin **Laume**, welche als Erdgöttin und als Maar bezeichnet wird.

Wir wissen nicht, ob wir die Form **Laume** von demselben Etymon ableiten dürfen, wie **Laime**. Mielcke, in s. Lex. I, 141, subsummirt beide Wörter unter den Stamm laimu, ich gewinne, ich habe Glück. Grimm identificirt sie, S. 695: Lauma oder Laima und leitet S. 388 Laima ab von lemti (ordinare, disponere). Ostermeyer hat Laima, laimē, Parzen, s. o., unter den Schicksalsgottheiten, dann aber unter den unterirdischen Göttern Laumé, als Furie, Plagegöttin. Eine gewisse Verwandtschaft der Vorstellung ist darin nicht zu verkennen (Parzen und Furien). Nesselmann stellt beide Namen getrennt auf: laima (351), wovon er laimu ableitet, und (353) laume.

Für die Zusammengehörigkeit dem **Wesen** nach aber spricht die allgemeine Beziehung zwischen **Erdmutter**, **Geburts-** und **Schicksalsmutter**.

1) **Erdmutter** (auf lett. buchstäblich: semmes mahte): Laumē, Erdgöttin, Maar (Mielcke); Lauma, Göttin der Erde, welcher der Abend vor dem Freitage, Peekts wakkars, geheiligt war, an welchem kein Mädchen **spinnen** durfte (Stender, 264, welcher hinzufügt: Soll Macht über Regen und Hagel gehabt haben. Heute gleich Hexe). Nesselmann, 353, führt die Göttin nur noch in ihrer Degradirung an. Er sagt: „In der lit. Mythologie eine Gattung untergeordneter Gottheiten oder **Feen**, die aus dem Volksglauben zum Theil noch nicht ganz verschwunden ist. Eine Laume drückt die Schlafenden, vertauscht den Eltern die Kinder, versteckt auf der Spule des Spinnrockens das Ende des Fadens u. dergl. Zuweilen, wenn ein Mädchen den Webestuhl verließ, kam eine Laume hinzu und webte mit fliegender Geschwindigkeit die Leinewand fertig. Vermochte dann das Mädchen die Laume bei Namen zu nennen, so gehörte ihr die Leinewand; errieth sie den Namen nicht, so ging die Laume mit dem Gewebe davon. Viele Litauerinnen pflegen übrigens noch heute, aus Furcht vor

dem bösen Einfluß der Laumes, Donnerstag Abends nicht zu spinnen. Laumes apmainytas, ein vertauschtes Kind, ein Wechselbalg. Laumės josta, der Regenbogen. Laumės pápas, der Donnerkeil. Laume gul ant skilloja, die Laumė, der Maar drückt dem Schlafenden den Magen." Was die Beziehung zum Spinnen und Weben betrifft, so erwähnen wir der von Schwenck, 121, angeführten lit. Dichtung von der Werpeja, „Spinnerin" (von werpju, spinnen), die auch Grimm, 388, anführt. Damit vergleicht sich die spinnende Frau Holla (Holda), welche dem Flachsbaue vorsteht und von den Spinnerinnen verehrt wird, ebenso die nordische Frigg. Holda schenkt fleißigen Spinnerinnen Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren, oder sie spinnt ihnen selbst Nachts die Spulen voll; faulen zündet sie den Rocken an. Am Feiertage der Holla muß gerastet werden (Wolf 35, Grimm 247). Sonnabends nach Sonnenuntergang darf nicht gesponnen werden; nach einer andern Sage darf Donnerstags Abend nicht gesponnen werden (Simrock, 24). Die Verwandtschaft von Laume und Holda, als Vorsteherinnen des Spinnens, liegt auf der Hand. Die Erdgöttin ist innigst mit der Himmelsregion verknüpft. Laumės josta (Laumes Gürtel) ist Regenbogen, gleich dangaus josta d. i. Himmelsgürtel (Grimm, 695); laumes papas (Laumes Zitze) ist der Donnerkeil. Der Regenbogen ist den Celten Ceridwens (der Erdmutter, BM. 589) Stuhl. Die Beziehungen des Donnergottes zum Regenbogen sind bekannt; er ist Bogen des Donnergottes, Sichel des Donnergottes u. s. w. Die Erdgöttin ist Mutter des Donnergottes (Fiorgyn und Perkuna tete). An die Erdmutter schließen sich in Bezug auf die Gaben, die der Erde jährlich entsprießen, als untergeordnet oder vielmehr als allmählig von ihr abgelöst, an die Zempati (Ceres, nach Ostermeyer), die lett. mehte und ähnliche schon genannte Gestalten. [49])

---

[49]) Zu dem Wortstamme, welcher Lauma (Laime?) in der Bedeutung als Erdmutter zu Grunde liegt, darf vielleicht λαμία, λάμια, ein fabelhaftes Ungeheuer, ein schreckliches Gespenst, das die Kinder raubt und frißt (daher der Kinderpopanz, vgl. Horat. de art. poët. 340; über die betreffenden Mythen s. Schwenck, I, 590), λάμος, lat. lama, Schlund, τὰ λάμια, Erdschlünde, verwandt mit λαιμὸς, verglichen werden. Hier an die Lemures zu erinnern, dürfte, was die Etymologie betrifft, wohl zu gewagt sein. Apulejus (de Deo Socr. p. 50) sagt, die Seele des Menschen in ihrer Freiheit, wenn sie der Bande, welche sie an den Leib fesselten, entledigt ist, wurde Lemur genannt.

2) Geburtsgöttin. Láima, Geburtsgöttin nach Mielcke. Dieselbe Vorstellung bei der lett. laima (die das Laken unterlegt, Stender, 264; Grimm, 388); daneben die lett. dehrla. Göttin der Säuglinge und Pflegerin, von deht, legen, warten, pflegen; puppi deht, die Brust geben (Stender, 262). Zu vergleichen Frikka, welche als Ehegöttin den Segen der Kinder schenkte (Wolf, 40). Holda hat in Seen und Brunnen die Seelen der ungebornen Kinder um sich, worauf sich ein bekannter Kinderaberglauben stützt; auch bei Perahta wohnen die Seelen der Ungebornen. Die Stellung der Frikka hat bei den Alten die olympische Göttermutter Here oder Juno (Grimm, 282, 285). Juno war Lucina, Geburtsgöttin (auch Natalis, Tibull. 4, 6, 1), bei den Griechen Eileithyia; als Ehegöttin Juga und Pronuba. Charakteristisch für die Culturzustände (s. o. BM. 596 ffg.) ist es, daß wir bei unserm Volksstamme keine Göttin der Ehe haben. Wir finden nicht, daß Laima, wie Frikka, Holda u. s. w. den Schutz der Ehen vertrat. Auch Ceres, eine Erdgöttin, durch Proserpina mit der Unterwelt verbunden, hatte ihre Beziehung zur Ehe.

3) Schicksalsgöttin. Laima, Glücks- und Unglücksgöttin, Parzen. Ueber den Zusammenhang der germanischen Nornen (Schicksalsgöttinnen) mit unserer Klasse von Göttinnen, als Holda, Bertha, Freyja s. Grimm, 388; Simrock, 363. Die Erinnyen sind Kinder der Erde. Von dem lett. likt, legen (wohl mit diesem deutschen Worte verwandt), setzen, verordnen, bestimmen, kommt Liktens, das Fatum. Stender, 264, sagt: Dafern unter den alten Letten eine Art von Philosophie gewesen, so ist dieses gewiß ein Hauptsatz darunter gewesen. Wie oft hört man von ihnen, tas jau bija winnam likts, das war ihm schon bestimmt (265). Liksta heißt fatales Schicksal, Gefahr. Stender (a. a. O.) hat liksta fürchterliches Phänomen am Himmel. Likkums, Satz, Verfügung; laimes likkums, Fatum.

Lemures bedeuten überhaupt die Nachts umgehenden Geister der Verstorbenen, die Stillen (animae silentum; taciti manes, Ovid.; nocturni lemures, Horat). Ihnen wurde ein Todtenfest, Lemuria, gefeiert; man stellte ihnen ein in Bohnen bestehendes nächtliches Speiseopfer hin (wie die Griechen auf Dreiwegen Speisen hinstellten für Hekate und ihre Schatten aus der Unterwelt). Vgl. Ovid. Fast. V. 420—484 (Ovid will das unerklärte Wort auf Remuria zurückführen). S. Banier's Erläut. der Götterlehre, übersetzt von Schrödh, IV. 141. I, 633; Schwenck, II, 257.

Laumė in der Bedeutung von Maar, Furie, Fee und verwandter Wesen (mit ihrem Wechselbalg) tritt uns, statt der einst sicherlich hehr und hoch gehaltenen Göttin, in ihrer allmähligen, nothwendig eingetretenen, Erniedrigung als gespenstisches, beängstigendes, hexenartiges Wesen entgegen, nicht mehr ein Gegenstand religiösen Glaubens, sondern eines gemeinen Aberglaubens. Hulda nimmt statt der göttlichen Gestalt das Aussehn einer häßlichen, langnasigen, großzahnigen Alten mit struppigen, eng verworrenen Haaren an; in einem Märchen wird sie als alte Hexe mit langen Zähnen geschildert (Grimm, 247). Ostermeyer nennt Laume Plagegöttin, Furie, vor welcher die Litauer große Angst haben; nimmt kleine Kinder aus der Wiege u. s. w.; bei Mielcke ist sie Maar, bei Stender (im Lex.) Hexe, fliegende Zauberin. Lauma verwechselt die Kinder, wie sie die römische Lamia raubt. Lauma ist in den Bereich der häßlichen elbischen Wesen herabgesunken, welche wohlgestaltete Kinder der Menschen rauben und ihre häßlichen oder gar sich selbst an deren Stelle legen (Grimm, 436). Bald ist es der Teufel, der das geraubte Kind ersetzt (a. a. O.). So vermengen sich die Begriffe von Kindern der Laume (Ostermeyer: Kaukas, unterirdische Männlein, der Laume Kinder und Diener), von den kleinen Unterirdischen (Kauken, Barstukken u. s w.), dem stillen Volke d. i. den Seelen der Ungebornen und der Gestorbenen, und die Begriffe von ungetauften Kindern (kaukas, ein ungetauft gestorbenes Kind; Nesselmann auch mażas wélnukszlis), Wechselbälgen (laumės apmainytas, Wechselbalg der Laume, von apmainau, ich verwechsele; lett. pundurls, pundurs, Korduppel, der kurz und dick ist, wie ein Zwerg; punduris, dicker Wanst; Stender Lex.), Teufelchen (ebenfalls wieder die Kauken, auch welnukszlis; s. de diis 12; lett. johds, Feldteufel, Waldteufel, Gespenst; johdi Plural Luftgeister und Seelen der Verstorbenen; ebenso lett. Murgi, Luftgeister und Seelen der Verstorbenen, die sich beim Nordlicht schlagen. Stender, 262, 266).[50])

---

[50]) Stender fügt hinzu Johdi Kaujahs, diese Geister schlagen sich beim flatternden Nordlicht; baigikas kaujaks, Schredbilder, die sich schlagen. Einige erklären es: karru tauschud wehseles kaujahs, die Seelen der Soldaten, die im Kriege geblieben sind, schlagen sich. Murgi sind die Phantasien der Fieberkranken; dann heißt es aber auch Nordlicht.

Aus dem zuletzt Gesagten läßt sich wohl schließen, daß Laume auch in Beziehung zu Puskait gedacht sein wird.

Auf diese Weise vindiciren wir auch der altpreußisch-litauischen Mythologie ein ursprüngliches weibliches göttliches Wesen, das die Vorstellung einer Göttermutter (wie bei den Aesthiern), einer Erdmutter und Schicksalsgöttin in sich vereinigte und in ähnlicher Weise getheilt und verflacht wurde, wie die Idee eines einzigen Gottes.[51])

---

[51]) Ob, wie in deutschen Gegenden, bei der schönsten der Göttinnen, der Holda (Wolf 36), so liebliche und so milde Vorstellungen von dem Walten eines höchsten weiblichen Wesens auch bei den Preußen und Litauern geherrscht haben, daß die Spuren davon in christlichen Zeiten in Marienlegenden übergegangen seien, lohnte sich wohl einer nähern Untersuchung. Quitzmann, Mythol. d. Baiw., S. 110, sagt: „Aus ihrem (der Holda) Mythus haben sich einzelne Züge in zahlreichen Mariensagen erhalten. Da erscheint die Himmelskönigin entweder Quellen spendend, oder ihr Bild findet sich in Brunnen und Lachen, oder wird vom Wasser ans Land getragen; oder es erscheint auf Bäumen und Stauden und giebt Veranlassung zu Pilgerfahrten nach den durch viele Wunder berühmt gewordenen Andachtsstätten." Daß an der Stelle, wo einst die drei romowischen Hauptgötter verehrt worden, unter Winrich von Kniprode das Augustinerkloster zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit gestiftet sei, ist eine bekannte Ueberlieferung. Wir haben schon oben die Stelle mitgetheilt, wonach sich auf dem Platze, wo die Litauer einst das heilige ewige Feuer verehrten, die Basilika des heil. Stanislaus in Wilna erhob. So übertrug das Volk seine alte Ehrfurcht vor seinen heiligen Orten auf den wahren Christengott; die alte Anhänglichkeit und der Reiz des neuen Gottesdienstes machte solche Stellen leicht zu ersehnten Lieblingszielen der frommen Gläubigen, zu Wallfahrtsplätzen, an denen, bei der durch die Frequenz vervielfältigten und gesteigerten Andacht, auch Gottes Gnade und Barmherzigkeit sich in erhöhtem Maaße erwies. Der Holda grünte und blühte der schönste deutsche Baum, die Linde. An Brunnen war ihr Lieblingsaufenthalt. An eine immer grünende Linde, in deren Nähe ein wohlthätiger Brunnen, knüpft der legendenartige Ursprung unserer heil. Linde bei Rössel an. Nach der Sage, wie sie wenigstens Tettau und Temme (die Volkssagen, S. 119), leider ohne Angabe der Quelle, überliefern, stand schon zur Zeit der Heiden dort eine große Linde, unter welcher viele Götter verehrt wurden. Besonders hatten unter derselben in der Erde kleine unterirdische Männlein, Barstutten geheißen, ihre Wohnung; (was über Barstukken näher angeführt wird, das ist aus Hartknoch, A. u. N. Pr. 142 und 162 entnommen). Daß das Volk der Kleinen aber zur Lauma in naher Beziehung steht, haben wir schon gesehen.

Einige Reste der altpreussischen Sprache
nebst
antiquarischen Bemerkungen
von
Dr. M. Töppen.

Das Volk, welches den Namen Preußen (Pruzi) zuerst trug, und von welchem dieser Name auf einen der mächtigsten Staaten des Mittelalters, den Deutschordensstaat, dann auf einen der angesehensten, und, wie man jetzt mit stolzem Selbstgefühl hinzufügen kann, der mächtigsten Staaten der neueren Zeit übergegangen ist, büßte seine Freiheit und sein volksthümliches Leben schon früh ein und verschmolz mit der deutschen Colonie, welche der deutsche Ritterorden in den Gegenden seiner alten Wohnsitze und weit über dieselben hinaus begründete. Seine Geschichte ist wesentlich die Geschichte seines Unterganges und seiner Umbildung unter der Einwirkung der Deutschen. Von diesem Gesichtspunkte aus, gleichsam als Einleitung der Provincialgeschichte von Preußen, ist sie in der älteren Provincialliteratur ausschließlich behandelt. In neuerer Zeit jedoch, seit der Begründung der neuen Wissenschaften der vergleichenden Sprachforschung, der vergleichenden Mythologie und der Völkergenealogie hat das Volk der Preußen, auch abgesehn von seinem politischen Verhältniß zu den Deutschen, ein eigenthümliches und selbstständiges Interesse gewonnen.

In beiden Beziehungen hat die Wissenschaft noch viel zu thun. Noch ungehoben ist ein reicher Schatz, der, wenn er der Wissenschaft einst überliefert sein wird, reiche Ausbeute für die Erkenntniß der altpreußischen Sprache, ja des gesammten preußisch-lettisch-litauischen Sprachstammes ver-

spricht — ich meine das im Besitze des Herrn Stadtrath Neumann in Elbing befindliche altpreußische Vocabular, welches, sachlich geordnet, viele hunderte altpreußischer Vocabeln zur Bezeichnung der verschiedenartigsten Gegenstände aus dem Bereiche des Natur- und Menschenlebens, der Familie, der Wirthschaft, der Handwerke u. s. w. enthält. Auch die weitere Untersuchung der volksthümlichen Ueberlieferungen in Gebräuchen, Aberglauben und dgl. liefert vielleicht noch einigen Ertrag. Endlich werden auch die Urkunden und Geschäftsbücher aus der Ordenszeit, gedruckte und ungedruckte, von diesem Gesichtspunkte aus immer noch von Neuem durchzusehen und zu bearbeiten sein: denn es fehlt noch viel daran, daß wir den Proceß der Verschmelzung der Preussen mit den Deutschen, die staatlichen und rechtlichen Verhältnisse der Unterworfenen zu ihren Siegern und Beherrschern schon genügend übersehen könnten. Wie hoch bedeutend ist in dieser Beziehung z. B. das erst vor Kurzem durch Professor Laband herausgegebene preussische Recht!

Im Folgenden sollen einige preußische Vocabeln, die zugleich für die Kenntniß der Stellung der unterworfenen Prussen in dem Ordensstaate von Interesse sind, zusammengestellt werden, wie sie eben zur Hand sind.

Eine der Handschriften des eben erwähnten preußischen Rechtes — Danziger Rathsbibliothek XVIII. C. 54 — enthält folgende zum Theil räthselhafte Notizen (cf. Hanow, Gesch. des Culmisch. Rechts §. 51. g.):

„Hiernach folgen etliche Preusche wort; wie nun dieselben gedeutet und gebraucht werden, ist dabei ausgedruckt.

Perlencke.

Ist ein gewohnheit, der man nicht widerstehen soll.

Kayles und Puschkayles.

Ist ein tugend, da laster ein Ehre sey.

Balere.

Begehret kein recht, unrecht begehret sein Recht, das sein vinantzen.

Ballayde.

Enterbet alle, die rechte und naturliche erben sein.

Bawde.

Hatt kein fewer und gebeut, es sey Recht oder Unrecht ÷ Scharwerk, es sey, was es wolle.

Sunde.

Verkeuft die leute, nimpt gelt und leſt die Menſchen tödten und umbbringen, das gelt löset alles Böſes, hier iſt gottes wort in offen und darzu ſein leiden.

Gott erbarme ſich unſer."

Die Handſchrift iſt, wie ſchon die deutſche Orthographie zeigt, nicht beſonders alt; ſie ſtammt wahrſcheinlich aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert. Die mitgetheilte Stelle aber beruht jedenfalls auf alter Ueberlieferung.

Perlencke iſt wohl ſpätere Form; in älteren Urkunden wird das Wort porlenck oder porlencke geſchrieben. Ich finde das Wort zuerſt im Aemterbuche des Hauſes Marienburg aus den erſten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts. (Provinzialarchiv zu Königsberg A. 31) fol. 137ª, wo der Gartenmeiſter folgendes beſcheinigt:

„Item habe ich im garthen gelaſſen 17 tonnen czwebeln uffem ſoller und habe beczalt des meiſters kochmeiſter 1 tonne und des coventes kochmeiſter ouch 1 tonne vor erer porlencken." —

In dem Zinsbuche der Komthurei Elbing aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (Elbinger Stadtarchiv, Schr. C. No. 18) ſteht folgende merkwürdige Notiz:

Alſo helt man es mit unſers homeiſters hoffegeſinde, wenne her im Elbingiſſchen gebiete umbe czeitt vor die porlenck.

Item des homeiſters dienern, den gib man zcu eſſen obir tiſſche, als man zcum cleynen feuwer (?) thut; item allen weisbroth, item bir ſchencket man ſo geſach, als ſie wellen; item I alden methe und I donnen methe zcur morgen moltczet; zour obend moltczit zwir donnen methe; item zcur collacien, wenne der homeiſter bier trincket, ſo ſchencket man en ouch bier, wenne der meiſter czwir weyn trincket, ſo ſchencket man en czwir donnen methe; item zcur nachcolacio ſo gib man I gerichte fleiſch addir fiſſche und keſze und iclichem eyn weys broth, item 1 kanne donnes methes von VIII ſtoffen und I kanne bier von VIII ſtoffen zcur nachcolacion.

Item den halbbrudern, den gib man, ſo man nicht vaſtet, IIII gerichte, wenne man vaſtet, ſo gibet man V gerichte, und allen weis broth; item ſchencket man zcur morgenmoltczit zwir bier und czwir donnenmehte; und uff die obind moltczet och zwir bier und czwir donnenmethe; zcur

colacion schencket man en zcu viher molen bier; item zcur nachcolacien so gib man eyn gerichte fleisch und kesze am fleischtage, am fischtage gebit man en eyn gerichte fisch und kesze, und iclichem eyn weisbroth, item iclichem I kanne bier vom flosse.

Den stalknechten den gib man, so man nicht vastet, IIII gerichte, so man vastet V gerichte, und gibt en VIII weis broth oben an, den anderen gib man allen rockenbroth; und schencket en uff morgenmolczit zwir bier und zwir donnen methe; und och uff die obendmolczit zwir bier und zwir donnen methe; zcur colacio schenket man en zou viher molen bier; zcur nachcolacion gibbet man eyn gerichte fleisch und kesze am fleischtage, am fischtage gibbit man en eyn gerichte fisch und kesze und VIII weis broth und II rocken broth und eren.

Hennig in seinem Preußischen Wörterbuch, Königsberg 1785, S. 191, führt aus einer geschriebenen Amtsordnung von 1584 die Worte an: „Der Hauptmann, Amtschreiber und alle Diener sollen sich keine Perlenk oder Zugänge zueignen", und bemerkt auch, daß der Ueberrest von den Gastmahlen, den die Gäste mit nach Hause bekommen, so genannt werde. Er leitet das Wort von dem litauischen perlenkis her; die obigen Stellen beweisen wohl hinlänglich, daß es auch der preussischen Sprache angehörte.

Kayles und puschkayles. Den letzteren Ausdruck braucht Simon Grunau in der Schilderung einer erdichteten Scene zu Romowe, wo Poszkailes von gutem Methe getrunken wird (Trakt. II. c. 4., vgl. Lucas David Bd. 1. S. 57), beide Ausdrücke braucht — noch im 16. Jahrh. — Hieronymus Meletius in seiner Schilderung der Gebräuche der Sudauer. Bei ihren Jahresfesten zum Gedächtniß Verstorbener wird zuerst eine Mahlzeit gehalten, dann heben sie an zu saufen kayles postkayles eins periandros, bis sie nicht mehr auf den Füßen stehen können rc. rc. (Meletius im Erläut. Preußen Bd. 5. S. 719. vgl. Lucas David Bd. 1. S. 144, wo Kailes Puszkailes ains Petantros gedruckt ist.)

Ballayde, sonst palayde oder polayde. Der Ausdruck kommt in einer für zwei preußische Freie über 10 Hufen in Klotainen im Jahre 1315 ausgestellten Urkunde (Cod. dipl. Warm. I. p. 302) vor:

Conferimus eciam supradictis ex speciali gracia et favore, ut si aliquis rusticus sub eis manens sine herede moriatur, quod de hereditate

illius, que vulgariter dicitur polayde, terciam partem habeant, et nobis et ecclesie nostre veniant due partes.

Ferner in einer Verschreibung über 25 Hufen für den nach Preußen übergegangenen Litauer Manste vom J. 1321 (Cod. dipl. Warm. I. p. 359):

Adhuc ut argumento rei pateat manifesto, quod eum pio favore prosequamur, eo, quod ab errore gentilitatis ad fidem katholicam est conversus, reliquias, que palayde Pruthenice dicuntur, a suis hominibus et subditis, qui sine herede vel heredibus moriuntur, quod illas palayde ipse Manste et heredes sui integraliter et in totum tollant et recipiant, presentibus favorabiliter indulgemus.

Die Sache wird auch in andern Urkunden z. B. von 1292 u. 1305 (Cod. dipl. Warm. I. p. 158, 230) erwähnt, aber ohne den der preussischen Sprache entlehnten Ausdruck. Polayde ist darnach die Hinterlassenschaft des Unterthanen, die, wenn er keinen Leibeserben hinterläßt, an den Grundherrn fällt.

In einem Zinsregister vom Jahre 1419 (Großes Zinsbuch im Provincialarchiv zu Königsberg A. 138 p. 67) werden die freien Dienste im Samlande nach den Kammerämtern aufgezählt; beim Kammeramt Pobethen heißt es: „item 49 dinste, dorunder ist eyns polleyde“ und beim Kammeramt Rudau: „51 dinste, dorunder ist eyns polleyde“; beide werden dann unter den wüsten mitgezählt. Bei einer Uebergabe der Komthurei Brandenburg im Jahre 1431 (Großes Aemterbuch des Provincialarchivs zu Königsberg A. 15. p. 68) wird neben andern Beständen und Forderungen aufgeführt: „item 75¾ mark ackerschuld und palleyde, item 83⅛ mark hinderstellig czins“ etc.

Pakmor. Das Wort kommt schon im großen Treslerbuche öfters vor. So zahlt z. B. der Hochmeister Ulrich von Jungingen zu Wohnsdorf: „II scot dem packamar“, desgleichen in Barten „IIII scot dem potkamor“ und bei Leunenburg „I firdung dem potkamor mit synem compan“ 1409 (p. 275ᵈ. 276ᵃ). Eine alte Erklärung des Wortes findet sich in Grunau's Preußischer Chronik um 1520: „Der packmohr, dasz ist der landtreuter (Grunau XIII, 4 §. 3). In dem Generalreceß der Insterburgischen Kirchenvisitation (bei Grube Corpus constit. Pruth. P. I. p. 68) werden die Landschöppen beauftragt, durch „die Packmohren“ gute fleißige Aufsicht darüber zu üben, daß bei Hochzeiten nicht über ein gewisses Maaß

Allaus gebraut und getrunken werde. Nach Hennig, Preuß. Wörterbuch 1785, S. 177, hießen ehemals so „die öffentlichen Briefträger oder auch die Ausreuter bei den Landesjustizcollegien, welche die Schuldigen vor Gericht rufen mußten, oder sie auspfänden u. d. m." Das Wort scheint demnach noch im vorigen Jahrhundert in praktischem Gebrauch gewesen zu sein. Aber Hennigs Ableitung von packen und Mohr ist ganz irrig, den Stamm weist offenbar die Form potkamor nach. In beiden Formen ist das Wort als Personennamen angewendet: Putkammer und Packmohr. Auch giebt es bei Memel ein Gut des Namens Packmohren.

Witing oder Weiting. Ueber die Witinger ist schon öfters gesprochen, namentlich von Kotzebue, Preußens ältere Geschichte Bd. 2. S. 318 f., von Voigt, in den Beiträgen zur Kunde Preußens Bd. 5. S. 402 ff., von v. Mülverstedt, in den Neuen Preuß. Provincialblättern 1855. Bd. 1. S. 180 ff., von Töppen, in den Scriptores rerum Prussicarum Bd. 1. S. 104 f. und S. 254 f., und von Hirsch, ebenda Bd. 2. S. 454 f. Auch hat Neumann an der zuletzt angeführten Stelle eine etymologische Deutung des Wortes versucht, nach welcher es etwa so viel als „willkommener Gastfreund" besagt. Diese Deutung stimmt besonders mit der Stellung der ältesten Witinger gut zusammen, welche im dreizehnten Jahrhundert ihre Landsleute verließen, sich den Ordensrittern anschlossen, und dieselben in ihren Kämpfen gegen die für die Freiheit kämpfenden Preußen unterstützten. Allein nachdem dieser Kampf einmal beendigt war, traten sie ganz in dieselbe Categorie mit allen übrigen „Dienern des Ordens". Es ist hier nicht unsere Absicht über die Ministerialität in dem Ordensstaate ausführlich zu reden, wir heben nur die eine Bemerkung hervor, daß die Zahl der „Diener", welche der Ordensherrschaft hohe und niedere Civil- und Militairdienste leisteten, in den Ordenshäusern nach unzweideutigen Spuren, die nur noch nicht gehörig gesammelt sind, sehr groß war. Sie gehörten sowohl der deutschen als der altpreußischen Nationalität an, und es finden sich unter denselben neben den kleinen Leuten auch die Angehörigen der edelsten Geschlechter des Landes. Außer denjenigen, welche ihren Aufenthalt in den Ordenshäusern selbst nahmen, gab es auch solche, welche mit dem herrschaftlichen Dienste den Aufenthalt auf ihren Gütern vereinigten, die sogenannten „von Hause aus Bestallten". Die Witinge sind

nichts anderes als die Ordensdiener preußischer Herkunft, wie sie denn gelegentlich auch wohl geradezu des Ordens Diener genannt werden — Prelwus, des Komthurs Diener zu Ragnit, kommt vor in den Scriptores rerum Prussicarum T. II. p. 673; — man wird von vorn herein erwarten, daß sie nicht gerade die wichtigsten Posten des Hausdienstes bekleideten, aber sie gehörten doch auch nicht gerade zum Gesinde im engern Sinne. In der Zeit der Blüthe des Ordens, aus der uns allein nähere Nachrichten erhalten sind, erschienen sie als Wirthschafter (besonders im großen Werder, vgl. das Schreiben von 1433 bei Voigt S. 404), Fuhrleute (Großes Treslerbuch Fol. 36c. 37b), Vorreiter (ebenda Fol. 75a. 85b), Boten, welchen man auch wichtigere Briefe und Geldsendungen anvertraut (ebenda Fol. 58d. 154c, vgl. das Schreiben o. D. bei Kotzebue S. 321), auch als Handwerker, besonders Schneider (der ihnen ausgezahlte Schrotlohn wird öfter erwähnt z. B. im Treslerbuche Fol. 39c. 59a. 84a. 86d) u. s. w. An Kriegszügen, an der Vertheidigung der Grenzburgen, an der Erbauung und Ausbesserung der Ordenshäuser nehmen sie, wie die Ordensdiener überhaupt, hervorragenden Antheil. Bei gemeinschaftlichen Unternehmungen, an denen mehrere oder alle Komthureien des Landes sich betheiligten, wurde die Gesammtzahl der zu stellenden Ordensbrüder, Diener, Freien, Witinger, Karavansknechte u. s. w. auf die einzelnen repartirt, so haben wir z. B. einen Anschlag vom Jahre 1386, nach welchem der Vogt von Samland zum Bau eines Hauses (wahrscheinlich Marienwerder in Litauen) 1200 Arbeiter, alle Freien und 8 Witinge zu stellen hatte (Fol. des Königsb. Archis Allerley Missive A. 186. Fol. 227b), zur Besatzung derselben hatten die Gebiete Königsberg, Balga, Brandenburg je 2 Brüder, 2 Schützen und 6 Witinge auszurüsten (ebenda Fol. 224a). Im Jahre 1402 gingen von Königsberg 4 Witinge und 2 Karwansknechte, von Marienburg, Elbing, Christburg, Balga 4 Witinge und 1 Karwansknecht, von Brandenburg 4 Witinge nach Ragnit ab (Urk. von 1402 im Königsb. Archiv Schiebl. LXXIII. No. 42). Im Jahre 1405 wurde eine Ausrüstung gen Königsburg in Samaiten ausgeschrieben von 31 Ordensherren, 60 Dienern, 60 Freien, 60 Witingern und 40 Karwansknechten; die Herren sollten haben zwei Pferde, die Diener je zwei ein Pferd, die Witinger und Karwansknechte sollten zu Fuß erscheinen (Urk. v. 1405 bei Kotzebue S. 320).

Man konnte den Freien nicht wohl zumuthen, daß sie zur Besatzung einer Burg im Feindeslande längere Zeit zurückblieben; dazu aber waren die Diener und Witinge unentbehrlich. Die zuletzt erwähnten Diener und Witinge blieben den ganzen Winter über in Königsburg (Posilge in den Scriptores rerum Prussicarum T. III. p. 278); so wissen wir von Witingen, welche ein ganzes Jahr lang in Neuhaus standen (Gr. Treslerbuch Fol. 39[c]. 84[a]), von andern, welche ein halbes Jahr in Memel (ebenda Fol. 117[a]) und wieder andere, welche ein ganzes Jahr in Memel dienten (ebenda Fol. 202[a]). Die wichtigste Wehrburg Preußens gegen Litauen und Samaiten war Ragnit und dort wurden zur Zeit des Hochmeisters Conrad von Jungingen die großartigsten Bauten, an welchen man während der ganzen Regierung dieses Hochmeisters fortarbeitete, ausgeführt. Daher wurde dort eine besonders große Zahl von Witingen auf Kosten der verschiedenen Gebiete des Landes gehalten. Die Aufsicht über dieselben führte ein Witingsherr, welcher nirgend anders als in Ragnit erscheint. In dem Hause Ragnit gab es ein eigenes Zimmer, welches den Namen „der Witingsherren Gemach" führte (Gr. Aemterbuch p. 75, 77 bei den Jahren 1396, 1402 ff.); ein solcher Witingsherr zu Ragnit war Georg von Wirsberg (Voigt S. 405). Im Felde bildeten die Witinger abgesonderte Heerestheile mit eigener Fahne; bisweilen erscheinen sie, wie die Kriegszüge gegen Litauen öfters zu Schiffe unternommen wurden, auch als Schiffsbemannung (Hirsch S. 455; vgl. die Urk. von 1403 bei Kotzebue S. 320).

Die Hauswitinge erhielten in den Ordenshäusern alles, was sie bedurften, Wohnung, Beköstigung, Kleidung. Ueber ihre Beköstigung wird aus dem Rechnungsbuch des Convents zu Elbing folgendes mitgetheilt: Diaconus und Subdiaconus sitzen am Ende des Conventtisches, aber bei Collacion sitzen sie am Witingtische und man giebt ihnen Krude; des Großkomthurs Diener sitzen am Witingtische und am Zimmerleutetische, haben auch drei Gerichte, wie die Geistlichen, da hingegen die Diener des Komthurs bei dem Lehnstuhle linker Hand sitzen; die Kämmerer und die Freien, die nicht am Herrentische sitzen, sitzen auch am Witingtische. Des Komthurs Witinge sitzen zu der Jungen Tische, an dem auch des Komthurs Schreiber und Knechte sitzen, ferner Glöckner, gerade (?) Leute, als Pfeifer

u. s. w. (nach Kotzebue S. 321; vgl. Voigt S. 403). Diese nicht durchweg ganz klare Mittheilung unterscheidet den Conventstisch, den Witingtisch, den Zimmerleutetisch und den Jungentisch; der Witingtisch scheint hiernach für Hausbeamte mittleren Ranges bestimmt gewesen zu sein.

Ueber die Kleidung der Witinge bietet das große Aemterbuch einige Angaben. Oefters werden in demselben Witingswaffenröcke als zum Bestande der Trapperie beim Abgange eines Gebietigers gehörig erwähnt, acht in Königsberg 1414, achtzehn in Elbing 1396, zehn ebenda 1402, zwanzig ebenda 1412; in der Trapperie zu Christburg lag im Jahre 1434 „ein roth und weiß Stücke Gewand den Witingen zu Waffenröcken“, in Memel 1404 nur 18 Ellen Witinge-Gewand, in Mewe 1399 hundert Ellen Witinge-Leinewand, in Ragnit 1392 400 Ellen Witinge-Leinewand, ebenda 1410 3300 Ellen westphälischer Jungherrn- und Witinge-Leinewand, ebenda 1412 380 Ellen Witinger-Leinewand. In Memel waren 1414 auch 40 Paar Witingerschuhe vorräthig. An das Ordenshaus zu Königsberg lieferte der Großschäffer ein Jahr um das andere 18 Proprische Laken für die Witinger[1]) (Allerley Missive Fol. 190, Notiz vom Jahre 1383).

In den sehr ausführlichen Inventarien-Nachweisungen des Marienburger Aemterbuches werden auch die Witingpferde der Witinge des großen Marienburger Werders angeführt. Zu Grebin standen in den Jahren 1381 f., 1393 f. neun bis zehn, später um 1405 f., 1414 f. nur drei oder zwei Witingspferde; desgleichen zu Leske um 1415 zwei Witingspferde; zu Meselanz um 1394 f., 1403 f. zwei bis drei Witingspferde; zu Montau 1377 acht, dagegen 1381 f., 1387 f. nur drei bis vier Witingpferde; zu Lesewitz um 1381 sechs, um 1387, 1394 dagegen nur drei Witingspferde.

Die Witinge erhielten ihren Lohn, wie alle „Diener“ jener Zeit hauptsächlich in der Naturalverpflegung, doch floß ihnen, schon nach den

---

[1]) Und gleichzeitig 2 Ypernsche Laken „zcu der koninge cleider“. Die noch so räthselhaften Preuß. Könige finde ich ferner erwähnt im großen Aemterbuche Elbing 1412: „item 2 breyt von Dornig der konige gewant“; Osterode 1397: „item 2 geringe schone laken den Prusschen konigen“; und im Marienburger Aemterbuch, Marienburg 1395: „item IIII geverbte laken den Pruschen konigen“. Ein Helmicus rex ecclesie in Samland kommt vor in einer Urkunde N. Pr. Prov.-Bl. 1851 Bd. 1. S. 364. No. 86.

Angaben des Treslerbuches, auch einiges baare Geld zu: auf Reisen erhielten sie Fuhrgelder und „Zehrung"; die Schneider erhielten ihr Schrotlohn; im Jahre 1405 wurden zwei Mark an zwei Witinge in Montau und Meselanz, und wiederum fünf Mark an vier andere Witinger gezahlt (Gr. Treslerbuch p. 190ᵃ). In einer Gesindeordnung vom Jahre 1406 (welche zufällig nur in dem Danziger Komthureibuche des Danziger Stadtarchives erhalten ist, p. 250) wird bestimmt: „eyme wytinge, den man sendet uff ein hus, sal man geben IIII mark uff ein jar und IIII par schuh, czu iclicher quatemper ein par schu, und nicht me," während Köche, Bäcker, Brauer und andere Knechte nur drei Mark erhalten. Die ganz vereinzelte Angabe des großen Zinsbuches (p. 69), daß in der Komthurei Königsberg jeder Bauer-Haken 50 Pfennige „czu witinggelde und zu kelgelde" (so) gebe, ist zu räthselhaft, als daß wir sie zum Beweise regelmäßiger Besoldung der Witinge anführen könnten. Hie und da wurden Witinge, welche eine Zeit lang treu gedient hatten, mit Land ausgestattet. Ein Witing Wilhelm erhielt im Jahre 1341 zwei und einen halben Haken Landes in Natangen (Voigt, S. 404, Note). Die Witinge Preyboth und Swagawde wurden um 1404 bei Ragnit angesiedelt; der Hochmeister gab ihnen ein Weib, Land und die Mittel zur ersten sehr einfachen Einrichtung (Treslerbuch Fol. 164ᶜ).

Außer den Hauswitingen gab es, wie schon angedeutet, Landwitinge. In der Komthurei Christburg gab es nach dem großen Aemterbuche in den Jahren 1382 ff. bis 1410 und vielleicht noch späterhin 229, dann 230, Dienste der Freien und constant 14 Witinge. Das große Zinsbuch (Fol. 133) zählt die durchweg in zehntpflichtigen preußischen Bauerdörfern liegenden aber von dem Zehnten befreiten Witingerhaken derselben Komthurei für das Jahr 1437 auf, nämlich folgende: 6 Haken zu Kirsitten Kammeramtes Kirsitten, zweien Witingen gehörig, 6 Haken zu Klein-Smausicz Kammeramtes Reymen den Witingen (wohl wieder zweien) gehörig, 6 Haken in Groß-Smausicz desselben Kammeramtes, den Witingen (wohl wieder zweien) gehörig, 3 Haken in Rombitten desselben Kammeramtes, dem (also einem) Witing gehörig, 6 Haken in Boyden Kammeramtes Preuß. Mark, den Witingen (also wohl wieder zweien) gehörig, 3 Haken in Matiten desselben Kammeramtes, dem (also einem) Witing gehörig, 3 Haken in Scherpau

Kammeramtes Kerpen, dem (also einem) Witing gehörig — im Ganzen 33 Haken, welche unzweideutig auf 11 Witinge weisen. Das Elbinger Gebiet zählte nach dem großen Aemterbuch in den Jahren 1396, 1404, 1412 constant 1536 Haken, von welchen weit die meisten, 1264, zehntpflichtig, eine viel geringere Anzahl, die aber nicht angegeben ist, zinspflichtig war; die übrigen waren Witingshaken; in den Elbinger Zinsregistern, die mir vorliegen, ist die Zahl der Witingshufen leider nicht angegeben. Das Gebiet von Marienburg zählte nach dem Marienburger Zinsbuche (Kgsbg. Archiv A. 207) Fol. 10 um das Jahr 1400 neun Witinge: Glaude und Minawte zu Sabluke, Lubeke zu Kalazam, Mireke zu Kraczitül, Minawte zu Wanzenyke, Sautap und Petir zu Mirau, Niczche und Pauwel zu Wabekahm (die Namen werden durchweg mit dem Zusatz „hat 1 dinst" aufgezählt) und alle diese Dörfer, mit einziger Ausnahme von Mirau, sind zinspflichtige preußische Bauerdörfer (zehntpflichtige giebt es in diesem Gebiete nicht), in Mirau kommt sonst noch ein Preußischer Freier vor. Aus diesen Angaben kann man wohl mit Sicherheit schließen, daß die Landwitinge preußische Bauern waren, welche auf zehnt- oder doch zinspflichtigen Haken (nicht Hufen) saßen und zum Lohne für ihre Witingsdienste von dem Zins oder Zehnten für die Dauer derselben entbunden wurden; sie waren, wie dies anderwärts ausgedrückt wird (vgl. Hirsch a. a. O.) „zum weitingsampte frei." Ueber die Functionen, welche die Landwitinge im Besondern zu versehen hatten, ist nichts bekannt geworden, doch liegt die Annahme nahe, daß sie bei der Einnahme des Zehnten und des Zinses zu thun hatten (vgl. Voigt, S. 401). Wenn unter den zehntpflichtigen preußischen Hakendörfern der Komthurei Osterode zwei erwähnt werden, Bergfrede und Stannekendorf, in welchen es je drei Haken gab, „die do nicht recht noch roth mogen thun", so scheinen auch hier Witingshaken gemeint zu sein.

In den Komthureien des Culmerlandes und Pommerellens gab es weder Haus- noch Landwitinge, wenn nicht etwa einzelne Witinge aus den Komthureien des eigentlichen Preußen in Geschäften dorthin kamen. Wenn in einer „Ausrüstung zum Bau des Hauses Ragnit von 1403" erwähnt wird, daß auf einem gewissen Schiffe ein Witing von Danzig mitgenommen werden soll, der fortan für das Schiff rathen soll (Mangels-

dorf, Nationalblätter Bd. 1. St. 1. S. 99, vgl. Kotzebue, S. 320), so ist dies kein hinlänglicher Gegenbeweis, da auch dieser Witing sehr wohl sich zeitweilig in Danzig aufgehalten haben kann. So hielten sich längere Zeit auch in der Neumark mehrere auf, für deren Unterhalt von Preußen her gesorgt wurde (Gr. Treslerbuch Fol. 252[b]. 278[d]).

Zu den Witingern sind in gewissem Sinne auch die Tolken zu rechnen. Daß der Ausdruck Tolke so viel wie Dolmetscher bedeute, ist bekannt. Es muß aber hervorgehoben werden, daß die Dolmetscher in allen bürgerlichen Verhältnissen für Preußen vor Zeiten viel mehr zu bedeuten hatten als jetzt, da in Preußen zwei oder genauer drei Nationalitäten neben einander sich ausbreiteten. Noch heutzutage haben eine Menge von preußischen Behörden vereidigte Dolmetscher nöthig, welche aus dem Deutschen ins Polnische übersetzen und umgekehrt. Früher und namentlich in den frühesten Zeiten der Ordensherrschaft waren Dolmetscher zur Vermittelung zwischen Deutschen und Preußen noch unentbehrlicher. Sie fehlten weder in den Ordenshäusern noch an den Höfen der Bischöfe, wurden wahrscheinlich zu den angeseheneren Witingen gerechnet, und erhielten wie diese zum Lohn für treue Dienste öfters Grundbesitz. So verschrieb der Landmeister Mainhard von Querfurt dem Tolken Albert einen Theil des Gefildes Leupiten im Christburger Gebiet 1288 (Urk. von 1288 im Fol. X. des Kgsbg. Achivs Fol. 38), derselbe dem Tolken des Ordenshauses Balga Jacob und seinem Bruder zwei Erbe im Gefilde Geydau (Fol. Handfesten von Brandenburg, Preuß. Eylau und Balga im Kgsbg. Archiv Fol. 381). In ähnlicher Weise belohnten die samländischen Bischöfe Siegfried durch Urkunde von 1296, Johann durch Urkunden von 1325 und 1333, ihre Tolken Albert, Johann und Nicolaus (Matricula Fischus. im Kgsbg. Archiv p. 26, 37, 88). Im Dienste der ermeländischen Bischöfe standen nach Urkunden von 1280, 1297, 1311, 1328, 1340 die Tolken Johannes Theodorich, Jacob, Heinrich und Pathune; Heinrich erscheint nach Ablauf seiner Dienstzeit als Grundbesitzer in Tolksdorf, welchem Orte er wahrscheinlich selbst den Namen gewählt hatte, Pathune erhielt zu seinem Lohne 1342 ein sehr ansehnliches Gut, acht Hufen in Schwansfeld (Cod. dipl. Warm. Bd. 1. S. 104, 177, 282, 401, 481, 499). Es würde, wenn man es darauf anlegte, wahrscheinlich nicht schwer fallen, aus den Verschreibungsbüchern des Kgsbg. Archivs noch

zahlreiche andere Zeugnisse der Art zusammenzubringen. Gayline, der Tolk von Memel, diente um 1384 dem Orden zugleich als Leitsmann nach Samaiten und Litauen (Scriptores rerum Prussicarum T. II. p. 666). In dem großen Treslerbuch, um das Jahr 1400 herum, werden gelegentlich die Tolken der Komthureien Memel, Elbing und Brandenburg erwähnt; dem ersteren wurden im Jahre 1401 sechs Mark, dem letzteren 1405 zehn Mark verabreicht, welcher Betrag, auch wenn er als Jahresbesoldung angesehen werden müßte, darauf hinweist, daß die Tolken schon eine angesehene Stellung einnahmen. (Gr. Treslerbuch Fol. 67ᵃ. 99ᵈ. 129ᶜ. 177ᵃ). — Von der Thätigkeit der Tolken bei Gerichtsverhandlungen haben wir ausdrückliche Zeugnisse. In preußischen Gerichten hatten sie z. B. den Eid vorzusprechen (Jura Prutenorum von Laband p. 17); der Vogt des Ermelandes hielt einen Notar und einen Tolken (Scriptores rerum Warmiensium T. I. p. 320). — Auch für den Kirchendienst mußte man zu dem Nothbehelf der Tolken greifen. Durch die Synodalstatuten der ermeländischen Diöcese von 1449 und 1497 wurde angeordnet, daß Pfarrer, in deren Sprengel Deutsche und Preußen gemischt wohnten, wo möglich einen preußischen Kaplan halten, wo nicht, entweder selbst oder durch einen deutschen Kaplan den Preußen das Wort Gottes predigen sollten; wo auch dies nicht ermöglicht werden konnte, wurde ihm gestattet, den Preußen durch einen Tolken zu predigen (Constitut. synod. bei Jacobson, Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen, Beilage LXII. u. LXIII.). — Endlich ist noch zu bemerken, daß Tolke nicht bloß Dolmetscher, sondern auch Mäkler bedeutet. Ich entnehme diese Notiz einer Handschrift der Willkühr der Stadt Königsberg (im Kgsbg. Archiv Schrank LVI. No. 1), wo sich §. 43 der alte Vermerk am Rande findet: „mecler ist ein tolck." — Der Eigenname Tolck ist im Mittelalter sehr häufig; auf der Marienburger Höhe z. B. kommt er unter den freien Preußen allein um 1400 zweimal vor (Marienb. Zinsbuch Fol. 10).

Lischke. Ein so merkwürdiges Wort wie Lischke sucht man in Hennig's Preußischem Wörterbuch vergeblich. Es hat zwei weit auseinander liegende Bedeutungen. Es bezeichnet 1) eine aus bastartigem Holze oder aus Rohr geflochtene Schachtel, welche gewöhnlich an einem Stricke hängend getragen wird. Ich finde das Wort in dieser Bedeutung zuerst

in einer Schrift des sechszehnten Jahrhunderts über die heidnischen Gebräuche der Sudauer (s. Erläutertes Preußen Bd. 5. S. 718): „Darnach gehen sie in einen krug, der ihnen gelegen ist, die Männer setzen sich sonderlich, die Weiber desgleichen, und haben Paudeln und Lischken mit Fischen, Gebratenes und Gesottenes.“ In einer Urkunde der Haushaltungsvisitatoren des Oberlandes von 1615 (im Magistrats-Archiv zu Passenheim) wird der Herrschaft „das kleine Marktrecht, als hölzerne Eimer, Schaufeln, Töpfe, Lischken und Besem und andere dergleichen kleine Waare ins Amt Ortelsburg zu nehmen“ vorbehalten.[1]) Besonders bekannt sind diese Lischken aus dem Liede: „Unser Herr Pfarrer aus Plewischken rc. rc.“ 2) Auch bezeichnet Lischke eine Ortschaft und tritt dann in eine Reihe mit Stadt, Dorf rc., wie z. B. in alten Zinsregistern der Zins von Städten, Dörfern, Lischken, Kretzmen und Mühlen zusammengestellt wird (Gr. Zinsbuch des Kgsbg. Archivs A. 138. p. 21). Diese Bedeutung des Wortes ist noch jetzt nicht ganz vergessen; im Samlande wird noch jetzt die Ortschaft, welche dicht neben dem Amte Schaaken liegt, Liska Schaaken oder Lischke Schaaken genannt; in alten Zeiten ist von den Lischken häufiger die Rede. Ueber Lischken der letztern Art gedenken wir eine eigene Abhandlung in diesen Blättern zu veröffentlichen.

Ueber die Wurzel des Wortes mag ich nicht entscheiden. Lisa, liska, lisica kommt in verschiedenen slavischen Sprachen in der Bedeutung von crates, craticula, geflochtener Korb, Hürde, Gitterkasten, vor. Das altpreußische Vocabular des Stadtrath Neumann bietet ein Wort Listis, Lager (Heerlager), mit dem das litauische lizdas, Nest, zu vergleichen ist. Ob hier ein Uebergang des t in k angenommen werden kann? Merkwürdig ist mir der Name Caucaliskis in der Urkunde über die Theilung des Samlandes (N. Pr. Prov.-Bl. 1851. Bd. 1. S. 288). Kaukai bezeichnet die

---

[1]) Der Elbinger Professor J. S. Fromm (geb. 1735) hielt um 1774 einen Schulactus, bei welchem er das Thema: „der Schein betrügt“ abhandelte. Hier führte er einen Schüler in einer Unterredung mit einem andern auf, dem eine Stadt — wie eine Lischke vorkam. Dies war im gedruckten Conspect, der wie gewöhnlich den Tag vor dem Schulactus ausgetheilt wurde, mit den schon angeführten Worten angezeigt. Die Deutung hievon wurde — auf Elbing gemacht, welches nach Abbrechung der Thürme eine Lischkengestalt bekommen haben sollte!! Mittheilung von Fuchs im Preuß. Archiv 1794. S. 577.

Kleinen, die Unterirdschchen (Bender, de veterum Prutenorum diis p. 11); könnten wir nun liskis mit Lager, Wohnstätte übersetzen, so hätten wir eine mythisch sehr merkwürdige Localität ermittelt und zugleich eine willkommene Analogie für unsere Lischken gewonnen.

Slusim. Dieser Ausdruck kommt in den Zinsregistern der Komthureien Balga und Brandenburg vor. Das erstere führt als Einnahmeposten auf im Jahre 1412: 342 Mark „dinstgut adir slusym"; im Jahre 1418: 300 Mark 9 Firdung „dinstgelt adir slusim"; im Jahre 1419: 320 Mark 9 Scot „dinstgut adir slusim" (Großes Aemterbuch p. 48, 49. Großes Zinsbuch p. 27 f.); ebenso heißt ein Einnahmeposten der Komthurei Brandenburg im Jahre 1416: 141 Mark „dinstgelt odir slusem"; im Jahre 1427: 142½ Mark „dienstgelt adir sluszen" (Großes Aemterbuch p. 64, 68.) Das Wort wird also slusim, slusym, slusem oder sluszen geschrieben und Dienstgut oder Dienstgeld übersetzt. Das Dienstgut oder Dienstgeld ist keineswegs eine der beiden genannten Komthureien eigenthümliche Einnahmequelle, es wird vielmehr auch in den Zinsregistern der Komthureien Elbing und Christburg unter denselben Namen aufgeführt, anderwärts scheint es unter allgemeinen Bezeichnungen verborgen zu sein. Das Dienstgeld wird nur von preußischen zehntpflichtigen Hakenbauern, nie von deutschen Bauern oder von Freien gezahlt. Der Betrag desselben war überall ungefähr, aber nicht ganz gleich. Das Zinsregister für Christburg von 1437 (p. 133) enthält die Bemerkung: „man gebet vom hoken dinstgut 6½ scot und 7½ ₰ (= 6¾ Skot) im somergerichte nach pfingesten; derselbe Satz ergiebt sich für die Komthurei Elbing, wenn z. B. nach dem Zinsregister von 1446 17 Mark und 10½ Skot für 62 Haken im Kammeramt Fischau, oder 40½ Mark für 144 Haken im Kammeramt Pomehen gezahlt werden müssen (p. 145, 147). In der Komthurei Balga selbst hat man, wie aus den Nachweisungen des Zinsregisters von 1419 durch Rechnung sicher hervorgeht, nur 6 Skot gezahlt. Die wenigen Hakenbauern der Komthurei Osterode gaben außer dem Zehnten von jedem Haken theils 6 Skot 20 ₰ theils 7 Skot und es ist wohl nur eine Ungenauigkeit im Ausdruck, wenn diese Abgabe Zins genannt wird (Gr. Zinsbuch p. 224 ff.); in der Komthurei Königsberg lastet auf dem Hakenbauer 1) der Zehnte, 2) eine Abgabe die unter und über 6 bis 7 Skot schwankte

und ebenfalls Zins genannt wird, 3) das schon oben erwähnte Witing- und Kelgeld von 50 ₰. (Großes Zinsbuch p. 67 f.). Seiner Bedeutung nach entspricht das Dienstgut nicht dem deutschen Hufenzinse, mit welchem es in den Zinsregistern nie zusammengeworfen wird (denn was für den preußischen Hakenbauer der Zehnte ist, daß ist für den deutschen Hufenbauer der Zins), sondern dem deutschen Wart- oder Pfluggelde, mit welchem es daher in vielen Zinsregistern summirt wird. Es möchte darnach eine Abgabe zum Zwecke des Kriegsdienstes gewesen sein.

Sorgalion. Diese Abgabe wird nur an wenigen Stellen des Zinsregisters für das Gebiet Rastenburg um 1437 (Gr. Zinsbuch p. 215, 218) erwähnt. „Hocken im camerampt Rastenburg: Galwou villa 9 hoken gibit sorgalion 6½; . . . Lamgarben hat 1 hoken, sorgalion 5½ schilling“. Nachdem die Abgabe nur bei diesen beiden Ortschaften im Besonderen erwähnt ist, heißt es in der zusammenfassenden Uebersicht: „sorgalion und dinsigelt“ im Kammeramt Rastenburg 10 Mark 13 Skot, „sundir vor das dinstgelt sloen sie gras“, desgleichen im Kammeramt Leunenburg 27 Mark 10 Skot, Summe 37 Mark 11 Skot (so, statt 37 Mark 23 Skot). Wir sind außer Stande, über diese Abgabe irgend etwas Näheres beizubringen.

Craysewisse. Die Zinsregister der Komthurei Brandenburg führen allein eine Getreideabgabe unter diesem Namen an. Die Getreideeinnahme der Komthurei betrug im Jahre 1427: 25 Last Weizen an Zehnten- und Pflugkorn, 20 Last Roggen an Zehnten- und Pflugkorn, „item 9100 scheffel pfluchabir und crayszeweyszen“, 20 Last Gerste an Zehnten; im Jahre 1431, wenn wir von den andern Getreidesorten absehn, „9100 scheffel habir von czenden, phlughabir und craysewisse“; im Jahre 1433: „9100 scheffel habir an czenden, craysewesen und phlughabern“; im Jahre 1441: „9100 scheffel habir an czenden, craysewisse, pflughaber“ (Gr. Aemterbuch p. 68—70). Im Jahre 1437 werden in einer andern Aufzeichnung (Gr. Zinsbuch p. 181) nur 8000 Scheffel Hafer aufgeführt, was sich einfach daraus erklärt, daß hier nicht das Soll des alten Etats mit Einschluß „des Wüsten“, sondern das Ist, mit Abrechnung der Ausfälle, berechnet wird; es geschieht abermals mit dem Zusatz „an czenden, crawssewesen und pflughabir“. Das fragliche Wort wird also geschrieben: crayszeweyszen, crawssewesen, craysewesen, craysewisse. Die Bedeutung desselben ist für den, der die Zins-

bücher des Ordens kennt, mit einiger Sicherheit zu errathen: denn außer dem Zehntenhafer und Pflughafer kann, wo es sich um bedeutende Posten handelt, nur der Heuhafer in Betracht kommen. Ueber Zehnten und Heuhafer giebt das Zinsregister von Königsberg 1419 (Großes Zinsbuch p. 69) erwünschten Aufschluß: „Alſo vil gebit 1 gebuweriſch hoke czu czenden; czum meiſten wer do hat 1½ hoken, der gebit of das meiſte 2 ſcheffel weiſe und 2 ſcheffel haber; item off das mynſte gebit 1½ hoke czenden 1 ſcheffel korn und 1 ſcheffel gerſte, und das vorwandilt ſich alle jar, eyn jar gebit man das meiſte, das ander das mynſte. Item 1½ hoke gebit alle jar 3 ſcheffel hewhabir und 1 hoke aleyne gebit 2 ſcheffel hoyhaber, item ½ hoke gebit 1 ſcheffel hoyhaber. Item 1½ hoke machet eyne hube.“ Daß aber crayſewiſſe wirklich nichts anders sei, als Heuhafer, dafür giebt es einen sehr kurzen und sicheren Beweis. Nach dem oben schon erwähnten Vocabular des Stadtrath Neumann heißt crays, Heu und wyſe, Hafer.

Norce, norcye. Dieser Ausdruck kommt im Zinsregister von Seesten 1437 (Großes Zinsbuch p. 221) in folgender Verbindung vor: Stannen hat 3½ Dienste und giebt vom Dienste 1 Pfund Wachs, 5 ₰. und 2½ Scheffel Roggen, 2½ Scheffel Weizen „und pflugen mit der norce“; ferner: Prustenik hat 2 Dienste und giebt vom Dienste 1 Pfund Wachs, 5 ₰. und 2 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Weizen „und pfluget mit der norcye“. Der Zusammenhang zeigt, daß norce oder norcye (wenn nicht statt des ersten Buchstabens v, statt des vierten t zu lesen ist) ein Ackerinstrument bedeutet, dessen man sich in Stelle des Pfluges bediente. — Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an ein lettisches Wort, das ebenfalls ein Ackergeräth bezeichnet. In der Urkunde über die Theilung Curlands zwischen dem Orden und dem Bischofe von 1253 (Bunge, Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch Bd. 1. S. 321 ff.) kommt die Stelle vor: „cum omnibus terris et ſolitudinibus, quas coluerunt unco vel falce, qui vikcete dicitur“, in der alten Uebersetzung: „mit allen landen und wiltniſſe, dar die hake gehaket hevet und die vichte“, und in einer undatirten Urkunde (Bunge, Bd. 1. Regesten S. 187) werden Sicheln oder Victen erwähnt.

Slauvis. Die ersten Ansiedler der Masurischen Wildniß waren vor-

züglich auf Fischerei, Jagd, Bienenzucht gewiesen. Sie erhielten in Bezug auf die Jagd ausgedehnte Rechte, doch mußten sie die Häute und das Fellwerk der erlegten Thiere gegen eine bestimmte Taxe an die Ordensbeamten abliefern, und auch noch einer weiteren Beschränkung sich unterwerfen. In der Handfeste des Dorfes Lyck von 1425 heißt es darüber: „Wir haben en ouch freye jaith irloubet, dovon recht czu thun und ſlawen czu geben von allem wilde uzgenommen beren und hauwende ſweyne, davon ſie nichts geben ſullen". Nach dem Zinsbuche von Sensburg sollen sie geben „von iczlichem ſtucke wildes, das ſy ſlan, eine ſlauwe gleicher weyſze alzo czu Ortelsburg" (Voigt, Gesch. Preußens Bd. 6. S. 582, Anm. Vgl. Bujack, Geschichte des Preuß. Jagdwesens in dem Programm des Königl. Friedrichscollegiums zu Königsberg 1839. S. 7). In der Verschreibung für Neuendorf „vor Lötzen", welche nur in der Erneuerung von 1475 erhalten ist, wird angeordnet: „was ſie von wilde ſlon, zo ſullen ſie der herſchaft die ſlaw geben" (Alte Copie zu Lötzen). Man vergleiche hiemit die Bestimmung der Johannisburger Handfeste von 1367: de magnis animalibus, que venando ceperint, crura ceu tyblas, ut eſt ſolitum repreſentent" (Voigt, Cod. dipl. Pruss. T. III. n. 95). Nach der Handfeste der Beutner von Willenberg (in der Stadtchronik zu Willenberg) war von jedem gefangenen oder geschlagenen Wilde gegen eine gewisse Taxe ein Viertel dem Pfleger zu Willenberg abzuliefern. Es kann hiernach im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, worauf der Ausdruck ſlauwen hindeute. Das Vocabular des Stadtrath Neumann giebt uns erwünschten Aufschluß: unter den Theilen des Körpers wird auch ſlauvis aufgeführt, die deutsche Bedeutung ist bei diesem Worte zufällig ausgefallen; unter den Theilen des Wagens aber kommen „ſlauve Arme," vor, was offenbar dasselbe Wort ist; unsere Slauwen werden in der angeführten lateinischen Urkunde durch crus oder tibia genau übersetzt sein.

Polca. In einer samländischen Urkunde von 1302 werden einzelne Territorien so bezeichnet: polca, id est terra, Quedenou, polca Medenou, und polca Bilden (Urkunde von 1302 bei Gebser, Gesch. der Domkirche zu Königsberg S. 62. Cod. dipl. Warm. T. I. p. 218).

Wangus Damerau, Sylo, Heide, gudde, Busch, median, Wald, garian, Baum, pauſtre, Wildniß. Diese Worte hat Stadtrath Neumann

in dem Aufsatze: „Ueber den Ortsnamen Damerau und die damit verwandten (in den N. Pr. Prov.-Bl. 1848. Bd. 1. S. 241 ff.) aus dem mehrerwähnten Vocabular bekannt gemacht.

Singurbrast. Nach einer Urkunde von 1343 giebt es an der polnischen Grenze eine Furt, welche preußisch Singurbrast, polnisch Egersk genannt wurde (Cod. dipl. Pruss. T. III. n. 40). Singuris heißt nach dem öfters angeführten Vocabular der Stieglitz, brast wohl wie noch jetzt im Litauischen brasta, eine seichte Stelle, eine Furt. Derselbe Stamm kehrt in Chucumbrast wieder, daß auf einer alten Karte übersetzt wird: „Kuke oder Chucumbrast of Deutsch desz Teufels durchfahrt“ (Cod. dipl. Warm. T. I. p. 63). Genauer heißt es wohl „der Kleinen, der Unterirdschchen Durchfahrt“, indem Kuke mit den litauischen Kaukai zusammenzustellen sein möchte (Bender, de veterum Prutenorum diis p. 11). Aehnlich scheint der Name Rungenbrust bei Wigand (Scriptores rerum Pruss. T. II. p. 525) aus Ryngie, dem Namen eines bekannten Sees und brast zusammengesetzt zu sein. Stadtrath Neumann leitet den Namen Brüsterort von demselben Stamme ab.

Pelky. Namen wie Tlokunpelk und Namyumpelk (Cod. dipl. Pruss. T. III. n. 40) oder Bitpelkis und Waykespelkis (Urk. über die Theilung des Samlandes N. Pr. Prov.-Bl. 1851. Bd. 1. S. 296), welche als paludes aufgeführt werden, weisen darauf hin, daß pelk Sumpf bedeute In der That findet sich in dem Vocabular: pelky, Bruch. Hieher gehört auch die Erklärung in der eben angeführten Urkunde (a. a. O. S. 364. No. 54): „Wayrpelks, qui dicitur palus furum i. e. Dibbruch“ (Diebbruch) und wahrscheinlich auch der Ausdruck „polcke oder Neige“ der in dem sogenannten preußischen Trinkrecht, welches der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen eingeführt haben soll, jedenfalls doch in Handschriften des sechszehnten Jahrhunderts vorkommt (vgl. Steffenhagen in der Altpreuß. Monatsschr. 1866 S. 57).

Grabis. Berge hatten bei den alten Preußen in viel größerer Zahl Eigennamen als jetzt. Als solche Eigennamen von Bergen kommen in einer Urkunde — der schon erwähnten über die Theilung Samlands — folgende vor: Kalegarbs, Miegarbs, Lappengarbe, Smaydegarbs. Man sieht

daraus, daß garbs oder garbe selbst die Bedeutung von Berg haben muß. Das Vocabular giebt grabis, Berg.

Pil. Bekannt ist, daß Pil Berg oder Burg bezeichne, wie noch jetzt im Litauischen pillis. Wir ziehen hieher die Glosse: Wosepile Theutonice Ciginburg (Prov.-Bl. a. a. O. S. 364 No. 33), welche zugleich zeigt, daß Wose die Ziege bedeutet, und die anderwärts nachgewiesene Identität der Namen Sassenpil und Hasenberg, von pil, Berg und sasznis, der Hase. (Töppen, Hist. comp. Geographie von Preußen S. 11). Ebenso gebildete Namen samaitischer Ortschaften: Parsepil, Nouwenpillen, Sunerpil werden erwähnt in den Scriptores rerum Pruss. T. II. p. 689.

Wobsdis. Alte Glosse zu der mehrerwähnten samländischen Urkunde (Prov.-Bl. a. a. O. S. 365 No. 55): Wobsdis, quod dicitur eyn luchs. Es ist aber doch zweifelhaft, ob diese Glosse richtig ist. Das altpreußische Vocabular giebt wobsdus, Dachs, dagegen luysis, Luchs.

Stabs. Selbst Steine hatten Eigennamen. In ebenderselben Urkunde kommt eine magnus lapis, qui Puthenice Sarguttinstabs nominatur, vor; in der alten deutschen Uebersetzung heißt er geradezu Sarguttinsteyn; also stabs heißt Stein. Gleich hinter derselben wird ein vadum Stabobrast erwähnt; wir dürfen den Namen wohl von stabs, Stein und brast, Furt (s. o.) ableiten und Steinfurt übersetzen.

Tilte. In derselben Urkunde endlich treffen wir auch einen pons lapidum Stabinotilte Pruthenice dictus an; stabino wird mit stabs zusammenhängen, tilte bedeutet wie das litauische tiltas die Brücke, der ganze Name die Steinbrücke. Aehnlich gebildete samaitische Namen: Warneestylte und Jensetilte kommen vor in den Scriptores rerum Pruss. T. II. p. 665, 668.

Kayme ist bekanntlich Dorf, wie das litauische kemas oder kaimas. Ich führe hier nur die Stelle der samländischen Urkunde an: Deinde ad quercum circumfossam in loco dicto Triumkayme i. e. trium villarum pratum (a. a. O. S. 365 No. 56). Man vergleiche auch das samaitische Twertekayme in den Scriptores rerum Pruss. T. II. p. 665, 671.

Lauk oder lauken, in vielen zusammengesetzten Eigennamen, preußischen und deutschen, vorkommend, heißt Feld, litauisch laukas. Solche

Eigennamen sind z. B. Pulelauken, Ringelauken, Stabelauken in den Scriptores rerum Prussicarum T. II. p. 673, 675, 677.

Geten und cappym. In einer Urkunde des samländischen Bischofs Michael (1425—1441) kommt folgende Stelle vor: juxta tumulos et sepulcra eorum, qui vel que Geten vel Cappyn juxta ydeomata eorum nuncupantur (Jacobson, Gesch. der Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinz Preußen, Anhang S. 128). Das Cappyn ist wohl auch in solchen Eigennamen, wie Yrtekapims und Wosegowiskopyms (Prov.-Bl. a. a. O. S. 294) enthalten.

Wayde. Die Ueberschrift des alten preußischen Rechtes lautet in den besten Handschriften so: Diss ſint rechte, die in der Pomezeniſchen wayden getailet und fur recht funden ſint (Laband, Jura Prutenorum saec. XIV condita. Regimonti 1866. p. 7). Wayde ist Versammlung. Nach einer alten Ueberlieferung pflegten die Ordensritter, wenn sie auf ihren Kriegsreisen sich den feindlichen Grenzen näherten, mit ihrer Mannschaft „ein Gespräche“ zu halten, „welch geſpreche uf und czu Pruſcher czunge heyſet karigewayte“ (Scriptores rerum Prussicarum T. II. p. 710). Das altpreußische Vocabular bietet folgende Erklärung: Cariawoytis, Heerschau, und caryago, Reise, Kriegsfahrt; der letzte Theil von karigewayte wird von dem obigen wayde nicht verschieden sein und Versammlung, das ganze Wort eigentlich Versammlung auf der Kriegsreise oder Versammlung der Reisigen bezeichnen.

Offeke. Eine ermeländische Urkunde vom Jahre 1312 erwähnt eine clauſuram, que offeke in Prutenico dicitur (Cod. dipl. Warm. T. I. n. 164). Clauſura ist in dem Zusammenhange der Urkunde ein Wehr in einem Flusse, auch offeke dürfte nichts weiter als Wehr bedeuten. Es hat aber auch die Bedeutung Wehrburg. Der Reimchronist Jeroschin übersetzt propugnaculam mit ozzek (Scriptores rerum Prussicarum T. I. p. 477). Als Ortname ist dieses ursprüngliche Appellativum in Ländern slavischer Zunge noch jetzt oft anzutreffen.

Nepreſt. Nach einer alten polnischen Urkunde (Scriptores rerum Prussicarum T. II. p. 727) heißt nepreſt in altpreußischer Sprache: non intelligo.

Kritiken und Referate.

Diderot's Leben und Werke von **Karl Rosenkranz.** 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1866.

Mit Vergnügen erhielt ich von der geehrten Redaktion den Antrag, in diesen dem geistigen Leben unsrer Provinz vorzugsweise gewidmeten Blättern das oben genannte Buch unsres alten, verehrten Meisters Rosenkranz anzuzeigen. Hat er doch in unsrer Mitte eine so lange, ehrenvolle Laufbahn durchmessen, eine so vielseitige Wirksamkeit rings um sich verbreitet, die Keime frischer Bildung, tüchtiges Strebens, ernstes Nachdenkens auf ein so weites, hoffentlich fruchtbares Feld ausgestreut. Sicherlich lebt noch, wie vor Alters, der kräftige Geist nordischer Gesinnung frisch in unsern Gauen. Wir ergehen uns nicht mit heitrer, selbstgenügender Lust in dem Genuß des Daseins. Gewiß glaubt man es unserm Rosenkranz, wenn er erzählt (Vorbericht, S. XV), wie er „auf einsamen Spaziergängen", „in dieser nordischen Stadt", die Gedanken seines Buchs Jahre lang mit sich herumgetragen und so die Keime der Entwicklung langsam in sich genährt, in heimlicher Stille gekräftigt, durch strenge Arbeit unter Zweifeln an dem Gelingen allmählig zur Reife gebracht habe. Dies ist bei uns für Alle, die überhaupt höhern Lebenszielen sich hingeben, der wirkliche Lebensinhalt. Dafür spricht denn auch jede Seite dieses Buchs mit dem Ernst des Eindringens, welcher auch nicht das Geringste verabsäumen möchte; mit der redlichen Gewissenhaftigkeit, welche allen, oft so schwierigen Wegen und Nebenwegen emsig nachgeht, Nichts unerörtert läßt, was der Aufklärung fähig ist und ihrem Gegenstande die ganze Fülle der Kraft, die ganze Liebe des Gemüths, die volle Stärke der Einsicht zuwendet.

Der sehr reiche und mannichfaltige Inhalt zerfällt außer dem Vorbericht (XXVI Seiten) in 52 Abschnitte. Eine durchgreifende Beurtheilung dieses Inhalts in seinen Einzelheiten liegt hier, schon dem zugemessenen Raum nach, außer Frage und ihr dürften auch nicht Viele in Deutschland, zu denen ich mich nicht zähle, wirklich gewachsen sein, da sie sehr tief selbst in die entfernt liegenden Erscheinungen der französischen Literaturgeschichte eingreifen müsste. Für das französische Volk ist R's Buch daher von weit größerer Bedeutung, wie es ja auch schon nach den Zeitungen von Diderot's Vaterstadt Langres anerkannt ist und sicherlich dort noch immer mehr in weitern Kreisen sich geltend machen wird. Rosenkranz sagt es selber, wie er mit seiner Phantasie in dem Paris des 18ten Jahrhunderts verweilt, im Verkehr mit den Geistern jener Zeit zugebracht habe (Vorber. S. XV), und glaubt ebenso, daß oft auch den Franzosen Diderot, wie er in diesem Buche sich darstelle, in einem ganz neuen Lichte erscheinen werde. (Das. S. XXI). Ich beschränke mich hier darauf, damit unsre Leser eine Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung des Buchs erhalten, nach Anleitung desselben die Werke Diderot's aufzuführen, dann den Werth und die Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes zu würdigen.

Die äußeren Verhältnisse und Ereignisse in Diderot's Leben haben für uns Deutsche geringes Interesse und von einem Eingreifen in den Gang der Begebenheiten und in die Schicksale auch nur seines Volks kann bei ihm nicht die Rede sein. Geboren 1713 († 1784) in einer schlichten Bürgerfamilie der Champagne, deren Haupt ein sehr wackerer einsichtsvoller Handwerker, ein Messerschmidt, war (Rfkrz. I, 90), erhielt er seine erste Bildung bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, dann zu Paris in dem collège d' Harcourt und war bis jetzt in Deutschland ausschließlich oder doch vorzugsweise als der Hauptmitarbeiter an der großen französischen Encyclopädie bekannt; dann durch seine Reise nach Petersburg (1773) über Königsberg, die kurische Nehrung und Memel zur Kaiserin Katharina; endlich durch einige hervorstechende Werke, wie „Rameau's Neffe" in Göthe's Uebersetzung, les bijoux indiscrets, Jakob und sein Herr und einiges Dramatische. Diderot's ganzes Leben hat seinen Mittelpunkt in Paris, in dem Kreise der Männer und Frauen, die dort, d. h. also in Frankreich, an der Spitze der freien geistigen Bewegung standen, den Ton dafür entscheidend

angaben und die Ereignisse hervorrufen halfen, die bald nachher die Umwälzung des Staates bewirkten. Eine große Reihe mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten erscheint daher bei Rosenkranz in dem Lebensbilde Diderot's. Voltaire, von Diderot in seinen Briefen stets „mein Meister" oder „mein theurer Meister" genannt, Dalembert, Holbach, Grimm, diese beiden zu Franzosen gewordene Deutsche, Rousseau, Helvetius, Duclos, Naigeon, Falconnet, Frau von Geoffrin, Frau von Epinay, Sophie Voland, Frau von Houdetot stehen so ziemlich im Vordergrunde. Von wichtigen Ereignissen in Ddt's Leben, wenigstens so weit sie uns nach einem Jahrhundert noch Theilnahme einflößen, kann etwa seine Haft in Vincennes (1749) erwähnt werden, deren Grund kaum mehr ersichtlich ist: er sollte einige vornehme Damen in einer Schrift beleidigt haben. (Rskrz. I, 87 folg.) Dergleichen traf aber fast alle Schriftsteller jener Zeit. Voltaire saß in der Bastille; Rousseau entfloh der Haft nach Verbrennung seines „Emile"; der Abbé Morellet, ein Freund Ddt's, ward nur deshalb eingesperrt, weil er die Fürstin Robecq getadelt hatte, daß sie, „obgleich halb im Sterben" ein Lustspiel gegen die „Philosophen" durch ihre Anwesenheit unterstützte (Rskrz. I, 192). Die Verbrennung der Bücher durch Henkershand, die Beschlagnahme der Papiere, die Verbote waren an der Tagesordnung. Von richterlichem Verhör, Verfahren, Urtheil nach Gesetzen hören wir dabei niemals ein Wort! Unerwartet erschien am 24. Juli der Polizeikommissar Rochebrune bei Diderot, und brachte ihn in den Thurm von Vincennes, und 3 Monate 10 Tage später erschien dann der Polizeilieutenant Berryer und ließ ihn in derselben Art frei (Rskrz. I, 89). So regierte man damals in Paris! Wahrlich, das Jahrhundert ist seitdem nicht ohne Segnungen für die wahre, bürgerliche Freiheit, nicht ohne entschiednen Fortschritt für uns vergangen. —

Diderot's Schriften zerfallen in 1. wissenschaftliche, 2. kritische und ästhetische, 3. dichterische, 4. philosophische, wozu 5. die Encyclopädie gehört und 6. Persönliches, Briefe u. dgl. kommen. Obgleich Rosenkranz sie nicht auf diese Weise geordnet hat, so glaube ich doch für meinen Zweck einen deutlicheren Ueberblick des Buchs durch eine solche Zusammenstellung des Gleichartigen zu gewähren.

1. Ueber die wissenschaftlichen Schr. können wir schnell hinweggehn;

es sind die (5) Abhandlungen über verschiedne Gegenstände der Mathematik (Rsfrz. I, 72—76), in welcher Wissenschaft Diderot auch lange in Paris Unterricht gab, und betreffen die Lehre vom Licht, von der Akustik, der Theilung des Kreises, die mechanische Verbesserung der Orgel, die Pendelbewegung. Hierher gehört auch eine große Zahl Artikel der Encyclopädie über Technologie, Mechanik, Fabriken, Maschinen (Rsfrz. I, 218. 267. II, 128), mit denen Diderot sich sehr viel Mühe gab und die sehr tüchtig sein sollen. Ihre Würdigung bleibt den Fachgelehrten. Diderot's Wissen war auch auf diesen Gebieten sehr umfangreich, hatte seinen Gesichtskreis unstreitig bedeutend erweitert, seinen Geist vielseitig ausgebildet und seine Anschauungen weit über den gewöhnlichen Standpunkt französischer Bildung erhoben.

2. Denselben Vorzug offenbaren auch seine kritischen und ästhetischen Werke: a) Versuch über die Malerei (Rsfrz. II, 136); b) Gedanken über Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst (R. II, 143); c) die Salons (R. II, 144); d) über die Schauspielkunst (II, 205). In allen zeigt er, wie wenige Franzosen, einen offnen Sinn und ein warmes Herz für die einfache Schönheit der Natur (R. II. 131), verwirft den unter den Franzosen für die Künste zur Geltung gekommenen Grundsatz von der bloßen Nachahmung der Natur (das. S. 133), liebte und pries mit großer Wärme die Naturwahrheit der Alten, vorzugsweise der Griechen und stand in dem heute uns lächerlich erscheinenden Streit über den Vorzug der Neuern vor den Alten ziemlich entschieden auf Seiten der Letztern. Wenn er Homer's edle, hohe Schönheit so tief empfindet und so warm gegen Lamotte und Boileau vertheidigt (Rsfrz. I, 101. 103), so ragt er allerdings weit über die Franzosen seiner Zeit hervor und beweist, daß in seinem Innersten eine ächt künstlerische Seele wohnte. Aber Napoleon hätte doch nicht von Diderot's Arbeit gesagt, was er bekanntlich über der Frau von Stael „Deutschland" urtheilte: „es sei nicht ächt französisch!" Denn Dbt. setzt ganz unbefangen hinzu, die Henriade habe Stücke, welche man dem Trefflichsten in der Ilias geradezu gegenüberstellen könne; Bourdaloue und Bossuet machten Demosthenes den Rang streitig; Horaz habe über die poetische Kunst nicht besser geschrieben als (Boileau) Despréaux. — Anschauungen der Art sind mit dem ganzen Leben und Empfinden des französischen Volks aufs innigste verwachsen; sie gehen nicht sowohl aus der

Selbstüberhebung desselben, aus seinem Stolz hervor (Rſkrz. I, 103), als daraus, daß der Franzose die Summe seiner Bildung aus der Gesellschaft, nicht aus Studium und Schule schöpft, daher auf das Urtheil der Andern stets aufmerksam hinhorcht und die Wissenschaft nicht so in der Tiefe, wie in der Verbreitung sucht. In Diderot lebte ein tiefes, natürliches Gefühl für Schönheit, eine warme und richtige Empfindung für den Reiz ächter Kunst. Wem fallen nicht sofort Lessing's maaßgebende Anschauungen im Laokoon ein, wenn Diderot bemerkt, (Rſkrz. I, 100) „die Schönheiten des Dichters seien es auch nicht zugleich für die bildende Kunst; Virgil schildre zwar treffend und erhaben den Gott des Meeres, wie er den Aufruhr desselben beruhigt,

graviter commotus, et alto
Prospiciens, summa placidum caput extulit unda. (Aeneis I, 128.)

Der Maler könne das über nicht so darstellen, weil der Kopf des Gottes wie abgeschnitten, wie der eines hingerichteten aussehen würde." — Dies ist ein Beispiel für viele. Und doch stellt er neben Homer's Dichtungen Voltaire's „seines theuern Meisters" kaltes, gemachtes, abgezirkeltes Werk, welches einem gut ausgedachten Manöver verschiedner Truppenkörper gleicht, die, wohl kombinirt, zur rechten Zeit ans richtige Ziel gelangen!

In den „Salons" gab er Uebersichten und Beurtheilungen der jährlichen Gemälde-Ausstellungen im Louvre (1761—69). Auch sie beweisen, daß Ddt.'s „ästhetische Fakultät, mit den übrigen Gaben seines Geistes verglichen, als seine höchste anerkannt werden muß" (Rſkrz. II, 135) und daß seine Gedanken auf diesem Gebiete sehr wohl „ein Taschenbuch für die Künstler, ein ästhetisches Brevier geben würden" (S. 143). In jener Zeit muß er auf diesem Gebiete unsern deutschen Kunstrichtern wie eine Erscheinung aus andrer Welt, wie ein Wunderwerk vorgekommen sein. Man kannte dergleichen in Deutschland gar nicht und nur die Weltstadt Paris konnte es hervorbringen. Nur Schade, daß die in den „Salons" geschilderten und besprochnen Gemälde jetzt verschollen, vergessen, vielleicht gar nicht oder doch nur zerstreut in den unermeßlichen Pariser Sammlungen vorhanden sind und daß ein großer Theil derselben nach Ddt.'s eigenem Urtheil höchstens mittelmäßig war. Unser Winckelmann, nur vier Jahre jünger als Diderot, erbaute sich um diese Zeit zuerst an den Schätzen der

Dresdner Gallerie und verließ dann Deutschland für immer. Wie verschieden der Bildungsgang dieses vielgeplagten, altmärkischen Schulconrectors, der schwerlich je in seinem Stendal oder Seehausen ein gutes Gemälde oder gar eine Bildsäule zu Gesicht bekommen hatte, und jenes Pariser „Philosophen", der in allen Genüssen der großen Hauptstadt nur zu wählen hatte! Und doch steht der Deutsche gewiß in seiner Wirksamkeit nicht hinter dem Franzosen zurück. So sprechen sich auch hier die Naturen der beiden Völker sehr vernehmlich aus.

3. Die dichterischen Werke Diderot's.

A. Dramatisches: a) der natürliche Sohn 1756 (Rsfrz. I, 271). b) Der Hausvater 1758 (I, 294). c) Entwürfe und Versuche (II, 339) zum Theil unvollendet: Terentia — Die unglücklichen Väter — Ist er gut? ist er böse? —

B. Romane: c) les bijoux indiscrets 1748 (Rsfrz. I, 61). b) Die Nonne 1760 (R. II. 120). c) Kleine Erzählungen, Novellen (II, 302). d) Jakob und sein Herr 1772 (II, 316). —

Im Dramatischen betrat D. ebenfalls neue, in Frankreich bis dahin ungekannte, zum Theil verbotne Wege, wodurch er uns Deutschen viel näher steht. Das Gespreizte, Unnatürliche, Gemachte der französischen Heldentragödie war seinem Gefühl klar und so suchte er, zum Theil nach englischen Vorbildern (Rsfrz. II, 262), seine Stoffe in den Verwicklungen des bürgerlichen Lebens. Auf diesem Wege schuf er für Frankreich eine ganz neue Gattung des Drama's und bahnte auch uns die Wege dazu. Schon 1760 übersetzte Lessing Diderot's Stücke: „Der natürliche Sohn" und „Der Hausvater" nebst den Beilagen, stimmte dieser neuen Ansicht des Dramas sehr entschieden bei und schritt auf diesen Pfaden rüstig vorwärts zu Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Aber die Franzosen befreiten sich nicht so leicht von den Fesseln ihres sogen. klassischen Theaterwesens. Dies lag in Diderot selbst. Denn erstlich wies dieser nicht auf Shakespeare, den ewigströmenden Quell unsres Drama's, sondern nur auf mittelmäßige englische Stücke dieser Art als Muster hin, während jener große Geist ihm ein verschlossnes Buch blieb; und zweitens steht Ddt. in schöpferischer Kraft, in Schwung und dichterischer Begeisterung noch weit tiefer als Lessing. Ddt.'s ganze Richtung drängte ihn zur Theorie, zum geistreichen Besprechen,

zu glänzenden Darstellungen, und die Tiefe und Gründlichkeit der Kenntnisse, die ernste und strenge Schule, die unser Lessing im Studium des griechischen Schriftenthums durchgearbeitet hatte, konnte Ddt. in seinem Pariser Salonleben sich niemals aneignen. Die leitenden Gedanken versteht er sehr gut und ahnte wohl, daß der Dichter ins tiefste, wirkliche Leben seines Volks und des Menschen greifen müsse, um unser wahres Mitgefühl mit sich zu reißen: aber sein Geist hatte sich im Leben und Wissen nicht die sittliche Höhe erkämpft, nicht die nöthige Arbeit auf sein eignes Innre gewendet und blieb stets fest in den Banden der französischen Gesellschaft. So sind denn auch seine Dramen längst von der französischen Bühne verschwunden. —

Bei den Romanen Ddt.'s kommen wir auf ein Gebiet, wo wir uns mit Widerwillen, nicht selten mit Abscheu abwenden müssen und der böse Geist jener Zeit seine infernale Stimme mistönend erhebt. Hier bleibt und bleibe Ddt. uns altväterischen, einfältigen Deutschen stets fern. Der Inhalt des Romans „les bijoux indiscrets" findet sich bei Rskrz. I, 62—67 mit großer Geschicklichkeit angegeben. Ich weiß aber nicht, ob wir ihm dafür Dank sagen dürfen. Diderot selbst bereute angeblich in späterem Alter, ihn geschrieben zu haben und versicherte, er ließe sich gern den Daumen abhacken, wenn er dadurch die Urheberschaft dieses Buchs zurücknehmen könnte; „er betrachtete es als eine der pestilenzialischen Aushauchungen der pariser Corruption" (R. I, 61). Dabei widmete er dieses ekle Werk seiner Geliebten, Frau von Puisieux! Allerdings wird man es Rosenkranz zugestehen müssen, daß wir kein Recht haben „deshalb den Roman zu ignoriren oder mit einigen dunklen Phrasen ihm vorbeizuschlüpfen:" aber setzt R. nicht selber hinzu, „daß unser Schmerz ein großes Talent an solche Darstellungen verschwendet zu sehen, sich bis zur Erbitterung steigern muß, wenn wir sehen, wie er seine unerschöpfliche Einbildungskraft und seinen Witz in solche Pfützen sich verlaufen läßt!?" (I, 64). Auch bei oberflächlicher Kenntniß dieses Romans muß man diesem Urtheil vollkommen beistimmen. Dennoch möchte Rskrz. ihn nicht mit Verachtung in den Abgrund der scheußlichen Gattung hinunterstoßen, dem er durch seinen Stoff angehört, weil er einige Elemente enthalte, die ihn über den Bereich desselben herausheben. (Das. S. 65). Diese Elemente bestehen einmal in den Beziehungen auf die damals lebende

pariser Welt, auf die Gesellschaft und die Persönlichkeiten des Hofs Ludwigs XV, welche unter der Maske der Begebenheiten im Roman wirklich gemeint seien. Wenn dieses aber auch so ist, was hilft es dann, ekelhafte Zustände der Wirklichkeit mit lüsternem Pinsel treu abzumalen? oder gar mit dem Reiz dichterischer Sprache und Darstellung zu umgeben? Tritt da nicht vielmehr der freche Wollustkitzel zu Tage, als irgend ein sittlicher ernstgemeinter Zweck? Trug damals ein solches Werk dazu bei, Abscheu vor jenen Zuständen zu erwecken oder gar ihnen entgegen zu arbeiten? Das stelle ich entschieden in Abrede und glaube, daß die sechs, in einem Jahre (1748) rasch hinter einander erschienenen Auflagen des Romans (I, 61) Diderots Andenken nicht ehren, sondern kränken, und daß sie eher aus jeder andern Ursache, als aus sittlicher Entrüstung hervorgegangen seien. — Außerdem enthält der Roman noch manche Angriffe auf das tragische System der Franzosen, auf Ausartung der Oper und Musik, auf die Akademie der Wissenschaften, Alles allerdings mit gründlicher Kenntniß, mit Scharfsinn, mit Witz beurtheilt (I, 66): immer aber bleibt dies dennoch sehr viel Spreu gegen sehr wenige Körner und ein beklagenswerthes Leidwesen, sich ernsthaft mit solchen Büchern beschäftigen zu müssen.

Zwölf Jahre später schrieb Ddt. den 2ten Roman: die Nonne. Wird in dem ersten die Fäulniß in Staat, Gesellschaft und Kunst verhöhnt, so bildet hier speziell das Klosterleben ein schwarz gefärbtes, düstres Nachtgemälde. Ein armes, verfolgtes Mädchen, im Ehebruch gezeugt, eben deshalb von ihrer Familie zum Klostergelübde gezwungen, leidet die gräßlichsten Mishandlungen ganz ohne ihre Schuld. Die Oberinn des Klosters, ein entsetzliches Geschöpf, von der abscheulichsten Verirrung des geschlechtlichen Triebs besessen, reißt die arme Nonne ins Verderben und verfällt dann selbst in Wahnsinn. Das ist der Vorwurf des Buchs. Rosenkranz sagt „es müsse nicht blos aus pädagogischer, sondern auch aus ästhetischer Rücksicht verworfen werden, da die Poesie das Ekelhafte nicht darstellen könne." (II, 127). Diese Ansicht theile ich vollkommen, verstehe aber dann nicht, wenn er zugleich (das.) behauptet, „es lasse sich gegen diese Darstellung der lesbischen Liebe als Kulturstudie, als psychologisches Nachtgemälde nichts einwenden." Dann mußte doch eine andere Einkleidung, eine strengere Art der Behandlung des Stoffs gewählt sein. Unstreitig hat aber hier der Haß gegen die kirch-

lichen Einrichtungen der Zeit vorzugsweise Diderot's Feder geführt. Wenn auch Schlosser sagte (II, 126), das Buch dürfe als treue Schilderung des Klosterlebens einen klassischen Werth ansprechen, so ist es doch wohl eben so unmöglich zu behaupten als abzuweisen, daß es grade so in den Nonnenklöstern zugegangen sei. Gewiß kann Schlosser nur einige, hoffentlich sehr wenige Nonnenklöster im Sinn haben; unmöglich alle! Wenn also Dds's Erzählung wirklich geschehene Thatsachen wiedergiebt, dann mußte er, um einen guten Zweck zu erreichen, den Muth haben, dieselben als solche zu bezeichnen und sie so dem Abscheu und der Verurtheilung der öffentlichen Stimme ungescheut Preis zu geben. Einen Roman daraus machen, heißt eben so wohl an der Sitte, wie an der Dichtkunst sich versündigen. Nur zu treu ist die neuere französische Romandichtung diesen verlockenden Pfaden gefolgt! Ist nicht z. B. bei Eugène Sue das Schlimme dargestellt als ein Reizmittel übersättigter Begier? Kann da wohl noch von einem dichterischen Kunstwerk die Rede sein? —

Seinen dritten Roman, Jakob und sein Herr, schrieb Ddt. in seinem 58ten Lebensjahre. Die Frivolitäten fehlen auch hier durchaus nicht (R. II, 325) und so möchte denn wohl jene angebliche bittre Reue über seinen ersten Roman nicht so gar aufrichtig gewesen sein oder zum großen Theil in Naigeon's Einbildung bestanden haben (R. I, 62). Den Stoff bilden durchweg Liebesgeschichten verschiedenster Art. „Denn," sagte Ddt., „die Liebesgeschichten sind doch der Kern aller Geschichte" (II, 323), eine Ansicht von dem Werth und der Würde dieser Wissenschaft, die wir gewiß nicht theilen können. Jene Liebesabentheuer bilden dann den dünnen Faden, die Reisen Jakobs und seines Herrn zusammenzuhalten. In den Schilderungen lüsterner, pfiffiger Mönche, in den Listen der Liebe bei Hofe und im Dorfe, in der Darstellung der Eifersucht sind unstreitig geistreiche, lebensvolle Züge in Menge nach Art Boccacio's (II, 325). Damit ist das Wesen des Buchs hinlänglich gekennzeichnet. —

Wir erwähnen nur flüchtig die kleinen Erzählungen (R. II, 302—315): die zwei Freunde von Bourbonne; Die Gefahr sich über das Gesetz zu stellen; Dieses ist keine Erzählung; Was denkt ihr davon? Mein Vater und ich. — In keiner fehlt es an Geist, Lebhaftigkeit der Darstellung, Witz, Naturwahrheit und einzelne sind wahre Muster der Gattung. Rosenkranz

(das. 315) wendet auf sie an, was Göthe bei andrer Gelegenheit über Diderot's Kunst der Unterhaltung geurtheilt hat und was hier als ein vollwichtiges Zeugniß für die Bedeutsamkeit dieses Mannes nicht übergangen werden darf. „Die studirten, ausgearbeiteten Reden der vollkommensten Redner, sagt Göthe, würden vor seinen Improvisationen verbleicht sein. — Gründlich und rasch griff er seinen Gegenstand an, ging von einem zum andern durch unerwartete und doch natürliche Uebergänge fort, naiv ohne Trivialität, erhaben ohne Anstrengung, anmuthig ohne Ziererei, kräftig ohne Roheit. Ob er die Stimme der Vernunft, des Gefühls oder der Phantasie vernehmen ließ: immer hatte das Genie das Wort. — In dieser Gattung des Triumphs hat er kein Muster gehabt und in ihr hat er keinen Nachfolger hinterlassen." — So schön und so wahr dieses Urtheil Göthe's ist, so trifft es doch nicht Diderot als Schriftsteller, sondern als Mitglied der Gesellschaft, der belebten und von Andern vielseitig angeregten Unterhaltung. Hierin sind aber die Franzosen von jeher Meister gewesen und uns unendlich weit überlegen. Selbst die mittelmäßigen französ. Romane unsrer Zeit geben dafür Zeugniß. Die Geläufigkeit und das Leben in den Unterhaltungen und Gesprächen, die Fülle der Malerei in den kleinen Charakterzügen der auftretenden Menschen, der Scharfsinn in der Entwickelung des Innern, der Beweggründe und der gegenseitigen Verhältnisse der handelnden Personen reißt uns unwillkürlich mit sich fort. Chateaubriand erzählt von den französ. Ansiedlern in Louisiana, daß sie von Zeit zu Zeit die Mühe nicht scheuten, hundert Lieues und mehr der Wüste zu durchwandern, um ein Paar Stunden, sagten sie, mit ihren nächsten Nachbaren zu durchplaudern. Das war ihnen Lebensbedürfniß.

4. Die Encyclopädie. Ehe wir zu den philosophischen Schriften Ddt's kommen, betrachten wir als Uebergang die große französ. Encyclopädie, die natürlich schon vieles dahin Gehörige enthält, aber nicht von ihm allein herrührt. Nach ihrer Beendigung 1760 bestand sie aus nicht weniger als 40 starken Bänden in Folio (I, 162), alphabetisch geordnet, nebst einer großen Zahl von Kupfertafeln. Außer Diderot, Voltaire, Rousseau, Dalembert führt Rsfrz. noch eine Menge Mitarbeiter auf (I, 163—217), in ihrem Fach tüchtige, jetzt meist unbekannte Männer. Die Kosten beliefen sich auf weit über eine Million Franken. Wie sie selbst dem englischen Buche

Chamber's aus dem J. 1727 den Gedanken entlehnte, so ist sie weiter die Mutter zahlreicher Werke ähnlicher Art geworden, bis herab auf unsre Zeit (II, 413) und die verschiedenen sogen. Conversationslexiken. In dem Umfange, wie Diderot und Dalembert, hat aber Keiner vorher ein solches Werk entworfen, viel weniger ausgeführt. Die Arbeit war eben so groß als die Hindernisse und Schwierigkeiten bedeutend und die Geschichte dieses Unternehmens (ausführlich bei R. I, 106—253) ist in ihren Wechselfällen eben so belehrend als unterhaltend. Unerhört ist der Vorfall, „das ewige Denkmal eines beispiellosen Frevels" (R. I, 202), daß nach dem Druck und nach der Correctur Diderot's der Hauptverleger Le Breton vor der Herausgabe viele Artikel ohne Wissen und Willen der Verfasser nach seinem Gutdünken verkürzte, verstümmelte, zusammenschmolz, und so erst dem Publikum übergab! Dieses freilich hat davon Nichts gemerkt noch damals erfahren. Auch hat es dem Werke nachweislich keinen Abbruch gethan! Le Breton verfuhr so trügerisch hauptsächlich aus Furcht vor der Kirche und der Polizei, deren Verfolgung Ddt. selbst mit großer Vorsicht oder Schlauheit zu vermeiden suchte, der er aber doch nicht immer entging. Eine Fluth von Flugschriften ergoß sich aus den Reihen der Sorbonne, der Jesuiten, der Priester: „eine ganze Tageslitteratur, die freilich jetzt (mit Recht) in Vergessenheit gesunken ist (I, 188)." Auf der Pariser Bühne durfte ein Lustspiel Palissot's dargestellt werden, „les philosophes," welches die Persönlichkeiten Diderot's, Dalembert's, Helvetius, der offenbarsten Verhöhnung Preis gab. Trotzdem konnte weder Polizei noch Kirche die endliche Vollendung des Werks hindern. Die Mätresse Ludwigs XV, Frau v. Pompadour und ihr Geschöpf, der Minister Choiseul begünstigten eher im Stillen das Unternehmen und an jene richtete Dbt. sogar einen Brief (I, 160), worin er ihr viel Schmeichelhaftes sagt und um ihren wirksamen Schutz bittet. Jene beiden mächtigen Personen waren offenkundig den Jesuiten nicht hold, weil der Beichtvater des Königs seiner Pflicht gemäß das ehebrecherische Verhältniß streng tadelte, (Rſkrz. I, 258) konnten jedoch schließlich im Ganzen nicht erfolgreichen Widerstand gegen die hohe Geistlichkeit leisten, noch weniger das Regierungssystem beseitigen. Die arme, unmännliche Seele Ludwig's zitterte vor den Schrecken der Hölle, deren Pforten der Beichtvater nach Gutdünken öffnete oder verschloß. — Die

Herausgeber dachten dann mitunter sogar, das große Unternehmen außerhalb Frankreichs zu beendigen und die Kaiserin Katharina ließ durch ihren Minister der Aufklärung Schuwalow, wirklich das Anerbieten nach Paris gelangen, den Druck der Encyclopädie in Riga fortzusetzen! (I, 200). Man darf dieses, denke ich, nicht für einen gar zu großartigen Zug von Freisinnigkeit oder Liebe zur Wahrheit halten. In Rußland war von dem schweren Geschütz der 40 Foliobände um 1750 wirklich keine Gefahr für die Bollwerke des Staats oder der Kirche zu besorgen. Derjenige Bruchtheil der Gesellschaft, der in Rußland französisch las, theilte oder begünstigte durchweg, die Kaiserin an der Spitze, die Ansichten der französ. „Philosophen" und hatte den Schliff seiner Bildung sich in Paris und durch französische Hofmeister und Bücher angeeignet. In Frankreich dagegen hatte sich seit dem Widerruf des Edicts von Nantes ein abscheuliches Pfaffenregiment entwickelt (R. I, 146) und immer größre Stärke gewonnen, und die Theologen jener Zeit predigten den Gott der Willkür, der Tyrannei, der Rachsucht. Der Katholicismus war dort zu einer bloßen Fessel des gemeinen Volks herabgewürdigt, in eine Menge unverstandener Formeln und Ceremonieen aufgelöst und die Vertreter und Träger desselben suchten größtentheils nur Genuß, Herrschaft, Macht, Pfründen, Reichthum. Da mußte freilich jede Aufklärung des Volks, jede unbefangene Betrachtung der Religion oder vielmehr der kirchlichen Lehre gefährlich erscheinen. Die „Philosophen," Voltaire voraus, traten durch sehr naturgemäße Gegenwirkung allmählig mit wachsendem Erfolg gegen dieses Regiment in die Schranken und in der Encyclopädie lagerte das volle Maaß des geistvollen Widerstandes wie auf einer großen, für alle offnen Tafel. Für den Protestantismus und auch für die meisten protestantischen Staaten jener Zeit hätte dieses Werk, was mir bisher nicht genug hervorgehoben scheint, gar keine Gefahr gebracht. In ihm, und in Diderot namentlich, sprach sich laut und unwiderstehlich die ganze Gewalt der geistigen, der menschlichen Bildung gegen die besondern Einrichtungen des herrschenden Katholicismus aus, gegen die geistlichen Uebungen, die Klöster, das Mönchswesen, den Cölibat, die Messe, die Reliquien-Verehrung, die Verwaltung der Sacramente, den Rosenkranz, den Wunderglauben, die Ohrenbeichte, die Heiligenverehrung, die grausame Verfolgung und Unterdrückung der anders Gläu-

digen. Wie sollte gegen solche offne, schreiende Misverhältnisse die Encyclopädie ihre Wirkung verfehlen, schon, indem sie die Aufklärung auf ihre Fahne schrieb und sich hier in entschiednen und wohlbegründeten Gegensatz gegen das herrschende Regiment setzte? — Nicht viel anders stand es auf dem Gebiete des Staats, obgleich die Encyclopädisten stets mit dem Hut in der Hand von dem Könige und der königlichen Gewalt zu sprechen sich den Anschein gaben. Aber in zahlreichen Artikeln sprechen sie laut von dem Druck der untern Volksklassen, der zunehmenden Verarmung, den verkehrten Maaßregeln in Zoll-Finanz-Abgabewesen, und nahmen sich besonders des sehr verkommnen französischen Landbauers an (R. I, 159). Auch ging ja aus der Mitte der Encyclopädisten die bekannte Schule der sogen. Physiokraten hervor, obgleich freilich der alte Mirabeau ihr Haupt war, ein Mann, den wir zu gut kennen, um große Erfolge von seinen großen Worten zu erwarten! — So konnte es nicht ausbleiben, daß die „Philosophen" und namentlich Diderot ein sehr vorsichtiges oder vielmehr schlaues Verfahren in der Encyclopädie einschlugen, welches Rskrz. (II, 387) mit dem damaligen Zustande des Staats und der daraus drohenden Gefahr zu rechtfertigen sucht, ich aber doch nicht von dem Vorwurf der Hinterlist und Heuchelei frei sprechen möchte. Eine Ueberzeugung auf dem Gebiet des Sittlichen, die sich nicht ehrlich und offen ausspricht, scheint mir nicht vollkommen fest begründet, nicht auf hinlänglich starken Grundlagen zu beruhen und läßt nur auf einen geringen Mittelzustand geistiger und sittlicher Durchbildung schließen. Dies ist sicher bei Diderot der Fall, so wie bei seinen philosophischen Schriften ebenfalls dieser große Mangel, dasselbe Schwanken zu Tage treten wird. Er sagt einmal (R. II, 387), „er wolle den Parisern ein Verbrechen ersparen, das die Athener an Sokrates begangen hätten." Ich muß aber glauben, daß diesem Ausspruch Ddt.'s eine starke Selbsttäuschung zu Grunde liegt. So ernst meinte er es nicht mit der Wahrheit, nicht mit ihrer unbedingten Vertretung. In der Encyclopädie vertheidigt er die Freiheit des menschlichen Willens, an die er selbst entschieden nicht glaubte (R. I, 226), schildert die schrecklichen Folgen des Materialismus und schließt mit den Worten: „eine so ungeheuerliche Lehre müsse nicht in der Schule geprüft, sondern von der Obrigkeit gestraft werden." Dies hält Rosenkranz mit Recht für einen (seiner eignen

Parthei) gefährlichen Grundsatz und wir finden Diderot hier nicht einmal auf Sokrates' Seite, vielmehr geradezu auf der seiner befangenen und bethörten Richter. — Demselben Urtheil muß sein System der sogen. renvois in der Encyclopädie unterliegen. Das war ein schlaues Hilfsmittel bei den religiösen Artikeln, indem man darin die üblichen Vorurtheile scheinbar schonte, nicht gerade angriff oder widerlegte, aber durch Rückverweisung (renvoi) auf andre Artikel, durch Vergleiche der verschiedenen Aeußerungen so klar als möglich die Unhaltbarkeit nachwies. Ein solches Vorgehen auf Schleichwegen kann in großer Sache der Welt und der Wahrheit nicht nützen, noch wird es seinen Zweck erreichen. Will der Schriftsteller als Vertheidiger der heiligsten Angelegenheiten auf unbedingte Anerkennung, auf Dank der Nachwelt rechnen, so darf er dieselben nicht mit den Waffen einer kleinen Klugheit, nicht auf den Schlangenwindungen der praktischen Schlauheit durchkämpfen wollen. Wer nicht den Muth hat, als Sprecher auf der Rednerbühne der Welt möglicher Weise zu leiden oder sein Wohlbefinden zu gefährden, der möge in dem großen Ringkampfe nach Licht und Wahrheit bei Seite bleiben und in so großen Angelegenheiten lieber schweigen. —

5. Philosophische Schriften. Ein eigenthümliches System der Philosophie hat Dbt. nicht aufgestellt, was uns nach Richtung und Inhalt seines Lebens natürlich erscheinen wird; (R. I, 106 folg.) noch hat er von einem bestimmten System aus seine Anschauung der Welt und seine Beurtheilung ihrer Erscheinungen folgerecht gestaltet und durchgeführt; wodurch denn bedenkliche Schwankungen im Denken und Handeln nur zu oft hervortreten. Seine philosophischen Werke betreffen theils das Gebiet der Metaphysik, wie a, philosophische Gedanken (Rſkrz. I, 38); b, Spaziergang des Skeptikers (R. I, 49); c, Gedanken über die Natur (I, 134): d, und e, Briefe über die Blinden und Taubstummen(I, 91. 99); f, Einleitung zu den großen Prinzipien (II, 256); g, Traum Dalembert's (II, 222). theils Moral und Religion, wie a, Versuch über das Verdienst und die Tugend (I, 23); b, über das Ausreichende der natürlichen Religion (I, 155); c, der Neffe Rameau's (II, 106); d, Versuch über den Charakter, die Sitten und den Geist der Frauen (II, 270). Aber sie bekommen alle die rechte Bedeutsamkeit erst in unserm Buche durch R.'s ausgezeichnete Darstellung ihres

Inhalts, indem er den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen dieser Wissenschaft und mit den damals geltenden Systemen der Philosophie ausführlich mit vollkommner Beherrschung des Stoff's meisterhaft entwickelt. Kein denkender Mensch wird z. B. den Abschnitt I, 147 bis 162 ohne Belehrung und Befriedigung durcharbeiten, in welchem die philosophische Gedankenentwickelung bei den Franzosen, „wo die große Werkstätte des Gedankens gewesen ist," von den Scholastikern des Mittelalters und Mystikern ab bis zu Descartes, von welchem Spinoza abhängt und die Folge ist, dann zu Leibniz, Baco von Verulam, Locke und Condillac, bis auf Diderot's Zeit ebenso lichtvoll als unbefangen dargelegt wird. Diese Männer, öfter genannt, als gekannt, treten hier in ihrer wahren Bedeutung für das philosophische Denken, von welchem doch zuletzt aller Fortschritt auf den wichtigsten Gebieten des menschlichen Strebens, in Religion und Moral, abhängt, aufs klarste auch für den Laien hervor. Dasselbe gilt von der Auseinandersetzung des sogen. sensualistischen und materialistischen Systems in Helvetius' Büchen „de l'esprit" und „de l'homme" I, 181—187; ferner über den Pantheismus und Atheismus bei den Philosophen des 18ten Jahrhunderts I, 255 folgg. und den Leistungen der französischen Gelehrten in der Berliner Akademie (II, 63—74). Hier überall heißt es für uns in nothwendiger Selbsterkenntniß: manum de tabula! Was uns nur zunächst angeht, ist Diderot's Stellung als „Philosoph," wie man ihn und seine Freunde in den Pariser Kreisen nannte (I, 106), oder vielmehr als denkender Kopf und als Schriftsteller. Vielfach gilt er als der rechte Apostel des Atheismus und vorzüglich spielt Naigeon, der bei Rfkrz. sehr oft auftritt, eine fast komische Rolle in dieser Beziehung. Dieser Mann, ein jüngerer Zeitgenosse und persönlicher Bekannter Dbt.'s, ein so eingefleischter Kämpe des Atheismus, als es der beschränkteste Mönch nur für die Unfehlbarkeit des Papstes sein kann, sucht jeden Ausspruch Dbt.'s für diesen Zweck auszubeuten, jede anders hervortretende Aeußerung desselben, wie sie gar nicht selten vorkommt, mühsam hinweg zu deuten und verschmäht auf diesem Wege sogar nicht, Weglassungen des ächten Textes, kleine Zusätze, also wirkliche Fälschungen zu machen (I, 250. II. 386) Rfkrz. sagt, Naigeon's Wahnsinn bestand darin, Dbt. als Atheist darzustellen

(I, 62). Wenn Ddt. einmal von der Bibel den Ausdruck „heilige Schrift" gebraucht, so ist Naigeon sichtlich empört darüber.

Die Wahrheit ist, daß Ddt. in metaphysischen Ansichten sein ganzes Leben hindurch schwankte; ein Skeptiker war er gleich von Anfang, vielleicht schon so aus der Schule der Jesuiten hervorgegangen, wie es gerade bei sehr befähigten Köpfen nicht selten der Fall ist, drang aber weder durch Kraft und Ausdauer des Denkens zur systematisch-philosophischen Anschauung, noch durch die Eindrücke des Lebens und den religiösen Zustand Frankreichs zu einem Glauben, für welchen sein warmes Gefühl, sein der Freundschaft und Liebe offenes Herz, seine Anhänglichkeit an die Familienmitglieder des schlichten, bürgerlichen Vaterhauses ihn wohl befähigt hätten. Denn alle diese innigeren Beziehungen des Menschen zum Menschen beruhen doch in ihrem tiefsten Grunde nicht auf Verstandesschärfe, nicht auf Vernunftgründen, sondern auf Vertrauen, d. h. auf Glauben. Auch in dieser Richtung hin müssen wir bedauern, daß eine so reiche Natur nicht zur richtigen Entwickelung gelangte. So strebt also Ddt. auch unverkennbar mit Eifer nach Wahrheit; er liebte sie; er fühlte ihre Nothwendigkeit: aber er hatte nicht den reinen Ernst, der z. B. unsern deutschen Lessing beseelte. Durch sein französisches Blut, durch seine Lebenslust, durch die oft sehr bedenklichen Genüsse in den Pariser Kreisen hatten sich zu viele Schlacken auf dem Grunde seiner Seele niedergesetzt. So kommt es, daß er in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Anlässen ganz verschieden spricht und vielleicht auch denkt und daß der Vorwurf der Heuchelei ihn nicht mit Unrecht trifft. (II, 387.) Auf der einen Seite, in materialistischen Ansichten befangen, stellt er den Glauben frei zu handeln, als einen Wahn, die Reue als das überflüssige Product einer leeren Täuschung dar (Rsfrz. I, 150. II, 383.) Von der späteren Lebenszeit sagt R. ausdrücklich (I, 253), daß der Glaube an die Existenz Gottes ihm nicht nur als ein Irrthum, sondern als der gefährlichste aller Irrthümer galt; (II, 275) daß er den Glauben an ein unfaßbares Wesen als das verderblichste Geschenk eines Menschenhassers ansah, während er anderswo (I, 252) in zahlreichen Artikeln den Theismus wiederholt, in den mannichfachsten Verbindungen und von sich in der ersten Person redend, entschieden als seine Ueberzeugung bekannte. Für die ästhetische Seite des Christenthum's

zeigt er richtiges Gefühl und nennt es die Religion des leidenden Menschen, den Gott der Christen den Gott der Unglücklichen (II, 141); ja es drängt sich ihm sogar einmal das Bekenntniß auf, daß das Christenthum eine Kraft zur absoluten Versöhnung mit allem Uebel an sich trage. (das. S. 181.) Gar nicht viel später wiederum schildert er lebhaft die Nachtheile des Christenthums (II, 275) für die Völker, und meint sogar, es ermuthige zum Verbrechen durch die Bequemlichkeit der Abbüßungen. Der Gedanke von Gott, als dem persönlichen, absoluten Geist tritt entschieden ganz in den Hintergrund (R. I, 225—57). Sollte auch wirklich die Pfaffenherrschaft, die im Namen Gottes in Frankreich so viel Schlimmes verübte, Dbt. zu solchen Schwankungen veranlaßt haben, so kann man dieses doch gewiß nicht eine ächt philosophische Art zu denken nennen, welche die menschlichen Folgen nicht von der Sache an sich zu trennen im Stande ist. Was neuerdings materialistisch als sogen. Stoffwechsel in der Physiologie auftrat, ist keineswegs neu und zeigt sich bei Dbt. schon ganz handgreiflich (R. II, 223, 225, 229): „die Materie gehe aus sich selber zum Leben, zum Empfinden über"; „der Marmor der Bildsäule, die uns entzückt, wird durch den Stoffwechsel allmählig eßbar und kann ein Theil unsres Wesens werden." — In den Briefen an den Bildhauer Falconnet (R. II, 191 ff.) stellt er die Unsterblichkeit der Seele nicht als eine persönliche, sondern lediglich als eine Fortdauer des Andenkens und der Wirksamkeit, als das Streben nach Ruhm, nach Unsterblichkeit in der Geschichte dar und giebt so ein frühes Vorbild von dem Kultus des Genius. Innerlich (esoterisch), sagt Rskrz. (II, 386), seinen Freunden gegenüber, in Briefen und dergl. blieb er Atheist, exoterisch gab er sich als ein Theist. Daher sind manche seiner Schriften auch erst lange nach seinem Tode gedruckt worden.

Diese Schwankungen gehen dann von dem Gebiete des Denkens auf die Gebiete der Moral und des Lebens über. Einerseits spricht er „nicht mehr wie ein Philosoph, sondern wie ein Prediger" (R. I, 227 ff.) von den Gefahren der Ungläubigkeit, des Stolzes, des Hasses, der Wollust, von der Bedeutung und Heiligkeit der Geschlechtsliebe. In einem andern Werke „kann er dem Kitzel nicht widerstehen, den Naturalismus aufs äußerste zu treiben und sogar die häßlichsten Verirrungen des mächtigsten

aller Triebe als zulässig zu vertheidigen (R. II, 250)." Eben so meint er, die Gesetzgebung der Staaten über die Ehe setze einen künstlichen Menschen in Widerspruch mit dem natürlichen (II, 266); er spottet einer eingebildeten Keuschheit (das. 269) und entwirft, wie Heinse, ein üppiges und boshaftes Bild von der sogen. freien Liebe auf einer Südseeinsel. (II, 267.) Von solchen Widersprüchen sind seine Schriften voll; das Angegebne wird hinreichen, sie ins Klare zu setzen. Diese Widersprüche haben aber unstreitig ihre Veranlassung nicht blos in den Gegensätzen, welche überhaupt in Dbt.'s Zeit mit einander kämpften (R. II, 255), sondern weit mehr noch in seinen eignen Lebenserfahrungen, in seiner Stellung zu seinen Freunden und innerhalb der verschiedenen Gesellschaftskreise, zu denen er in Beziehung trat. Hierauf müssen wir daher noch einen kurzen Blick werfen, um schließlich den Werth und die Bedeutung Dbt.'s recht zu würdigen. Hierbei kommt denn auch sein Briefwechsel zur Sprache.

Unter den Freunden stehen besonders Grimm, Holbach, Rousseau, Dalembert im Vordergrunde. Der letzte war als Mitherausgeber der Encyclopädie und Mitarbeiter an derselben (I, 127) in vielfachem, langjährigem Verkehr mit Dbt., als Gelehrter sehr angesehen, Mitglied der französischen Akademie, von Friedrich dem Großen, was vielleicht in den Pariser Kreisen noch stärkern Glanz auf ihn warf, sehr geschätzt und beachtet und zum Mitglied der Berliner Akademie gemacht; von Charakter schwach und vorsichtig und gern Rücksicht nehmend nach allen Seiten; in seiner Lebensweise mehr zurückgezogen und den Genüssen der Hauptstadt eher abgewendet. Damit stimmte der offne, frische, lebensmuthige Sinn Dbt.'s, seine Wärme und Geselligkeit nicht sehr und so wurde das Verhältniß allmählig kühl, wenn sie sich auch bis an ihr Ende gegenseitig hochachteten (I, 181). Rousseau, auch der Sohn eines Handwerkers, wohl der genannteste und bekannteste unter allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, selbst Voltaire nicht ausgenommen, gewann Einfluß über Frankreich hinaus auf die Gebiete des Staats, des Erziehungswesens, der Kunst, der Religion, vielleicht weniger durch innere Kraft und bleibenden Werth seiner Werke, als durch die unnatürlichen und verderbten Zustände auf allen jenen Lebensgebieten. Dafür hatte er ein tiefes Gefühl und verstand mit hinreißender Beredsamkeit die blutenden Wunden aufzudecken. Eben so tief fühlte er

seine eignen Fehler: aber er wies mehr vor der Welt in Selbsttäuschung und Prahlerei prunkend darauf hin, als daß er aufrichtig an sich gearbeitet hätte. Je näher man dem Wesen dieses Mannes tritt, desto weniger kann man sich mit ihm befreunden. Rosenkranz hat (in dem ganzen Abschnitt: der Bruch Ddt.'s mit R. I, 316—371) die Schwäche seiner Grundsätze, die versteckte, aber desto mächtigere Eitelkeit, das Mistrauen gegen Freunde, welches aus dem Bewußtsein hervorging, es selbst nicht aufrichtig mit ihnen zu meinen, die Unwahrheit und boshafte Entstellung in seinen „Bekenntnissen" vortrefflich und ganz der Wahrheit gemäß auseinander gesetzt (I, 324, 347, 356, 360). Ein St. Just, ein Robespierre, ein Babouf konnten sich wohl an Rousseau's Wesen und Lehren begeistern: für unser Jahrhundert wird er wohl mehr und mehr in den Hintergrund treten. In Ddt.'s Leben spielt er eine bedeutende Rolle, kommt daher in unserm Buche sehr häufig vor. An Ddt.'s hingebendem Wesen hätte er eine wirksame Stütze finden können, wenn er es überhaupt verstanden hätte Freunde zu schätzen und sich zu bewahren. So brach die Freundschaft, die sich noch im Jahre 1755 bei Ddt., freilich mehr deklamatorisch und nicht mit innerer Wahrheit (R. I, 133) lebhaft ausspricht, bald zusammen und ging in bittere Feindschaft über. Der Bruch erregte Aufsehen „und acht Tage lang sprach man in Paris von nichts anderem! Länger spricht man überhaupt da von keiner Sache!" (I, 358). Die Veranlassungen sind geringfügig; der Zwiespalt lag mehr im Innern dieser Menschen. Aeußerlich war es eine Stelle in Ddt.'s Drama „der natürliche Sohn," welche Rousseau ganz ohne Grund auf sich gemünzt glaubte (I, 333); dann Klätschereien des gemeinen Weibes Therese Levasseur, mit der er lebte (das. 340—358). Dennoch finden wir manche Züge der Denkungsweise dieses großen Schriftstellers bei Ddt. wieder; zunächst die falsche Empfindsamkeit, mit der diese Männer ihre Freundschaft ausstaffirten. Beim geringsten Anlaß vergossen sie Thränen (R. II, 387) oder ließen sie wenigstens aus ihrer Feder hervorströmen, ein Zeichen, wie viel Ungesundes in diesen Verhältnissen versteckt war. Eben so ging von Rousseau die stete Berufung auf „die Natur" aus, einen ganz unbestimmten, schwankenden Begriff, mit dem R. seinen Emil beginnt, der auch in Holbach's Schriften eine große Rolle spielt (R. II, 56) und auf welchen auch Ddt. oft zurückweist. End-

lich tritt auch in Rousseau's Leben die schlimme Leichtfertigkeit und oberflächliche Sinnlichkeit im Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht deutlich und oft widerlich hervor, die freilich jenes ganze Zeitalter kennzeichnet. Ein Schauspielhaus in dem puritanischen Genf zu bauen scheint ihm sündlich: aber von welchen Verbindungen wimmeln nicht sein Leben sowohl als seine „Bekenntnisse?!" Es schien, als ob die Gebote der Sittlichkeit diesen Männern nicht auf allen Gebieten des Lebens gleich galten, besonders dann nicht, wenn sie ihren persönlichen Interessen zuwider liefen. Rſkrz. bespricht diese falsche Moral des guten Herzens bei Rousseau ganz vortrefflich (II, 75—77.)

Viel inniger ist Dbt.'s ausdauernde Freundschaft mit dem Baron Grimm, der ihn viele Jahre (bis 1807) überlebte. Es wird manchem unsrer Leser neu sein, daß dieser berühmte Pariser „Correspondent", ein deutscher Pfarrerssohn aus Regensburg, einst zu Gottsched's Füßen in Leipzig saß und unter seinem schützenden Fittig ein Trauerspiel verfaßte: die asiatische Banise! (R. II, 284). Sein Einfluß auf Dbt. war so groß, daß dieser seinem Rath stets folgte und unbedingtes Vertrauen schenkte. In Deutschland ist er nur zu bekannt durch seine „correspondance littéraire, philosophique et critique" (1753—1775), seine Hauptarbeit oder vielmehr sein Hauptgeschäft. Hoffentlich ist die Zeit für solche Geschäfte für immer vorüber!! Zweimal in jedem Monate verfaßte Grimm einen Bericht unter jenem pomphaften Titel, der handschriftlich verbreitet wurde und auf den die meisten kleinen deutschen Fürsten, aber auch Friedrich der Gr., auch die Kaiserinn Katharina förmlich mit bestimmten Geldbeiträgen abonnirt hatten! (R. II, 285). Von Politik war natürlich darin nicht die Rede, aber auch blutwenig von Philosophie! desto mehr von dem ganzen Pariser Klatsch: „den Schauspielerinnen und Opertänzerinnen, der Mätressenwirthschaft, den neuen Romanen, Chansons, Impromptus, Calembourgs, den Salons, dem Theater, der Besetzung einer freigewordenen Stelle in der Pariser Akademie" u. dergl. Dbt. selbst, der zuweilen für seinen Freund den Briefwechsel besorgte, nennt diese Arbeit das platteste Handwerk von der Welt! Welche Meinung mußten wohl diese Männer in Paris von der großen Welt Deutschlands sich bilden?! die stets mit blödem Auge nach Paris hin schielte und für ihr gutes Geld begierig nach

solchen Erbärmlichkeiten haschte! Außerdem freilich besorgte Grimm zuweilen noch geheime politische Aufträge für die russische, so wie für die österreichische Regierung, welche letztere ihn auch zum Baron gemacht hatte. Rosenkranz meint, Dbt. habe von diesen Geschäften, die wohl ein sehr bedenkliches und zweideutiges Ansehen tragen, keine Ahnung gehabt (II, 285); was bei der so genauen Verbindung Beider mir schwer eingehen will. Zur Vollendung des Bildes fehlt noch ein Pinselstrich, der bei den Männern und Frauen jener Zeit niemals fortbleiben darf: das Verhältniß des Hauses und der Familie. Auf keinem Gebiet des Lebens trat die Verkommenheit so tief und abschreckend hervor. Und doch ist es sicherlich wahr, „daß die Familie es sei, die allen Zeiten Noth thue, mehr Noth thue, als Verkehr, Handel, Aufschwung, Forschritt oder wie Alles heißt, was begehrungswerth erscheint. Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat." (A. Stifter.) — Bei Grimm tritt besonders sein Verhältniß zu Frau von Epinay in den Vordergrund. Ich gebe hier nur in schwachen Umrissen wieder, was R. (I, 319 ff.) grell darstellt. Jene Dame war verheirathet, hatte Kinder aus dieser Ehe, aber an einen Mann, der mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen lebte. So hing sie ihr Herz zunächst an eine Freundin, Frl. d'Ette, die mit einem Chevalier Valory seit lange im Concubinat lebte. Bald aber löste sich diese Freundschaft durch die Schuld des Fräuleins. „In der Leere ihres Herzens" wendete sich Frau von Epinay einem Herrn von Francueil zu, der ebenfalls verheirathet, ebenfalls unglücklich war, und machte ihn zu ihrem Liebhaber. „Sie hatte aber das Unglück von ihrem Mann, ohne es zu wissen, mit der Syphilis angesteckt zu werden und damit auch ihren Geliebten anzustecken"! (S. 320.) Dieses Verhältniß bestand zehn Jahre. Dann verliebte sich Herr von Francueil in eine andre Dame und verließ Frau von Epinay, die sich jedoch schließlich mit ihm aussöhnte und einen aufrichtigen, bloßen Freundschaftsbund mit ihm schloß und bis zu ihrem Tode bewahrte. Während dieser Zeit wurde Grimm durch Rousseau mit ihr bekannt, forderte einen Verleumder ihrer Ehre zum Zweikampf und trug eine leichte Wunde davon. Seitdem war ihr Verhältniß ein inniges (I, 322). Hier haben wir unsaubern Stoff's genug, durch dessen äußern und innern Druck ein deutsches Haus, eine

deutsche Familie sicher zu Grunde gerichtet wäre. In dem Paris jener Zeit, wenn solche Personen nur hinlänglich Vermögen und Weltton hatten, erschien dies nicht weiter anstößig. Im Gegentheil, jene Dame „gründete sich allmählig eine feste und achtungswerthe Stellung" (Rſkrz. I, 322); Dbt. wurde durch seinen Freund Grimm ganz heimisch in ihrem Kreise; ein Mann wie Rousseau verehrte sie innig.

Zuletzt müssen wir noch aus Dbt.'s Umgebung den Baron Holbach, einen Deutschen aus der Pfalz, ins Auge fassen. Er hat eine große Zahl jetzt (mit Recht) längst vergeßner Schriften verfaßt (R. II, 78), die ohne Ausnahme den entschiedensten Atheismus mit breiter Umständlichkeit predigten. Auf Dbt. übte er bedeutenden Einfluß. Ich kann nicht mit Rſkrz. übereinstimmen, wenn er (II, 51) von Holbach sagt: „als Mensch war er durch Redlichkeit, Sanftmuth, Wohlwollen, Sittenstrenge ausgezeichnet." — Er war außerordentlich reich und lebte im Sommer auf dem prachtvollen Schlosse Grandval in der Champagne; im Winter hatte er ein eben so schön eingerichtetes Hotel in Paris. Sanftmuth und Wohlwollen und selbst Redlichkeit im gewöhnlichen Sinn wird man unter solchen Verhältnissen nicht gar zu hoch anschlagen dürfen, und was einer Prüfung der sittlichen Kraft geglichen hätte, scheint er während seines ganzen Lebens nie erfahren zu haben. Nur die Neugier galt als seine Schwäche (S. 52); er wollte nach Art solcher reichen Leute, die jeden Tag ihre Wünsche befriedigen können, gern stets Anregendes, Neues hören. Nichts war ihm daher erwünschter, als Gäste in seinem Schlosse auf dem Lande zu sehen. Wenn Dbt., dessen Unterhaltungsgabe reizvoll gewesen sein muß, einmal zu kommen ausschlug, so schmollte Holbach ernstlich. — Seine Schriften aber, die nur die Gedanken Andrer verarbeiteten (S. 52) erschienen wohlweislich unter falschen Namen und Druckorten; das bekannteste, das System der Natur, „in der That der dogmatische Inbegriff des damaligen pariser Atheismus" (das. S. 54), schob er einem Herrn von Mirabaud unter, den Sekretär der pariser Akademie, der schon lange damals todt war; und so unwürdig verfuhr er als Schriftsteller meistens. Während der arme Rousseau wegen seines savoyardischen Pfarrers, dem er doch nur die Lehren der natürlichen Religion in den Mund legte, den Emil von Henkershand verbrennen sah und mit Noth schwerer Gefangenschaft entrann, lebte

Holbach unbehelligt und vergnügt auf seinem schönen Schlosse und schleuderte zu seinem Vergnügen jedes Jahr eine atheistische Schrift in die Welt. „Was selbst Dbt. niemals öffentlich auszusprechen, niemals im Zusammenhange zu entwickeln wagte, das predigte Holbach in vielen dicken populären Schriften" (Rfkrz. S. 54) unter fremdem Namen und blieb stets unbelästigt und freute sich seines Lebens. Denn in seinem Hause ging es hoch her! Mit Begeisterung gedenken alle Zeitgenossen der Küche dieses Mannes; sie wurde wahrhaft klassisch in seiner Haushaltung besorgt! „Wie soll man diesen herrlichen Aalen, diesen zarten Rebhühnern, diesem saftigen Sauerkraut, diesem süßen Rosinenkuchen, diesen duftenden Torten widerstehn?" schreibt Dbt. seiner Freundin Sophie, offenbar noch in der Erinnerung schwelgend. Wir hören ihn mit der Zunge schnalzen. Jedes Jahr verweilte er 4 bis 6 Wochen in Grandval; fast täglich speisten die „Philosophen" da; man lebte ganz nach seiner Neigung mit der höchsten Bequemlichkeit. Das einzige Schlimme war, daß Dbt. sich regelmäßig einen verdorbenen Magen in Grandval holte und meistens auch noch mit zurückbrachte! (II, 53). Daß die Unterhaltung sehr lebhaft, sehr anregend war; daß der französische „esprit" hier in seinem höchsten Glanze, in seiner reichsten Entfaltung erschien, das glaube ich wohl: aber von den oben erwähnten Eigenschaften, von Sittenstrenge kann ich bei dieser Lebensweise Nichts entdecken. Dbt. vergalt die genossene Gastfreundschaft, indem er die Handschriften des Barons durchsah, da dieser eigentlich nur ein Dilettant als Schriftsteller war; Naigeon, jener Apostel des Atheismus, besorgte heimlich (gewiß mit welchem Vergnügen!), den Druck der dickleibigen Werke in dem freien Holland. So bequem machte es sich der atheistische reiche Herr Baron! Wie man in Grandval von Religion, von Gott, von Gebet, von heiligen Handlungen dachte und sprach, schildert uns Dbt. sehr lebendig (II, 56—58). Ich muß aber gestehen, die alte Dame mit grauem Haar, die Schwiegermutter Holbachs, die lachend und witzelnd ihren ungläubigen Gästen einen Spaß vormacht, indem sie erzählt, wie sie noch vor dem Schlafengehen ihrer jungen Kammerzofe wegen jeden Abend in der Schlafkammer hinkniee und ihre Gebete hersage, gewiß mit dem Rosenkranz in der Hand und das Crucifix über dem Betschemel, aber im Stillen sich beim Beten herzlich langweile und deshalb nur an die morgen aufzu-

tischenden Braten, Torten, Geflügel denke, erscheint mir gar nicht im Geringsten würdig, sondern verächtlich, ihre Gebete abscheulich, dagegen die seelenvolle Andacht des einfältigen Glaubens in der Dienerin verehrungs- und liebenswürdig (S. 58). Allerdings sind wir hier wieder auf den unheilvollen Pfaden des Katholicismus und seiner zur leeren Förmlichkeit herabgesunkenen Religionsübungen. Aber ob auch da ein großer Theil der Schuld liege, ein gesundes Leben konnte sich im Schlosse Grandval nicht gestalten. — Wir treten nun zuletzt aus diesen weitern Freundeskreisen Dbt.'s in seine engsten, die häuslichen und persönlichen, indem wir die Beurtheilungen jener und die Schlußfolgerungen wohl dem Urtheil der Leser überlassen können. Deshalb haben wir diese Verhältnisse mit Dalembert, Rousseau, Grimm, Holbach, bei Rſkranz. an verschiedenen Stellen des Buchs zerstreut, hier dicht neben einander zusammengestellt.

Dbt. heirathete 1743 oder 1744 aus Liebe gegen den Willen seines Vaters und nicht ohne Widerstreben der Mutter der Geliebten, ein schönes liebenswürdiges Mädchen, Annette Champion. Er war sogar krank geworden aus Liebe (I, 21), eben jener Hindernisse wegen. Die junge Frau war einfach, fromm, wirthschaftlich, sanft und als Dbt. sie zu seiner erzürnten Familie nach Langres schickte, gewann sie sich in Kurzem Aller Herzen, besonders des guten, gefühlvollen Vaters (I, 35). Aber schon 1745, also höchstens 2 Jahre nach geschlossner Ehe, gerieth Dbt. in die Fesseln einer Frau von Puisieux, der Gattin eines höchst mittelmäßigen Schöngeists, die „geistreich, sogar gelehrt gewesen zu sein scheint." Den Ertrag einer seiner ersten Schriften, 50 Louisdor, schenkte er der neuen Geliebten. Rſkrz. (I, 36) bezweifelt die Wahrheit dieser Thatsache, und meint, es wäre eine ungeheuerliche Frivolität gewesen, ein Buch über Verdienst und Tugend zu schreiben, um einer Mätresse Geld zu verschaffen. Aber die Frivolität, eine junge, liebenswürdige Frau nach der Geburt seines Kindes zu verlassen, so bitter zu kränken und ein solches Verhältniß einzugehen, ist doch an sich wohl bei weitem schlimmer und größer, als das bloße Weggeben des Geldes! Nach allen Regeln der Kritik scheint mir die Wahrheit dieser von Dbt.'s eigner Tochter ausdrücklich erzählten Thatsache nicht umzustoßen. Das Verhältniß mit der Puisieux dauerte mindestens vier Jahre. Die arme Frau liebte Dbt. zärtlich und ohne Wanken; sie blieb lange Zeit unver-

ändert sanft und liebreich, wenn auch später (um 1756, also im 12ten Jahre der Ehe!) Ddt. in Briefen an die andere Geliebte über die mürrische Laune Annettens Klage führt (I, 37). Es müßte wohl mit Wunder zugegangen sein, wenn die arme Frau sich anders gezeigt hätte! In der That, hier spricht Alles gegen Ddt. Vergebens sagt Rskrz., sie hätte in Bildung ihrem Manne nachgestanden; er habe sich in der Ehe mit ihr nicht vollkommen befriedigt gefunden (II, 1). Das sind bequeme Gründe für untreue, gewissenlose Männer. Vergebens auch wird gesagt (I, 36), daß er nach außen hin alle ihr schuldige Aufmerksamkeit beobachtete, für die Bedürfnisse des Hauses nach Kräften sorgte: das erinnert an den alten Dombey bei Boz, der seiner schönen Frau die fehlende Zuneigung und Herzlichkeit mit Diamanten-Halsbändern zu ersetzen denkt und sie schmückt zu seinem Vergnügen. — Um das Jahr 1750 löste sich die Verbindung mit der Puisieux; warum? wissen wir nicht, werden auch nicht eben versucht sein, viel danach zu fragen. Nachher (spätestens 1755) knüpfte sich ein neues, zärtliches Verhältniß mit Fräulein Sophie Voland. Er zählte damals 42 Jahre. Rskrz. meint (II, 2), „es entwickelten sich in dieser außerehelichen Liebe alle Tugenden der reinsten Hingebung, der treusten Aufopferung;" er vergleicht das Verhältniß Ddt.'s mit dem Göthe's zu Frau von Stein. Beide Sätze muß ich in Abrede stellen. Die reinste Hingebung kann nur auf den geraden Wegen der Pflicht sich zeigen; die treuste Aufopferung kann nicht ohne Entsagung, ohne Selbstüberwindung stattfinden. Ddt. dagegen sucht nur sein Vergnügen, sein Behagen, sucht es auch dann nur, wenn er seine Thätigkeit, seine ganze Kraft der Familie Voland zuwendete. Wie kann man behaupten, daß er seiner guten, treuen Annette „stets das Leben angenehm zu machen gesucht habe"?! (R. I, 107). Wo sollte wohl die arme Frau das Angenehme des Lebens finden? Das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein will ich keineswegs in Schutz nehmen; ich halte es nicht für eine Zierde in dem Leben Göthe's. Aber dessen Briefe an Frau von Stein, nach denen allein ich mein Urtheil bilden kann, stehen denn doch auf einer ganz andern Höhe, zeigen diese Verbindung denn doch in einem viel bessern Lichte, als die Ddt.'s an Sophie Voland (II, 12—47). Ich ich will nur aus diesen letzten, wenn auch mit Widerstreben, eine Stelle hier hinschreiben (II, 26). „O die Menschen! die Menschen! Ich habe

mit diesem Fräulein d'Ette (s. oben) Bekanntschaft gemacht; sie scheint nach der Haut und den Farben eine Flamänderinn .... sie hat Brüste, welche dem Kinn zum Kissen dienen können, und gefallsame Hinterbacken; wenigstens nahm ich es an. Valory entführte sie dem älterlichen Hause im Alter von 14 Jahren, lebte ein Dutzend Jahre mit ihr, entehrte sie' .... versprach sie zu heirathen, verliebte sich in eine andre und ließ sie sitzen. Und das nennt man honnette Leute! .... sie sprechen mit Ihnen von Tugend und Laster, ohne zu stottern, ohne zu erröthen u. s. w. Diese Stelle ist nicht die einzige der Art: vgl. I, 14, 15, 36. II, 10, 269 und öfter. — Hat Dbt. wirklich ein Recht, so über diese Leute zu urtheilen? liegt darin nicht eine ungeheure Selbsttäuschung? sah er gar nicht den Balken im eignen Auge? Man kann es nicht zugestehen, daß er „stets, auch als Mensch, an der Moralität, an Recht, Pflicht und Tugend festhielt" (I, 8). Eher schon als mit Göthe's Briefen kann man die Dbt.'schen mit den Briefen Mirabeau's an seine Sophie zusammenstellen. Aber auch diese stehen in jeder Beziehung viele Stufen höher. Mirabeau malt die eignen Liebesgeschichten nicht selten mit üppigem Pinsel, ist stürmisch und wild in Schilderungen seiner Leidenschaft: aber er war damals auch nicht 50 Jahre alt und seine ganze Lage war viel härter und anders als bei Diderot. Rosenkranz sagt doch selbst von diesem: „er muthe Sophien Dinge zu hören zu, die einer Dame brieflich zu erzählen man für unmöglich halten sollte" (II, 10). Auch Börne's daselbst mitgetheiltes Urtheil kann ich nicht gelten lassen; B. gesteht da von sich selbst ein, daß er, ein Vierziger, der alle sieben Farben durchgelebt habe, mehr als zwanzig Mal bei Dbt.'s Briefen roth geworden sei: und so verfuhren diese Schriftsteller mit Tugend und Religion; waren sie darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht! sie führten Krieg." — Die Empfindung Börne's theile ich vollständig, aber die Rechtfertigung ist eine seiner Sophistereien. „Sie führten Krieg!" Schon gut und auch wahr. Vergiftet man aber im Kriege die Quellen für Freund und Feind? tödtet man Wehrlose? ist jedes Mittel im Kampfe rechtlich? erlaubt? sittlich? Wenn jene Männer, die „Philosophen", ein Recht zum Kriege gegen Staat, Regierung, Kirche, Religion zu haben glaubten, so konnten sie dieses Recht nur darin finden, nur dadurch begründen, daß sie sich auf ihre höhere Sittlichkeit, auf ihre fester gegründete Ueberzeugung stützten.

Aus solchen Verbindungen, wie mit der Puisieux, mit Sophie V., die Jahre lang fortdauerten und allmählig nothwendiger Weise das sittliche Gefühl abstumpften, glaube ich es auch erklären zu müssen, wenn Dbt. der Ehre und Würde des weiblichen Geschlechts so geradezu, so offenbar ins Gesicht schlägt. Freilich fiel er hierin auch der allgemeinen Corruption seiner Zeit zum Opfer (R. II, 273). Aber ohne besondere, individuelle Veranlassungen konnte doch ein so feiner, scharfblickender Geist z. B. nicht annehmen, daß auch für den Menschen der Geschlechtsgenuß ein nur physischer Akt sei! (das. S. 271) Eifersucht und Treue hält er nur für leere Einbildung, weil Eifersucht bloß aus einem engherzigen, geizigen Gefühl entspringe (S. 272); jenes verschrobene Frauenzimmer, welches einen Mann lediglich als Naturwerkzeng wählt, um sich ein Kind zu schaffen, urtheilt ihm ganz richtig! Er könnte nicht mit äußerster Beredsamkeit verfechten, daß die Prostitution einer Frau, die ihrem Mann ein Paar hundert Franken mehr Besoldung verschaffen will, ein hohes Opfer der Tugend sei, noch die Worte hinschreiben (S. 269), die Rskrz. nur französisch mittheilt und die ich dort nachzulesen bitten muß. — Wir sehen also wohl deutlich, wo es auf dem sittlichen Gebiete fehlt! Trotz aller ihrer Bildung, trotz ihrem Geistesreichthum, ihren ausgebreiteten Kenntnissen, ihren lebhaften Wünschen für das Fortschreiten der Menschheit, haben alle jene Philosophen und hat auch Dbt. keine Ahnung von dem wahren Ernst des Lebens, kennen keine Einkehr in sich selbst, keine Selbstüberwindung, keine Entsagung des Unerlaubten, keine Entäußerung auch nur der groben Selbstsucht, keine Ueberwindung auch nur der niedrigen Begehrlichkeit. An Ausübung dieser Tugenden ist vollends gar nicht zu denken. Nie versuchten sie ernstlich mit sich nnd mit den Forderungen des Sittengesetzes ins Gleiche zu kommen und, wenn deren Nothwendigkeit sich ihnen aufdrängte, betäubten sie sich durch die Genüsse des Lebens. Ob diesen Männern und Frauen wohl jemals ein Gedanke in den Sinn kam an den Frieden Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft?

Verlassen wir dieses unerfreuliche Gebiet, so bliebe uns nur noch übrig, die allgemeine Charakteristik Dbt.'s zu geben. Hier hat uns Rskrz. selbst in ausgezeichneter Weise den Weg gebahnt (II, 374—401). Die Summe dieser vortrefflichen Erwägung, der ich Nichts hinzuzufügen weiß,

ist das Urtheil über Dbt. als Dichter und als Schriftsteller (S. 399), daß es ihm an nachhaltiger productiver Kraft gefehlt habe; daß die Vielseitigkeit seiner Leistungen und der geistreiche Schimmer, der keiner von ihnen fehlt, uns nicht über den absoluten Werth derselben täuschen dürfe (S. 382); daß von seinen dichterischen Werken jedes einzelne in der Literatur fehlen könnte, ohne daß man es im großen Gange derselben vermissen würde. Von der Unsicherheit und den Schwankungen in seinen philosophischen Leistungen ist oben schon die Rede gewesen. Wir können R. vollkommen den Schmerz nachfühlen, mit dem er in dieser Ansicht von Dbt. scheidet! Ja, Dbt. hatte selbst diese traurige Empfindung seiner unvollkommenen Leistungen und des Misverhältnisses derselben zu seiner wahren, innern Kraft und Begabung. „Bisher, rief er in seinem 54ten Lebensjahr leichtfertig und doch gewiß nicht ohne Schmerz, bisher habe ich nur so herumhaselirt (baguenaudé)!“ Es kam aber doch auch nachher zu keinem großen Werke! und er schob es dann, wir müßten sagen, nach kleiner, gewöhnlicher Menschen Art! wenn sich das bei Dbt. so sagen ließe, auf die Verhältnisse, auf seine Lage, auf alles Andre, nur nicht auf die Wirklichkeit, gegen welche ihn der Drang der Gegenwart verblendete! — Trotz diesem schmerzlichen Gefühl, das seinen Grund lediglich in der Natur des Gegenstandes findet, müssen wir aufrichtig dem Verf. unsern Dank aussprechen für den außerordentlich werthvollen und mühsam errungenen Beitrag zur Erforschung dieses merkwürdigen Zeitraums, welcher der Revolution von 1789 die Bahn brach und ohne dessen Kenntniß auch sie nicht zu verstehen ist.

Königsberg, Januar 1867. **Friedr. Lewitz.**

Wilh. Hosaeus, Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff (1637 bis 1688). Nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Dessau 1867 (1866). (VII u. 192 S. gr. 8. mit 1 Ahnentaf. in Fol.) 1 Thlr.

Eine höchst interessante Monographie über einen der hervorragendsten Repräsentanten eines ebenso angesehenen, wie ruhmvollen Adelsgeschlechtes unserer Provinz. Der Verfasser hat meist aus dem handschriftlichen Nach-

lasse des Ahasverus von Lehndorff, der auf Schloß Steinort aufbewahrt ist, geschöpft und namentlich mit besonderer Vorliebe die Wanderjahre seines Helden (1656—1665) skizzirt. Wir finden gelegentlich der Reisen, die Lehndorff nach Frankreich, den Niederlanden, Italien u. s. w. führen, viele culturhistorisch wichtige Nachrichten aus seinen Briefen und Tagebüchern, seine spätere Thätigkeit in polnischen, brandenburgischen, holländischen und dänischen Kriegsdiensten, sowie endlich seine Wirksamkeit als Obermarschall (1679—1683) und Oberburggraf von Preußen (1683—1688) ist gleichfalls hier aus neuen Urkunden mit großer Sorgfalt beleuchtet.

Auch die Notiz über seinen Verwandten Boguslaw Albrecht, der nach mancherlei Abenteuern als Jesuitenpater starb, ist recht dankenswerth, nicht minder die Ahnentafel, die manche frühern Irrthümer in der Lehndorff'schen Genealogie beseitigt. Eine vollständige Stammtafel des Geschlechts, das nicht etwa, wie man früher fabelte, aus Sachsen oder Oesterreich eingewandert ist, sondern, wie beits v. Mülverstedt nachwies, zu dem preußischen Uradel zu rechnen ist, wird demnächst im 5. Hefte meines genealogischen Atlas (Abth. II.) erscheinen.

Zu bedauern ist nur, daß Herr Hosaeus manche Namen, die in den ihm vorliegenden handschriftlichen Quellen wohl undeutlich geschrieben waren, nicht richtig entziffert hat; so ist z. B. S. 34 für Graf Sagan zu lesen Pagan(o) (vgl. Ravaisson, Mémoires de la bastille, wo dessen Fall ausführlich behandelt ist), S. 36 für Birkfeld — Birkenfeld, S. 47 Lamberg, Wrtby, Wachtendonk u. s. w. Im Uebrigen aber freuen wir uns, hier einer Schrift zu begegnen, die nicht nur, wie es sonst bei alten, selbst den besten Familiengeschichten üblich, das genealogische Material heranzieht und das Geschlecht des Helden überall, selbst gewaltsam, in den Vordergrund drängt, sondern mit richtigem Takte zeigt, unter welchen Verhältnissen jener sich entwickelt, gelebt und gehandelt hat, und somit ihm den entsprechenden Platz in der allgemeinen Geschichte seines Landes und seiner Zeit anweist. C. H.

Altpreußischer Verlag.

Ein Besuch bei Friedrich Rückert im Sommer 1865 von einem Ostpreußen. Königsberg. Verlag von Hübner & Matz. 1867. 2½ Sgr.

Der Ertrag dieser kleinen Schrift ist für das Rückert-Denkmal in Neuses bestimmt. Dies und der billige Preis von nur 2½ Sgr. möge recht Viele bestimmen, das Büchelchen zu kaufen, das in ebenso schlichter als anregender Weise einen Besuch schildert, den der Verfasser, ein Ostpreuße, bei Gelegenheit einer Vergnügungsreise dem schon fast gänzlich erblindeten greisen Dichter, dem letzten Veteranen unserer jüngsten großen Literaturepoche im August 1865 in dessen bescheidenem Hause bei Coburg abstattete, welches nebst dem dazu gehörigen Garten beschrieben wird. Es ist kein tiefsinniges Gespräch, über welches der Verfasser zu berichten hat, aber aus allem, was er mittheilt, ergiebt sich ungesucht die freundliche und wohlwollende Natur des Dichters, der auch Ostpreußens und seiner Bewohner mit Theilnahme und Anerkennung gedenkt und endlich dem Gaste auf dessen Bitten ein von seiner Hand geschriebenes kleines Gedicht verehrt, das hier nun zum ersten Abdruck kommt und jedes tiefere Gemüth durch seine Anmuth und Lieblichkeit entzücken wird. Es ist sicher eines der letzten, die er geschrieben hat. ⊙

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. IV, 87.)

22. Februar. Durch den Tod verlor die Gesellschaft zwei werthe Mitglieder: Hrn. Geheimrath von Ernest und Hrn. Rechnungsrath Ulmer, welcher Letztere als langjähriger Kassenverwalter und durch seine aufopfernde Sorgfalt für das Antiquarium sich um die Prussia besonders verdient gemacht hat. An seine Stelle wird Hr. Wessel gewählt, und die Wahl von demselben angenommen. — Für die Bibliothek werden eingeliefert: von Dr. Reicke die Altpr. Monatsschrift neuen Jahrganges, und von dem Vereine für die Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg durch den ersten Secretär, Hrn. Dr. Janicke,

der erste Jahrgang der „Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg", enthaltend den ersten bis vierten „Vierteljahrs-Bericht", 4 Hefte 8°, Magdeburg 1866. — Hr. Dr. G. Berendt zeigt den gesammten Vorrath bearbeiteter Bernsteinstücke, welche in dem kurischen Haffe gefunden worden (vgl. Sitzungsbericht vom 26. Oct. v. J. Mtsschr. III, 658) und nunmehr in den Besitz der Kgl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft übergegangen sind. Diese Stücke, archäologisch wie geologisch von bedeutendem Werthe, erregen ein hohes Interesse durch die eigenthümliche Art ihrer Bearbeitung, und zugleich durch die ansprechende Sauberkeit und Anschaulichkeit ihrer gegenwärtigen Anordnung. Darunter befinden sich auch die beiden alten merkwürdigen **Götzenbilder**, an deren Existenz nicht mehr zu zweifeln ist. — Dr. Reicke legt einen alten Rechenstab vor, der, aus Messing gefertigt, und jetzt im Besitze des Hrn. Hotelbes. Braune (Mitgl. der Prussia) zu Insterburg, noch dem 17ten Jahrh. anzugehören scheint, dessen genaue Bestimmung aber in mancher Hinsicht zweifelhaft bleibt.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Manuscripte zur Preußischen Geschichte in München.

(Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis. Tom. V/VI. Monachii 1866. 8°.)

1) No. 233. Vom J. 1702. Fol. 450 Bl. Nicolaus von Jeroschin, Chronik des Deutschen Ordens in Preußen. Abschrift eines unbekannten Originals, mit nebenstehender Lateinischer Uebersetzung und mit Verarbeiten zu einem Glossar über den Deutschen Text. (Vgl. Strehlke Scriptores rerum Prussicarum I, 302.)

2) No. 276. XV. Jahrh. Fol. Bl. 163 ... 232. Streit zwischen den Preußischen Städten und dem Deutschen Orden, vor Friedrich III. verhandelt 1452 ... 1454. (Angeführt bei Kletke Quellenkunde I, 143 No. 71. Vgl. Erleutertes Preußen V, 811 No. 2 und Steffenhagen Catalogus codicum MS. Bibliothecae Regiae Regimont. Fascic. II. No. CLXXXII, 5.)

3) No. 750. Vom J. 1454 ... 1468. 4°. Bl. 15 ... 24. Die 37 Namen und Grade der Liebe, die die selige Dorothea von Preußen hat gelehrt, beschrieben von Dr. Joh. Marienwerder, ihrem Beichtiger. (Aus dem vierten Buche der von Töppen herausgegebenen Lebensbeschreibung: Hipler Meister Johannes Marienwerder. Braunsberg, 1865. S. 117 Note 1 am E.)

4) No. 1241. Vom J. 1606. Fol. 60 Bl. mit 3 Abbildungen der Ordenstracht auf Pergament. Statuten des Deutschen Ordens, erneuert unter Maximilian von Oesterreich auf dem Capitel zu Mergentheim 1606. (Mehrfach gedruckt: Voigt, Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens II, 292 Note 1. Eine neuere Abschrift bei Steffenhagen Catalogus No. CCLXXXVI.)

5) No. 1298. Vom J. 1627. 4°. 68 Bl. mit illum. Wappen. Chronik des Deutschen Ordens und Reihenfolge seiner Hochmeister, bis 1627.

S—n

Altpreußische Wachstafeln.

1) Ueber Wachstafeln zu Kulm und Thorn s. Hesse im Serapeum 1860. XXI, 359, 376 f.

2) Königsberg: Lilienthal Erleut. Preußen I, 759 No. 5 und Bernoulli Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen ꝛc. III, 56. Vgl. Steffenhagen Catalogus Fasc. II. pag. 4 c.

3) Unter den Geschenken für die Königl. Bibliothek in Berlin vom J. 1865 wird angeführt: „Von Herrn Prof. Dr. Gosche in Halle: Staniol-Abdruck einer in Danzig befindlichen Wachstafel." (Preuß. Staats-Anzeiger 1866. No. 91.)

4) Im Besitze des Hrn. Geh. Raths H. C. v. d. Gabelentz auf Poschwitz befindet sich: „Eine Wachstafel, Fragment des Heberegisters einer norddeutschen Stadt (Danzig?) aus dem 15. Jahrh." (Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. Neue Folge. XIII, 435. 1866. No. 12.)

5) Die Danziger Bibliothek besitzt sechszehn alte Wachstafeln mit merkwürdigen Gerichtsentscheidungen des Danziger Comthurs während der Jahre 1397 bis 1415. (Nach brieflicher Mittheilung des Hrn. Pred. Bertling, der auch die Bekanntmachung jener Tafeln durch den Druck verhießen hat.)

S—n.

Alterthumsfunde.

(Vgl. III, 565.)

35) In der Nähe von Gumbinnen entdeckte ein Gutsbesitzer F. bei Gelegenheit des Pflügens mehrere Hünengräber. Weitere Nachforschungen ergaben das Resultat, daß cca. 35 Morgen davon belegt waren. Bei der Oeffnung der Gräber fand man eine Menge Schmucksachen, hauptsächlich aus Bronce, Glasperlen ꝛc. Unter den Knochen waren sehr viele Vogelknochen. Auf demselben Grundstück wurden vor einiger Zeit 2 noch sehr gut erhaltene oströmische Münzen (Constantius) gefunden. [West-Preußische Zeitung 1866. No. 247.]

36) „Alterthümerfund in Stanomin bei Thorn.“ [Neue Preuß. Prov.-Bl. 3te Folge. XI, 408 ff. 1866 mit einer lithograph. Abbildung.]

37) „Münzfund“ (im Mingethale bei Scherneu). [Altpr. Monatsschr. III, 661. 1866.]

38) Alterthumsfunde aus Westpreußen.“ [Mtsschr. III, 750.]

39) In der Privatsitzung der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 2. Nov. zeigte Hr. Prof. von Wittich Funde aus einem alten Preußengrabe, unter denen ein Menschenschädel von besonderem Interesse war, weil er den Beweis lieferte, daß er nicht im Feuer gewesen, wie die mit aufgefundenen verbrannten Knochenstücke. Die näheren Erörterungen wiesen nach, daß dieser Schädel (Langkopf) sich dem Germanen-Schädel nähere, während die Slaven-Schädel zu den Kurzköpfen gehören. [Königsb. Hartung'sche Ztg. 1867. No. 1. Schriften d. phys.-ökon. Ges. 1866. Sitzgsber. S. 14. 15.]

40) Für das städtische Museum in Thorn hat Hr. Gutsbes. Kretlow aus Stanomin (Gut bei Gniewkowo) mehrere Antiquitäten eingeschickt, welche daselbst in Urnen einer aufgedeckten Grabstätte gefunden worden sind: 1) ein eisernes Schwert mit eiserner Scheide, welches zusammengebogen in der Urne lag; 2) 3 eiserne Messer; 3) eine eiserne Spitze eines Jagdspeeres; 4) 1 kupferne Brosche; 5) 1 aus Thon gebranntes Spinnwärtel. Außerdem legte Hr. Adolph in der Sitzung des Copernicus-Vereins am 7. Mai noch vor: 2 im Moor bei Stanomin gefundene Bronce-Nadeln, einen eisernen bei Dybow aufgefundenen Dolchgriff und mehrere aus Feuerstein gefertigte Pfeilspitzen, die auf den Bergen an der Mocker gefunden worden sind. [Thorner Wochenblatt 1866. No. 72.]

41) „Expeditionen des Copernicus-Vereins zur Ausgrabung von Alterthümern.“ [Neue Preuß. Prov.-Blätter 3te F. XI, 513 ff. 1867 (66.) mit einer lithogr. Abbildung.] S—n.

Bernsteinfund.

Im Anschluß an den Bericht über den Bersteinfund in Schlesien (s. Correspondenzb. d. Dtsch. Geschichts-Vereine 1866 S. 88 vgl. Altpr. Mtsschr. III, 658) ist es wohl nicht ohne Interesse, daß auch in Samland an der

Bernsteinküste, gleiche Funde unter ähnlichen Verhältnissen gemacht worden sind. Es wurd enämlich vor etwa 15 Jahren auf dem Gute Georgenswalde (Kreis Fischhausen) beim Ausheben von Feldsteinen auf dem Acker ungefähr 200 Schritte von dem hohen, steil abfallenden Meeresufer entfernt, unter einem großen Granitblock, in etwa 3 Fuß Tiefe, fast ein Scheffel Bernstein in ausgesuchten Stücken gefunden. Die Beschaffenheit desselben (Verwitterungsschicht) erwies, daß er vom Meere ausgeworfen, vor langer Zeit hier vergraben worden. Man vermuthete damals, daß dieser Bernstein zur Zeit als der Handel mit demselben Monopol war (Mitte Saec. XIV. bis zum Jahre 1811) und auf das Stehlen des Bernsteins noch sehr hohe Strafen standen, von Dieben hier verborgen worden. Im Zusammenhange mit ähnlichen Funden an andern Orten ist aber wohl auch eine andere Erklärung nicht unmöglich. — Sogenannte Hünengräber finden sich auf dem Terrain dieses Gutes nicht selten.

Danzig im Januar 1867. **R. Bergau.**

Universitäts-Chronik 1867.

Febr. (cf. 16. Juni 1866.) Nachgelieferte med. Diss. v. Dr. **Rud. Armin. Berthold** (aus Wehlau): De exsudatis pelvis puerperarum. (32. S. 8.)

Febr. (cf. 16. Juni 1866.) Nachgelieferte med. Diss. v. Dr. **Car. Henr. Lange** (aus Czersk): De scarlatina puerperali. (32 S. 8.)

13. Febr. Med. Doctordiss. v. **Ferd. Ortmann**, Dr. phil. chirurg. forens. (aus Merseburg): De herniis inguinalibus et cruralibus incarceratis. (31 S. 8.)

13. Febr. Lectionem de hysteria . . . a . . . **Carolo Seydel** med. Dr. ad docendi facultatem rite impetrandam . . . in publico habendam indicit Ern. Leyden med. Dr. P. P. O. ord. medic. h. t. decanus.

22. Febr. Med. Doctordiss. v. **Ern. Salkowski** (aus Kgsbg.): De centro Budgii ciliospinali. (35 S. 8.)

22. Febr. Med. Doktordiss. v. **Leonh. Rob. Siegfried** (aus Kirschnehnen): De meningitide cerebro-spinali Regimonti observata. (36 S. 8.)

22. Febr. Med. Doctordiss. v. **Agath. Wernich** (aus Elbing): De pulsu venarum. (35 S. mit 1 Taf. 8.)

Febr. (cf. 25. Juli 1866.) Nachgelieferte philol. Diss. v. Dr. **Joh. Hueber** (aus Bartenstein): Observationes de metonymiae apud poetas Latinos usu. Pars I. (43 S. 8.)

22. März. Programm „Acad. Alb. Regim. MDCCCLXVII. II." ad Natalicia Principis generosissimi Guilielmi I. . . . celebranda. Inest catalogi codicum manu scriptorum bibliothecae regiae Regimontanae ab **Aemilio Steffenhagen** confecti fasciculus II. (Particula secunda, numeros CCXXVI . . . CCCX complectens. Particula prima, qua continentur numeri CLXXVI—CCXXV, prodiit in programmate hujus academiae a. 1867 I.) (2 Bl. u. S. 25—56.)

„Acad. Alb. Regim. 1867. III." Index lect. . . . per aestat. . . . a. d. XXIX. April. . . . [Prorect. Dr. **Gust. Frid. Werther** phil. et med. Dr. P. P. O.] (15 S. 4.) Praefatus est **L. Friedlaender** de nonnullis locis corruptis in Martialis epigrammatis. (S. 3. 4.)

Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbj. v. 29. Apr. an zu haltend. Vorlesungen u. der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.) S

Schul-Schriften (1866).

Bartenstein. Jahresbericht üb. d. **Bürgerschule** . . . Prüfung . . . 21. März . . . A. Kissner. Bartenst. Gedr. bei J. Eichling. (12 S. 4.) [**A. Kissner**, Philological and critical remarks concerning some passages of Shakespeare's plays. First part. S. 3—7. — Bericht üb. d. Zt. v. Ost. 1864 bis Ost. 1866. (8 L. 203 Sch.)]

Danzig. Jub.-Progr. Viro cl. Frid. Guil. Engelhardt Dr. phil. Prof. . . . Gymn. Gedanens. Rectori 50 annos in erudienda ac regenda iuventute feliciter actos ex animi sententia gratulantur Gymn. Prof. et Magistri Kal. Jul. A. 1866. **Theoph. Roeperi** lectiones Abulpharagianae alterae: de Honaini, ut fertur, vita Platonis. Gedani. Typ. Edw. Groeningii. (22 S. 4.)

Elbing. . . . Prüfung . . . der **altstädt. Knabenschule** . . . Hildebrandt. Elbing. Druck der Neumann-Hartmannsch. Bchdr. (8 S. 4.) [Schuln. 5 L. 345 Sch.]

Gumbinnen. Progr. des **Kgl. Friedrichsgymnas.** für d. Schulj. 1865—66 von Dr. Jul. Arnoldt, Prof. u. Dir. Gumbinn. Gedr. bei Fr. u. Wilh. Krauseneck. (43 S. 4.) [Dir. Prof. Dr. **J. Arnoldt**, Beiträge z. Gesch. d. Schulwes. in Gumbinn. 2. Stück. Die Friedrichsschule (1764—1809). 1. Theil nebst e. aus 3 Numm. besteh. Beil. S. 1—30. — Jahresber. (12 L. 270 Sch. 2 + 4 Abit.)]

Insterburg. Progr. d. **Gymn. mit Realklassen** . . . Prüfung . . . 5. u. 6. Oct. . . . Dir. Dr. Krah. Insterbg. Druck v. A. Klein. (34 S. 4.) [Oberl. Dr. **Joh. Rumpel**. Quaestiones metricae. In producendis et corripiendis vocalibus quae antecedunt mutam cum liquida quas rationes secuti sint poetae tragici. Partic. II. S. 1—20. — Chronik. (18 L. 317 Sch. 8 Abit. (22—29) im Gymn. 11 (160—170) in der Realsch.)]

— — Bericht üb. d. **städt. Bürgerschule** . . . während der 3 J. v. Mich. 1863 . . . 1866 . . . Prüfung . . . 5. Oktob. . . . Rektor Emil Witt. Insterburg. Druck v. C. Wilhelmi. (19 S. 4.) [4 L. 111, 123, 143 Sch.]

Königsberg. Progr. d. **Kgl. Friedrichs-Colleg.** . . . Prüfung . . . 9. . . . 10. Oct. Prof. Dr. G. H. Wagner, Dir. Kgsbg. Schultzsche Hofbuchdr. (37 S. 4.) [Dr. **Emil Grosse**, Ueb. eine trierer Handschr. der Achilleis des Statius. S. 1—19. — Jahresber. (Necrol. d. Prof. Dr. Erh. Hagen. S. 20. 21. — 19 L. 498 Sch. 9 Abit.)]

— — Progr. d. **Realschule auf der Burg** . . . Prüfung . . . 8. . . . 9. Oct. . . . Heinr. Schiefferdecker, Dir. Kgsbg. Druck der Univers.-Buch- u. Steindruckerei von E. J. Dalkowski. (26 S. 4.) [Oberl. Dr. **E. Ohlert**, Ueb. d. morpholog. Stellung der Samen phanerogamischer Gewächse. S. 1—9. — Schulnachr. (Nekrol. d. ehem. Dir. Dr. Carl Leop. Büttner. S. 22. 23. — 17 L. 482 Sch. 4 + 2 Abit.)]

Konitz. Jahresber. üb. d. **Kgl. kath. Gymn.** . . . 1865—66 . . . Prüfung . . . das Lehrercollegium. Buchdruckerei v. G. Lange in Berlin. (48 S. 4.) [4 Schulreden des vormal. Dir. Dr. **Ant. Goebel.** S. 1—36. — Schulnachr. (15 L. 450 Sch. 15 Abit.)]

Lyck. . . . Prüfung im **Kgl. Gymn.** . . . 27. u. 28. Sept. . . . Dr. Carl Schaper, Dir. Lyck. Druck v. R. Siebert. (46 S. 4.) [Oberl. **W. Gortzitza**, d. neuhochdeutsche Substantiv-Deklination. 3. Abschn. 1 Bl. u. S. 1—24. — Schulnachr. (15 L. 347 Sch. 15 Abit. (23—37.)]

Marienwerder. . . . Prüfung . . . des **Kgl. Gymn.** . . . 25. Sept. . . . Dr. Theod. Breiter, Dir. Gymn. Marienw. Gedr. bei Fr. Aug. Harich. (19 S. mit 1 Taf. u. 14 S. 4.) [Prof. Dr. **Karl Gützlaff**, Ueb. d. Auflösen trigonometrischer Aufgaben. — Schulnachr. (12 L. 245 Sch. 7 Abit.)]

Memel. VI. Jahresber. üb. d. **städt. Gymn.** . . . 28. Sept. . . . Prüfung . . . Prof. Dr. Düringer, Dir. Memel. Druck v. Aug. Stobbe. (28 S. 4.) [Oberl. **Sanio**, Ueber d. periodischen Decimalbrüche, ein Beitrag zur Zahlentheorie. S. 1—16. — Schulnachr. (12 L. 229 Sch. 0 Abit.)]

Neustadt Westpr. Fünfter Bericht üb. d. **Kgl. kath. Gymn.** . . . Prüfung . . . 15. Aug. . . . Dir. Prof. Dr. Joh. Seemann. Neustadt Westpr. Druck v. H. Brandenburg. (14 S. 4.) [Schulnachr. (13 L. 228 Sch. 12 Abit.)]

— — Festprogr. . . . z. Einweihgsfeier d. neuen Schulgebäud. . . . 24. Sept. Ebd. 4. [I. Notizen üb. d. Gymn. v. Dir. Prof. Dr. **Seemann.** (2 Bl.) II. Lat. Festgedicht v. **Franz Schultz.** (S. 4. 5.) III. Ueber Schillers „Maria Stuart“ v. **H. Fahle.** (S. 6—16.) IV. Die stammverwandtschaftl. und polit. Beziehungen Pommerns zu Polen, bis z. Ende der ersten polnisch. Herrschaft in Pommerellen, im J. 1227 von **S. Maronski.** (54 S.) V. Plautus in sm. Verhältnisse z. mittl. u. neueren griech. Comödie von **Franz Schultz.** (14 S.) VI. De hippodromo Graecorum additis quibusdam ad Soph. Electr. vv. 680—763 recte interpretandos v. **Stephan. Hoffmann.** (17 S. mit 1 Taf.)]

Rastenburg. Jahresber. des **Kgl. Gymn.** . . . Prüfung . . . 8. Oct. . . . Dir. Dr.

Techow. Rastenb. Druck d. A. Haberland'sch. Officin. (24 u. 17 S. 4.) [Dr. **Schottmüller,** Ueb. d. Einfluß großer u. kleiner Städte auf den Charakter ihrer Gymnasien. — Schulnachr. (13 L. 339 Sch. 24 Abit.)]

Rössel. 1. Jahresber. üb. d. **Kgl. kath. Gymn.** (d. 34. der Anstalt) . . . Dirigent Progymnasialdir. Prof. Dr. Lilienthal. Rössel. Druck v. F. Kruttke. (22. S. 4.) [Dr. **B. Romahn,** Quaestiones Aeschyleae. S. 1—12. — Schuln. (10 L. 138 Sch.)]

Thorn. Kgl. evangel. Gymn. u. Realsch. I. Ordn. . . . 26. u. 27. Sept. . . . Prüfung . . . Dir. A. Lehnerdt. Thorn. Gedr. in d. Rathsbuchdr. (48 S. 4.) [**Otto Reichel,** Beiträge f. den Unterricht in d. Geometrie. 18 S. u. 1 Taf. in Fol. — Schulnachr. (22 L. 513 Sch. 7 Abit.)]

— — Achter Jahresber. üb. d. **städt. Töchterschulen** . . . Dr. A. Prowe, Dir. Ebd. (32 S. 4.) [Jahresber. (20 L. 286 Sch.) — Der Lehrplan d. höheren Töchtersch. S. 13—32.]

Wehlau. . . . Prüfung . . . **Realschule** . . . 8. u. 9. Oct. . . . **W. Friederici,** Schul-Dir. Wehlau. Druck v. C. Peschke. (18 S. 4.) [Schulnachr. (12 L. 181 Sch. 2 Abit.) Beigegeben: **Karl Schwarz,** Von der geraden Linie und den Kegelschnitten. Für den Schulunterricht bearb. (68 S. 8. mit 2 Taf.)] S.

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Arnoldt, Prof. Dir. Dr. Jul., Beiträge zur Gesch. des Schulwesens in Gumbinnen 2. Stück. die Friedrichsschule [1764—1809.] 1. Theil. Gumbinnen. (Berlin, Calvary & Co.) (30 S. gr. 4.) 12 Sgr.

Bericht üb. d. Verwaltg. u. den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Kgl. Hpt.- u. Residenzstadt Königsberg pro 1865. Kgsbg. Gedr. in der Böhmersch. Buchdr. (45 S. gr. 4.)

— — Zweiter, üb. d. Herstellung e. Wasserleitung in Kgsbg. Ebd. (48 S. 4.)

Dombrowski, X. Sam., Kazania albo Wykłady Porządne świętych ewangielii, niedzielnych przez cały rok. Z pisma świętego i doktorów kościelnych, według starożytney nauki i porządku prawdziwego chrześciańskiego kościoła, na cześć i chwałę wielkiego Boga i Zbawiciela Jezusa Chrystusa zebrane a podług edycyi Lipskiey i Brzezkiey wtórey znowu w Druk podane. (hrsg. v. Pfarr. Otto Gerß in Ortelsburg.) Thorn. E. Lambeck. (X, 604 u. 633 S. 4.)

Feilchenfeld, Dr. F., Rabbiner, Predigt zum Friedensfeste den 11. Nov. 1866 gehalt. in d. Synagoge zu Culm. Der Ertrag ist f. d. National-Invaliden-Fonds bestimmt. Danzig Druck v. A. Schroth. (8 S. gr. 8.)

Fletkau, Herm., De carminum Hesiodeorum atque hymnorum quatuor magnorum vocabulis non Homericis. Diss. inaug. philol. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (VII u. 60 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Flugblatt der volkswirthschaftl. Gesellschaft für Ost- u. Westpreußen No. 7: die preußische Bank v. **C. Roepell.** Danzig. Dr. u. Vlg. v. A. W. Kafemann. (19 S. gr. 8.) — No. 8. **C. Roepell,** die finanziellen Kompromisse vom Septemb. 1866. Ebd. — (31 S. gr. 8.)

Foß, R. **Zeitschrift** f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde, unter Mitwirkung von Droysen, L. v. Ledebur, Preuß, L. Ranke u. Riedel. Hrsg. v. Prof. Dr. R. Foß. 3. Jahrg. Hft. 1—12. Berlin. A. Bath. 4 Thlr.

Freischaft, Eine Ermländische, im breslauer Dialekt, humoristisch-theatralisch in 3 Aufzügen bearbeitet. Rössel. Dr. u. Vlg. v. Fr. Kruttke. (15 S. 8.)

Friccius, Gen.-Audit. Dr. Carl, Hinterlassene Schriften nebst e. Lebensskizze dess. Hrsg. v. Major a. D. Dr. **Heinr. Beitzke.** Mit 1 Photogr. u. dem (lith.) Plan der Gegend v. Delitzsch (in gr. Fol.) Berlin. Kobligk. (IV u. 317 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Funck, Gymn.-Prof. Dr. F., System der allgemeinen Arithmetik. Als Leitfaden für den Unterricht in Gelehrtenschulen im Anschluß an Meier Hirsch's Beispielsammlung bearbeitet. Lpz. F. A. Brockhaus. (XXVI u. 356 S. gr. 8.) 1⅙ Thlr.

— — Erwiderung auf die Replik des Herrn Fahle in Neustadt. [Neue Jahrb. f. Philol. u. Paed. 94. Bd. 10. Hft. S. 501—506.]

Gelegenheitsgedichte, enthaltend Glückwünsche zu Weihnachten, Neujahr u. Geburtstagen ... 6. verm. u. verb. Aufl. Thorn 867 (866). Ernst Lambeck. (VIII u. 256 S. 8.) ⅓ Thlr.

Glagau, Otto, Spaziergänge durch Lauenburg u. Lübeck. Berlin. Lemke & Co. (XIV u. 352 S. 8.) 1½ Thlr.

Glaser. Jahrbücher für Gesellschafts- u. Staatswissenschaften. Hrsg. von Prof. Dr. **Glaser**. 12 Hfte. Bd. V. VI. Jahrg. 1866. gr. 8. Berlin. Expedit. à Bd. 3 Thlr.

— — Die Arbeiterfrage u. die Parteien. Vortrag. [Jahrbücher ... Bd. 5. Hft. 2. S. 97—115.]

— — Gelegentl. Beiträge z. Erläuterung des preuß. Staatsrechts. Zusammenstellg. der Bestimmungen üb. Redefreiheit in den Verfassungsrechten der deutschen Staaten. [Ebd. Bd. 5. Hft. 2. S. 139—144.]

Glede, Rud. (aus Heilsberg): De amputationibus et resectionibus. Diss. inaug. chir. Berol. (32 S. 8.)

Goebel, Gymn.-Dir. Dr. A. (in Konitz): Nova historicorum graecorum fragmenta. [N. Jahrb. f. Philol. u. Paed. 93. Bd. 3. Hft. S. 162—166.]

Goldschmidt. Zeitschrift f. d. gesammte Handelsrecht, hrsg. v. Dr. **L. Goldschmidt**, Prof. (in Heidelberg) und Dr. **Paul Laband**, Prof. (in Kgsbg.). Bd. X. Erlangen. Ferd. Enke. 4 Hfte. (VIII u. 622 S. gr. 8.) 3⅗ Thlr.

— — Ueber die Benutzung u. Bedeutung der Berathungsprotokolle f. die Interpretation des deutsch. Handelsgesetzbuchs. [Ztschr. f. d. gesammte Hdlsrecht. Bd. X. Hft. 1. S. 40—57.]

— — Die Werke des Casaregis. [Ebd. Bd. X. Hft. 3/4. S. 468—471.]

Goltz, Lehrer Dr. Freih. v. d., Die landwirthschaftliche Buchführung. Berlin. Wiegandt & Hempel. (VI u. 123 S. Lex.-8.) ¾ Thlr.

— Bogumil, Zur Charakteristik u. Naturgeschichte der Frauen. 3. Aufl. Berlin. Janke. (VI u. 312 S. gr. 16.) 1 Thlr.

— — Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zustände. 2 Thle. 2. (Titel-) Aufl. Ebd. [1864.] 1867. (1866.) (VIII u. 647 S. gr. 16.) 1½ Thlr.

— — Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente. 2 Thle. 4. (Titel-) Aufl. Ebd. [1864.] 1867. (1866.) (VIII u. 458 S. gr. 16.) 1½ Thlr.

Goltz, Prof. Fr. (in Kgsbg.), Weiteres über d. Nervenmechanismus, welcher bei der Begattung der Frösche thätig ist. Vorläufig. Mitthlg. [Centralbl. f. d. medic. Wissenschaften. 4. Jahrg. Berlin. Hirschwald. S. 273 ff.]

Gorsell, Rud., evang. Pfarrer zu Jäskendorf, Von der Seelen Seligkeit. Predigt am 13. p. Trin. in der Kirche zu Döbern gehalten. Elbing. Léon Saunier in Comm. (Druck v. W. E. Harich in Mohrungen. (16 S. kl. 8.) 2 Sgr.

Gottschall, Rud., Dramatische Werke. 5. u. 6. Bdchn. gr. 16. Lpzg. Brockhaus. à ½ Thlr.
[Inh.: 5. Katharina Howard. Trauersp. in 5 Aufz. (158 S.) 6. König Karl XII. Trauersp. in 5 Aufz. (143 S.)

— — Aus dem Harz. Wanderblätter. [Gartenlaube. 35. 36.]

— — Blüthenkranz neuer Dichtung. 6. Aufl. Breslau 1867 (1866). Trewendt. (XVI u. 580 S. 16.) In engl. Einb. mit Goldschn. 1½ Thlr.

— — **Leopold Schefer.** Für Haus u. Herz. Letzte Klänge. Hrsg. v. **Rud. Gottschall.** Leipzig. 1867 (1866). Keil. (XVI u. 339 S. 16.) In engl. Einb. mit Goldschn. 1 Thlr. 27 Sgr.

— — Unsere **Zeit.** Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. N. F. Hrsg. v. **L. Rud. Gottschall.** 2. Jahrg. 24 Hfte. (à 5 Bogen.) Leipzig. Brockhaus. à Heft 6 Sgr.

Gottschall, Rud., Friedrich Hebbel. Eine liter. Charakteristik. [Unsere Zeit. 2. Jahrg. 1. Hft. S. 21—47.]
— — Friedrich Rückert. Ein liter. Porträt. [Ebd. 5. Hft. S. 321—347.]
— — Victor Hugo als Lyriker. Ein liter. Essay. [Ebd. 12. Hft. S. 881—912.]
— — Byron und die Gegenwart. Eine Studie. [Ebd. 19. Hft. S. 481—511.]
— — Das neue Paris. [Ebd. 23. Hft. S. 801—819.]
— — Der französische Journalismus. [Ebd. 24. Hft. S. 922—948.]
Grosse, Gymn.-Lehr. Dr. Emil, Ueber eine Trierer Handschrift des Statius. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (19 S. gr. 4.) 9 Sgr.
Gruenhagen, Dr. A. (in Kgsbg): Ueber die electrischen Ströme der Froschhaut. [Ztschr. f. rationelle Medicin. 3. Reihe. 26. Bd. 3. Hft. S. 268—291.]
— — Ueber das Vorkommen eines Dilatator pupillae in der Iris des Menschen und der Säugethiere (m. 2 Taf.). [Ebd. 28. Bd. 2. u. 3 Hft. S. 176—189.]
— — Untersuchungen, den intraocularen Druck betreffend. (m. 1 Taf.) [Ebd. 28. Bd. 2. u. 3. Hft. S. 238—248.]
Gubba-Gößhöfen, Charles, Betrachtungen üb. d. Disciplin der Hausthierzucht. Vorgetragen in der Versamml. des landwirthsch. Vereins zu Memel am 27. Jan. 1866. Memel. Gedr. bei A. Stobbe. (12 S. gr. 8.)
Gueterbock, Carl. Ed., De jure maritimo quod in Prussia saeculo XVI. et ortum est et in usu fuit. Regim. Pr. Schubert & Seidel. (35 S. gr. 4.) 12 Sgr.
Gützlaff, Prof. Dr., Ueber das Auflösen trigonometrischer Aufgaben. Marienwerder. (Berlin. Calvary & Co.) (19 S. gr. 4. m. 1 Steintaf.) ⅓ Thlr.
Guttzeit, Oberst a. D. E. E., Wie ist der zwischen der Königl. Staatsregierung u. dem Hause der Abgeordneteten in Betreff der Reorganisation der Armee bestehende Conflict zu lösen? beantwortet. Danzig. A. W. Kafemann in Comm. (18 S. gr. 8.) 3 Sgr.

Periodische Literatur (1866. 1867).

„Schriften der Königl. physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg." 7. Jahrg. 1866. 2. Abth. Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. (S. 131—220 u. 12—30. 4. mit Taf. IV): Erläuterungen zur geolog. Karte Westsamlands (Sect. VI. der geolog. Karte der Provinz Preussen). Von Dr. **G. Berendt.** I. Theil. Verbreitung u. Lagerung der Tertiär-Formation. (Mit Taf. IV.) 131—144. — Flora der Umgegend der Stadt Konitz, aufgestellt in den Jahren 1863—65. Von **C. Lucas.** 145—174. — Meteorologische Beobachtungen aus Cranz von Dr. med. **G. Thomas.** 175—179. — Analyse der Gewässer des Pregels und Oberteichs bei Königsberg. Von **G. Werther.** 180—182. — Bericht über die Versammlung des preuss. botanisch. Vereins zu Marienwerder am 23. Mai 1866. Vom Vorstande. 183—220. — Sitzungsberichte. 13—30.

Zeitschrift f. d. Gesch. u. Altthskunde Ermlands. Im Namen des histor. Vereins f. Ermland hrsg. v. Domcapitular Dr. **Eichhorn.** 9. Heft. (Schluß d. III. Bdes. Braunsberg, 1866. Verl. v. Ed. Peter.) (S. 529—717.) [Inhalt: Die Prälaten des ermländ. Domcapitels. Von Domcapitular Dr. Eichhorn. 529—643. — Zur Gesch. des kopernikanisch. Systems. 4. Artikel. Von Prof. Dr. Franz Beckmann. 644—661. — Beiträge z. Verfassungs- und Rechtsgeschichte Ermlands. Von Prof. Dr. Thiel. 662—688. — Die Vesten der Vorzeit im Ermlande. 3. Artikel. (Huntau auch Huntenau, Honeda genannt. Partegal. Schrandin, jetzt Schrandenberg. Sportenen (Roteinen?). Das Thal der Weeske.) Von Obersteuerinspector v. Windler. 689—693. — Der kirchl. Ritus in Preußen während der Herrschaft des deutschen Ordens. Von Domcapitular Dr. Krüger. 694—712. — Chronik des Vereins. 713—717.] — Dazu:
Monumenta historiae Warmiensis. II. Abth. Scriptores Rerum Warmiensium oder Quellenschriften zur Geschichte Ermlands. Im Namen des histor. Vereins f. Ermland hrsg. v. **Carl Peter Woelky**, Domvikar in Frauenburg, und **Joh.**

Mart. Saage, Secretär u. Archivar bei der bischöfl.-ermländ. Kurie. 9. Lfg. Bd. III. Schlussheft. Ebd. (4 Bl. u. S. 193—500. gr. 8.) [s. Altpr. Mtsschr. II, 669. Das Zeugenverhör (vom J. 1456.) Schluß. 193—207. IV. Die ermländischen Anniversarienbücher hrsg. von C. P. Woelky. Einleitung. 208—212. A. Die Frauenburger Anniversarienbücher. a. Das A. der Domherren vom J. 1393. 212—220. b. Das A. der Vikarien vom J. 1441. 220—234. c. Das A. der Vikarien vom J. 1521. 234—243. d. Das A. der Domherren vom J. 1592. 244—251. B. Das A. des Kollegiatstiftes in Gutstadt vom J. 1611. 251—290. Beilage. Excerpt aus dem „Liber mortuorum" des Klosters Peplin. 290—299. V. Memoriale Bartholomei Libenwald, hrsg. v. C. P. Woelky. 300—313. VI. Ordinancia castri Heylsbergk, hrsg. v. C. P. Woelky. 314—347. VII. Berichte gleichzeitiger preussischer Chronisten über Nicolaus von Tüngen, zusammengestellt v. C. P. Woelky. 1. Aus Caspar Weinreich's Danziger Chronik 347—357. 2. Aus der älteren Hochmeisterchronik. 357—361. VIII. Investiti a domino Nicolao, episcopo Warmiensi, hrsg. von C. P. Woelky. 362—383. IX. Sedes archipresbyterales dioecesis Warmiensis, hrsg. v. J. M. Saage u. C. P. Woelky. 384—444. Register. 445—499. Druckfehler u. Berichtigungen. 500.]

„Schlesische Provinzialblätter." Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 6. Jahrg. Febr. (S. 65—128. 8°. Mit 1 Beil.) C. J. Bergius, Gesch. d. Communal-Schulden in der Prov. Schles. im 1. Viertel dies. Jahrh. Nach d. Aufzeichng. Leop. Krugs. Heimbrod, d. dtsche Spr. im poln. Oberschles. (Schl.) Adolf Cohn, z. 12. Februar 1867. (300j. Jubelfeier d. Magdalenengymnas.) M. Böttcher, Gedank. u. Vorschläge z. e. Reorg. d. Schul-Turnwesens d. Stadt Breslau. Fr. Herring, d. Doppelgänger, e. Gespenstergesch. aus Reisse's Vggh. F. Gr., Amtsrah Ed. Heller, (Nekrol.) Silesius, aus Schles. gebürt. Schauspieler. H., d. kath. Pfarrkirche zu Jacobskirch, Kreis Glogau (m. Urkunde.) Ar., Schlesisch-Naturgeschichtl. J. P. P., d. „Verehrungen" im schles. Gebirge. A. T—n., Legende vom Wunderbaum zu Görlitz. — Fragen, Anregungen, Antworten. Lit.- u. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten.]

Cl. **Ostpreußens** älteste Bewohner u. älteste Sprachen. [**Ev. Gmdebl.** 12.]

P. Der Schatz des **deutschen Ordens** zu Wien. (Mit 2 Taf. u. 1 Holzschn.) [Mittheilungen d. k. k. Central-Commission z. Erforschung u. Erhaltung der Baudenkmale. XI. Jahrg. 1866. S. 159—166.]

Bericht üb. Dr. **H. Prutz'** (in Danzig) 3 Vorträge üb. „d. Gesch. **Preußens unter d. dtschen Orden**" d. 4., 18. u. 25. Febr. (im Anschluß an d. vorjähr. Vorträge üb. d. Gesch. Danzigs). [**Danz. Ztg.** 4069. 4091. 4104. **Westpr. Ztg.** 30. 43. 48.]

Ein Stück preußischer Geschichte (m. Bezug auf den v. Pfarrer Rogge-Hohenfürst angekündigten Vortrag „üb. **Tilemann Heßhusius**, den Streittheologen, und **Albert Friedrich**, den blöden Herzog v. Preuß.," ein Sittenspiegel aus d. Zt. des Pfaffenregiments 1571—1577. [**Kgsbg. N. Ztg.** 67.] Bericht üb. den am 21. März gehalt. Vortr. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 73.]

Aus e. Tagebuche. („Fragmente aus d. Tagebch. d. Hospital-Predigers **Pastenaci** üb. die im J. 1757 vorgefall. **Invasion des Russisch. Heeres** ins Kgrch. Preußen, die Stadt **Gumbinnen** betreff.) Mitgeth. v. **X. v. Hasenkamp.** [**N. Pr. Prov.-Bl.** 3. F. Bd. XI. Hft. 4. S. 485—501.]

Poetische Curiositäten aus dem Ztalt. d. 7jähr. Krieges. Mitgeth. v. **X. v. Hasenkamp.** [Ebd. S. 519—528.]

Kurze Notiz üb. Dr. **L. Prowe's** Vorlesung „**Westpreuß.** in sein. geschichtl. Stellg. zu Dtschld. u. Polen", 6. Febr. zu Thorn gehalt. [**Danz. Ztg.** 4073.]

Die Einführg. dtsch. Kultur in **Westpr.** durch Frdr. d. Gr. [Magazin f. d. Literatur des Auslandes. 6.]

Prof. **v. Wittich**, üb. e. Schädel, der aus e. **Altpreuß.** Grabe stammt. [**Schriften d. Kgl. physik.-ökon. Gesellsch.** 1866. Sitzgsber. S. 14. 15.]

Karl Käswurm, Einige alte Schloßberge im Pregelgebiete **Litauens**. (**Kaminuswikusberg** bei Insterburg, d. **Schloßberg** bei Norkitten, d. **Pillukfch** in Nettinen bei

Insterburg, d. **Pillukfch** bei Kraupischkemen, d. **Schloßberg** im Pieraginer Walde gen. **Ritterneusaß**, d. **Pillukfch** bei Stameitschen, d. **Schloßberg** bei Jutschen, d. **Galgenberg** bei Nemmersdorf, d. **Schloßberg** bei Pliden. [**N. Pr. Prov.-Bl.** 3. F. Bd. **XI.** Hft. 4. S. 528—534.]

Bericht üb. d. Vortr. des Seminardirect. **Schorn**-Pr. Eylau „Bilder aus d. Entwicklgs.-gesch. d. **Volksschule in unsr. Prov.**", 8. Febr. auf dem Kgl. Schlosse zu Kgsbg. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 38. **Ostpr. Ztg.** 41. (Beil.)]

Dr. **G. Berendt** Bericht üb. d. ggw. Stand der v. d. Kgl. physik.-ökon. Gesellsch. unternomm. Herstellg. der **geologisch. Karte der Prov. Preußen.** [Schriften d. Gesellschaft. 1866. Sitzgsber. S. 13.]

Zustand v. Feld u. Vieh in d. **Prov. Preußen** im Jan. 1867. [**Land- u. forstwirth. Ztg. d. Prov. Preuß.** 6.]

Das Turnwesen in der Prov. Preußen. [**Thorn. Wochenbl.** 1866. 13.]

Grundkreditverein **westpreuß.** Städte. [**Graudenz. Gesellige.** 26.]

O. Jung-Lautenburg, Grundcredit-Verein **westpr.** Städte. [**Danz. Ztg.** 4109. **Graudenzer Gesellige.** 30. (Beil.)]

Landwirthschaftl. Bericht aus **Westpr.** [Annalen d. Ldwirthsch. in d. Kgl. Pr. Stten. 7.]

F. Schröder (Pfarr. u. Bchdruckereibes. in Prökuls), Zur **littauischen** Erbauungsliteratur. [**Ev. Gmdebl.** 10.]

Noch einmal — die Noth der **masurischen** Gemeinden. [Ebd. 5—7.]

Gerß-Ortelsburg, Zur **polnischen** Erbauungsliteratur. [Ebd. 7.]

C., Zur **polnisch-evangel.** Volkslit. (D. polnische „Kgl. Preuß. evangel. Kalender" f. d. Jahr 1867 v. **M. Gerß** in Lötzen. [Ebd. 11.]

Aus den Verhdlg. der 4. Directoren-Conferenz in der **Prov. Preußen** (zu Kgsbg. vom 7—9. Juni 1865.) **IV.** Ueb. d. Einrichtg. u. Leitg. der Privatlectüre in d. beiden obern Klassen der Gymnasien. [Pädag. Archiv. Bd. **IX.** No. 2. S. 104—135.]

Zur Rettung Schiffbrüchiger. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 43. (Beil.)]

Verschiedene Projekte üb. die Richtg. der **Südbahn** südl. v. **Lötzen.** [Ebd. 39. (Beil.)]

Nothwdigk. e. starken Eisenbahn- u. Chausseenetzes in **Masuren.** [Ebd. 41. (Beil.)]

Rhedereien der **Ostseehäfen** im J. 1865. [Preuß. Handelsarchiv. 1866. 27.]

Statistische Notizen üb. den Verkehr auf d. **Weichsel** von u. nach Polen. [**Danz. Ztg.** 4082. Pr. Staats-Anzeiger. 43. (nach d. Ostsee-Ztg.)]

Der **oberländische Canal** in Ostpreußen. [Romberg's Ztschr. f. prakt. Baukunst. 1866. S. 225 f.]

R. Bergau, d. Haupt-Altar der **Ober-Pfarrkirche St. Marien zu Danzig.** [**Danz. Ztg.** 4101.]

F. W. Ein Gang durch d. **Danziger Rathhaus.** [Ebd. 4111.]

—nn— Das Turnen in **Danzig.** [Ebd. 4097.]

Dr. **Landsberg**-Neufahrwasser, üb. d. Schul-Turnen in **Danzig.** [Ebd. 4105.]

Bericht üb. die mit dem vom „Verein z. Rettg. Schiffbrüchiger" in **Danzig** für d. Station **Bodenwinkel** bestimmt. v. **Devrient** construirt. **Ruder-Rettgsboot** angestellt. prakt. Versuche, 26. Febr. (Das Boot geht vor sr. Indienststellung zur Ausstellg. nach Paris, zugl. e. ebenfalls v. Devrient gefert. Modell e. **Segel-Rettgsbootes.**) [Ebd. 4103.]

Generalversammlung des **Vereins z. Rettung Schiffbrüchiger** in **Danzig** 13. März. Jahresbericht. (Im verfloss. Geschäftsj. sd. 2 Boote aus d. v. d. dtsch. Gesellsch. z. Rettg. Schiffbrüch. etatsmäßig angewies. Mitteln neu beschafft worden, w. im Laufe d. J. in **Hela** u. **Bodenwinkel** station. wd. sollen. Der Verein hat v. d. Feuerwerkslaboratorium in Spandau 75 Raketen erhalten, wovon 15 der Station Hela übergeb. sd. u. in Kurzem Leba, Koppalin u. Bodenwinkel damit armirt wd. sollen. — Befriedigende Versuche mit dem Rettgskorbe. — Einnahme: einmal. 947 Thlr. 2 Sgr. 9 Pf., worunt. 100 Thlr. von d. Königin Augusta, 250 Thlr. v. Elbinger Lokalverein u. 175 Thlr. 2 Sgr. 9 Pf. aus e. Selbstbesteuerg. der hiesig. Rheder; jährl. Beitr.: 376 Thlr. 5 Sgr., zus. 1323 Thlr. 7 Sgr. 9 Pf., wozu noch diverse Einn. m. 49 Thlr. 29 Sgr. 8 Pf. u. der Saldo v. 1865 mit 2682 Thlr. 10 Pf. kommt. Gesammteinn.: 4055 Thlr. 8 Sgr. 3 Pf. Ausg.: 2715 Thlr. 27 Sgr. 1 Pf., davon 2000 Thlr. als Sendg. an d. Ctralkasse in Bremen u. 715 Thlr. 17 Sgr. 1 Pf. für diverse; als Soldo verbl. 1339 Thlr. 11 Sgr. 2 Pf., der z. Bestreitg. d. Kosten für d. beiden Rettgsboote vwendet wird. [Ebd. 4133.]

Naturforschende Gesellsch. zu Danzig. Sitzg. v. 2. Jan. 1867. Jahresber. pro 1866 durch d. zt. Dir. Dr. **Bail** erstatt.: 15 außerord. u. 14 ord. Sitzg. Uebers. der in d. Vorträg. behand. Themata. Fortführg. d. schon früher eingeleit. meteorol. Beobachtg. in Hela u. Neufahrwasser; Feststellg. der Meerestemperatur in verschied. Tiefen v. Civil-Ingenieur **Schweichert** in Neufahrwasser ausgeführt; unausgesetzte Untersuchgen des Astronomen **Kayser** üb. d. scheinbare Hebg. u. Senkg. des Horizonts. — Für d. laufde J. sind vorbereitet: 1) d. Ausbau e. Sternwarte mit drehbar. Kuppel u. d. Aufstellg e. $6^1/_2$füß. parallaktisch. Refractors; 2) d. Eröffng. d. naturhist. Sammlungen der Gesellsch. f. d. Publik.; 3) d. Anstellg. der aus Sanitätsrücks. so äußerst wichtig. Grundwasserbeobachtgen; 4) soll d. naturwissensch. Durchforschg. unsr. Provinz nach all. Richtg. u. in jegl. Beziehg. aufs Lebhafteste gefördert werden. — Die Biblioth. ist durch Ankauf, Tauschverkehr mit 87 and. wissensch. Gesellschaften, und Geschenke bedeut. vermehrt; ebenso d. naturhistor. Sammlgen durch zahlr. Geschenke, desgl. die ethnograph. Sammlg. — Vorstand f. 1867: Direct. Dr. Bail, Vicedirect. Oberl. Gronau, Secret. d. ausw. Angelgh. Oberl. Menge, Secret. d. inn. Angelgh. Dr. Semon u. A. — Es wurd. 42 neue einheim. Mitgl. aufgenommen, 4 schieden aus. Nach dem neuen, März v. J., höhern Orts bestät. Statut sind auch ausw. Mitgl. zuläßig u. bereits 14 aufgenommen. Jährl. Beitrag 2 Thlr. [**Danz. Ztg.** 4079.] Ord. Sitzg. 13. Febr. Hptlehr. **Brischke** Vortr. üb. d. schädl. u. nützl. Insecten m. unvollk. Vwdlg. — Versch. naturwissenschaftl. Mittheilungen. [Ebd. 4107.] — Sitzg. 27. Febr. Hauptvortrag v. Dr. **Korn** üb. d. Wesen d. Cholera. [Ebd. 4147. 4149.]

Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Danzig.** [Preuß. Hdlsarchiv. 1866. 30. 34. 51.]

Desgl. aus **Elbing.** [Ebd. 1866. 30. 34. 51.]

Desgl. aus **Kgsbg.** [Ebd. 1866. 32. 48.]

Löffler, Eisenbahndirect. in Bromberg, die Fundirung der **Eisenbahnbrücke über den Pregel in Kgsbg. i. Pr.** [Ztschr. f. Bauwesen red. v. G. Erbkam. Jahrg. XVI. 1866. Sp. 517—536. mit Zeichnungen auf Bl. 49—56 im Atlas.]

Reiche, Ingen., die Fundamentirung der **Festungsgraben-Brücke** der Kgsbg.-Pillauer Eisenbahn in **Kgsbg. i. Pr.** auf gußeisernen Schraubenpfeilern. [Ebd. Sp. 545—548. mit Zeichng. auf Bl. Y im Text.]

Kunstausstellung (zu **Kgsbg.** auf dem Moskowiter Saale 8. Febr. bis 19. März 1867.) [**Ostpr. Ztg.** 44. 52. (Beil.) 60. (Beil.) 63. (Beil.) 65. (Beil.) **Kgsbg. N. Ztg.** 45. 51. 57. 63. 66. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 47. (1. Beil.) 52. (Beil.) 56. (Beil.) 59. (Beil.) 61. (Beil.) 62. (Beil.)]

P. Zur Kritik üb. einige Gemälde der **Kgsbg.** Kstausstellg. [**Pr. Lit. Ztg.** 62. (Beil.) 64. 65. (Beil.) 68. (Beil.)]

Dr. **Lange**, Direct. d. städt. Kranken-Anstalt, Bericht üb. d. Städtische Kranken-Anstalt pro 1866. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 40. (Beil.)]

Die städt. Wasserleitung in spe (für **Kgsbg.**) I—III. [**Ostpr. Ztg.** 41. 43. 47. (Beil.)] Wasserleitung (für **Kgsbg.**) [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 54. (Beil.)]

Prof. Dr. **J. Möller's** Mitthlg. üb. d. jetzig. Stand der Wasserleitungs-Angelegenheit in **Kgsbg.** [**Schriften d. Kgl. physik.-ökon. Gesellsch.** 1866. Sitzgsber. S. 16.]

E. **Kgl. physik.-ökon. Gesellsch. zu Kgsbg.** Privatsitzg. 1. Febr. Die Kgl. Reg. zu Kgsbg. hat der Gesellschaft eine beträchtl. Zahl **bearbeit. Bernsteinstücke**, die unt. dem bei **Schwarzort** ausgebaggert. Bernstein sich befand., als Geschenk überwiesen. Gutsbes. **Minden** legt unt. umständl. Mitthlgen das seltene „Buch der Natur von Konrad Megenburg, Augsburg 1475“ vor. Dr. **G. Berendt** setzt s. Vortr. üb. s. Besuch der **kurisch. Nehrung** fort (**Nidden** bis **Schwarzort**, Schilderg. d. **Triebsand-Ebene** südl. v. Schwarzort, Beschreibg. d. **Bernstein-Baggerung** bei Schwarzort). Derselbe legt das v. der Neumannschen Buchhandlg. in Berlin eingegangene Probeblatt des Schwarzdrucks der **1. Sektion der geolog. Karte unsr. Provinz** vor, w. d. gze **Samland** mit Einschl. v. Kgsbg. u. dessen östl. Umgebg. darstellt. Vorzeig. e. bei **Nidden** gefund. **Rennthier-Geweihs.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 39.] Privatsitz. 1. März. Prof. Dr. **Caspary** Vortr. üb. bemerkenswerthe naturgesch. Ggstde, die ihm seit vorig. Herbst z. Bestimmg. zugegangen. — Gutsbes. **Minden** Vortr. üb. d. Perlenfischerei im sächs. Voigtland. — Dr. **G. Berendt** Vortr. üb. d. Triebsand und d. Art s. Bildg. — Dr. **Samuel** Bericht üb. d. neuest. Arbeiten z. Beleuchtg. der Trichinenfrage. [Ebd. 64. (Beil.)]

Th. B. Lindau, Vom **Konczer See** bei Willuhnen (Kr. Pillkallen) (Volkssagen). [N. Pr. Prov.-Bl. 3. F. Bd. XI. Hft. 4. S. 534—537.]
Die Fresko-Gemälde im Ordenshause **Marienburg**. [Romberg's Ztschr. f. prakt. Baukunst. 1866. S. 219 ff.]
Die **Marienburg** in Preußen. [Illustr. Familien-Journal. 1866. 51.]
R. Bergau, Zur Baugeschichte der **Marienburg**. [**Danz. Dampfb.** 38.]
— — Nachträgliche Bauten am Dom zu **Marienwerder**. [Organ f. Christl. Kunst. 3.]
Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Memel**. [Pr. Hdlsarchiv. 1866. 43. 49. 52.]
Schloß **Rheden** mitgeth. v. Bauinspect. Römer in Berlin. [Ztsch. f. Bauwesen red. v. G. Erbkam. 1866. Sp. 211—214 m. Zeichnungen auf Bl. 36 u. 37 im Atlas.]
Errichtung eines Fresnel'schen Leuchtapparats erster Ordnung zu **Rixhöft** (Danzig). [Preuß. Hdlsarchiv. 1866. 49.]
Römer, Bauinspect., Schloß **Schwetz**. [Ztschr. f. Bauwesen red. v. G. Erbkam. 1866. Sp. 511—514 mit Zeichnungen auf Bl. 59 im Atlas.]
Dr. **R. Brohm**, Die **Thorner** Kleiderordnung. [**N. Pr. Prov.-Bl.** 3. F. Bd. XI. Hft. 4. S. 502—513.]
Ueber d. Vwaltung des Deichverbandes d. **Thorner** Niederung von 1855—65. [**Thorn. Wochenbl.** 1866. 5.]
Copernicus-Verein zu Thorn. 1866 ord. Sitzg. 8. Jan. [Ebd. 1866. 11.] öff. Sitzg. 19. Febr. (Geburtstag des Patrons.) [29.] ord. S. 12. März. [41. 48.] ord. S. 9. Apr. [56. 57.] ord. S. 7. Mai. [72.] ord. S. 2. Juli. [104.] ord. S. 6. Aug. [125.] ord. S. 3. Sept. [140.] ord. S. 3. Dec. [191.]
Expeditionen des Copernicus-Vereins (in **Thorn**) z. Ausgrabung v. Alterthümern. Von Dr. A. Prowe. [**N. Pr. Prov.-Bl.** 3. F. Bd. XI. Hft. 4. S. 513—519 mit 1 lith. Zeichnung.]
Hdls.- u. Gewerbeberichte aus **Tilsit**. [Pr. Hdlsarchiv. 1866. 27. 32. 44. 50. 52.]
Nekrologium. **Karl Aug. Wiedemann**, Conservator des hiesigen zoologisch. Museums † 19. Mai 1866 zu Kgsbg. [**N. Pr. Prov.-Bl.** 3. F. Bd. XI. Hft. 4. S. 537—541.]

ß

Anzeigen.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Reise über die Kurische Nehrung
im Sommer 1866.

Von

Dr. G. Berendt.

I.
Von Cranz bis Sarkau.

Haben wir das lang sich hinziehende Cranz, den der Zahl seiner Badegäste nach zu urtheilen noch immer beliebtesten Badeort Königsbergs an seinem nordöstlichen Ausgange verlassen, die zierlichen Anlagen der sogenannten Plantage durchschritten, auch etwa durch den Wegweiser verleitet zuvor noch, der Wißbegierde halber, einen Abstecher nach dem Belvedere gemacht, dessen Aussicht, bevor sie von der auf dem Dünensande angelegten Kiefernschonung verwachsen, ganz nett gewesen sein mag, so befinden wir uns am Anfange des beinahe 15 Meilen langen Sandweges über die Nehrung, auf der alten Poststraße nach Memel.

Ehe wir jedoch die als einförmig und entsetzlich langweilig in der Regel verschriene Reise antreten, wollen wir, um einen der beliebtesten Vergnügungsorte des Badeortes kennen zu lernen, den von den letzten Häusern rechts ab, also südöstlich, führenden Weg einschlagen. Er führt uns zwischen Feldern, die, ebenso wie der Weg selbst, den den fruchtbaren Boden des Badeortes und seiner nächsten Umgebung nach Süden und Westen bildenden Diluvialmergel oder Lehm, wie er nun einmal im gewöhnlichen Leben ohne Unterschied genannt wird, zeigen, hinab in die Niederung. Der Boden wird moorig, das Wasser steht zu den Seiten des Weges in den Gräben bis beinahe an den Rand derselben, zu nasser Jahreszeit auf dem Wege selbst — und in den Cranzer Fichtenhain tritt man mit frommem Schauder ein.

Den frommen Schauder verursacht hier unwillkürlich der Anblick der überall in Menge angebrachten Sitzbänke, zu denen man, des feuchten und elastischen Bodens halber, zum Theil nur auf Brettern gelangt. — Die Natur selbst aber hat dafür gesorgt, daß die von der gesunden Seeluft und den Bädern abgehärteten Badegäste ihre Gesundheit nicht zu sehr und zu lange auf die Probe stellen, denn in dem Fichtenhain haust eine kleine, aber äußerst sicher und bösartig stechende Mücke, die eigentliche Haffmücke, die sich von der gewöhnlichen Mücke auf den ersten Blick ebenso durch Kleinheit unterscheidet, wie die unter dem Namen Fischfraß längs der Ufer des Haffes bekannte stachellose grüne Mücke durch ihre Größe.

Der Fichtenhain ist ein Theil des Waldes und Elsenbruches, der das Torfmoor bedeckt, welches den zwischen der sogenannten Beke und Cranz liegenden tiefsten Theil des alten sich bis gegen Wosegau hinziehenden Haffbusens ausfüllt.

Es ist dieses Torfmoor eine schwache Nachbildung der großen, den Umgebungen des kurischen Haffes überhaupt eigenthümlichen Moosbrüche, wie sie auf der littauischen Seite in großartigem Style ausgebildet sind. Außer dem im frischen Zustande hellgrünen, abgestorben mit gelber Farbe den bekannten Moostorf bildenden Moose (Sphangnum splendens), neben dem auch das Riedgras (carex), das Haidekraut (Erica vulgaris) und der bei der Berührung so scharf riechende Schweineporst (Ledum palustre) nicht fehlen, charakterisirt sich das Moosbruch auch als solches durch sein, wenn auch der geringen Ausdehnung und der ziemlich günstigen Entwässerung halber sehr geringes, Ansteigen resp. Aufwachsen nach der Mitte zu. Aus diesem Grunde geht man je weiter man hineinkommt desto trockenern Fußes; hat aber, von welcher Seite man es auch verlassen mag, sei es nach der Beke, nach dem Haffe oder nach Cranz zu, stets eine niedrigere und nasse Umrandung zu passiren.

Am wenigsten fühl- und bemerkbar wird dieselbe direkt nach Norden zu, von welcher Seite auch wir den Fichtenhain verlassen wollen. Der von der See herübergewehte Flugsand hat hier nämlich nicht nur den weiter westlich noch vorhin in der Ackerkrume bemerkten Diluvialmergel überweht, sondern auch schon einen Theil des Torfmoores und dadurch die Einsenkung etwas verdeckt. Wir bemerken auch auf dem Wege nirgend

mehr Lehmboden, obgleich derselbe bei zwei und drei Fuß Tiefe mit dem Bohrer zu erreichen ist und gleicherweise bleibt der bald wieder erreichte Fahrweg nach Sarkau und der Nehrung, an dem in etwa einer viertel Meile Entfernung das von Cranz aus vielbesuchte Waldhäuschen liegt, stets im Sande.

Bald hinter dem Waldhäuschen senkt sich der Weg ein wenig; der in der Tiefe bisher unter dem Sande lagernde Lehmboden des Diluvialmergels ist verschwunden, der Flugsand ruht direkt auf Moorboden und wir befinden uns in der durch das Torfmoor längst verwachsenen und verwehten Einsenkung, mittelst welcher das kurische Haff hier vor Zeiten mit der Ostsee in Verbindung stand. Ja, noch im Jahre 1830 sollen während einiger Tage, glaubwürdigen Aussagen nach, bei Sturmfluth übergeschlagene Wellen der Ostsee diesseits der vor der Einsenkung künstlich angehegerten Dünen ihren Abfluß nach dem Haff gefunden haben.

Wer unmittelbar am Strande entlang seinen Weg von Cranz aus genommen, bemerkt, eben dieser Dünen halber, welche zum Schutze gegen einen den Bestand des ganzen Memeler Hafens gefährdenden Durchbruch angelegt werden mußten, nichts von dieser Einsenkung. Der blaue, weiter nach Osten in seinen obersten Schichten rothe Diluvialmergel, auf dem Cranz steht, zeigt sich schon in der Nähe des Damenbades bedeckt mit Flugsand, senkt sich in der Folge mehr und mehr ein, während der zu Dünen angewehte Flugsand das Ufer ungefähr in derselben Höhe erhält und ist bei der in Rede stehenden Einsenkung schon längst unter dem Strande verschwunden.

Jenseits des alten Tiefs (denn ein solches ist es) steigt der Weg deutlich bemerkbar an und wir befinden uns nun erst auf der eigentlichen Nehrung, dem schmalen Landstreifen, der im Durchschnitt $^1/_8$—$^1/_4$ Meile breit, das kurische Haff von der Ostsee trennt.

Die gleich bei der ersten Biegung des Weges unter den Bäumen hervorblickenden Waldbuden, allgemein unter dem Namen Lausendorf bekannt, drei kleine elende, so gut wie fensterlose Holzhäuser oder besser Hütten, die den hier beschäftigten Holzschlägern und ihren Familien Sommer und Winter über zum Obdach dienen, würden ein schlechtes Licht auf die Nehrung und ihre Bewohner werfen, wenn wir es hier überhaupt

mit einheimischen Familien zu thun hätten. So aber wollen wir uns durch den Einblick in das jammervolle Innere dieser menschlichen Wohnstätten nicht den Muth gleich am Beginn der Reise benehmen lassen. Betrachten wir sie lieber rein als landschaftliche Staffage und wir können nicht läugnen, daß sie, inmitten des Kiefernwaldes am Rande einer Holzung und des breiten sich hier mehrfach krümmenden Sandweges gelegen, ein ganz niedliches Waldesbild abgeben, das bei der richtigen Sonnenbeleuchtung schon manchem Cranzer Badegast einen Ausruf des Entzückens abgelockt hat.

Eine Fahrt durch die Sarkauer Forst, denn so heißt der soeben betretene sich bis nach Sarkau hinziehende Kiefernwald, ist überhaupt eine der angenehmsten Touren, die man von Cranz aus machen kann. Das lichte Grün der Birken, die vielfach zwischen den Kiefern zerstreut stehen, und in den tieferen längs des Haffes sich hinziehenden Partien Elsenbruch bietet dem Auge einen angenehmen Wechsel. Der Weg, obgleich im reinen Sande, ist ziemlich fest, und untersucht man den Boden näher, so stößt man schon bei zwei bis drei Fuß Tiefe auf den von dem Landwirthe mit Recht so gefürchteten durch Eisenoxydhydrat zu einer festen oft alles Wachsthum hemmenden Schicht verbundenen Sand, der unter dem Namen Eisensand, Fuchserde, Orthstein oder Ur, littauisch Kraulls, bekannt ist, so daß der verhältnißmäßig gute Bestand des Waldes doppelt Wunder nimmt und seine Erklärung wohl großentheils nur in der Feuchtigkeit der Seeluft findet. An der der See zugekehrten Seite des Waldes haben aber Stürme die Waldung merklich gelichtet und auch das räuberische Vordringen der See selbst, wie es sich grade bei Cranz am verderblichsten zeigt, bringt hier alljährlich durch Ab- und Unterspülen des ca. 10 bis 12 Fuß hohen Ufers so manchen starken Stamm zu Falle.

Die daher in der genannten Höhe steil abgebrochenen Ufer lassen uns dafür aber auch einen deutlichen Einblick in die uns vor allem interessirende Bodenschichtung thun und wenn uns der rothe Eisensand schon darauf hingewiesen, so können wir uns hier auf leichte Weise überzeugen, daß wir es zunächst in der ganzen Sarkauer Forst noch so gut wie mit keiner Dünenbildung zu thun haben. Der oben röthliche, in der Tiefe in den blauen Unteren übergehende Diluvialmergel, den wir schon bei Cranz

kennen gelernt, kommt nämlich hier bald hinter der vorhin besprochenen Einsenkung des alten Tiefs bis drei und fünf Fuß hoch über dem Meeresniveau wieder zum Vorschein, bedeckt von mehreren Fuß eines jedenfalls der älteren Zeit des Alluviums angehörenden Sandes, in dessen unterem Theile wenige Zoll mächtige Moos- und Torfschichten eingelagert sind, während er in oberer Höhe in einer Mächtigkeit von ein halb bis zwei Fuß zu dem genannten Kraulis verhärtet ist. Eine meist durch die frühere Grasnarbe noch deutlich getrennte leichte Sandüberwehung von wenigen Fuß, die sich vor einzelnen größeren Gestellen, welche dem Winde guten Durchzug gestatteten, zu kleinen Hügeln angehäuft hat, nach dem Haffe zu aber sich stellenweise sogar ganz verliert, macht den Beschluß und ist die gesammte Dünenbildung dieses Theiles der Nehrung.

Einem rechts vom Hauptwege abführenden Wegweiser folgend, gelangt man in Kurzem zu der freundlich am Rande des Waldes und nahe dem Ufer des Haffes ca. eine Meile von Cranz gelegenen Försterei Grenz. Sie liegt inmitten der früheren, noch von der alten Henneberger'schen Karte gekannten Falkenheide. Hier wurden in früherer Zeit die vielen und schönen Falken gefangen, die man durch ganz Europa verschickte, bis sie erst später von den isländischen verdrängt wurden. Die Hochmeister des deutschen Ordens benutzten sie als stets gern gesehenes Geschenk für diejenigen deutschen Fürsten, welche den vom Rhein bezogenen Ordenswein frei durch ihr Gebiet passiren ließen.

Die heutige Sarkauer Forst, in welche die Falkenheide aufgegangen ist, hat im Ganzen die Ausdehnung von beinahe einer Meile. An ihrem nordöstlichen Ausgange, wo der Weg sich ganz auf die Haffseite hinübergebogen hat, liegt malerisch am Rande des Waldes und zugleich des Haffes die alte verfallene Posthalterei, deren unförmlicher geschwärzter Schornstein gespenstisch aus den noch zu guter letzt durch einen Brand zerstörten Ruinen aufragt, wie ein grotesker Meilenstein der der Vergangenheit angehörenden Poststraße nach Memel.

Der Wald lichtet sich jetzt völlig. Vor uns liegt in kaum einer Viertelmeile Entfernung mitten im Sande, vergebens unter einigen dünnbelaubten Weidenbäumen Schatten suchend, das Kirchdorf Sarkau. Die unansehnliche hölzerne Kirche liegt isolirt noch etwas diesseits des Dorfes,

aber kein wenn auch noch so bescheidener Thurm macht sie als Gotteshaus kenntlich, kein schattiger Kirchhof umgiebt sie. Das Dorf, wenn auch nicht klein, ist überhaupt eins der ärmsten der ganzen Nehrung. Seine Bewohner, deren noch immer eine Anzahl alljährlich zum großen Theil während des Sommers eine Art Nomadenleben führen, indem sie für den Fischfang ergiebigere Stellen weit hinauf nach Memel zu aufsuchen, Weib und Kinder, Schwein und Hühner mitnehmen, nachdem sie Fenster und Thüren der verlassenen Wohnung zum Zeichen mit Brettern kreuzweise vernagelt haben, werden wir noch später auf unserer Reise treffen. Dank den Bemühungen der Regierung, die in den dreißiger Jahren namentlich, den Leuten nicht nur freies Bauholz, sondern auch Holz zu Zäunen und Gartenanlagen verabreichte, ist es gelungen, doch den größten Theil derselben seßhaft zu machen, wenn sie auch durch die große Entfernung ihrer Fangplätze noch mehr als andere der Fischer genöthigt sind, tagelang von Hause zu bleiben.

Der Krug des Ortes liegt noch einsamer wie die Kirche auf halbem Wege zwischen der Posthalterei und dem Dorf. Kein Abzeichen irgend welcher Art, nicht einmal der zum Anbinden der Pferde dienende Querbaum zu Seiten der Hausthüre, kennzeichnet das Gewerbe des Besitzers, denn ein Fremder kommt seit dem Eingange der Poststraße nicht leicht mehr des Weges und die Fischer des Dorfes wissen auch ohne dies, wo sie den für die Haffahrten unentbehrlichen Branntwein bekommen.

Ehe wir das in Fischen und Kartoffeln bestehende Abendbrod, das uns die freundliche und für die dortigen Verhältnisse äußerst gesprächige Wirthin zu besorgen versprochen hat, einnehmen, wollen wir noch einen Spaziergang durch die Umgebung des Dorfes machen. Die Stelle des heutigen Sarkau muß zu einer früheren Zeit einmal eine Insel gebildet haben, denn ein zwischen der ehemaligen Posthalterei und dem Kruge von den Seedünen aus zum Haffe sich hinziehendes Fließ deutet hier auf einen früheren Zusammenhang beider Gewässer hin, der nur durch die zum Theil erst künstlich im Laufe dieses Jahrhunderts angelegten Schutzdünen, die sogar schon in das nördlichste Ende des Sarkauer Waldes eindringen, der Beobachtung sich entziehen kann.

Die zweite Stelle, wo Haff und See hier früher in Verbindung ge-

standen haben, ist nördlich resp. nordöstlich des Dorfes, wo der unter dem Namen Kaalandt (wahrscheinlich doch Kahlland) noch auf der Henneberger'schen Karte bekannte schmälste ca. 1000 Schritte in der Breite messende Theil der Nehrung nur um wenige Fuß den Wasserspiegel überragt und das Haff selbst in einem seiner Tiefe halber unter dem Namen Kolk bekannten Busen noch jetzt die Breite seines Ausflusses erkennen läßt. Schon mehrfach haben bei Sturmfluthen die Wogen der Ostsee hier ins Haff ihren Abfluß gefunden, so daß ein abermaliger Durchbruch ernstlich zu befürchten war und frühzeitig hier Schutzdünen an der Seeseite angelegt wurden.

Außer der schon kennen gelernten Falkenheide war Kaalandt zu Henneberger's Zeiten das einzige kahle Land der Nehrung, während heutigen Tages fast das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Ein großer Theil desselben ist mit Elsen dicht bestanden. Die zur Verhütung von Durchbrüchen früher angelegten Dünen sind mit einander verbunden, ja noch weit hinauf längs der Seeküste fortgesetzt und in ihrem Schutze auf bereits eine Meile Erstreckung Weiden-, Elsen- und Kiefernpflanzungen angelegt, die in dem feuchten Sande prächtig gedeihen. Immer aber bilden diese, wenn sie erst festen Fuß gefaßt haben, ganz üppig wuchernden Plantagen doch nur erst einen schmalen Streifen längs der durch die Schutzdünen von ihnen getrennten Ostsee, der selbst hier bei Sarkau, von wo die Nehrung bis zu den weißen Bergen überhaupt die geringste Breite hat, noch nicht die Hälfte derselben bedeckt, während die andere Hälfte völlig vegetationslos dem Spiel der Winde freies Feld bietet.

II.

Von Sarkau bis Rossitten.

In der Frühe des andern Morgens stand, der Verabredung gemäß, ein gemüthlicher Alter, ein ehemaliger Postillon, der mir als durch dreißigjährige Postfahrten der ganzen Gegend am kundigsten geschildert war, mit zwei echten littauer Pferdchen schon vor der Thüre. Die Thiere waren erst bei Sonnenaufgang auf der über eine Meile weit entfernten Weide eingefangen. Während das eine nur mit einer zusammengelegten wollenen Decke und einer hanfenen Trense ausgerüstet war, zeichnete sich das für mich bestimmte nicht nur durch einen Sattel aus, sondern zeigte auch an

seinem Riemzeug deutliche Spuren, daß der Alte Versuche gemacht hatte, demselben seinen einstmaligen Glanz wieder zu geben.

Das Dörfchen, das wir, verfolgt von dem Gebell der Hunde, die sich nicht zufrieden geben konnten ob des Anblicks eines fremden Besuchers, zunächst passiren mußten, kennen wir bereits. Das Kaplandt bedeckende Elsenbruch mußte an der Haffseite umritten werden und nun lag die lange sich am Horizonte verlierende Kette der hohen Dünen vor uns, in deren Bereich wir auf 3½ Meilen gradliniger Entfernung keine menschliche Wohnstätte anzutreffen erwarten durften.

In etwa einer Meile Entfernung von Sarkau, bis wohin an der Seeseite die Plantage sich entlang zieht, beginnen die ersten wirklichen Dünenberge, bekannt unter dem Namen der weißen Berge. Obgleich dieselben noch nicht 100 Fuß erreichen, so bot sich mir doch ein überraschender Fern- und Ueberblick, als ich mit meinem alten Postillon mitten über dieselben hinüberritt.

Die ganze Nehrung liegt in ihrer Oberflächenbildung klar wie der sie beleuchtende Sonnenschein vor uns. Sie nimmt hier erst ihre eigentliche und ganz veränderte Gestalt an. — Gleich hinter dem mit abgeschliffenen Steinchen bedeckten Winterstrande, den man trotz des hohen Standpunktes vor den Stranddünen hier nicht erblickt, zieht sich längs der ganzen Nehrung ein mehr oder weniger breites, nur wenige Fuß über dem Seeniveau erhabenes Terrain hin, das von einer Menge kleinerer und größerer vom Winde unregelmäßig ausgerissener und theilweise dünn mit Sandgräsern bewachsener Hügel, sogenannter Kupsen, bedeckt ist, zwischen denen in den tieferen ebenen Stellen der Boden auffallend feucht und zum Theil mit einer frischeren Grasnarbe bedeckt ist. Wo dieses Terrain, wie auf meilenlange Strecken längs der ganzen Nehrung, schon durch eine künstliche Schutzdüne von dem eigentlichen Strande getrennt ist, der neu aus der See zugeführte Flugsand zum größten Theile in dieser Vordüne zurückbleibt und sie erhöht, somit also keine neuen Kupsen auf der Ebene zu bilden vermag, sind diese schon alle nach Osten gewandert und haben eine zur Anlage der Plantage am besten geeignete mehr oder weniger feuchte Sandebene zwischen sich und den Schutzdünen zurückgelassen, die sich von selbst benarbt hat und eine verhältnißmäßig gute Weide abgiebt. Windet

man sich auf und zwischen den Kupsen nach Osten hindurch, was weder zu Fuß noch zu Pferde zu den Annehmlichkeiten gehört, vielmehr bei weitem am meisten ermüdet, da man sich alle Augenblicke von neuem am Rande eines, wenn auch nur wenige Fuß tiefen, steilen Windausrisses befindet, so steht man vor der wenig unterbrochenen Kette der in starker Böschung zu 100 bis 150 Fuß, wie wir später finden werden an den höchsten Punkten bis nahe an 200 Fuß, aufsteigenden hohen Dünenberge.

Aber obgleich in nur Steinwurfsweite vom Fuße derselben entfernt, sind sie so leicht noch nicht zu erreichen. Ein schmaler Streifen völlig ebenen, nicht das mindeste Grashälmchen zeigenden, aber streifen- und fleckenweise von angesammelten schwarzen Körnchen an der Oberfläche dunkelgefärbten oder lauchgrün gefleckten Sandes, zieht sich längs des Fußes der Höhen, soweit man blicken kann, hin, alle Vorsprünge und Einbuchtungen der im ganzen gradlinigen Kette mitmachend. Vergebens treibt der unerfahrene Reiter sein Pferd vorwärts; es thut einen, wohl auch zwei Schritt wie um zu gehorchen, aber bei einem, nur dem aufmerksamsten Ohre vernehmlichen, vielleicht dem leisen Knirschen einer nach dem ersten schwachen Nachtfrost durchstoßenen zarten Eisdecke vergleichbaren Geräusch, springt es zur Seite, denn die trügerische Ebene bildet der gefürchtete Triebsand, von dessen Gefahren wohl manches gefabelt wird, dessen schlechter Ruf aber im Ganzen völlig gerechtfertigt ist, wie ich Gelegenheit hatte, an einer andern Stelle der Nehrung mich gründlich zu überzeugen.

Dem Instinkt der Thiere ist übrigens durchaus nicht immer zu trauen, obgleich die Nehrunger behaupten, daß kein Weidepferd den Triebsand betritt. Bei einer Probe, die ich einmal mit einem der dortigen Pferde machte, das erst am Morgen von der Weide geholt war, aber allerdings auch daneben zeitweise an Stallfütterung gewöhnt war, zeigte das Thier keine Ahnung von der Gefahr und ich konnte kaum schnell genug umwenden. Um mich zu überzeugen, ob ich mich auch nicht selbst etwa getäuscht hätte, stieg ich vom Pferde und betrat vorsichtig die Stelle. Schon nach dem dritten Schritte sank der Stock, nachdem eine einige Zoll starke Rinde durchstoßen war, so gut wie ohne Widerstand bis zum Griff ein, ohne auf festeren Boden zu kommen, und als ich zurücktrat, sah ich, wie das

um meinen Fuß stehende Wasser, das mein Gewicht durch die getrocknete Rinde durchgepreßt hatte, ebenso schnell wieder verschwand. Nur wo das Terrain der Kupsen durch einen kleinen Sandrücken mit den Bergen verbunden ist oder Grashälmchen bereits hier und da in der ebenen Fläche sprießen, kann man sicher hinüber reiten, wenn auch den Fußgänger, namentlich zur Sommerszeit, die dann sechs bis sieben Zoll starke Decke auch an den meisten andern Stellen trägt.

Die alte Poststraße und auch der gewöhnliche Weg heutiger Nehrungsreisenden kommt nur an wenigen Stellen, wo er von der Haff- auf die Seeseite oder umgekehrt hinüberbiegt in die Nähe derartiger Triebsandstellen. Die Reise ging und geht noch jetzt meist in oder dicht an der Seeschälung, wo in Folge hoher See hinaufgetriebenes, später beim Abstillen hinter dem mit aufgeworfenem Sande stehen gebliebenes und durch denselben beständig wieder zurücksickerndes Wasser allerdings auch periodisch Triebsandstellen erzeugt, wie solches an jedem Strande mehr oder weniger bekannt ist, die Gefahr wirklichen Versinkens jedoch nur bis auf ein ein selbst zwei Fuß tiefes Einsinken beschränkt ist. Die daraus folgenden, namentlich für Fuhrwerk nicht zu verkennenden Unannehmlichkeiten sind aber mit der Lebensgefahr des Triebsandes in den hohen Dünen gar nicht in Vergleich zu stellen. Die Entstehungsart des letzteren, deren Auseinandersetzung an dieser Stelle zu weit führen würde, ermöglicht eine Tiefe, die vielfach ein spurloses Versinken des hineingerathenen Menschen oder Thieres zuläßt.

Daß wirklich so mancher allein reisende Fremde, der sich vielleicht aus Unkenntniß des Weges vom Strande ab in die Berge gewagt hatte, hier früher sein Grab gefunden haben mag, dafür sprach mir am lebendigsten ein Fund, den mein alter Postillon vor wenigen Jahren an einer Stelle nahe den weißen Bergen gemacht hatte, deren ebene Oberfläche sie auch ohnedies schon als frühere Triebsandstelle erkennen ließ. Das Wandern der Triebsandstellen in genauem Verein mit dem Vorrücken der Dünenberge selbst ist nämlich, wie beiläufig erwähnt sein möge, eine den Nehrungern wohlbekannte und mit der Bildungsart eng zusammenhängende Erscheinung. In dem ebenen und jetzt völlig trockenen Sande besagter Stelle hatte der Wind zufällig das wohlerhaltene Rückgrat eines Pferde-

skelettes frei geweht und ebenso zufällig hatten die bleichenden Knochen die Aufmerksamkeit des Alten erregt. Bei näherer Untersuchung fand sich das völlig unversehrte Gerippe in aufrechter Stellung im Sande und vor demselben, genau in der Verlängerung des Thieres, das langgestreckte Skelett eines auf dem Gesichte liegenden Menschen, dessen in den Sand hinuntergestreckte Arme deutlich die elende Todesart eines mit dem Pferde in den Triebsand gerathenen und über den Kopf hinweg auf die unglücklichste Weise mit den Händen voran auf die trügerische, keinen Stützpunkt bietende Fläche gefallenen Menschen erkennen ließ.

Kehren wir jedoch zu den weißen Bergen selbst zurück. Der erste Blick von der Höhe der Dünenberge lehrt, daß dieselben an den meisten Stellen bei weitem den größten Theil ihrer Reise von See zu Haff schon zurückgelegt haben, denn an der dem letzteren zugekehrten Seite fallen sie mit steiler Böschung ab zu einer schmalen, bald völlig kahlen, bald die dürftige Vegetation der meisten Haffweiden zeigenden Ebene, oder bilden völlig steile Sturzdünen, von deren oberer sanft, wie alle Formen bei der hohen Düne sind, abgerundeter Kante man den Sand fast beständig, bald unmerklich langsam, bald ruckweise abfließen sieht unmittelbar in das den Fuß bespülende Haff oder auf eine jener kleinen fruchtbaren Stellen, die entweder die Ufer eines bereits verschütteten Teiches verrathen oder wo unter dem mächtigen Drucke der kolossalen Sandmassen der blaue vielfach muschelreiche Mergel des Haffbodens fünf bis selbst fünfzehn Fuß hoch aufgepreßt ist. Wo diese Ebene an der Haffseite breiter erscheint, da sind es mehr oder weniger weit keil- oder halbkreisförmig in das Haff vorspringende sogenannte Haken, deren meist ebene Fläche eine, nur aus der Entfernung und in gleicher Ebene gesehen wirklich grün erscheinende, kärgliche Weide trägt.

Die eigentliche Form der weißen Berge selbst übersieht man am schönsten von der im Sommer alltäglich in etwa einer viertel Meile Entfernung an den Ufern der Nehrung entlang dampfenden „Terra", dem Königsberg-Memeler Dampfboot. Obgleich zusammen eine fortlaufende Kette bildend, zerfallen sie doch in dieser Entfernung deutlicher in ihre einzelnen ziemlich runden Kuppen, während in der Folge der Zug der Dünenberge schärfer als ein ununterbrochener, bald höher aufschwellender,

bald sanft eingekerbter Kamm erscheint, dessen steilere Böschung aber stets dem Haffe zugekehrt ist.

Die Triebsandstellen am Fuße der weißen Berge umreitend, brauchten wir nicht lange zu suchen nach den dem Alten wohlbekannten Stellen, wo Spuren früherer Hausstellen, Scherben von glasirtem und bunt bemaltem Küchengeräth, Nägel, Angelhaken und ähnliche Haus- und Fischergeräthe die frühere Existenz menschlicher Wohnstätten bezeichneten, die hier theils zwischen den Kupsen, theils schon sehr nahe den Vordünen des Seestrandes freigeweht lagen. Auffallend ist die Nähe dieser Hausstellen zu der See, welche gradezu die Vermuthung begründen könnte, daß dieselben von Beginn an an der Seeseite der Dünenberge gelegen hätten. Die Nähe andrer derartiger Stellen aber wiederum zum Fuße der Dünenberge an Stellen, wo unzweifelhaft noch vor einem oder einigen Jahrzehnten die Dünenberge gestanden haben, machen es wahrscheinlicher, daß auch die erstgenannten, wie alle heutigen oder in historischer Zeit bekannten Wohnstätten an der Haffseite, vielleicht unmittelbar am Fuß der steilen zur Zeit der Anlage noch bewaldeten Berge gestanden haben, die dann wahrscheinlich direkt aus der Ostsee emporstiegen.

Die genannten Plätze scheinen aber auch sehr lange Zeit hindurch, jedenfalls Jahrhunderte lang, der Wohnplatz der Menschen gewesen zu sein, denn zwischen den offenbar modernen Küchengeräthen finden sich auch stellenweise, zahlreich freigeweht, Bruchstücke jener wohl speziell für Ostpreußen charakteristischen blauschwarzen Urnenscherben mit den groben Granit- und besonders rothen Feldspathbrocken, sodaß also auf denselben Plätzen auch schon früher heidnische Grab- wahrscheinlich doch auch Wohnstätten gewesen sind. Solcher Plätze liegen mehrere in Entfernung von kaum einer halben Meile längs der weißen und der Lattenwalder Berge.

Letztere beginnen, durch eine starke Einsenkung von den weißen Bergen getrennt, am Mövenhaken, der nichts anderem als dem die Lücke einstmals füllenden und dem neuen durch eine solche dann beständig mit besonderer Heftigkeit hindurchgepeitschten Sande seine Entstehung verdankt. Sie erheben sich nach den Messungen des Generalstabes zu 111, 106 und 108 Fuß und unter ihnen begraben liegt das, den geschichtlichen Nachrichten zu Folge, einst aus 18 Wirthen bestehende Dorf Lattenwalde, dessen

Einwohner zwar, wie alle Nehrunger, Fischerei trieben, aber die Viehzucht auf guten Weiden und im Walde als vorzüglichste Erwerbsquelle betrachteten.

Als wir nochmals quer über die Berge hinüberritten, um die Haffseite wieder zu erreichen, fanden wir denn auch beim Hinaufwege zahlreiche Baumstubben zum Theil noch aufrechtstehend, zum Theil von den Sarkauern ausgegraben und, bis sie zu Brennholz abgeholt werden, in abenteuerlichen Gestalten den halmlosen sonst durch nichts verunzierten Abhang bedeckend. Die noch aufrechtstehenden wurzeln in dem einige Zoll starken schwarzen früheren Waldboden, der in wellig, oft ziemlich steil auf- und niedergehenden Streifen den Sand durchzieht und noch deutlich die früher an der Haffseite, wie bei Schwarzort und Nidden noch heute, sich hinabziehenden tiefeingeschnittenen Waldthäler im Querschnitt erkennen lassen.

Im schönsten Sonnenschein, kaum durch ein sanftes Lüftchen von Osten her gekräuselt, lag das Haff mit seinen wohl hundert hier und da zerstreuten kleinen Segeln und die jenseitige, an den nächsten Stellen doch immer noch vier Meilen entfernte littauische Küste vor uns. Wir hatten eine schwache Einsenkung zwischen den höchsten Bergkuppen benutzt und unsre Pferdchen trabten lustig, mit dem Sande fast hinabrutschend, in schräger Richtung den Abhang hinunter einigen Weidenbäumen zu, die auf der schmalen Ebene längs des Haffes noch als Ueberbleibsel der alten Poststraße stehen geblieben. Die Sonne brannte bei völlig wolkenlosem Himmel, zudem von dem blendenden Sande abprallend, nicht wenig, und selbst mein alter an jegliches Wetter gewöhnter Begleiter hatte durchaus nichts einzuwenden, als ich ihm vorschlug, das erste schattige Plätzchen zur Mittagsrast zu benutzen. Dicht am Fuße der Dünenberge hat sich hier ein Kreis alter Weidenbäume, bekannt unter dem Namen „Runde Baum", wie um zu berathen ob der auch ihnen unfehlbar drohenden Versandung zusammengedrängt. — „Hier war Halbweg", sagte mein alter Postillon, und erinnerte sich mit Vergnügen vergangener Zeiten, wo er an demselben Platze seine Pferde stets verschnaufen ließ oder wenn er die russische Czarin, die oft diese Straße passirte, gefahren hatte, er seinen Cameraden aus Rossitten schon mit frischen Pferden warten sah und er sein Goldstück bereits verdient hatte. — Auch wir machten hier Rast. Der Alte holte ein kurzes Strick aus der Tasche, band die Pferde mit je einem

und zwar, damit sie sich nicht verschlingen konnten, beide mit dem gleichen Vorderfuße zusammen und ließ sie auf dem eine kleine Lache umgebenden fast üppigen Rasen weiden, während wir uns im Schatten lagerten. Die mitgenommenen Aale schmeckten auch kalt zu dem schwarzen Brod vortrefflich, aber der Portwein aus der Feldflasche wollte den Durst schlecht stillen. Das Wasser des Haffs war auch nicht zu genießen, denn es blühte, wie man dort zu sagen pflegt, und bildete eine grüne schlammige Masse am Rande, und so fühlte ich mich mit der Zeit immer mehr vom Durste gepeinigt, trotzdem wir nach allen Seiten weite Wasserflächen übersahen.

Runde Baum ist eigentlich nur halbwegs bis Kunzen, wo in dem alten jetzt auch längst verschütteten Kruge wenigstens die nothdürftigste Erfrischung zu erlangen war, ehe die Post das noch eine halbe Meile weiter gelegene Rossitten erreichte. Wir ruhten daher auch nicht lange und gestärkt gings im frischen Trabe bald auf der schwach benarbten Ebene, bald in der Spülung des Haffes, wo der Boden gerade am festesten war, entlang an der hohen durch keinen Einschnitt unterbrochenen Kette der Dünenberge, unter der in etwa je einer halben Meile Entfernung von einander und von Runde Baum die Dörfer Neu-Lattenwalde und Stangenwalde begraben liegen. Keine Spur ist mehr von ihrem einstmaligen Dasein zu erblicken; gleichmäßig runden sich die sammetartig weichen und glänzenden Formen der Berge über ihnen, deren Sammetteppich man kaum zu betreten wagt, denn noch Tage lang sieht man bei ruhigem Wetter die plumpe Spur den sonst untadligen Abhang verunzieren.

In einer guten Viertelmeile Entfernung erkannte ich später einmal an Bord der „Terra" mit dem Fernrohre, und Mitreisende von mir mit bloßem Auge, noch deutlich die unter einem spitzen Winkel von einander sich entfernenden Fußspuren, wo ich vor zwei Tagen mit einem Begleiter einen steilen Dünenabhang zwischen Nidden und Schwarzort hinabgekommen war. So sehr fehlt es der Oberfläche des Sandes an jeder Unebenheit und so stark markirt sich daher bei günstiger Beleuchtung auch die leiseste Unterbrechung, ja zuweilen nur schwache Richtungsänderung der Abhangsebene. Ueberhaupt wirkt die augenblickliche Art der Beleuchtung hier, wo Einfachheit verbunden mit Großartigkeit der Form der charakteristische Styl der Landschaft ist, ganz unglaublich und mehr als irgendwo anders.

So imponirte mir bei dem eben beschriebenen Ritte allerdings der unmiltelbare Contrast der weiten Fläche des Haffes zu den Sandbergen der Nehrung, die Höhe der ersteren und ihre feingeschwungenen Wellenlinien, kurz all die Eindrücke, die eine großartige Natur auf jedes unbefangene Gemüth machen muß, aber sei es nun, daß vielleicht zugleich auch das Gemüth nicht völlig unbefangen war, da Hitze und Durst sich allmälig bis zur Unerträglichkeit steigerten, der Anblick der im vollen Sonnenlicht daliegenden Dünen ermüdete unendlich und ich war froh, als wir eine Viertelmeile vor der Dorfstelle des Ende der zwanziger Jahre verschütteten Kunzen, wieder eine schwache Einsenkung benutzend, die Dünenkette durchschnitten und uns den am Ufer der See ganz isolirt liegenden Korallenbergen näherten, wo ich, der Beschreibung meines Begleiters nach, hoffen konnte, wenigstens in geologischer Beziehung abweichendes Terrain zu finden.

Wie ganz anders wirkte dagegen der Anblick der Dünen auf mich, als ich einige Zeit später, von Rossitten kommend, dieselbe Strecke der Nehrung noch einmal durchmachte. Die Beleuchtung war an dem Tage eine völlig andere; die Sonne schien zwar hell und heiß, aber der Himmel war nicht wolkenlos wie damals und das vielfach gebrochene Licht ließ die sanften Formen der Dünenberge so plastisch hervortreten; die hier und da die Landschaft überhauchenden Wolkenschatten thaten dem durch das rückstrahlende Licht der Sandberge fast geblendeten Auge so wohl und brachten eine solche Abwechselung in die Beleuchtung, daß ich mich nicht satt sehen konnte an den wechselnden Bildern ein und derselben neulich so ermüdend gleichförmigen und eintönig erscheinenden Dünenkette. Dazu kam der Anblick des mit der scheinbaren Ruhe der Sandberge grell kontrastirenden Haffes, das von den Stürmen der vergangenen Nacht noch stark bewegt, seine Wellen bei einem gemilderten und die Sonnenhitze mildernden Ostwind in kurzen Stößen an das Ufer rollte.

Zwei Bilder stehen mir noch in unvergeßlichen Zügen am deutlichsten vor Augen. Kaum 20 bis 25 Minuten hinter mir lagen die soeben verlassenen grünen Matten und mit fröhlichen Schnittern bedeckten Felder Rossitten's, der einzigen wirklichen Oase der Nehrung. Aber zu erblicken war nichts mehr von dem saftigen Grün. Ein kleines Erlengebüsch und dürftige Kiefernschonung, die das Eiland gegen den ersten Anprall der

sandgeschwängerten Südwestwinde schützt, verdeckte jede Spur und die im Hintergrunde aufragenden Sturzdünen der sog. Bruchberge ließen auch nicht einmal der Einbildungskraft den nöthigen Spielraum, so daß man sich völlig vereinsamt fühlte in weiter Einöde.

Vor mir zog sich der lange halmlose Sandrücken der über 100 Fuß hohen Dünenberge hin, nach rechts am Horizonte allmälig sich verlierend. Ganz rechts bildeten die letzten Ausläufer der in Kiefernschonung bestehenden Plantage längs der See einen natürlichen Abschluß des Bildes, während links durch einen tiefen bis in die Ebene hinabreichenden Winddurchriß der Bergkette sich ein schmaler Durchblick auf die weite bewegte Fläche des Haffes eröffnete. Vor diesem Durchriß, hart am Fuße der sanftaufsteigenden Höhe und erst vor Kurzem wieder freigeweht, zeigten sich die Spuren zweier ehemaliger Hausstellen, auf denen noch die Lage der Schwellen und die das Fundament bildenden Balken zu erkennen waren; daneben deuteten unscheinbare Mauerreste den Standort der alten Kirche an, während der Vordergrund mit menschlichen Schädeln und Knochen besäet war, zwischen denen eine noch unversehrte Reihe hier ganz, dort halb, dort nur erst mit dem Schädel hervorragender Skelette an der Sonne bleichte.

Das ist die Stätte des ehemals blühenden Dorfes Kunzen, das aus der Kirche, den Schulgebäuden und vierzig Wirthen bestand und einen angenehmen Wald von Eichen, Erlen und Linden besaß, von dem sich ein Lindengebüsch nordwestlich bis hinter Rossitten zog, dessen Ueberreste sich noch zwischen dem vorhin erwähnten Erlengebüsch erhalten finden. Im Jahre 1830 standen nach der Beschreibung des Wasserbaudirector Wutzke noch einige elende zum Theil auch schon mit Sand verschüttete Gebäude, deren Stelle jetzt gleichfalls längst die Berge decken.

Noch unter dem Eindrucke dieser mächtigen Scenerie war ich um so mehr empfänglich für den Anblick und die stumme Sprache der letzthin so einförmig gefundenen Dünenkette der Stangenwalder und Lattenwalder Berge. Die neulich an dem Steilabhange zur Haffebene unbeachtet gebliebenen kleineren und größeren Weidenbüschchen sprachen heute eine verständlichere Sprache.

Deutlich erkannte ich jetzt die Richtung der alten Poststraße aus den hier und da vereinzelt stehen gebliebenen Weidenbäumen. Mehr und mehr

nähert sie sich dem alles zertretenden Bergesfuße. Wieder eine längere Lücke; der nächste stehengebliebene Baum ist schon bis zur Stammhöhe verweht, nahe dabei deutet ein großer Weidenbusch mitten auf dem halmlosen Abhange noch die Krone des folgenden an und nur das aufmerksame Auge erkennt noch weiter in einem dritten unscheinbaren kleinen Weidenstrauch die äußerste Spitze eines noch mit letzter Anstrengung grünenden Baumwipfels. Die Straße ist völlig in dem Berge verschwunden und erst nach etwa einer halben Meile Entfernung tritt sie aus der sandigen Gruft wieder hervor und vereinzelte Baumgruppen bezeichnen dann und wann ihre Spur.

Eine derselben fiel schon aus der Ferne durch wirklich malerische Gruppirung auf und bildete, näher gekommen, den Mittelpunkt eines ganz herrlichen Bildes. Denn während links die kurzen, bis weit hinaus schaumgekrönten Wellen die kaum merklich zum Haff sich abdachende, hier und da schwach beraste Ebene unermüdlich bespülten, stieg rechts in schreckhafter Ruhe die hohe Düne über 100 Fuß hoch empor, nur von Zeit zu Zeit wie ein sammetglänzender Mantel ihre Beleuchtung ändernd. Auf und ab die Nehrung war kein lebendes Wesen zu erblicken und selbst auf dem Haff schwankte kein Segel. Da plötzlich erscheint auf der Höhe der Düne in einer schwachen Einsattlung ein Pferd, ein zweites, ein drittes, eine ganze Heerde von einigen zwanzig Pferden sausen im nächsten Augenblick den Berg hinab, gefolgt von dem berittenen Hirten. Ein kleiner Trupp von vier oder fünf derselben voran, scheint besondere Eile zu haben; bald darauf stehen alle, ihren Durst stillend, dicht gedrängt am Ufer des Haffs, unbekümmert um den Schaum der Wellen.

Solche und ähnliche Bilder, die durch eine in ihren feinen Abstufungen gar nicht zu beschreibende Beleuchtung durch die Einsamkeit des Ortes, durch das den Wanderer beschleichende Gefühl der Wehmuth, der Verlassenheit oder der menschlichen Ohnmacht gegenüber der göttlichen Allmacht in der Natur doppelt und dreifach wirken und unvergeßliche Eindrücke hinterlassen, bietet die Nehrung immer neue, je länger man auf ihr verweilt und je wechselhafter die Witterung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Cornelius.

Von

August Hagen.[1])

Als der Graf v. Raczynski die „Geschichte der neuern deutschen Kunst" schrieb und sich an die Künstler wandte, um von ihnen selbst Nachrichten über ihr Leben und Wirken zu empfangen, so erklärte in einem Antwortschreiben Cornelius, der mehr als irgend einer über sich und seine Aufgaben nachgedacht, daß er eine complicirte Natur sei und dies mit allem Recht. Um leichter einzusehen, was er darunter verstanden wissen wollte und ungefähr das weite Feld abzustecken, auf dem sich der Verewigte erging, möge es erlaubt sein, verschiedene Genien neben einanderzustellen, die auf seine Bildung möglicher Weise einwirkten, indem sie ihn in seiner Neigung oder Abneigung bestärkten und zu Nachfolge oder Widerspruch reizten. Die Bezeichnung des Fremden dient dazu, um das Eigenthümliche mehr hervorzuheben, denn wer so Mannigfaltiges zu einheitlicher Gestaltung zu verschmelzen versteht, der ahmt nie nach, sondern erfindet und erscheint, wie wir dies bei Raphael sehen, als der Beherrschende. Das Entlehnte und Gegebene, so bedeutete Cornelius seine Schüler, solle nur Stoff sein zur Entwicklung selbständiger Ideen.

Wenn wir fragen, was uns in seinen Schöpfungen besonders anzieht

---

[1]) Der freie Vortrag, am 14. März 1867 im Saale der Universitäts-Kupferstich-Sammlung gehalten, der mehrfach erweitert hier dem Druck übergeben wird, ist nichts weniger als eine Wiederholung der Vorlesung über Cornelius, die der Verfasser in seinem Buche: „Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert" 1857 mittheilte. Er sah ganz von jener hinweg mit dem Vornehmen, das Kunstwesen des großen Meisters so zu schildern, als es sich ihm bei Lesung der 1866 erschienenen Biographie im Gegensatz zu der daselbst gegebenen Auffassung vergegenwärtigte.

und was uns nothwendig abstoßen muß, so haben wir vorerst unser Augenmerk auf drei Punkte zu richten, es sind die Kernpunkte, aus denen sich sein Wesen so und nicht anders entwickeln konnte.

Obenan steht bei ihm eine tief religiöse Anschauung, ein Glaube, der von keinem mystischen Hauch getrübt sich frei von jeder confessionellen Zurückziehung und Einschränkung hält. Man lese Niebuhr's Briefe, in denen er von Rom aus über die Bestrebungen der deutschen Kunstgenossenschaft berichtet, ferner den Brief, in dem Voß unserem Lobeck mittheilt, wie sich der katholisch erzogene Maler dem Creuzer'schen Papismus gegenüber verhielt. Indeß meinte Cornelius, daß wenn kirchliche Gegenstände gemalt würden, der katholische Künstler gegen den protestantischen im Vortheil stünde, weil das Positive eine sichere Grundlage dem künstlerischen Gedanken biete. Von dem religiösen Moment haben wir als zweites den sittlichen Ernst zu trennen, welcher den Künstler moralisch verpflichtet, der Phantasie den Zügel anzulegen und sie vor Ausschweifungen zu bewahren und jeden Gegenstand, den er erwählt, gleichviel ob im Bereich der Mythe oder der biblischen Erzählung, der Allegorie oder der freien poetischen Erfindung nach allen Seiten hin zu durchforschen und zu durchprüfen, um ihn in der eigensten Ursprünglichkeit seiner Wesenheit oder Idee nach dem Beschauer vorzuführen. Als Drittes ist eine schneidend oppositionelle Richtung gegen den Zeitgeschmack bei ihm bemerkbar. Das Populäre verwechselte er mit dem Gewöhnlichen oder gar Gemeinen. Das Moderne war ihm das Modische, das Zufällige, das der eine Augenblick hervorruft und der andere vernichtet. Diesem in der Kunst Bleibendes, wo möglich Unvergängliches entgegenzustellen und nichts daneben gelten zu lassen, war ein Eigensinn, auf den er sich etwas zugute that. Er wollte lieber über Verkennung seiner Absichten klagen, als durch Nachgiebigkeit seines Urtheils sich Andersdenkenden anbequemen. Daß jede Zeit ihre Wünsche und Rechte habe, auf deren wenigstens theilweise Erfüllung sie dringen dürfe, konnte er nicht begreifen. So schadete er selbst der Sache, die er mit heiligem Eifer vertrat. Künste verachte er, so drückte er sich in einem Vers aus, weil er die Kunst liebe. Um nicht das Mittel mit dem Zweck, Poesie mit Vortrag zu vertauschen, hielt er nichts von Naturwahrheit, gab er wenig auf Correktheit der Zeichnung, noch weniger auf

Farbe. Die Menge fordert das Materielle, darum haßte er es und zwar über die Gebühr, so daß Geist und Materie bei ihm nicht in einander aufgeht, wie Wilhelm Schadow bemerkte, was jeder unbefangene Kunstfreund schmerzlich nachempfinden muß.

Altbürgerliche Ordnung und Zucht im elterlichen Hause und das harte Gebot der Noth und Armuth hieß dem mühevollen Dasein mit redlicher Willenskraft und unverdrossener Anstrengung begegnen, während die Verkehrtheit, mit der in seiner Jugend die Kunst gehandhabt wurde, und die bitteren Erfahrungen, die sich für ihn daran knüpften, einen Stachel in seinen Busen senkten und leicht zu Aerger aufregten.

Peter Cornelius, einer von sieben Geschwistern, wurde in Düsseldorf geboren. Das Geburtsjahr ist nun festgestellt, aber nicht der Geburtstag. Wir wissen, daß er am 26. September 1783 getauft wurde. Sein Vater war Maler und Galerie-Direktor. Aus seinem Unterricht wird der Knabe, bei dem man frühe einen ungewöhnlichen, künstlerischen Aufschwung wahrnahm, nur wenig Nutzen gezogen haben, jedoch dankte er ihm für die Lehre, daß man bei jedem Dinge, und sei es auch das geringste, lernen könne. Die Kinder spielten in den Akademie-Sälen, von deren Wänden die Gemälde mit den riesengroßen Figuren herabdräuten, die der belgische Michel Angelo erfunden hatte, namentlich die des jüngsten Gerichtes.

Peter Paul Rubens und Peter Cornelius waren am Rhein geboren, beide konnten sich der Gunst von Fürsten rühmen, die die Kunst unterstützten nicht um des Glanzes willen, sondern aus Theilnahme für sie, beide thaten sich hervor durch das Umfassende ihrer Leistungen, sie malten Kirchliches und Mythologisches, Geschichtliches und Allegorisches in zahlreichen Werken.

Rubens malte das Kirchliche im Sinn des Jesuitismus, der beflissen war, durch die Pracht eines luxuriösen Cultus eine Verklärung der katholischen Kirche zu bewirken, damit der farblose Protestantismus in Dunkelheit zurücktrete. Auf effektvolle Composition und leuchtendes Colorit kam es ihm an, ungleich weniger auf erhabene Bedeutung und religiöse Vertiefung. Wenn er Mythologisches malte, so sieht man deutlich, daß er bei den üppig schwellenden Formen der nackten Gestalten sinnliche Reizungen nicht verschmähte. Er glaubte Bildnisse von Notabilitäten dadurch

zu verherrlichen, daß er neben einen Feldherrn eine Victoria stellte, neben eine Prinzessin, welche Mutter geworden, die den Lebensfaden spinnenden Parzen. Rubens fertigte Landschaften und auch Genrestücke, wie eine Kirmeß-Lustbarkeit.

Cornelius' Vater sollte Jesuit werden, er selbst wuchs im strengen Katholizismus auf, welchem Umstand er es mit verdankte, daß er als ein zwanzigjähriger Jüngling die Bestellung erhielt, eine Kirche in Neuß mit Wandgemälden zu schmücken. Er malte sie grau in grau. Der Zauber der Farben erschien ihm stets als etwas Unwesentliches, weil sie oft durch eine Gesammtstimmung der Bedeutung des Einzelnen schadete. „Wer hat je, so sagte er, bei einem Gemälde von Raphael Farben vermißt?" Beiden war es recht, mythologische Darstellungen in Fresco auszuführen, weil sich hier die Carnation nicht lebenswahr wiedergeben läßt und dadurch das sinnlich Anziehende wegfällt. Auch Cornelius malte über einem knienden König eine Zahl höher organisirter oder durch heiligen Lebenswandel bevorzugter Wesen, aber aus dem christlichen Gedankenkreise. Er stellte es in Abrede, daß er symbolisire, da er doch nur, was die Bibel oder die heilige Tradition berichte, als vollendete Thatsache hinstelle. Das ewig schaffende Princip Gott Vater dachten sich andere Maler als einen kräftigen Mann mit braunem wallendem Haupthaar, er dagegen als Greis, von furchtbarer Gewalt in den Augen, aber mit weißem Haar, weil wir lesen: „sein Haar war weiß wie Wolle." Er malte das himmlische Jerusalem persönlich, denn in der Offenbarung Johannis erscheint es als geschmückte Braut. Wir besitzen von Cornelius keine Landschaften, Genrebilder standen ihm tief unter der Würde der Kunst. Nur ausnahmsweise verstand er sich dazu, Oelgemälde zu fertigen.

Sein Vater war bereits gestorben, als er 1805 mit der Düsseldorfer Galerie nach München kam. In den Klassen der Akademie zeichnete er nicht in der Art, wie man es verlangte und er versäumte häufig den Unterricht, da er bedacht sein mußte, für den Erwerb zu arbeiten, um den Seinigen nicht nur nicht zur Last zu fallen, sondern sie zu unterstützen. Man gab der Mutter den Rath, den Sohn, weil er kein Talent zur Malerei habe, bei einem Goldarbeiter in die Lehre zu geben. Er pries das Andenken der Mutter, die nicht in den Vorschlag einging, so mühselig ihr

auch das Künstlerleben erschien. Cornelius las als erstes Buch die Bibel. Darauf in Frankfurt, wo er mit gleichgesinnten, der Kunst ergebenen Rheinländern zusammentraf, Goethe, Schiller und Shakspeare in der Schlegelschen Uebersetzung, die 1799 erschienen war. Viele Verse prägten sich ihm als unvergeßlich ein und er liebte es, mit pathetischem Ausdruck Stellen aus den Dichtern vorzutragen. Ein Vetter Cornelius, mit dem er in gutem Vernehmen stand, ward Schauspieler und trat nachmals als Darsteller Shakspeare'scher Charaktere nicht ohne Beifall auf. Er der Maler faßte den Entschluß, Zeichnungen zu Goethe's Faust zu entwerfen. Fern lag es ihm, das Gedicht mit dem Zeichenstift zu umschreiben, er gestaltete aus ihm ein eigenes, indem er die tiefsten, fruchtbarsten Motive herausgreifend zu einem künstlerischen Rhythmus die Darstellungen an einander reihte. Später erklärte er sich gegen seine Schüler dahin: „Es taugt nichts, den Dichtern nachzudichten. Erwärmen wollen wir uns an der Begeisterung der Dichter, aber wo wir dichten, sollen wir nicht für uns dichten lassen. Scenenmalerei ist Nachdruck." Wie er sich bei dem Faust das Verhältniß zwischen Dichtkunst und Malerei dachte, glaubte er den Sinn des Dichters zu treffen und dessen Beifall zu erringen. Dies erfüllte sich Anfangs nicht in dem Grad, als er es erwarten konnte. Mehrere Jahre hindurch wurde ein Preis für die glückliche Lösung verschiedener, aus der Mythologie gewählter Themata in malerischen Entwürfen an junge Künstler vertheilt. Es geschah dies von Seiten der Weimaranischen Kunstfreunde, deren Unternehmen gegen die Romantik gerichtet war und diese nicht wollte aufkommen lassen. Cornelius sendete dreimal Zeichnungen ein, ohne daß eine gekrönt wurde, was ihn um so tiefer schmerzen mußte, als er vernahm, daß Goethe's Urtheil den Ausschlag gab. Darum verlor aber Goethe als Dichter nicht in seinen Augen und er vermehrte die Blätter zum Faust. Zu der Zeit, als das romantische Element mit den altdeutschen Sprachdenkmälern aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen und das Nibelungenlied die deutsche Ilias genannt wurde, fand sich Cornelius gedrungen, auch nach ihm große Blätter zu zeichnen. Wenn er, wie er bemerkt, von jeher „einen Zug zur Allheit" hatte, so ergriff er doch mit Vorliebe aus seinem weiten Gesichtskreise das Deutsche, um dem undeutschen, weltbürgerlichen Tone in der bildenden Kunst entgegenzutreten.

War es ihm verdrießlich, für seinen Faust lange keinen Verleger zu finden, so noch mehr, daß seine Erfindungen zu den Nibelungen unter der Hand nicht ungeschickter, aber des richtigen Verständnisses entbehrender Kupferstecher viel einbüßten. Das ersehen wir, wenn wir gegen die Blätter das Titelbild halten, das in Rom unter des Malers Augen gestochen wurde. Dieses, etwa in der Anordnung eines Fenstergemäldes, stellt die Hauptscenen des Epos zu einem Ganzen zusammen und zwar in solcher Auffassung, daß aus den äußerlich heitern Gruppen selbst der Nibelungen Noth hervorblickt, die sich in der unteren Composition in entscheidender Vollendung zeigt, wo der König Etzel thront und vor ihm Leichen über Leichen geschichtet sind. „Ich scheue mich nicht zu sagen, schreibt Niebuhr, daß auch nicht eine ähnliche Darstellung des Alterthums oder der neuern Zeit über die des Hunnenkönigs unter dem vertilgten Heldengeschlecht gestellt werden kann."

Im Jahre 1811 wanderte Cornelius nach Rom. Er fand hier junge strebsame deutsche Maler, die der Gedanke verband, all ihr Können und Schaffen dem Aufbau einer Kunst zu widmen, die nur das Große und Würdige zu Vorwürfen sich ersehen dürfe. Er dachte wie sie und erfuhr, daß schon vor ihnen ein deutscher Maler so gedacht hatte, welcher in Rom verkümmert und in Noth und Elend 1798 gestorben sei, nämlich Jacob Carstens. Dies schreckte die jungen Maler nicht ab, um trotz dem Franzosenthum, das damals gerade mit David's Theaterhelden paradirte, und den Mengsischen Grundsätzen, die bei Vielen noch als heilig galten, das endlich zu errreichen, was jener Kunstmärtyrer erstrebt hatte. Sah man doch lange Geist und Poesie allein in der Behandlung, brach doch selbst Wilhelm Tischbein in die Klage aus, er wisse, wie man, aber nicht was man malen solle. Als wenn ein Körper ohne Seele Leben zeigen kann, als wenn die sinnliche Erscheinung als etwas Getrenntes zu denken ist, als wenn nicht das zu Wählende die Form mit bedingt. Jene Maler, mit denen Cornelius sogleich einen Freundschaftsbund schloß, waren Friedrich Overbeck, Wilhelm Schadow und Philipp Veit. Nach ihnen bestand das Große und Würdige der Malerei in kirchlichen Vorstellungen, wie sie das 14. und 15. Jahrhundert in gläubiger Hingebung andachtsvoll liebte. Cornelius widersprach nicht, wenn auch seine schöpferische Phantasie in weiteren

Kreisen sich heimisch fühlte. Er ein geborner Katholik malte keine Altarbilder, wogegen Veit, der in Cöln katholisch getauft war, und Overbeck und Schadow, die in Rom zum Katholizismus übertraten, sie als das Vornehmste erachteten.

Cornelius, um es den größten Malern Italiens gleichzuthun, lenkte den Blick auf die Frescobilder ihrer Vorgänger, die in felderreichen Abtheilungen ganze Kirchen und Kapellen zierten. Raphael und Michel Angelo hatten viel Nachahmungswerthes von den alterthümlichen Wandmalereien abgesehn, für die die Theilnahme derzeit sogut wie erloschen war, so daß das Technische selbst zum Geheimniß geworden. Auf die Wiederauffindung des alten Fresco's war sein Sinnen gerichtet. War dies gelungen, so stand zu erwarten, daß wieder cyclische Darstellungen verlangt werden würden, bei welchen eine die andere erklären hilft, ferner solche, die für den Ort Bedeutung haben und ein monumentales Ansehn behaupten. So könne ein Theil der Bilder vom Ahasverus-Fluch sich erlöst sehn, während die anderen von Hand zu Hand gehend einen unseligen Kunstmarkt erhalten und daher meist auf eine müßige Augenweide berechnet sind. Das Streben krönte ein glücklicher Erfolg und die Künstler als Nazarener, wie man sie nannte, so lange verlacht, verspottet und verfolgt, sie die so lange Mühe und Anstrengung, Beharrlichkeit und Entsagung aufgeboten hatten, um dem widerstrebenden Zuge Stand zu halten, drangen endlich siegreich durch. Die ersten neuen Frescogemälde finden wir in Rom in der Casa Bartholdy. Hier ist ein großes Zimmer von Overbeck, Veit, Schadow und Cornelius gemalt mit der Geschichte Josephs und seiner Brüder. Jeder der Maler lieferte zwei Bilder. Die gefühlvollste aller Erfindungen von Cornelius finden wir hier in Joseph, der seinen Brüdern in Liebe vergiebt, was sie Böses an ihm gethan. Benjamin hängt an seinen Lippen. Einige stürzen zerknirscht zu den Füßen des Wohlthäters, andere erschrocken wissen nicht, ob sie den Worten des Friedens Glauben schenken sollen und nehmen Anstand sich ihm zu nähern. Der Beifall war allgemein, nicht größer von Seiten der Landsleute, als von der der Italiener. Wunderbar wirkte der Zauber und erleuchtete die zweifelnd Ungläubigen. Bei den Deutschen wurden Fresken bestellt, selbst von der päpstlichen Kunstadministration. Ein Marchese Massimi faßte den Entschluß, in der Art

von ihnen ie Gemächer seiner Villa malen zu lassen. Die Stoffe sollten aus den größten italienischen Dichtern geschöpft werden und so ein Dante-, ein Ariosto- und ein Tasso-Saal entstehen. Cornelius wählte Dante's göttliche Comödie, die er in Italien fleißig studirte. Er zeichnete die Cartons zu dem Deckengemälde, welches das Paradies darstellt. Einer seiner Aeußerungen zufolge, hatte, wenn auch Dante das ganze Mittelalter durchdrungen, kein Maler Bilder zu den einzelnen Gesängen geliefert, was ihm als mißlich erschien. Und das giebt sich in den Zeichnungen zu erkennen, durch welche er die acht Kreise im Himmel und ihre Bewohner zu veranschaulichen suchte. Wir haben es zu bedauern, daß er uns nicht lieber an seiner Hand die Höllenklüfte durchwandern ließ. Mannigfaltigkeit, Bewegung und Handlung hat man nicht im Empyreum zu erwarten, darum hätten aber die Figuren, alle ruhig sitzend und still vor sich hinschauend, sich weniger stereotypisch ausnehmen können. Aber das ernst Gehaltene, hehr Feierliche, sinnig Beschauliche war nicht seine Stärke und Cornelius bildet hier einen entschiedenen Gegensatz zu Overbeck, dem allein das Milde, Hingebende und Demuthsvolle gelingt, dem nur Motive zusagen, die ein seliges Verklärtsein begreifen und das Erhabene im Einfachen finden lassen. Wenn sich der Meister in der Beschränkung zeigt, so ist das Wort, wie wir nun denken, nur in so fern richtig, als das Viele als ein Allzuviel uns ein Aufhören befürchten läßt; sobald aber einer überströmenden Fülle kein Mangel folgt, so ist eine knapp berechnende Sparsamkeit nicht am Ort. Durch enge Begrenzung des Ideenkreises thut sich der schaffende strebsame Genius sichtlich Gewalt an. Dies merken wir einem Overbeck an, wie er sich auch in die klösterliche Zurückgezogenheit eingelebt hat. Gleich einem Angelico da Fiesole, wenn er auch mit ihm nicht die Zelle theilt, will er ganz Passivität sein und dennoch läßt er die Heiligen Wunder verrichten, wie sie Cornelius nie zu versinnlichen wagt. Die Befangenheit des Vortrags zieht aber der Gläubigkeit Grund und Boden hinweg. Wogegen die Gesichte in der Offenbarung Johannis, die beim Lesen wie phantasmagorische Erscheinungen an unserem Auge vorüberstreichen, in Cornelius' Darstellungen voll stürmischen Lebens Fleisch und Bein gewinnen, so daß uns bei dem Zug der apokalyptischen Reiter Schauer durchfährt und wir den verhängnißvollen Sensenschlag zu vernehmen glauben.

Cornelius malte nicht den Dante-Saal, da zugleich zwei Einladungen an ihn ergingen, nach Deutschland zurückzukehren, nämlich nach Düsseldorf, um das Direktorat der wieder neu einzurichtenden Akademie zu übernehmen und nach München, um zwei Säle in der Glyptothek zu malen. Er glaubte den Königen, die ihn beriefen, beiden zugleich, wie es jeder verlangte, in der Weise dienen zu können, daß er sich anheischig machte, im Winter in Düsseldorf den Unterricht zu leiten und im Sommer in München mit den besseren Schülern die Frescomalereien auszuführen. Man ging in den Vorschlag ein.

In den beiden Festsälen der Glyptothek, die einander gegenüberliegend als Göttersaal und Helden- oder trojanischer Saal unterschieden werden, malte er in dem einen die drei Reiche des Jupiters, Neptuns und Plutos und in dem andern die vornehmsten Vorgänge der Ilias. Nicht allein die Wände, sondern auch die gewölbte Decke ist mit Gemälden ausgestattet. Die sinnreiche Eintheilung und Zusammenstellung ist in jedem Saal von der Art, daß man ein vollständiges Epos sich entwickeln sieht vom ersten Anfang bis zur Schlußscene. Im Göttersaal erinnern vier Bilder ganz oben am Gewölbe an das Chaos und die älteste Gottheit, die die Dinge ordnet; wir erblicken Eros mit Thieren beschäftigt, die die vier Elemente ausdrücken, es folgen die vier Jahreszeiten, die uns in den Gottheiten Flora, Bacchus, Ceres und Saturn vorgeführt werden, darauf die Tageszeiten in viereckigen Feldern, an die sich dreieckige anschließen mit einer bezüglichen Mythe. Wenn wir z. B. in einem Viertel des Gewölbes Erde, Winter und Nacht unter einander erblicken, so befindet sich neben der letzten auf der einen Seite die Gruppe der Parzen, auf der anderen Hekate, Nemesis und Harpokrates. Die viertheilige Ordnung wird da, wo das Gewölbe aufhört, zu einer dreitheiligen, indem den drei Wandgemälden auf halbkreisförmiger Bildfläche an der vierten Wand ein Fenster entspricht. Unter dem Morgen herrscht Neptun, unter dem Tage Jupiter und unter der Nacht Pluto. Nicht das plastisch Zuständliche, sondern das dramatisch Bewegte entsprach der Darstellungsweise des Meisters, folglich verband er die drei Götterreiche mit der Geschichte des Herkules, des Arion und des Orpheus. Die Composition mit dem Tartarus ist unbedingt die schönste. In der Mitte thronen Pluto und Proserpina, man sieht neben

einander diejenigen, die die Strafen verbüßen, ferner die Furien und den Cerberus und doch ist noch Raum für den Charon und die drei Höllenrichter, außerdem gewahrt man Orpheus und Eurydice. Der Sänger läßt das Saitenspiel ertönen und erheitert die stummen Schatten, Sisyphus hält inne mit dem Rollen des Steins, die Danaiden hören auf Wasser zu schöpfen. Alle werden zu wohlthuendem Leben geweckt, nur die Furien neigen sich zur Ruhe und Cerberus besänftigt gähnt mit einem Kopf, indeß die beiden anderen schon dem Schlaf verfallen sind. Die ganze Wandfläche geht in Figuren auf. — Im Heldensaal ist das Gewölbe in anders gestaltete Felder eingetheilt und wie dort nicht weniger der Geschichte genügend. Im Scheitelpunkt ist die Hochzeit des Peleus und der Thetis, auf der — wenigstens für den Beschauer — als nicht geladener Gast Eris erscheint. Es folgen vier Vorstellungen mit Menelaus, Helena und Paris. Dieser entführt die Pflichtvergessene zu Schiff, dem die Furien nachziehn und ihre Fackel an der unseligen Liebesfackel anzünden. Eben so geistreich gedacht sind darüber acht Vorstellungen mit Kriegsscenen der Ilias. Unter den drei Wandgemälden ist das vornehmste das auch hier den Cyclus abschließende, Troja's Fall; Primanus liegt ermordet auf dem Boden. Die greise Hekuba erstarrt eine zweite Niobe zu Stein vor Schmerz bei dem Jammergeschick ihrer Kinder. Die erschrocknen Töchter flüchten sich zu ihr — vergeblich, denn Menelaus und Agamemnon erwählen sich aus ihrer Zahl Sklavinnen, eine ist Cassandra. Unter den Frauen übersieht man nicht die Stifterin all des Unheils, wenn sie auch reuig und trauernd an eine Säule gelehnt sich abwendet. Neoptolem ist im Begriff, Hektors kleinen Sohn über die Mauer zu schleudern. Zur Seite sieht man hier, wie um Achilles' Waffen geloost wird und dort, wie Aeneas den Anchises trägt. Klar ist es, daß bei einer solchen Fülle von Figuren kein Platz bleibt für Hintergrund und landschaftliche Umgebung. Orpheus in der Unterwelt und Ilions Untergang sind zwei Tragödien, wie sie wirksamer nicht gedacht werden können. Man fühlt sich gedrungen, sie mit denen Shakspeare's zu vergleichen. Shakspeare kann als das A und O der Erfindungen eines Cornelius genannt werden, als deren erste er Romeo und Julie, als deren letzte er die Lady Macbeth darstellte. Bei dem Dichter und dem Maler trägt die Handlung stets ein nicht zu

verrückender ethischer Grund. Es ist nicht eine Hauptperson, um die die Mitspielenden als eine Art Hofstaat gruppirt sind, sondern jede, mehr als repräsentirend, nimmt in selbständiger Charakteristik ihre Stelle ein. Es sind ihrer Viele, so daß alles das, was man unter Scenerie versteht, kaum in Anschlag kommt, aber der Gesammteindruck wird dadurch nicht benachtheiligt. Die Kunst des Protestantismus macht sich bei Shakespeare und Cornelius geltend, in der kein Absolutismus und kein Autoritätsglauben gilt, in der jedes Individuum seine Berechtigung hat und keines vorbestimmt ist als nur blindes Mittel dem Zweck zu dienen. Shakspeare nimmt noch mehr das Leben in seiner Vollheit, er der gleich groß im Tragischen und Komischen ist. Obgleich Cornelius geistreich und witzig war, beschränkte er sich im Komischen, wohl aus Furcht, in das Materielle zu verfallen und dem Erhabenen nicht genug Rechnung zu tragen. Humor und Laune beseelten ihn in trefflich komponirten Arabesken-Streifen, in einigen Darstellungen im Corridor der alten Pinakothek in München, wo er in den Gewölbe- und den angrenzenden obern Wandflächen uns die Geschichte der deutschen und italienischen Kunst in parallelisirender Reihenfolge aufrollt. Zum Lächeln reizt uns hier die eifervolle Hast, mit der Michel Angelo als Bildhauer den Marmorblock bezwingt und als Maler gemächlich, der Länge nach auf dem Gerüst liegend, das Deckenbild zu Stande bringt. Er nahm selbst nicht Anstand, im Campo Santo unter Vorstellungen ernstester Haltung das dickthuige Pharisäerthum zu verspotten und im jüngsten Gericht den sieben Todsünden, wie es sonst nicht geschieht, die Scheinheiligkeit anzureihen, und zwar im Priesterrock.

Der König Ludwig ließ in der von ihm gebauten Ludwigskirche drei Wandgemälde von ihm darstellen, die von einem Punkt aus gesehn uns nördlich den Weltheiland erscheinen lassen in der Geburt Jesu, südlich den Versöhner in der Kreuzigung und östlich den Richter im jüngsten Gericht, einer 63 Fuß hohen Composition. Vortrefflich sind in dieser die zum Theil überlebensgroßen Figuren der Verdammten und der Dämonen, insbesondere der thronende Lucifer. Mit erschütternder Gewalt ergreift das Auge das: Dies irae, ob auch im Jubelreigen durch Engelmacht Fiesole und Dante zum Himmel erhoben werden. Die obere Hälfte des Gemäldes Christus im Umkreis der Beseligten läßt uns kalt.

Michel Angelo, der schon wegen des jüngsten Gerichtes zu einem Vergleich mit Cornelius auffordert, ist in seinen Erfindungen ein durchaus anderer. Das Aehnliche besteht in dem Bruch mit dem Gangbaren, in der Großartigkeit neu erfundener Formen und in der theilweisen Herbigkeit des Vortrags. Beide isolirten sich dadurch von der Mehrzahl der Kunstgenossenschaft. Michel Angelo in dem Einsehn, daß ihm der Ausdruck überirdischer Seligkeit nicht gelinge, versuchte es nicht, den strafwürdig Befundenen gegenüber Christus in hehrer Ruhe darzustellen. Er läßt ihn in zorniger Gebärde das Verdammungsurtheil aussprechen, wodurch die Fürsprecher in die größte Aufregung gerathen. Erhabenheit in der Ruhe ausdrücken zu wollen war für Cornelius ein irrthümliches Streben.

Cornelius war 1820 nach München gegangen, wo er in fünf Jahren die beiden Festsäle vollendete. Er empfing aus der Hand des Königs den Civil-Verdienstorden und hieß seitdem Peter von Cornelius. Zugleich verstand er sich dazu, den preußischen Staatsdienst aufzugeben und Direktor der Münchener Kunstakademie zu werden.

In Düsseldorf trat nun an seine Stelle Wilhelm Schadow. Jener hat keinen ebenbürtigen Schüler erzogen, wenn wir Wilhelm Kaulbach ausnehmen, der, so bald er Ruhm durch eigene Werke erwarb, seinen Lehrer und dessen Grundsätze aufgab. Schadow dagegen errang durch seine Schüler Julius Hübner, Lessing, Hildebrandt, Sohn und Bendemann Triumphe über Triumphe durch Gemälde, die nach einander den Berliner Ausstellungen einen bis dahin nicht geahnten Glanz gaben. Ihre Namen überstrahlten für längere Zeit weit die der ersten Künstler. Die Schadow's Freunde gewesen waren, hörten es auf zu sein und machten ihm den Vorwurf, bundesbrüchig an der guten Sache geworden zu sein und durch Herabwürdigung der Kunst ihr Ansehn von der mühsam errungenen Höhe herabgestürzt zu haben. Man meinte, er liefere nur Modesachen und Luxusartikel für den Markt. Unedel genug auf seine jüdische Abkunft anspielend sprach Cornelius von dem Schacher in der Kunst. Er erkannte in der Weichheit der Düsseldorfer Bilder eine unleidliche Schwäche, in dem sinnlich Anziehenden, wenn es auch nichts Sündliches in sich schloß, eine Sünde wider den heiligen Geist. Er, dessen Streben dahin ging, die Dinge von allem Zufälligen zu entkleiden, der nichts auf kostumatische und antiquarische

Richtigkeit gab — er malte eine lachende Minerva und eine weinende Venus, den König Priamos mit der Zackenkrone und biblische Gestalten mit der Mauerkrone — sah in dem Balladenvortrag eines Lessing und Hildebrandt nur ein gefallsüchtiges Spiel mit vermeintlichen Vorzügen. Wie er keinen Zufall, so ließ er auch keinen Zwischenfall gelten und das Episodische, das die Welt entzückte, konnte ihn nicht erwärmen, der stets ein Ganzes, vom Schicksal Ueberwachtes verlangte. In seinem Groll verschüttete er das Kind mit dem Bade und wollte nicht einsehn, wieviel des Dankeswerthen im Einzelnen und im Allgemeinen die Schadow'sche Schule geleistet. Sie war es, die eine immer mehr und mehr sich verbreitende Liebe zur neuern Kunst erweckte, indem sie das Volksthümliche liebte ohne ins Gemeine herabzusteigen, das Liebliche ohne in süßlich Liebreizendes auszuarten (Wilhelm v. Humboldt bezeichnete das Wesen der Bilder mit dem Worte keusch) und die auf die seelenvolle Kraft alter Oelmalerei ihr Augenmerk richtete.

Der Exorcismus des Meisters hatte keinen Erfolg. Der Genregeschmack überwucherte die ernste Pflanzung wie in Düsseldorf so in München. Die belgischen Geschichtsbilder, überall, wo sie ausgestellt wurden, stellten, so schien es, die eigentliche Geschichtsmalerei in Frage, und das Portraitmäßige entzündete einen Enthusiasmus, dem gegenüber das Gedankenreiche, Ideale erkaltend wirkte. Das jüngste Gericht, ein Werk, das allerdings nach unseren Begriffen eher für das Schwurzimmer eines Tribunals, als für eine Kirche sich eignet, soll von Ludwig nicht günstig beurtheilt worden sein. Der Stein, den Cornelius auf das derzeitige Kunsttreiben schleuderte, versetzte ihm einen empfindlichen Rückschlag. Er erlebte es, daß in München an dem Gebäude, das zum Ruhm der neuern Kunst aufgeführt war, an der neuen Pinakothek, unter Genehmhaltung des königlichen Beschützers, von der Hand des frühern Schülers Kaulbach in außen her angebrachten Darstellungen das Kunstwirken der Nazarener, eines Cornelius, Overbeck u. a. der Verspottung preisgegeben wurde.

Im Jahre 1840 bestieg Friedrich Wilhelm IV. den Thron und berief unter den Größen Deutschlands in Wissenschaft, Poesie und Kunst auch Cornelius nach Berlin. Ihm wurde ein grandioses in Fresco auszuführendes Unternehmen in Aussicht gestellt. Es sollte ein 400 Fuß langer

Dom gebaut werden mit einem daran sich schließenden königlichen Friedhof. Wie im Campo Santo in Pisa sollte hier die volle Mauer des ringsum laufenden Arkadengangs mit Wandgemälden geziert werden. Aber der Meister war nach Berlin gekommen — um nicht zu malen, nur mit der Kohle zu zeichnen und nicht den Pinsel zu führen. War es ein unglückliches Prognostikon, das ihm ein Freund schon damals stellte, als er in der Casa Bartholdy malte und durch die unendliche Macht seines erfindenden Geistes Freude und Erstaunen erregte? „Wenn du so fortarbeitest, rief er, findest du endlich nirgend Platz mehr für deine Compositionen, so sehr geht deine Tendenz ins Ungeheure." Wenn auch der Campo Santo ein Feld, das 150 Fuß in der Länge und Breite mißt, in den Mauern ausgeführt wurde, so kam der Dombau doch nach den ersten Anfängen in Stocken. Die Zuversicht zur Fortführung trat immer weiter zurück und Cornelius' in Trauer zagende Seele webte um die Ruinen des Baues.

Wie in seinen Jünglingsjahren trieb das Feuer der Begeisterung, da er an den Entwürfen zeichnete, die Blüthen hervor in unaufhaltsamer Schnelle. Und schon 1845 übergab er die Skizzen einer überreichen Bilderfülle dem Kupferstecher, um so durch die 1848 erscheinenden Blätter dem für die Kunst sich interessirenden Theil des Publikums öffentlich das Bekenntniß auszusprechen: an mir soll es nicht fehlen, wenn die Dinge sich wieder anders gestalten. Emsig zeichnete er an den Cartons und noch kurz vor seinem Hinscheiden als 83jähriger Greis, als er nicht mehr darauf rechnen konnte, die Kohlenzeichnung jemals in Farben umgesetzt zu sehn. Am Lebensabend milder geworden, pries er in sich beruhigt es sogar als eine Gnade des Himmels, daß er die Fresken nicht gemalt habe, denn so sei es ihm vergönnt, die Gegenstände gründlicher zu durchdenken und Vieles zu verbessern. Sein Wunsch gehe dahin, die noch fehlenden Cartons in halber Größe so der Nachwelt zu hinterlassen, daß ein späteres Geschlecht, wenn sie zur Ausführung kommen sollten, nicht in den Absichten des Erfinders irren könne. Die Bestimmung über den Dombau, die wir neulich in der Zeitung lasen, sieht gänzlich vom Campo Santo ab. Die Ausführung der Fresken wird wohl nie erfolgen. Wie das jüngste Gericht nicht für eine Altarwand paßt, so hieße es den Friedhof des Friedens für verlustig erklären, wenn die Bilder der Apokalypse, un-

bedingt die ergreifendsten unter den Campo=Santo=Erfindungen, hier gesehn würden. Vor drei Jahren heftete man an die bestimmte Mauer die Cartons, um sich von dem ungefähren Effekt zu überzeugen. Es war ein außerordentlicher, aber gewiß nur, wenn man sich nicht die eigentliche Bestimmung vergegenwärtigte. Eine erhabene ist darum keine wohlthuend erbauliche Kirchhofspoesie. Mag sich an die Babylonierin, an die zerstörungswüthigen Reiter auch versöhnend das himmlische Jerusalem anreihen; aufgerissene Wunden schließen sich nicht, ohne Narben zurückzulassen. Am wenigsten können wir ein Denkmal der Art inmitten einer protestantischen Bevölkerung dulden, die schon Anstoß daran nehmen würde, den Apostel Petrus als Stifter der christlichen Kirche zu erblicken. Die Aneinanderstellung der biblischen Erzählungen, da sie nach dem Begriff und analoger Bedeutung geordnet sind und nicht nach der Zeitfolge der Ereignisse, wirken für die Anschauung zerstreuend, so erblicken wir in Bezug auf Sündenvergebung neben einander, wie die Könige zum Christkinde wallen, wie der Heiland vom Kreuz abgenommen wird und wie er die Ehebrecherin in Schutz nimmt. Die Anordnung hat etwas Verwirrendes durch die Bilder über und unter den großen Vorstellungen, durch die Frontonbilder auf Goldgrund und durch die Sockelbilder grau in grau, die gleichsam einen Altarschemel bilden und meistens Gegenstände aus dem Alten Testament enthalten, in bald mehr bald weniger glücklich gewählter Beziehung zum Hauptgegenstande.

Gegen diese Compositionen sind die, welche Cornelius sonst noch in Berlin zeichnete, von geringem Belange, so Erfindungen zu lebenden Bildern, welche bei einem Hoffest gestellt wurden, die, welche auf einem Silberschilde, einem Pathengeschenk für den Prinzen von Wales, angebracht wurden.

Cornelius wechselte vielfach seinen Aufenthaltsort zwischen Berlin und Rom, woselbst er auch wieder zum Pinsel griff, aber vornehmlich mit den Friedhofs=Bildern beschäftigt war. In Italien erfrischte er sich, erholte er sich von all dem Niederbeugenden, das ihm Deutschland darbot. Was jener Priesterin Tauris war dem Meister Berlin.

Hier war der Held des Tages Kaulbach. Im Ernsten und im Komischen gleich stark; bei seltener Leichtigkeit der Auffassung, um allen For=

men gerecht zu werden, verschmäht er es nicht, auch die zu fesseln, die für das Erhabene und Tiefempfundene keinen Sinn haben. Mit einer Heine'schen Laune persiflirt er seine eignen ernsten Anschauungen, wie wir dies in seinem Treppenhause wahrnehmen. Er schmiegt sich bisweilen dem Gefälligen und Sentimentalen, dem sinnlich Reizenden und Scurrilen mehr an, als es das Kunstwerk gutheißt. Manches Spiel seiner aufsprudelnden Phantasie will nicht mit dem ernsten Richterblick angesehn sein, den Cornelius für jede seiner Arbeiten herausfordert. Aber Kaulbach's Leistungen lassen darum nicht die Meisterhand verkennen und es ist nicht vornehm über sie hinwegzusehn; wem die universell gehaltenen Historienbilder nicht zusagen, der wird einzelne Gruppen dennoch unbedingt dem Schönsten an die Seite stellen, wem es unbequem ist, den Sinn der Bilderfriese zu entziffern, der wird in seinem Reinecke Fuchs volle Befriedigung finden. Ist es richtig, daß Cornelius niemals im neuen Museum gewesen, daß er sich nicht gedrungen fühlte, auch nur in technischer Hinsicht von der Wirkung der stereochromatischen Malerei sich zu unterrichten?

Er blieb sich gleich und beharrte fest bei seinen Ansichten. Als nach einer Rückkunft aus Rom 1858 ihm in Berlin ein Fest veranstaltet wurde, auf dem er in der feierlichen Anrede an ein Wort des Aristoteles erinnert wurde, es wohne die Seele in den Fingern, so erwiderte er, er für seinen Theil habe die Erfindungen nicht mit der Hand gemacht, sondern mit dem Kopf und Herzen. Möglich ist es, daß hier ihm ein Witzwort in den Sinn kam, mit dem er selbst ehedem in der Casa Bartholdy die mitarbeitenden Künstler abfertigte, die vor ihm eine hohe Statur voraushatten. „Bei euch ihr Freunde, sagte er, geht Alles auseinander, bei mir ist Kopf und Herz zusammengewachsen und daher die Concentration."

Am Sarge des am 6. März Dahingeschiedenen stand einer der Cartons, der, auf dem Thomas neben den Aposteln vor Christus kniet, und seine Seitenwunde berührt, es standen Lorberbäume und Palmen umher, bezeichnend für diejenigen, die an seiner Größe keinen rechten Glauben haben, bezeichnend für seinen Ruhm und sein Märtyrerthum.

Am 21. März wurde dem verewigten Meister in München in der Ludwigskirche eine Todtenfeier gehalten. Von dorther war ein Bildhauer nach Berlin abgesendet, um Baierns Künstlerthum bei dem Begräbniß zu vertreten.

Dieses, am 9. März gehalten, war kaum feierlich zu nennen. Wenn in dem Trauerzuge auch zwei königliche Wagen gesehn wurden, so wurde mancher Künstler in ihm vermißt. Drei Redner ließen sich vernehmen — die Parentation des Probstes war wenig erbaulich — aber Berlin im Ganzen verhielt sich theilnahmlos. Für das Volk, wenn die Schmerzenskunde ihm zur Kenntniß kam, war er, der größte aller mitlebenden Maler, längst todt und begraben.

Vom frisch geschütteten Grabe aus überblicken wir noch einmal seine Thätigkeit. Zwei Bücher tragen seinen Namen. Der Verfasser des einen[1]) befand sich in der letzten Zeit viel in Cornelius' Hause. Pietätisch werden alle seine Erzeugnisse gelobt, nicht beurtheilt, sondern die Zulässigkeit der getroffenen Wahl bei jedem von ihm behandelten Gegenstande gedankenreich auseinandergesetzt. In der Künstlerwelt nahm er, so heißt es, eine selbständige Stellung als Maler ein, indem er wie Thorwaldsen und Schinkel, mit denen er eine Trias ausmachte, es verstand, das deutsche Element mit dem antiken Geist zu durchbringen und so die Vermählung des Faust mit der Helena zu feiern. — Wenn er auch mit Thorwaldsen verkehrte, in London im Original die Marmore des Phidias sah, so ist doch das Antike, die Denkart eines Thorwaldsen in seinen Gemälden eben so wenig bemerkbar, als in denen Overbeck's, welcher letztere den Alexanderzug des dänischen Bildhauers für den Stich zeichnete. Bei einem Fest, das in Rom dem König Ludwig, als er noch Kronprinz war, von den deutschen Künstlern gegeben wurde, sah man auf Transparenten, wie die Mauern Jericho's zusammenstürzten und wie der Augiasstall gereinigt wurde und hatte die Vorstellungen dahin zu deuten, daß sobald die neuen Priester der Kunst in die Posaune stießen, die Akademien unrettbar wankten und zugleich die antiken Modellstatuen weggeschwemmt wurden. Wenn wir auf die Verschmelzung des Modernen mit dem Antiken, des Deutschen mit dem Hellenischen etwas geben, so ist nur ein mittelbarer Einfluß anzunehmen. Es ist die deutsche Dichtkunst des goldenen Zeitalters, die überall auf das Altklassische hinwies und den Kunstjünger die-

---

[1]) Cornelius der Meister der deutschen Malerei. Von Herman Riegel. Hannover 1866.

sem zuführte. Während Goethe und Schiller voll edlen Selbstbewußtseins vorwärts strebten, um die höchsten Preise in der Poesie zu erringen, wollten sie in den bildenden Künsten nur einen Abglanz der untergegangenen Herrlichkeit anerkennen und ihnen keine Selbständigkeit zugestehn. Genährt von der Frucht echt poetischer Größe mußte Cornelius' Seele da der Wunsch erheben, die freie Erfindung auch für die Kunst zu beanspruchen, den Lebensnerv des höhern Strebens. Das Antike in seinen Compositionen ist die Klarheit und im klaren Ausdruck des poetischen Gedankens entwickelt sich das Schöne, wie wir es bei Goethe wahrnehmen. Niebuhr sagte, Cornelius sei unter den Malern, was Goethe unter den Dichtern. — Erst in diesem Jahr erschien das zweite Buch[1]) als er bereits heimgegangen war. So wurde ihm eine Kränkung weniger bereitet. Wenn der eine der Biographen sich unwürdig über Alles ausläßt, was nicht zu Cornelius' Apotheose gereicht, so behandelt der andere unwürdig selbst den Meister, um als Beurtheiler sich über den zu Feiernden zu stellen. Aber an einem Genius darf man sich nicht reiben wollen, der zürnend der rücksichtslosen Begegnung ausweicht. Nie erreicht der Höhen Gipfel, wer sich an kleinen Unebenheiten stößt, nie hat die Kraft, ein großes Ganzes zu erfassen, wer Lust daran findet, sich von geringfügigen Einzelheiten zerstreuen zu lassen. Bei Cornelius, der, wie es im Eingange lautet „auf jedem Blatt eine Flammenschrift schreibt und noch bis auf den heutigen Tag alle seine Vorgänger und Zeitgenossen an Schwung und Begeisterung weit hinter sich läßt" ist es leicht, wie wir es im Buche finden, Uebelgerathenes, zu Großes und zu Kleines zu verzeichnen. Wer wird sich die Mühe geben, die vermerkten Angaben zu prüfen? Aber schwer fällt es, ungeahndet zu lassen, wenn von „chinesischen Füßchen" gesprochen wird, von Händen gleich „aufgeblasenen Handschuhen", von einer „Lockenwurst" auf dem Haupt der Polyxena, von Neoptolems „Kuhbeinen". —

Wir sehn als drei Sterne erster Größe am Himmel der neuern deutschen Kunst die Namen Thorwaldsen, Schinkel und Cornelius leuchten, da es kaum Anstoß geben dürfte, dem ersten Baumeister und dem ersten Bildhauer als ebenbürtigen Maler Cornelius zur Seite zu stellen. Wenn wir

[1]) Peter von Cornelius. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Berlin 1867.

bis dahin Cornelius mit einer Zahl verschiedener Künstler verglichen, so bleibt jetzt noch die Frage zu erörtern, worin besteht das Eigenthümliche seiner Schöpfungen? Dreierlei scheint sich als vornehmlich charakteristisch hervorzuheben. Zuerst eine edle Erhebung als einen Wiederschein glücklicher Zeitverhältnisse, die bei dem Eintritt in jede neue Phase des Künstlerthums ihn empfing, damals als die deutsche Dichtkunst den Gipfelpunkt errang, damals als die Segnungen der beendigten Freiheitskriege auch der Kunst Theilnahme und Gewinn zuwandten, damals als Ludwig I. seine Residenz zur Residenz der wiedererstandenen Kunst erhob, damals als die höchsten Erwartungen einen sichern Halt am Thron Friedrich Wilhelms IV. zu finden schienen. Dann ist bezeichnend für Cornelius das Uebergewicht der geistigen Kraft, die die Gemüths-Innigkeit zurückhielt mehr als bei irgend einem Darsteller kirchlicher Aufgaben. Das Wort des Dichters und den Spruch der Bibel, wie ergreifend sie auch sein mögen, stellt er historisch, durchaus objektiv dar. Darum bewegt es uns nicht, wenn Siegfried ringt, vom Todesgeschoß durchbohrt, wenn der Jüngling von Nain zum Leben erwacht. Jedes seiner Kunstwerke hielt sich wie die Antike fern von dem, was wir unter Stimmung verstehn. Das dritte Besondere zeigt sich darin, daß Cornelius jeden Gegenstand von jeder Seite beleuchtete, nicht wie andere Maler, um das dankbarste Motiv aufzufinden und von diesem heraus das Vereinzelte als ein Ganzes zu gestalten, sondern um durch die Wirkung der mannigfaltigsten Motive das Thema in Gedankenreihen aufzufassen. Der Mittelpunkt liegt nicht in einer Figur, sondern vielmehr in der Idee, die das Verschiedene der Composition zusammenhält. Wir entdecken im Keim Blüthe und Frucht, in der That den Lohn, im menschlichen Treiben die Hand des Schicksals. Unzertrennlich ist von solchem Verfahren ein Sinn für architektonische Gliederung und dies erkennen wir nicht allein da, wo es vergönnt war, Felder an Felder zu fügen, Blätter an Blätter zu reihen, sondern auch in den einzelnen Bildern, wie im jüngsten Gericht. In der Gruppirung erscheint uns ein Universum, eine Welt, in die wir uns mit stets sich steigerndem Vergnügen hineinleben, wenn sie uns auch Anfangs fremd bedünkt. Wir schauen Ursache und Folge, Trost und Segen, Fluch und Verderben.

Man hat Cornelius einen vereinsamten Künstler genannt, einen Meister ohne Schüler. Was nicht dem Lebenden, wird dem Todten gewährt werden; echte Schüler werden ihm einst den Dank zollen, durch den er mit seiner Kunstverbrüderung das Andenken eines Carstens ehrte. Vielleicht liegt es nicht mehr gar zu fern, daß wir in den Bildersälen, übersättigt von Genre und Landschaften, das Auge gern werden auf Vorstellungen ruhn lassen, die uns das Höchste der irdischen Schöpfung, den Menschen zeigen in seiner Beziehung zum Göttlichen.

Kant und die Kantgesellschaft.

Rede an Kant's Geburtstag, den 22. April 1867, in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg gehalten

von

Dr. August Hensche.

Bereits an einer andern Stelle ist heute der Geburtstag Kant's gefeiert worden. Viele von Ihnen sind Zeugen dieser Feier gewesen. Durch diesen Umstand glaube ich entschuldigt zu sein, wenn ich heute eine Pflicht, der ich auch persönlich nicht hätte genügen können, bei Seite setze und, anstatt den Lehrsätzen des Philosophen gerecht zu werden, von dem Landsmanne, von dem Mitbürger, von dem einstigen Tischgenossen rede und in kurzem historischem Rückblick die Beziehungen dieser Gesellschaft zu Kant Ihnen vorlege.

Als Kant am 12. Februar 1804 seine irdische Laufbahn vollendet hatte, beeilten sich seine Freunde der Welt zu zeigen, ein wie großer Verlust sie getroffen. Nicht seine Verdienste als Philosoph, nicht seine großen Siege im Reich der Gedanken wollten sie der Mitwelt ausposaunen. Das überließen sie den eigenen Werken Kant's, die am beredtesten das Lob des Denkers verkündeten. Nein — es drängte sie dem dahingeschiedenen Freunde und Mitbürger in wehmüthiger und freudiger Erinnerung ein Gedenkblatt auf das Grab zu legen. Sie, die Kant nahe gestanden hatten im Leben, wollten auch den Fernstehenden zeigen, was die Welt in ihm als Menschen verloren. Sie wollten bezeugen, daß Kant nicht allein der Mann des Wortes, sondern auch der Mann der That war, der die Wahrheiten, die ihm sein rastloser Forschergeist aufdeckte, gleich zuerst zur Richtschnur des eigenen Lebens machte.

So entstanden in rascher Folge schon in demselben Jahre jene Aufzeichnungen von Borowski, Jachmann, Wasianski, Hasse, die, obwohl sie nicht auf den Namen vollständiger Biographieen Anspruch machten, doch ein treues Bild des Mannes uns überliefert haben. Schon zwei Jahre vor Kant's Tode war anonym eine kurze Lebensskizze Kant's[1]) erschienen; aber diese, ob sie gleich auch den Verdiensten des Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, fand den Beifall Kant's und seiner Freunde nicht. Eine Biographie bei Lebzeiten hielten sie geradezu für eine Indiscretion. Die Anonymität des Verfassers machte auch einen üblen Eindruck und, da derselbe nicht in dem engeren Kreise von Kant's Freunden vermuthet wurde, so konnte ihm auch leicht manche Unrichtigkeit nachgewiesen werden. Ein gleich ungünstiges Urtheil, aber gewiß mit viel größerem Rechte, erfuhr eine andere im breitesten Style auf 4 Bände angelegte Biographie, die von Leipzig aus auch bereits im Jahre 1804 zu erscheinen begann.[2]) Der Verfasser hat Kant nie persönlich kennen gelernt und hat aus der für damalige Zeit weiten Entfernung ein biographisches Zerrbild gezeichnet, wie solches immer zu Stande kommt, wenn die Zuträgereien einer anekdotenhaschenden Menge kritiklos unter die Farben zu dem Bilde gemischt werden. Den Vorwurf der Indiscretion durch Mittheilung einer biographischen Skizze noch vor Kant's Tode hätte einer seiner intimsten Freunde, Borowski, sich ebenfalls leicht zuziehen können. Aber Kant's deutlich ausgesprochene Abneigung hielt ihn davon zurück. Durch die rücksichtsvolle Art, mit der Borowski diesem Winke folgte und durch den vortheilhaften

---

[1]) Von dem hiesigen praktischen Arzt Dr. Joh. Christoph Mortzfeld. R.

[2]) Obgleich Heinsius in seinem Bücher-Lexikon 4 Bände als erschienen aufführt, so ist doch zu bezweifeln, daß Bd. 3 und 4 je herausgekommen sind. Alle Bemühungen, ihre Existenz zu ermitteln, sind bisher vergeblich gewesen. Ebenso wenig hat man den Namen des Verf. zu entdecken vermocht. Scheffner, als er den ersten Band dieser in ihrer Art, die allerdings von der sonst bei Biographien gewöhnlichen durchaus abweicht, ganz verdienstlichen Biographie mit Vergnügen gelesen hatte, schreibt den 8. Aug. 1804 an seinen und Borowski's Freund, Diaconus Lüdeke in Berlin: „Haben Sie schon den 1. Bd. von Kants Leben gelesen? er gefällt mir sehr. Einiges ist unrichtig; ich setz es dem Magdeburgschen Mellin auf die Rechnung, denn er ist mit Kant's Schriften durch und durch bekannt, und saugt aus ihnen kein unnützes Gift wie der gute Nicolai, der das Schubben an der neuen Philosophie überhaupt nicht lassen kann und seine eigene Haut dadurch krätzig macht." R.

Umstand, daß in Folge dieses Projekts eine geschriebene Biographie Kant's eigener Begutachtung unterbreitet werden konnte, hat jene beabsichtigte Indiscretion, die heutzulage wohl auch nicht so strengen Tadel zu fürchten hätte, sich für uns gewinnbringend gestaltet.

Bei Keinem wurde die Feder durch Liebe und Verehrung zu so rührender Sprache geführt als in den Aufzeichnungen des Pfarrers Wasianski, dem die schöne aber auch beschwerliche Aufgabe zugefallen war, als häuslicher Berather und Verwalter dem hinfälligen und für die kleinen Bedürfnisse des Lebens hilflosen Greise zur Seite zu stehen. Während Wasianski sich bemüht den Beweis zu geben, wie sehr Kant durch persönliche Liebenswürdigkeit alle Herzen gewann, stellt er zugleich unbewußt sich selbst ein beredtes Zeugniß aus seiner aufopfernden Anhänglichkeit und Freundschaft. Immer sinnt er darauf, was er dem Manne für Bequemlichkeiten und Erleichterungen schaffen könne. Täglich spricht er wenigstens einmal vor, um anzufragen, ob irgendwo zu helfen wäre und doch vermeidet er, wo es geht, einen Einfluß auf seine Entschließungen auszuüben oder gar Kant denselben fühlen zu lassen. Wenn in einer wichtigen Frage ihm die Entscheidung oblag, so eilte er erst zu den anderen Freunden, um deren Rath einzuholen. Als Kant's neuer Diener introducirt wurde, war er schon Morgens vor 5 Uhr da, um den ersten Hilfeleistungen beim Aufstehn vermittelnd beizustehn. Kurz — ein Bild uneigennütziger Freundschaft zeigt sich hier, durch welches der Werth der Person, der diese Opfer gebracht werden, deutlicher herauszuerkennen ist, als durch hochtrabende Lobpreisungen.

Nur Einer,[1]) der sich einen billigen Verehrer Kant's nannte, und der — vielleicht im Vorgefühl der Unhaltbarkeit seiner Angriffsstellung — es vorzog, sich hinter Anonymität zu verstecken, hat sich beflissen, das Lob des Mannes bis auf Loth und Quentchen abzuwägen. Eigenheiten des Greises, die jeder wahrhaft billig Denkende dem Alter und dem Verdienst gern zu Gute hält, bringen diesen billigen Verehrer zu mitleidigem Achselzucken. Er vindicirt nach Gall's Lehre, die damals für Alles Rath schaffen mußte, dem Kopfe Kant's einen besonders geräumigen Platz für das Organ

[1]) Der Professor der Medicin Joh. Dan. Metzger. R.

der Eigenheiten und bemüht sich zuletzt aus dieser Summe der Eigenheiten Kant als den vollendeten Egoismus zu entpuppen! Es lassen sich jetzt die Motive zu solchen Angriffen nicht mehr nachweisen; jedenfalls hat Oppositionslust gegen Hasse den Haupthebel dazu in Bewegung gesetzt, und nach der Einleitung zu der kleinen Schrift scheint es nicht unmöglich, daß der billige Verehrer nur darum ein solcher geworden ist, weil es ihm nicht geglückt war, zu der Zahl der Tischgenossen Kant's gezählt zu werden.

Leider berühren in jenen Mittheilungen der Freunde die eingehendsten Schilderungen mehr den hinfälligen Greis als den in der Vollkraft der Entwickelung stehenden Mann. Die Schilderungen waren eben von Freunden, die Kant erst in den letzten Jahren besonders nahe standen und die ihn überlebten. Seine älteren Freunde starben meist vor ihm und sind uns ein lebensvolles Bild aus der Blüthe seiner Jahre schuldig geblieben. Am deutlichsten treten seine Züge in den Schriften v. Hippel's hervor. Kant liebte es nicht im geselligen Kreise den Philosophen in den Vordergrund zu stellen: alle anderen Themata zog er einem Disput über Philosophie vor. Seine Unterhaltungen im Freundeskreise, seine Tischgespräche waren für ihn Erholungen vom Denken und doch waren sie so reich ausgestattet mit gründlichem Wissen, treffenden Bemerkungen, feinen dialektischen Wendungen und sprudelndem Humor, daß, wenn sie aufgezeichnet wären, sie noch für viele dii minorum gentium ausgereicht hätten als Ideencapital. Sie waren, wie ein späterer Biograph bemerkt, die Blüthen aus dem Garten seiner Gedankenwelt, die frisch gebrochen auf Augenblicke ergötzten, aber nicht zur Frucht reiften. Der Bruchtheil, der uns aus dieser Gedankenfülle überliefert ist, ist im Verhältniß zu der Zahl der Biographen überraschend klein. Nachtheilig scheint sogar der Verkehr der verschiedenen Autoren untereinander eingewirkt zu haben, denn wir begegnen bei fast Allen derselben kleinen Auswahl von Mittheilungen und Anekdoten, die zum Theil sogar nur einen schwachen Beitrag zur Charakteristik des Mannes liefern. Doch wenn uns hier seine Freunde etwas im Stiche lassen, so ist in Kant's eigenen Werken reichlicher Ersatz zu finden, besonders in seinen kleineren Schriften. In seinen Briefen, in seinem fragmentarischen Nachlaß, in den kleinen Gelegenheitsaufsätzen, in seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, vor Allem

in der Abhandlung „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik" tritt uns die liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes unmittelbar entgegen.

Ein erschöpfendes Gesammtbild aus diesem vorliegenden Material zu geben, kann hier nicht meine Aufgabe sein; nur für einzelne Grundzüge seines Charakters will ich daraus die Beläge liefern.

Seine Rechtschaffenheit. Nach Geld und Ruhm hat er nie die Hand ausgestreckt. Spät genug wurde ihm eine seinem Verdienst entsprechende amtliche Stellung zu Theil. Nie hat er für sich selbst etwas erbeten. Er verschmähte es, irgend eines der damals durch den allgemeinen Gebrauch gebilligten Mittel in Anwendung zu bringen, um sich der Nachachtung der Großen zu empfehlen. Wenn Kant bei seinem Tode ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterließ, so war die geringe Zahl seiner Bedürfnisse hauptsächlich daran Schuld. Gehaltserhöhungen erhielt er ohne sein Vorwissen. Für die zweckmäßige Anlage seiner Ersparnisse sorgten auch ohne sein Zuthun seine treuen Freunde, die Kaufleute Green und Jacobi.

Sein patriotischer Sinn. Kant hatte eine solche Anhänglichkeit an unsere Vaterstadt, daß er jeden noch so ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach auswärts ausschlug. Als eine die religiösen Fragen berührende Schrift im Auslande gedruckt werden sollte, verlangte er ausdrücklich die Vorlage derselben bei der obersten Censur-Behörde in Berlin, um nicht den Verdacht der Contrebande auf sich zu laden. Als zuletzt in trüben Tagen ihm jedes freie Wort über Religion vom Catheder untersagt wurde, verstummte sein Mund willig und ohne Klage.

Sein Wohlthätigkeitssinn. Bettelei in jeder Form verabscheute Kant und rügte sie strenge. Aber geheim spendete seine milde Hand reiche Gaben. Seine Verwandten erhielten von ihm jährlich reichliche Unterstützung. Als sein langjähriger Diener Lampe entlassen wurde, schuf er ihm ein sorgenfreies Leben, ohne Rücksicht darauf, daß jene Entlassung nur eine Folge selbstverschuldeter Unbrauchbarkeit war.

Sein warmes Freundschaftsgefühl. Kant schätzte bei Jedermann Verdienst und Kenntnisse. Streit mit der Feder und in Worten vermied er geflissentlich. Wer etwas werth war, hatte auch sein Herz ge-

wonnen. Die große Zahl seiner Freunde, unter denen auch viele Männer waren, die über Philosophie und Religion weit anders dachten, als er, beweist dieses zur Genüge.

Sein bescheidenes Wesen gepaart mit Goethe'schem Selbstbewußtsein. Nicht besser können diese Eigenschaften bekräftigt werden, als durch den Hinweis auf die schon früher einmal an diesem Platze citirte Vorrede zu Kant's Erstlingswerk: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte." Charakteristisch ist auch jene Anekdote, wie Kant eine Einladung bei einem guten Freunde ausschlug, weil man ihn dort mit einem durchreisenden vornehmen Manne bekannt machen wollte, während dieser sich nicht hatte dazu entschließen mögen, Kant im eigenen Hause aufzusuchen. Wie bescheiden und rücksichtsvoll Kant war, tritt auch aus einzelnen kleinen Zügen klar hervor. Die Einladungen zu seiner Tafel erfolgten immer erst am Morgen desselben Tages, um zu vermeiden, daß Jemand durch ihn einer anderen Einladung verlustig gehe. So weit ging seine Aufmerksamkeit gegen seine Tischgäste, daß er ihre Lieblingsgerichte und bevorzugten Weinsorten sich notirte.

Den Vorwurf, daß Kant in der Unterhaltung Widerspruch nicht duldete, findet man mehrfach ausgesprochen. Ein Mann, der so viele Fragen des Lebens bis zu den scheinbar geringfügigsten herab durchdacht hat, der auf allen Gebieten des Wissens eine erstaunliche Fülle positiver Kenntnisse erworben hat, der deswegen überall, wo er hinzutritt, ungesucht Centrum und Leiter des Gesprächs wird, kann sich den Vorwurf des Rechthaben-Wollens gar leicht zuziehen. Tadelnswerth wird solches, wenn Eigensinn, Dünkel und absichtliches Verschließen gegen die bessere Einsicht die Triebfedern dazu abgeben. Wie weit Kant von solchen Vorwürfen entfernt war, wird durch ein Beispiel, das ich einem späteren Biographen entnehme, treffend illustrirt. Eines Tages hatte er über einen Gegenstand aus der Physik mit Prof. Reusch disputirt. Am nächsten Tage fand er, daß er sich bei einer zu Grunde gelegten Behauptung geirrt habe. Sofort schrieb er ein Billet an Reusch, in dem er seinen Irrthum eingestand und wegen seines Widerspruchs um Vergebung bat, mit den Worten schließend: „ich hätte freilich einem Meister in der Kunst eher als meinem eigenen Gedächtnisse Glauben beimessen sollen."

Auch für den geselligen Verkehr war Kant's Benehmen durch feste Grundsätze geregelt; eine Stelle aus seinem fragmentarischen Nachlaß giebt beispielsweise davon Zeugniß. Sie lautet: „Das Merkmal der Geselligkeit ist sich nicht jederzeit einem andern vorzuziehen. Einen Andern sich jederzeit vorzuziehen ist schwach. Die Idee der Gleichheit regulirt Alles. In der Gesellschaft und den Gastmählern erleichtern Einfachheit und Gleichheit und machen sie angenehm."

Aus all diesen Zeugnissen geht unwiderleglich hervor, daß Kant nicht der Gelehrte war, der durch die Gedankentiefe seiner Schriften sich nur fernstehende Bewunderung erwarb. Schon durch den fesselnden Strom seines Vortrages vom Catheder fühlten sich die Hörer zu ihm hingezogen. Die allgemeine Liebe umgab ihn im persönlichen vertrauten Umgange. Für Alle waren die Stunden an Kant's gastfreier Tafel reiche Quelle der Belehrung und des Genusses, weil er die Hörer ebenso durch den Inhalt als durch die Form ergötzte. Ihren Culminationspunkt erreichte die Geselligkeit an Kant's Geburtstage, an welchem er den Kreis der Eingeladenen zu erweitern pflegte, so weit es seine einfachen häuslichen Einrichtungen gestatteten und so weit er es für passend hielt, ohne die wahre Form der Geselligkeit d. h. eine gemeinschaftliche Unterhaltung zu beeinträchtigen. Die Erinnerung an diese Tage war besonders lebhaft im Gedächtniß der überlebenden Freunde und sie hat die alljährlich zur Feier von Kant's Geburtstage wiederkehrenden Festmahle begründet, wie uns ein solches heute vereint. Schon im Jahre nach Kant's Tode 1805 berief Dr. W. Motherby 22 ehemalige Tischgenossen [1]) zu einer solchen Feier. Man kam in Kant's ehemaligem Hause zusammen, das zur Zeit einem Gastwirth gehörte. Dieß Wiedersehen auf der alten geweihten Stätte erneute bei Allen den Schmerz

[1]) Die Namen dieser 22, die sämmtlich die Aufforderung annahmen, sind: Prof. Kraus, Prof. Pörschke, Kriegsrath Scheffner, Reg.-Rath Vigilantius, Consist.-Rath Hasse, Reg.-Rath Schreiber, Med.-Rath Hagen, Prof. Gensichen, Stadtrath Buck, Diaconus Wasianski, Pfarrer Sommer, Dr. Jachmann, Ober-Stadt-Inspector Brahl, Nicolovius, Jacobi, Gaedecke, Dr. Laubmeyer, Dr. Reusch, Consist.-Rath Staegemann, J. Motherby, Rector Hamann, Reg.-Assessor Reusch. „Diese Gesellschaft wird", wie W. Motherby in dem Circular ausdrücklich schreibt, „genau die nämliche sein, die Kant selbst den letzt von Ihm erlebten Geburtstag zu feiern, um Sich berief; sie wird also völlig gleich gestimmt und harmonisch sein." R.

um den Verlust des Dahingeschiedenen, so daß nach dem Bekenntniß aller Theilnehmer eine wehmüthige Stimmung den Kreis beherrschte. Seitdem ist dieses Fest alljährlich bis heute wiederholt. Ueber die Feier der folgenden 4 Jahre (1806—9) schweigen zwar die Akten, doch ist sicher anzunehmen, daß gerade in dieser ersten Zeit die Feier regelmäßig stattgefunden habe; auch finden wir in den Akten aus dem Jahre 1810 für 6 durch den Tod abgerufene Mitglieder bereits 7 neue eingetragen. Die Ergänzung der Mitglieder wurde zunächst aus der Zahl der ehemaligen Schüler Kant's vollzogen. Bald wurde auch dieses schwierig und man dehnte dann die Aufnahmeberechtigung auf alle diejenigen aus, die sich als seine Freunde und Verehrer bekannten. — Die Kantgesellschaft ist so glücklich, keine Statuten zu besitzen, sondern sie regelt ihre Angelegenheiten nach dem Bedürfniß des Augenblicks. Beschlüsse sind öfter gefaßt worden. Man ist aber auch ebenso oft davon abgewichen, ohne sich Gewissensvorwürfe zu machen, wenn das allgemeine Interesse es erforderte. So schlägt im Jahre 1813 der Festordner vor, die Mitgliederzahl auf 20 zu normiren. Der Vorschlag ist schon im nächsten Jahre nicht befolgt worden. Eine Zeit lang wurde die Aufnahme neuer Mitglieder durch bald geheime bald offene Abstimmung auf herumgehenden Listen bewirkt. Dieser Modus wurde im Jahre 1828 aufgegeben und auf Anregung des Dr. Jachmann bestimmt: 1) daß die Zahl der Mitglieder nicht 30 übersteigen dürfe und 2) daß die Aufnahme neuer Mitglieder durch den jeweiligen Festordner (Bohnenkönig) unter dem Beirath seiner beiden Minister d. h. seiner Tischnachbarn, vollzogen werde. Vorschläge dazu stünden jedem Mitgliede der Gesellschaft frei. Die feste Normirung einer Mitgliederzahl erwies sich bald als hinderlich für das Gedeihen der Gesellschaft. Oefter war bei vielfachen Verhinderungen die Zahl der Fest-Theilnehmer so klein, daß die festliche Stimmung darunter litt. Man suchte diesem Uebel 1838 durch die Bestimmung abzuhelfen, daß für jedes Mitglied, das dreimal gefehlt hatte, ein permanenter Stellvertreter durch den Bohnenkönig und seine Beisitzer substituirt werden dürfe. Diese offenbare Umgehung des Beschlusses von 1828 zeigte auch bald ihre Inconvenienzen, so daß schon 1844 der damalige Bohnenkönig, gedrängt von seinen Ministern und nicht interpellirt aus

der Gesellschaft die Zahl wieder frei gab. Zuletzt ist 1865 der Vorschlag gutgeheißen, die Mitgliederzahl allmählig bis auf 50 steigen zu lassen.

Die Pflichten des Bohnenkönigs — in dieser Gemeinschaft hat nur der König Pflichten — lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Er hat die Anordnungen für die nächste Festfeier zu leiten. Er hat dafür zu sorgen, daß bei dem Mahle des Gefeierten durch eine Festrede oder durch einen Vortrag aus seinen Schriften gedacht werde. Die Akten der Gesellschaft und das ihr sonst gehörige Eigenthum, einige geschenkte Drucksachen, einige Kant-Reliquien und ein Porträt Kant's in Oel gemalt (1856 von der Gesellschaft angekauft) kommen in seine Verwahrung. Die Aufnahme neuer Mitglieder wird von ihm in der schon erwähnten souveränen Weise unter Beirath seiner Minister vollzogen. Ueber alle Jahresbegebenheiten der Gesellschaft liefert er am Schluß ein Protokoll zu den Akten. Wer einmal Bohnenkönig geworden, muß das folgende Mal, wenn ihn der Zufall wieder dazu bestimmt, ablehnen und tritt dann die Würde auf dasjenige Mitglied über, welches, ihm zunächst zur Rechten sitzend, das Amt noch nicht verwaltet hat.

Ihr nächstes Ziel suchte diese Gesellschaft darin, das Andenken an Kant im Freundeskreise wach zu halten und zu pflegen. Sie ist aber auch öfter aus diesem engen Rahmen herausgetreten und hat sich ganz besonders berufen gefühlt, Vermittlerin zu sein, daß die ganze Nachwelt seiner Verdienste eingedenk bleibe. Der hundertjährige Geburtstag Kant's 1824 wurde zu einem großen Feste auserſehen, an dem viele Männer aus Stadt und Provinz sich betheiligten. In unseren Akten ist ausführlich mitgetheilt, wie unter umsichtiger Leitung des Tribunals-Rath Ehm dieses Fest mit Gesängen, Festreden, Gedichten und reichem äußerem Schmuck in würdiger erhebender Weise begangen wurde. Weiter gaben die Geldüberschüsse aus der Jubelfeier die Mittel zur Vertheilung milder Spenden her. Es wurde daran die Gründung eines dauernden Unterstützungsfonds geknüpft, gebildet durch Jahresbeiträge. Daraus ist als besonders verdienstliches Werk die Unterstützung eines in ärmlichen Verhältnissen lebenden Schwestersohnes von Kant, des Schuhmacher Kröhnert hervorzuheben, der von 1829 bis zu seinem Tode August 1831 monatlich 3 Thlr. erhielt. Nach seinem Tode wurde das noch vorhandene Capital (23 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf.)

seiner Tochter, der verwittweten Klempnermeisterfrau Louise Charlotte Steil, übermacht. — Auch die Conservirung von Kant-Reliquien aller Art hat sich diese Gesellschaft angelegen sein lassen. Die Festreden, die öfter den Umfang wissenschaftlicher Abhandlungen annahmen, haben auch zuweilen, durch den Druck veröffentlicht, die Grenzen dieses Kreises überschritten und überallhin fruchtbringenden Samen ausgestreut. Die beiden Herausgeber von Immanuel Kant's sämmtlichen Werken aus dem Jahre 1838 gestehen ebenfalls, den ersten Impuls dazu aus diesem Kreise empfangen zu haben. Auch in anderer monumentaler Form hat die Gesellschaft den unsterblichen Mann der Mit- und Nachwelt vor Augen geführt. Im Jahre 1810 wurde durch sie die Büste Kant's unter feierlichem Universitätsact in der damaligen Aula aufgestellt. Zur Jubelfeier wurde die Gedenktafel an Kant's Hause angebracht und zu der Umwandlung des Namens jener Straße in „Kantstraße" die erste Anregung gegeben, wenn auch erst viel später auf erneuten Antrag durchgesetzt. — An dem erst vor wenigen Jahren vollendeten Denkmal Kant's in Erz und Granit hat, wie Ihnen bekannt, gleichfalls diese Gesellschaft kein kleines Verdienst. Mag man immerhin sagen, daß dieses Monument eine Forderung war, die die ganze Nachwelt, die das Jahrhundert gestellt hat; wir Deutsche wissen zu gut aus Erfahrung, daß durch solche deklamatorische Forderung allein die monumentale Kunst noch keine Siege errungen hat. Da mußten erst die rechten Männer gefunden werden, die mit aufopfernder Hingebung und Geduld dem mühsamen Werk ihre Kraft widmeten, die durch viele Jahre mit unermüdlicher Sorgfalt auf eine würdige Vollendung bedacht waren. Und dieser Kreis fand die rechten Männer; und die Rolle jenes Sklaven, der bei jedem Mahle seinen Mahnruf: eingedenk zu bleiben, erschallen ließ — aber diesmal nicht zu einem Werk der Rache — übernahm diese Gesellschaft gern.

Mehr als zwei Menschenalter sind vergangen, seitdem Kant den Mittelpunkt dieses Kreises bildete. Keiner von denen ist mehr unter uns, die seine Stimme gehört haben, denen sein leuchtendes Auge begegnete. Wir Nachgeborenen haben das Erbe jener Erinnerungen angetreten und jetzt, wo bei den vervielfältigten Interessen des Lebens, bei den vertieften Schachten der Wissenschaft die Bahnen immer weiter auseinander gehen,

werden wir doppelt gemahnt, des Mannes eingedenk zu bleiben, der in unserer Mitte die strenge Arbeit eines langen Lebens darangesetzt hat, der Welt zu zeigen, daß jede ernste Forschung, daß jedes rechtliche Streben durch die Philosophie zu dem letzten Ziele, zur Veredelung des Geistes und der Sitten geleitet werde. Ich fordere Sie daher auf mit mir auf das Andenken dieses Mannes ein Glas zu leeren.

Ein von Crotus Rubeanus aufgenommener Königsberger Bibliotheks-Catalog.

Mitgetheilt
von
Dr. Theodor Muther.

Ueber den Aufenthalt des bekannten Mitverfassers der Epistulae obscurorum uirorum, Johann Crotus Rubeanus, in Königsberg schwebt immer noch ein gewisses Dunkel. Es ist nicht recht klar, in welcher Stellung Crotus dem Markgrafen Albrecht diente, manche Andeutungen über Crotus persönliche Verhältnisse bleiben räthselhaft. Den Schleier des Geheimnisses zu lüften, kann ich mich auf keine Weise berufen fühlen. Es möge mir jedoch gestattet sein, auf eine bereits früher geäußerte Ansicht hier zurückzukommen und eine damals ihrem Inhalt nach nur skizzirte interessante Urkunde zu veröffentlichen, welche auf die Beschäftigung Crotus in Königsberg helles Licht wirft.

In meiner Biographie Johann Apels[1]) habe ich behauptet, daß Johann Crotus unter anderen die Geschäfte eines Bibliothekars bei Herzog Albrecht besorgt habe. Zum Beweise berief ich mich auf ein Bücherverzeichniß von Crotus Hand, welches im Königl. Geh. Archiv zu Königsberg (3. Schr. 34. Fach No. 20—22) sich vorfindet. Dieser Catalog soll nunmehr in möglichst getreuem Abdruck mitgetheilt und darauf in Kürze angedeutet werden, wie er in mehrfacher Beziehung nicht ohne Wichtigkeit ist.

---

[1]) Vgl. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation p. 310.

Libri principis Brufsię etc.
per Crotum empti.
Theologi.

Diui Hieronymi omnia opera ſunt partes quinque
Joannes Chriſoſtomus ſunt partes tres
Diuus Hilarius
Sanctus Ambrosius ſunt Duę partes
Sanctus Cyrillus
{Lactantius Firmianus
{Ioannes Damascenus
{Diuus Hirenus
{Jſichius
Origenis volumina (?) ſunt Duę partes
{Basilius Magnus
{Fulgentii opera
{Theologia Gregorij Nazanzeni
Bernhardi opera
Nouū testamentū Eraſmi Duę partes
Opera Laurentij Juſtiniani patriarchae veneti ſunt Duę partes
Opera Nicolai Cuſanj Cardinalis ſunt partes duę
Auctores ecclesiaſticę hiſtorię
Eusebius De preparatione euangelica
Aegeſyppus hiſtoriographus
Athanasii epī Alexandrini opera

Auctores xxj
Partes xxvj
Jn Latina Lingua
Sapientiae auctores

{Saluſtius cū cōmento
{Quintus Curtius
Vitae plutarchi
Flauuius *(sic)* Josephus hiſtoriographus
Claudij ptolemei Cosmographia
Cornelij Taciti hiſtoria Augusta

Geographia Strabonis

{Macrobius
Fabius Quintilianus
Aulus Gellius

Cornu Copię

Angeli Politiani omnia opera

M Tullii Ciceronis oīa opera ſunt partes Duę

Caij Plinij naturalis hiſtoria

Platyna De vitis pontificum cum ceteris (?) etc.

Lucij Annei Senecę

Caius Suetonius De vitis Cęsarū vna cū alijs ſcriptoribus Cęsarum

Titus Liuius et Polybius ſunt partes quatuor

{Solinus cum commento Camertis
Budeus De Aſse et eius partibus

Prouerbia Erasmi

Auctores xxxv

Partes xx

Jtē prouerbia Erasmi per imprudentiam auecti ſunt cū libris meis. remittam bona fide

Jn Lingua Gręca

Biblia

Omnia opera Platonis

Omnia opera Ariſtotelis ſunt partes quinque

Omnia opera Plutarchi

{Atheneus
Jſychi alexicon

Strabo Cosmographus

Pausanias

Thucidides Hiſtoricus

Suidas Lexicon

Eusebius De vita Apollonij cū ceteris (?) est annexa Jnterpretatio Latina

Beſsarionis Cardinalis Niceni opera

Auctores xij

partes xiiij

Summa auctorum

68

Summa partium

60

Dise furgeschribn̄ BucheR haben gestanden Drithalp hundert marc mit Dem furLon wenigeR xiiij marc Die selbn̄ ist Der vatter Der Apoteker nach schuldigk

Juridica

Libri Digestorū sunt partes tres

Institutiones Enchiridij forma.

eos princeps per se procurauit

Hij sunt libri nouę bibliothecę repositi In meo cubiculo

Dieser Catalog ist von Crotus wahrscheinlich kurz vor seiner Rückreise nach Sachsen niedergeschrieben. Seine eigenen Bücher hatte er damals schon abgehen lassen, wie sich aus der Notiz, daß aus Versehen die Prouerbia Erasmi mithinweggeführt worden seien, ergiebt. Die Zeit von Crotus Abzug aus Königsberg steht nicht genau fest.[1]) Nur so viel darf mit Sicherheit angenommen werden, daß er am 9. Januar 1530 noch in Preußen weilte, denn er war an diesem Tage bei dem Widerruf des Jonas Precelius zugegen. Als Beiwohner dieses Actes werden nämlich genannt: Herzog Albrecht, Melchior Kreutz, Oberster Burggraf, D. Sperat, Joh. Crotus, Joh. Poliander, D. Wild, Amandus Hemmerlein. Kurz darauf aber scheint Crotus Königsberg verlassen zu haben. Da er nun im Laufe des Jahres 1524 dorthin gegangen war, darf angenommen werden, daß er zwischen 1524 und 1530 die oben verzeichneten Bücher für Herzog Albrecht acquirirte. Dieselben werden bezeichnet als libri nouae bibliothecae, wohl im Gegensatz zu den Büchern einer älteren Bibliothek, welche die Vorgänger des Markgrafen Albrecht und dieser selbst vor 1524

---

[1]) Joh. Voigt (Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Kgsbg. 1841), welcher zwei höchst merkwürdige Briefe des Crotus an den Herzog d. d. Halle, 30. Aug. 1530 u. 23. April 1532 mittheilt, läßt ihn (S. 161) bis in den Sommer des J. 1530 in Preußen verweilen und setzt (S. 170) das Verzeichniß der oben aufgeführten Bücher gleichfalls in das Jahr 1530. R.

gesammelt hatten. Sehr wahrscheinlich, daß diese „alte" und die „neue Bibliothek" später in der Königsberger „Schloßbibliothek" vereinigt wurden. Da nun die Schloßbibliothek zum großen Theil in die heutige Königliche und Universitätsbibliothek zu Königsberg übergegangen ist, wäre es nicht ohne Interesse nachzuforschen, ob und welche Bücher des Crotus-schen Verzeichnisses noch in derselben vorhanden sind.[1])

Markgraf Albrecht war ein eifriger Büchersammler. Durch Ankäufe und Geschenke, welche von auswärtigen Gelehrten häufig einliefen, vermehrte sich seine Bibliothek zu einer für damals sehr hohen Bändezahl. Noch jetzt kommen dem Benutzer der Königlichen Bibliothek nicht selten Werke in die Hand, welche das Bibliothekszeichen des Herzogs Albrecht oder seiner Zeitgenossen und Diener tragen. So stießen mir mehrere Bücher auf, welche dereinst dem Kanzler D. Friedrich Fischer gehört hatten. Ich freute mich, später im Königl. Geh. Archiv Briefe von Fischer's Wittwe, Elisabeth, an den Markgrafen, sowie die Antworten darauf zu finden, aus welchen sich ergiebt, daß Herzog Albrecht aus dem Nachlasse Fr. Fischer's Bücher angekauft hatte, deren Kaufpreis (an einer Stelle: „45 Schock", an anderer „44 Mark") erst 1538 entrichtet wurde. — Nach Erscheinen der Haloander'schen Pandektenausgabe fragte der Markgräflich Brandenburgische Kanzler Georg Vogler bei Herzog Albrecht an, ob er ein Exemplar nach Königsberg senden solle. Darauf antwortete unterm 9. Oct. 1529 der Herzog: „Der pandecta haben wir Zu vnnser notdurfft vnnd fur vnnser person genug, dann wir der alperait Zwey bekommen." Vielleicht ist eines dieser beiden Exemplare identisch mit den „Libri Digestorū sunt partes tres", die Crotus verzeichnet, und diese wieder identisch mit einem heutzutage noch in der Königsberger Bibliothek befindlichen Exemplar der Haloandrina in 3 Bänden, denen — wenn ich mich recht entsinne — die Anfangsbuch-

[1]) Es läßt sich zwar annehmen, daß sämmtliche Bücher des obigen Verzeichnisses in der heutigen Königl. und Universitäts-Bibliothek noch vorhanden sind; jedoch dieselben als solche mit absoluter Gewißheit zu bestimmen, ist deshalb höchst schwierig und mißlich, weil der Catalog gar keinen bibliographischen Anhalt gewährt, wenn auch das Druckjahr nicht später als 1529 oder 1530 sein kann. Auch fehlt den Bänden, die ich wenigstens ganz entschieden für die in Frage stehenden halte, wie die oben mit einer Klammer bezeichneten Sammelbände, jedes handschriftliche oder sonstige Merkmal, das an den Crotus-schen Kauf erinnert. R.

staben des Namens des Herzogs Albrecht eingedruckt sind.[1]) — Und nicht bloß Bücher hat der Markgraf zum Besten seines neuorganisirten Landes erworben, auch für Kunstsachen gab er nicht unbeträchtliche Summen aus. So kommt unter dem Verzeichniß der Schulden, welche er in Deutschland von 1522 bis 1525 in Ansbach und Nürnberg gemacht hatte, folgende Position vor:

„Albrecht Durer auß beffelchen gn. herrn für 5 Contrefein tafeln fl. 100"

Danach kostete ein Dürer'sches Portrait 20 fl. Wahrscheinlich sind es Portraits des Markgrafen selbst, die Dürer malte. Wo sind sie hingekommen?

Unter dem 24. April 1540 schreibt der spätere herzogliche Rath D. Christoph Jonas aus Wittenberg an Herzog Albrecht:

„Mitto T. C. Veram effigiem clariss. virorum D. Martini Lutheri et Philippi Melanthonis magno artificio a celeberrimo pictore nostro Luca Granapfel expressum."

Also zwei Cranachs in Königsberg! Wo befinden sich dieselben jetzt?

Auch um Verbesserung des Bauwesens seiner Hauptstadt war der Herzog besorgt. Er schickte im December 1530 seinen Baumeister Friedrich Nosdorfer nach Deutschland, um in Nürnberg, Strasburg, Basel Risse von Häusern aufzunehmen, die dann in Königsberg nachgebaut werden sollten. Läßt sich die Einwirkung fremder Muster an Königsberger Bauten aus jener Zeit noch jetzt nachweisen?

Doch ich schreite über das selbstgesteckte Ziel hinaus. Für diesmal sollte nur der oben abgedruckte Bibliotheks-Catalog mitgetheilt werden.

---

[1]) Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt allerdings 2 Exemplare der Haloanderschen Pandektenausgabe und möchte ich das eine in 3 schwarzen Lederbänden (mit der jetzigen Signatur Db 302. 4° früher Nnn. $13/_{2-4}$) für die von Crotus verzeichneten „Libri Digestorū sunt partes tres" halten. Die vorderen Deckel tragen mit goldener lateinischer Unzialschrift oben und unten die Titel: Prima etc. Pars Digestorum, rechts die Worte: RECTA : IVDICATE :·: links: FILII : HOMINVM : P'S : 57 : Die hinteren Deckel haben die Jahreszahl: ANNO 1530. Anfangsbuchstaben des herzoglichen Namens kommen bei diesem Exemplar nicht vor. Dagegen hat das zweite unvollständige erst 8 Jahre später in 2 Bänden (Db 216. 4°) gebundene Exemplar auf dem vordern Deckel unter dem Titel und der Jahreszahl ANNO 1538 die Anfangsbuchstaben A S, die sich sehr gut auf Albertus Senior deuten lassen. R.

Kritiken und Referate.

Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae regiae Regimontanae. Fasciculus II: Codices historici. Caroli Hopfii auspiciis digessit et descripsit A. I. H. Steffenhagen.

Das erste Heft des Handschriften-Catalogs der Königlichen Bibliothek zu Königsberg, welches die Handschriften juristischen Inhalts nachwies, gab Herr Dr. Steffenhagen im Jahre 1861 heraus; das zweite Heft hat also viel länger, als die Freunde des Unternehmens wünschten, auf sich warten lassen. Hätten sie wenigstens die Genugthuung, daß die weiteren Fortsetzungen nun in schnellerer Folge an die Oeffentlichkeit hervorträten.

Das erste Heft des Catalogs ist von Kennern und Freunden der Rechtsgeschichte mit großem Beifall aufgenommen und vielfach benutzt. Man hätte einen solchen Reichthum an handschriftlichen juristischen Werken der Königsberger Bibliothek kaum zugetraut; er trat aber um so mehr hervor, da der Inhalt der umfangreichen Sammelbände überall im Einzelnen angegeben war. Auch die Sorgfalt der Arbeit ließ nichts zu wünschen übrig, man mochte nun auf die Beschreibung der Codices oder auf die überaus sorgfältigen literärischen Nachweisungen sehen. Endlich selbst die Eleganz der äußeren Ausstattung konnte den Leser nicht anders als angenehm berühren. Kurz, das Unternehmen belohnte sich durch seinen Gegenstand, war in vortrefflicher Weise ausgeführt, und mit einem Worte höchst erfreulich und verdienstlich.

Wir freuen uns aufrichtig, ein zweites Heft dieser Arbeit in Händen zu haben, welches dem ersten in keiner Beziehung nachsteht. Es enthält die Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Königsberg, welche sich

auf die preußische Geschichte beziehen; die übrigen historischen Handschriften sollen in der Fortsetzung nachfolgen. Im Allgemeinen dürften die hier verzeichneten Handschriften zur preußischen Geschichte — wenigstens die wichtigeren — bekannter sein, als die im ersten Hefte enthaltenen juristischen, da sie nicht nur seit alter Zeit öfter benutzt, sondern zum Theil auch abgedruckt sind; allein neben dem Bekannten findet sich doch auch manches noch wenig oder gar nicht Benutzte z. B. zur Geschichte einzelner Städte, zur Geschichte der Landtage und zur Geschichte der Universität. Der Historiker von Fach wird daher auch dieses Heft als ein sehr willkommenes Hülfsmittel zur Orientirung zu schätzen wissen. Die Sorgfalt in der Ausführung der Arbeit ist ebenso lobenswerth als in dem ersten Hefte.

Aufgefallen ist mir nur eine Stelle, nämlich p. 9 nr. CLXXXI, Sitne auctor Joannes Lindau, von der ich bekennen muß, daß ich sie nicht recht verstehe. Stellt der Herr Verfasser hier die Vermuthung auf, oder referirt er, daß sonst jemand die Vermuthung aufgestellt habe, daß die „Geschichten wegen eines Bundes" von dem Danziger Stadtschreiber Johann Lindau herstammen möchten — so ist diese Vermuthung jedenfalls unhaltbar. Der Inhalt der Chronik zeigt vielmehr ganz unzweifelhaft, daß der Verfasser ein Anhänger des Ordens und wahrscheinlich selbst in den schlimmsten Zeiten der Söldnerwirthschaft in Marienburg anwesend war. Wir werden an einem andern Orte Gelegenheit finden, uns hierüber ausführlicher auszusprechen.

Ob der Herr Verfasser die historischen Handschriften der Archivs-, der Magistrats- und der Wallenrodt'schen Bibliothek denen der Königlichen Bibliothek noch nachzutragen gedenkt oder nicht, ist aus dem Titelblatt des zweiten Fascikels nicht zu ersehen. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß er wie in dem ersten bei den juristischen, so auch hier bei den historischen alle diese Bibliotheken berücksichtigen wird. Ja wir glauben hier im Interesse der Sache noch einen ferneren Wunsch aussprechen zu dürfen, wenn wir auch die Erfüllung desselben nicht gerade Herrn Dr. Steffenhagen zumuthen können. Auch die Städte Danzig, Elbing und Thorn, auch wohl noch einige andere in unserer Provinz haben werthvolle Manuscripte, deren Verzeichnisse wir ebenfalls gerne gedruckt zur Hand haben möchten. Vor allem dürfte eine Arbeit wie die des Herrn Dr. Steffenhagen über die

Handschriften Danzigs sehr nützlich und verdienstvoll sein; sie müßte die Schätze der Marienkirche, der Stadtbibliothek und, um einige andere zu übergehen, so Gott will! der doch nicht für immer dem öffentlichen Gebrauch entzogenen Uphagen'schen Bibliothek umfassen. Auch Elbing würde einen stattlichen Handschriften-Catalog liefern können, wenn die Handschriften der Gymnasial-Bibliothek (welche in dem gedruckten Catalog nur theilweise bekannt gemacht sind), der Nicolaikirche, des Stadtarchivs und der Conventshalle zusammen verzeichnet würden. Dasselbe läßt sich von Thorn annehmen. Gewiß würde es mit großem Dank aufgenommen werden, wenn in diesen Städten einmal in einem Programme statt einer Abhandlung ein Handschriften-Catalog veröffentlicht würde. Möchten die Bearbeiter solcher Handschriften-Cataloge den des Herrn Dr. Steffenhagen sich zum Muster nehmen.

Hohenstein, den 23. März 1867.

Dr. M. Töppen.

Westpreussen unter Friedrich dem Grossen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Ernst Graf Lippe-Weissenfeld, Königl. Preuss. Rittmeister a. D. Thorn, 1866. Druck und Verlag von Ernst Lambeck. (VIII u. 195 S.)

Ein Beitrag zur Geschichte Westpreußens ist eine willkommene Gabe: denn die Geschichte Westpreußens liegt trotz mancher verdienstvoller Monographien, wie sie namentlich für die größeren Städte Danzig, Elbing und Thorn vorhanden sind, und trotz des hochbedeutenden Hauptwerkes von Lengnich: Geschichte der preußischen Lande königlich polnischen Antheils, noch sehr im Argen. Es verlautet, daß nach dem preiswürdigen Vorgange des historischen Vereins für Ermeland auch die Geistlichkeit der Culmer Diöcese damit umgehe, die Geschichtsquellen ihres Bereichs zu publiciren und zu bearbeiten, aber noch immer haben die Freunde der vaterländischen Geschichte auf die Früchte dieser Bemühungen vergeblich geharrt. Ein Werk wie die Danziger Gewerbs- und Handelsgeschichte von Th. Hirsch hat auch denjenigen, welche nie einen Blick in das Danziger Stadt-Archiv gethan haben, augenscheinlich gewiesen, welche Schätze dort noch zu heben sind. Seine Nachrichten fließen aber für die Zeiten, welche den von Hirsch be-

handelten nachfolgen, für die Jahrhunderte der reichsstädtischen Freiheit Danzigs, wo möglich noch reichlicher als für die früheren, und umfassen nicht bloß Westpreußen, sondern auch Polen, Schweden und einen großen Theil der übrigen Länder Europas. Noch viel, sehr viel ist für die Aufklärung der Geschichte des nordöstlichen Europas von den Publikationen aus diesem Archive zu erwarten, die Geschichte Westpreußens im Besonderen aber wird dürftig und unbefriedigend bleiben, so lange diese reichste Quelle seiner Geschichte nicht eröffnet ist.

Eine Behandlung der Geschichte Westpreußens mit Benutzung dieser Quellen von den Anfängen historischer Kunde bis auf die Gegenwart wird voraussichtlich noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Unterdessen nehmen wir auch jede Specialarbeit, welche einem solchen Hauptwerke vorarbeitet, aus welcher Quelle sie auch schöpfen möge, wenn sie nur die aus der Fülle des Stoffs herausgehobene Specialität wirklich fördert, als eine Bereicherung der historischen Wissenschaft dankbar an. So auch das oben genannte Schriftchen.

Der Verfasser bezeichnet als seine Quellen die Werke König Friedrichs II., die Arbeiten des Professor Preuß nebst einigen von demselben ihm überlassenen Abschriften noch nicht veröffentlichter Cabinets-Ordres, ferner das Sammelwerk von Rödenbeck, „Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben"; einiges weiteres Material lieferten die Bibliotheken zu Berlin, Dresden und Warmbrunn; endlich konnte er urkundliches Material in zweien verschieden Archiven zu Berlin und in dem Archiv der Königlichen Regierung zu Marienwerder benutzen. In der Benutzung dieses urkundlichen Materials dürfte das Hauptverdienst der Arbeit liegen.

Friedrich der Große nennt Westpreußen gelegentlich sein Canada, dessen Bewohner Irokesen, die er zu civilisiren und zu cultiviren habe. Diese Civilisations- und Cultivirungsarbeit, durch welche Westpreußen eine moralische Eroberung für Deutschland geworden ist, stellt der Verfasser, beseelt von Bewunderung und Verehrung für den großen König, im Einzelnen mit eingehender Ausführlichkeit dar. Nach einer kurzen Uebersicht über die Verhältnisse Polens vor der ersten Theilung (S. 1—21) berichtet er zunächst über die Vorbereitung zur Einführung der preußischen Ver-

waltung in Westpreußen, über den Akt der Besitznahme der Provinz, die Errichtung der neuen Provinzialbehörden, deren Instructionen und deren Thätigkeit unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung des Königs. Es ist in der That zum Erstaunen, wie der König das Detail aller Zweige der Verwaltung in dieser neuen Provinz erfaßt, im Auge behält und mit liebevoller Fürsorge begleitet. „Die große Menge der gegenwärtig noch vorhandenen Königlichen Instructionen und Cabinet-Ordres für die Organisation und Verwaltung (in Summa Hebung) Westpreußens läßt beinahe vergessen, daß Friedrich gleichzeitig noch andere Provinzen beherrscht und beglückt hat. Unausgesetzt äußert sich die landesväterliche Liebe zu diesem einen, unscheinbarsten, ohne Krieg und Sieg erworbenen Landestheil". Mit lebhaftem Interesse wird man des Verfassers Mittheilungen über die Colonisation, die Hebung des Ackerbaues, der Viehzucht und der Gewerbe, das Militär-, Steuer- und Zoll-, das Kirchen- und Schulwesen ꝛc. ꝛc., und wie sich das Alles unter Friedrichs unmittelbarster Einwirkung in Westpreußen entfaltete, verfolgen.

Neben Friedrichs hehrem Bilde treten uns in dem Buche noch drei andere Gestalten entgegen, vor Vielen würdig dankbaren Andenkens: Johann Friedrich von Domhardt, seit dem 6. Juni 1772 als Oberpräsident mit der Direction von vier Kammern in Preußen betraut, J. R. Roden, seit dem 13. Juni 1768 erster Präsident der Oberrechenkammer in Berlin, welcher die schwierige Aufgabe erhielt und zur Zufriedenheit des Königs durchführte, das Contributionswesen der neuen Provinz zu reguliren, und Geheimrath von Brenkenhoff, welcher unabhängig von der neuen Marienwerderschen Kammer den Netzedistrict verwaltete. Ueber den Oberpräsidenten Domhardt werden in den Zusätzen (S. 170—185) einige weitere biographische Notizen mitgetheilt, welche zwar großentheils aus der bekannten Biographie desselben von Jester entlehnt sind, theilweise aber doch auch auf einigen Seitens der Mutter und Vormünderin des einzigen noch lebenden v. Domhardt dem Verfasser mitgetheilten Familienaufzeichnungen beruhen. Der Verfasser schließt diese Notizen mit der Mahnung, die wir unsererseits aus vollem Herzen unterschreiben: „Es sei uns erlaubt, frei und offen zu sagen: Wenn das Andenken an die Erwerbung Westpreußens hundertjährig, 1872, so ist der Moment da, wo man

einer Ehrenschuld gerecht zu werden gegründetsten Anlaß hat. Friedrich dem Einzigen wurde in Bromberg ein Denkmal gesetzt. Vergönne man es den Manen Domhardts, zu Marienwerder in plastischer Form sich uns zu vergegenwärtigen."

Es ist eine sehr schwere Aufgabe, aus Akten und Urkunden Geschichte zu schreiben. Wer sich in der Lage befindet, wird jede wenn auch vereinzelte Notiz eines Geschichtschreibers, jeden Bericht eines Augenzeugen, jede Lokalüberlieferung als ein Mittel der Controlle oder doch der Exemplification begierig heranziehen. Denn der Geschichtschreiber kann des plastischen Elementes nicht entbehren, er muß von der Allgemeinheit der Grundsätze und Maximen zu Charakteren, von der Allgemeinheit der Zustände zu individuellen Bildern fortschreiten. Dies hat auch wohl der Verfasser gefühlt, und es fehlt seiner Schrift nicht ganz an interessanten concreten Einzelheiten; allein im Ganzen ist hier ein Mangel, wir sagen nicht des Buches, vielleicht mehr der Ueberlieferung fühlbar: denn es läßt sich von vornherein unmöglich beurtheilen, ob die Localüberlieferung, welche bei solchen Monographien jedenfalls in erster Reihe zu benutzen ist, für den vorliegenden Zweck nicht ein reicheres Material bot, oder ob der Verfasser es verschmähte, derselben mit größerer Hingebung und Energie nachzuspüren. Das auf reicher Localüberlieferung beruhende Buch von Dr. Beheim-Schwarzbach über die Colonisationen Friedrichs des Großen in Westpreußen erwähnt er selbst.

Die Schrift tritt ohne höhere Prätensionen auf; sie will weder als eigentlich gelehrte Forschung noch als stilistisches Kunstwerk, sondern als eine von Verehrung für den großen König getragene, auf ernsten Studien beruhende Mittheilung für einen weiteren Leserkreis angesehen sein. Wenn aber mit dieser Tendenz der Schrift einzelne mehr pikante als sachgemäße Aeußerungen und namentlich mehrere ungewöhnliche Wendungen (wie altfritzisches, beaugenscheinigen, die ihm zueigene Satyre u. dergl.) gerechtfertigt werden sollen, so möchten wir dagegen Einspruch erheben.

Hohenstein, den 6. April 1867.

Dr. M. Töppen.

Die Königliche Bibliothek zu Königsberg.

Auch das Jahr 1866 hat, obgleich in Folge der kriegerischen Ereignisse der Buchhandel vielfach gelähmt war, und das Antiquariatsgeschäft in einem großen Theile Deutschlands völlig stockte, unsere Bibliothek mit vielen werthvollen Acquisitionen und einer verhältnißmäßig sehr großen Anzahl von Geschenken bereichert. Im Vergleiche mit dem vorigen Jahre stellt es sich heraus, daß namentlich die derselben gewährten außerordentlichen Mittel (von denen noch über 1800 Thaler disponibel sind) es möglich machten, höchst empfindliche Lücken zu ergänzen und manche längst entbehrte Werke vollständig zu erwerben, während 1865 aus eben denselben Fonds nur wenige, aber höchst kostspielige Bücher, meist Quellensammlungen, beschafft werden konnten. So ließen sich nicht nur die neuesten bedeutenden Publicationen des Inlands erwerben, sondern auch die ausländische Litteratur, die hier lang über Gebühr vernachlässigt war — zu nicht geringem Schaden der Lehrenden und Lernenden —, beginnt endlich, auch bei uns sich mehr und mehr einzubürgern.

Da die Bibliothek keine gedruckten Accessions-Cataloge veröffentlicht, scheint mir diese Zeitschrift der geeignetste Ort, um hier wenigstens, wie bereits für 1864 und 1865 geschehen, auch für das verflossene Jahr einige der wichtigeren und sonst in deutschen Bibliotheken nicht gerade gewöhnlichen Zugänge zu erwähnen. Dahin rechne ich zum Beispiel:

Bandini Catalogi bibliothecae Mediceae; Argelati Bibliotheca scriptorum Mediolanensium; Cicogna Bibliografia veneziana; Palermo Manoscritti Palatini; Melzi Dizionario di opere anonime; Brunet La France littéraire und Imprimeurs imaginaires; Hatin Bibliographie de la presse française; Villanueva Viage literario a las iglesias de España; Catalogus bibliothecae Bunavianae; Bodemann Hannover's Incunabeln; Wiener Denkschriften (mathematisch-naturhistorische Classe) Bd. X—XXV; Fortnightly Review I—XV; Edinburgh Review (jetzt complet vorhanden); Revue critique; Opere di V. Mortillaro; Wolters Oeuvres; Martene et Durand Amplissima collectio (complet); Gerhard Vasenbilder (ebenso); Hooker Journal of botany (ebenso); Schletter Jahrbücher der Rechtswissenschaft (ebenso); Letronne Inscriptions de l'Egypte Vol. II; Archives néerlandaises

des sciences naturelles; v. Geel Sertum botanicum; Griffith Icones plantarum, journal of travels und Palms of British India; Ortus sanitatis; Owen Anatomy of the vertebrates; Schinz Vögel; Esper Schmetterlinge; Darwin Cirripedia; Lyell Geology; Muspratt Chemie; Serret Algèbre supérieure; Frénet Calcul infinitésimal; Poncelet Applications d'analyse; Jacobi Dynamik; Clebsch Theorie der Abelschen Functionen; Casper Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin; Annalen der Charité; Carus Psychologie; Billroth Pathologie; Frey Histologie; Denis Anatomie pathologique; Schultze Retina; Donders Anomalien des Auges; Brücke Physiologie der Farben; Günther Cholera in Sachsen; Naegele Geburtshülfe; Wood and Bache Dispensatory of the United States; Pharmacopoea Americana (neueste Ausgabe); Themistius ed. Spengel; Mela ed. Parthey; Eusebius ed. Heyne; Ciceronis Epistolae ed. Boot; Pindari Olympia ed. de Jongh; Theophrastus ed. Wimmer; Aristoteles de generatione ed. Barthélemy de St. Hilaire; Ritschl Opera; Garrucci Dissertazioni archeologiche und Vetri ornati; Perrot Exploration de la Galatie; Gori Inscriptiones; Fustel de Coulanges La cité antique; Botta et Flandin Monument de Ninive; Beauregard Divinités égyptiennes; Gobineau Religions de l' Asie centrale; Schleicher Grammatik der indogermanischen Sprachen; Heliand und Beowulf ed. Heyne; Speculum ecclesiae ed. Kelle; Kausler Altniederländische Denkmäler III; Shakespere Folio-Ausgabe (photolithographirt); Moebius Altnordisches Glossar; Parfaict Histoire du théatre français; Dinaux Trouvères Brabançons; Ulloa Littérature de Naples; Diez Etymologisches Wörterbuch (2. Aufl.); Lafaye Dictionaire des synonymes; Gherardini Supplimento ai vocabolarj italiani; Delvau La Comtesse de Ponthieu; Meyer Le Roman de Flamenca; Marot Oeuvres; Corneille Oeuvres (1660); Molière par Bret; Raccolta di poesie veneziane; Dante ed il suo secolo; Chodzko Légendes Slaves; Miklosich Monumenta Serbica; Biondelli Dialetti gallo-italici; Macleod and Devar Dictionary of the Gaelic language; Bopp Glossarium Sanscriticum; Attar Mantic-uttair und Pend-nameh; Dorn Quellen zur Geschichte des kaspischen Meers; Ibn Khaldoun Histoire des Berbères; Joannes von Ephesos Kirchengeschichte; Moses von Khorene (ed. le Vaillant de Florival); Rogers History of agriculture and prices; Martens Recueil de traités (bis auf einen Band ergänzt) und Guide diplomatique; le Clercq

Traités de la France; Testa Traités de la Porte Ottomane; Newton Travels in the Levant; Stanley Sinai and Palestina; Nilsson Ureinwohner des Nordens; Morso Palermo antica; Bastian Völker Ost-Asiens; Sangermano Birma; Quatrefages Les Polynésiens; Recueil des historiens des croisades; Chronicon Slavicum (ed Laspeyres); Thuanus (Londoner, einzig brauchbare Ausgabe); Boehmer Acta imperii; Wattenbach Geschichtsquellen (2. Aufl.); Meiller Regesta archiepiscoporum Salisburgensium; Ledebur Archiv für Geschichtskunde Preussens; Archiv für Bayreuthische und oberfränkische Geschichte; Thorpe Diplomatarium Anglicum; Raccolta Veneta; Osio Monumenti Milanesi; Monumenta und Syllabus membranarum archivii Neapolitani; Spata Pergamene greche della Sicilia; Engel Monumenta Ungrica; Spotorno Codice Colombo-Americano; Funk Gemälde aus der Zeit der Kreuzzüge; Leo Mittelalter; Le Beau Histoire du Bas-Empire p. p. St. Martin et Brosset; Pfahler Deutsche Alterthümer; Kreyssig Beiträge zur Sächsischen Geschichte; Hoffmann Magdeburg; Martin Histoire de France; la Croze Les Guises; Correspondance de Louis XV. et du duc de Noailles; Arneth Marie Antoinette; Quinet La révolution; Borgnet La révolution Liégeoise; Melzi d'Eril Memorie; Mutinelli Storia arcana dell' Italia; Trikupis Griechenlands Freiheitskrieg; Brandis Münzwesen in Vorderasien; Marini Papiri diplomatici; Fahne Bocholtz und Hövel; Burke Gentry und Extinct peerage; Vossberg Wappenbuch von Posen; Consalvi Mémoires; Dundonald Autobiography; C. v. Raumer Leben; Eysell Jeanne d'Arc; Schmidt Nicolaus von Basel; Karajan Abraham a Sta. Clara; Kants Werke, hrsg. von Hartenstein; Trendelenburg Beiträge zur Philosophie; Lecky History of rationalism; Staunton Great schools of England; Dimitrakopulos Bibliotheca ecclesiastica; Herminjard Correspondance des réformateurs Suisses; Mittarelli et Costadoni Annales Camaldulenses; Schoenemann Bibliotheca patrum latinorum; Uhlhorn Homilien des Clemens Romanus; Joh. a Lasco Opera; Niedner Kirchengeschichte; Luther's Briefwechsel, hrsg. von Burckhardt; Riehm Hebräerbrief; Rhalli und Potli Sammlung der Canones; Mittelalterliches Hausbuch; Pandecten ed. Mommsen; Bar Beweisurtheil und Strafverfahren; Jahrbücher für Preussische Gesetzgebung 1853 bis 1866; Endemann Handelsrecht; Britton ed. Nicols; Donellus Opera omnia; Rossbach Römische Ehe; Beseler Privatrecht; Henriot Moeurs

juridiques de l'ancienne Rome; Lassalle System der erworbenen Rechte; Brandes Kirchenverfassung u. s. w.

Im Ganzen sind 1323 Nummern, 88 mehr, als im vorigen Jahre, verzeichnet, von denen jedoch 537 auf die Continuationen fallen; — Geschenke liefen 291 ein, während das Jahr 1865 deren nur etwas über 160 aufzuweisen hatte. Unter letztern ist besonders eine reichhaltige, wol in ihrer Art in Deutschland einzig dastehende Sammlung von 65 in Chile erschienenen Werken zu erwähnen, die uns ein früherer Beamter der Bibliothek, Dr. Justus Florian Lobeck, jetzt Oberschulrath zu Santiago, von der dortigen Universität und von der Regierung der Republik aus alter Anhänglichkeit an Königsberg ausgewirkt hat. Es sind meist Schriften statistischen, geographischen und historischen Inhalts, von denen z. B. die Anales de la universidad de Chile, die Sesiones del congreso, die Documentos parlamentares, Gay's prachtvolle, meist die Naturwissenschaft umfassende Historia de Chile, abgesehn von ihrer Seltenheit, von hohem und dauerndem wissenschaftlichen Werthe sind. Auch die italienischen Ministerien, die archäologische Commission zu St. Petersburg, gelehrte Gesellschaften der Ostsee-Provinzen, das statistische Bureau zu Stockholm, das Surgeon's Office zu Washington haben uns reichlich bedacht, sowie von verschiedenen Akademien, Universitäten, Privatleuten (selbst aus entlegenen Ländern), hiesigen Professoren, Buchhändlern und anderen Gönnern uns eine Menge dankenswerthester Gaben übermittelt worden ist.

War die Benutzung der Bibliothek bereits 1865 in erfreulichster Zunahme begriffen, so daß 7624 Werke (11,460 Bände) verliehen worden sind, so hat sich dieselbe, obgleich manche ungünstige Verhältnisse hemmend in den Weg traten — Cholera und Abwesenheit vieler Studenten — dennoch in diesem Jahre um über 12 Procent gesteigert. Es wurden 8589 Werke (13,048 Bände) verliehen; somit hat in nicht ganz drei Jahren die Benutzung sich um 23 Procent gesteigert, ein Satz der wohl kaum an einer andern preußischen Universität erzielt worden ist, und der schlagend beweist, daß nur die rechten Bücher vorhanden sein müssen, und es dann an solchen nie fehlen wird, die aus ihnen für sich selbst Belehrung oder Material zu neuen Forschungen sammeln wollen. Die Durchschnittszahl der beim Secretariat liegenden Empfangsbescheinigungen ist auf 1600 gestiegen,

und wie viele Bücher werden daneben noch auf dem Lesezimmer täglich benutzt!

Letzteres freilich genügt hier auch den mäßigsten Ansprüchen nicht. Da die Bibliothek dem Publicum täglich nur zwei Stunden offen stehen kann — die ungenügende Anzahl der Custoden macht das unerläßlich — sollen in einem beschränkten Local zugleich Bücher entnommen, auf die Entleihzettel geschrieben und — durchstudirt werden. Daß letzteres ganz unmöglich, da Gespräche, Fragen u. s. w. unvermeidlich sind, liegt auf der Hand, und daher habe ich es für meine Pflicht erachtet, die Principien, mit denen uns die Bibliotheken zu Bonn und Göttingen längst vorangegangen sind, auch hier zu adoptiren und die Zahl der Werke, die überhaupt nicht verliehen werden sollen, auf ein Minimum zu beschränken. In Berlin, wo einestheils viele Werke täglich von so vielen Benutzern begehrt werden, anderntheils ein geräumiger Saal zu behaglichem ungestörten Arbeiten einladet, möchte das allerdings kaum angehn; bei uns, wo diese Gründe wegfallen, könnte eine Beschränkung in Benutzung der Bibliothek — in loco, während der zwei öffentlichen Stunden — höchstens im Interesse der Ordnung eine Entschuldigung finden, würde aber das wissenschaftliche Leben unter uns, das fortdauernder Anregung und Nahrung bedarf, lähmen und ertödten.

Schließlich sei unser Institut aufs neue den Bewohnern unserer Provinz angelegentlichst empfohlen; mögen dieselben immer reger ihr Interesse an dem Gedeihen desselben bezeugen und bethätigen.

C. Hopf.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. IV, 186.)

29. März. Die Gesellschaft beschließt, von der combinierten Zeitschrift: Altpreuß. Monatsschrift, jüngste Folge der Neuen Preuß. Prov.-Blätter, eine bestimmte Anzahl von Exemplaren zu halten, um dieselben zum Schriftenaustausch zu verwenden. — Von der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ aus Dorpat sind eingegangen deren „Schriften“ No. 1 . . . 3. 1863. 8°., sowie von derselben C. Schirren, „Der Codex Zamoscianus enthaltend Capitel I—XXIII, 8. der Origines Livoniae.“ Dorpat. 1865. 4°. und

E. S. Tobien, „Die ältesten Gerichts-Ordnungen Rußlands" ebend. 1846. 4°. Dr. Steffenhagen überreicht als Fortsetzung die Bogen 4...7 seines historischen HH.-Kataloges, womit die Prussica der Königsberger Bibl. zum Abschluß gediehen sind. — Seitens des Hrn. Archiv-Directors Dr. Meckelburg erfolgt im Auftrage des behinderten Hrn. Wessel die Rechnunglegung über das abgelaufene Gesellschaftsjahr. Eben derselbe legt einen kleinen silbernen Becher (sog. Tümmelchen) vor, welcher aus einem Rubelstücke getrieben ist und die beiden Inschriften trägt: Sprich Tūmelchen wie wirds || Den *[sic!]* Grofsen Friederich gehen || noch weniger als mich || Wird man jhn liegen sehn; und auf der Rückseite: 1760. Im October ward Berlin von den Rufsen || d: 3^t^ beschofsen. d: 9^t^ eingenom̄en. || d: 12^t^ verlafsen. — Hr. Prem.-Lieut. von Streng (Mitgl. der Prussia) aus Bartenstein hat die Beschreibung und Zeichnung eines alten thönernen Gefäßes eingesandt, mit dem Versprechen, dasselbe der Prussia zu überweisen. — Hr. Stadtrath Dr. Hensche zeigt und erläutert aus seiner dem Abschluß nahen Sammlung der Königsberger Siegel die wichtigsten Stücke in sorgfältigen Gypsabgüssen. — Von Dr. Reicke werden weitere Exemplare seltener Weinreich'scher Drucke vorgelegt, u. A. solche aus dem Besitze des Hrn. Pfarrer Mundt (vgl. Bericht vom 25. Jan. Mtsschr. IV, 88) und des Germanischen Museums zu Nürnberg, wobei ders. Gelegenheit nimmt, zu Beitragszeichnungen für dieses nationale Institut aufzufordern, dessen musterhafte Liberalität die dankbarste Anerkennung verdient.

26. April. Durch Tod ist ausgeschieden Hr. Kaufm. Selly (Königsberg). — Hr. Kreiskassen-Rendant Niebios aus Lötzen, welcher persönlich anwesend ist, (Mitgl. der Prussia) überreicht als Geschenk einen Bronce-Meißel (cf. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnisch. Vorzeit Hft. 2. Taf. II.), gefunden bei Ziehung eines Entwässerungs-Grabens zur Trockenlegung des Wonsz-Sees (Kr. Lötzen) Anfangs Juni 1866. — Zur Vorlegung kommen ein versteinerter Schwamm (thierisches Gebilde), vom Skandinavischen Festlande durch Eis hierher getragen und vor Jahren auf dem Veilchenberge bei der „neuen Bleiche" gefunden; ferner ein silberner Sterbethaler auf Friedrich d. Gr. und ein Huldigungs-Ducaten auf denselben. — Dr. Reicke verliest aus den „Berliner Blättern für Münz-, Siegel- und Wappenkunde" (IX. Heft) eine interessante Notiz über den

Russischen Münzhof in Königsberg, unter Vorzeigung einer dahin gehörigen Silbermünze v. J. 1761, deren Vorderseite das Brustbild der Kaiserin zeigt mit der Umschrift: ELISAB: I: D: G: IMP: TOT: RUSS, während die Rückseite den Preußischen Adler führt und außer der Jahreszahl die Umschrift: MONETA: REGNI: PRUSS. Eben ders. macht aus eingegangenen Aufsätzen und Briefen Mittheilungen über Pfahlbauten, eine wichtige Trenck-Bibel (S. 268 ff.) und einen modernen Altpreuß. Plagiator (S. 286 ff.), und spricht über den von Joh. Voigt (N. Preuß. Prov.-Blätter 3. Folge. 1859. IV, 34) erwähnten „Heraclides Jacob Basilicus, Despote von Samos", der als ein Schwindler großartigen Styles nachgewiesen wird (vgl. Joh. Chr. v. Engel, Fortsetzung der Algem. Welthist. Thl. 49. Bd. 4. Abth. 2. S. 196 ff. und Breslauer Index lectionum, Winter 1862. pagg. 10 ff.).

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Nachricht über eine Trenckbibel.

An die Redaction der Altpreußischen Monatsschrift.

Verläßlich ist Ihnen eine Mittheilung, die sich zur Aufnahme für Ihr geehrtes Blatt eignet, nicht unwillkommen. Dieselbe bezieht sich auf einen unlängst von der Gartenlaube (Jahrg. 1865. No. 1.) gebrachten interessanten Aufsatz, betitelt „Trenck's Gefangenbibel und ihre Blutschrift". Bei dieser Gelegenheit wird von zwei solchen Bibeln erzählt, die zur Zeit im Besitz des Autographen-Sammlers und Buchhändlers O. A. Schulz in Leipzig gewesen.

Für alle diejenigen, welche an den merkwürdigen Schicksalen des Freiherrn von der Trenck Antheil nehmen, meine ich, wird es nicht ohne Interesse sein, zu vernehmen, daß eine dritte solche Bibel existirt, oder um ganz correct zu sprechen, nicht eine ganze Bibel, sondern die Propheten nebst den Büchern, so man Apokrypha nennt, und dem Neuen Testament, mit weißen Blättern durchschossen. Die Bibel ist vollständig erhalten und befindet sich im Besitz des Unterzeichneten. Der Raumersparniß wegen beschränke ich mich darauf in aller Kürze den Inhalt mitzutheilen, wonach Sie ersehen werden, daß derselbe sich hauptsächlich auf die Zeit der Haft in Magdeburg bezieht.

„Wahrhaftige
„auf Ehre, Gewissen und allen erforderlichen Beweis gegründete Nachricht
„von dem eigentlichen Ursprung und Zusammenhang meines grausamen
„Unglücks."

Der Verfasser sagt, er wolle keine Lebensgeschichte, sondern nur eine

Art Schutzschrift zu Papier bringen, um den Ursprung und den Zusammenhang seines fatalen Verhängnisses sonnenklar vor Augen zu legen. Die Erzählung beginnt Anno 1744, im Julio, wo Trenck bei Ihro Majestät Garde du Corps als Cornet in Diensten stand, und erzählt dann die „Art und Ursach seiner Anklage und Verhaftung — die Beschaffenheit der Flucht von Glatz — Fouquetsche procedur in Glatz nach meiner Flucht — Begebenheiten nach dem ersten Aufenthalt in Wien — Begebenheiten in Russland — Anderer Auftritt in Wien anno 1750 im Junio — Merkwürdige Erzählung von dem Meyerenz und der Ursach und Art meiner Arrestirung in Danzig — De fensions arguments und aus der obigen Relation fließende unwidersprechliche Gründe, die meine Unschuld und mein ungedachtes Leid sonnenklar erweisen in 26 Argum. (unterzeichnet)

Dixi Trenck

Rittmst.

Sanguine proprio."

Ferner: „Vorrede zu den hier folgenden 500 Sinnbildern, verschiedene Inscriptionen und Denksprüche in Teutsch, Französisch auch Lateinischer Sprache dritte Sammlung". — „Aufrichtig wohlgemeinte Lebens- und Verhaltungsvorschriften vor meinen Schwestersohn den jungen von Waldau, Pagen bei Ihrer Königl. Hoheit der Durchlauchtigsten Princessinn Amalia in 21 Articl.

(unterzch.) Friedr. Freiherr von der Trenck.

Meines erachtens ist die vorhergehende Anschrift der interessanteste Theil des ganzen Buchs, als werthvoller Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit, auf die er eigenthümliche Schlaglichter wirft. Hier weist der Verfasser seinen Neffen auf ein Gedicht in seiner ersten vollgeschriebenen Bibel, die wahrscheinlich in den Händen seiner gnädigsten Prinzessin wäre, hin, betitelt „Gedanken über die Ehre."

Das Register der Bibel enthält außerdem 26 Nummern.

Eine größere Anzahl Briefe von Trenck, die von politischem Interesse gewesen sein sollen, Zinnbecher von ihm gravirt, so wie andere Erinnerungszeichen, gingen leider bei einem Brande in einem Garnisonsort von Neu-Süd-Preußen verloren. Der König Friedrich Wilhelm II. gab zwar nach seiner Thronbesteigung der Familie die eingezogenen Güter zurück, Trenck

für seine Person wurde jedoch Landes verwiesen und bis zur böhmischen Grenze transportirt. Nach verschiedenem Umherirren hat er ein Weingut in der Champagne erworben, von wo er meinem Urgroßonkel nach Sachsen ein Faß Wein, als Probe seines Erzeugnisses, übersandte. Von dort trieb ihn sein stets unruhiges Naturel, zur Zeit wo die Wogen der Revolution am höchsten gingen, nach Paris.

Ich schließe mit der Ueberzeugung, daß diese Mittheilung Ihrem geehrten Blatt als willkommen erscheinen wird, da Trenck speciell Königsberg angehört hat. Er wurde dort geboren, hat auch Collegia dort gehört, allerdings etwas forcé, da er mit seinem dreizehnten Jahre bereits akademische Vorlesungen besuchte. Freiherr von Printz auf Plinken.

Die Gesetze der alten akademischen Bibliothek zu Königsberg.

(Aus einer gleichzeitigen Handschrift mitgetheilt.)

Nachdem Herzog Albrecht i. J. 1544 die Königsberger Akademie gestiftet hatte, nahm bald darauf auch eine eigene akademische Bibliothek ihren Anfang. Diese Bibliothek wurde nachmals, im Beginn des Jahres 1810, mit der Königlichen Bibliothek in demselben Locale aufgestellt, um späterhin völlig mit der letzteren vereinigt zu werden.[1] Ueber ihre Geschichte innerhalb der angegebenen Zeitgrenzen besitzen wir nur wenige dürftige Notizen bei Arnoldt (Historie der Königsbergischen Universität II, 45. 1746), Bernoulli (Reisen durch . . . Preußen, . . . III, 39 ff. 1779), v. Baczko (Versuch einer Gesch. u. Beschr. der Stadt Königsberg 5. Heft. 1789. S. 449 ff. 2te Aufl. 1804. S. 349), Pisanski (Preuß. Litterärgeschichte I, 213. 1791; II, 50 f. 1853).[2] Ganz unbekannt sind die Gesetze jener alten Bibliothek, die wir aus einer gleichzeitigen Abschrift nachstehend mittheilen. Die Abschrift findet sich in einem

---

[1]) Faber, Beiträge zur Kunde Preußens III, 142, 143. 1820. Derselbe, Die Haupt- u. Residenz-Stadt Königsberg i. Pr. S. 302, 303. 1840.

[2]) Eine handschriftliche Geschichte der akad. Bibl. wird angeführt: „Erleutertes Preußen" V, 95 No. 55. Leider aber ist dieselbe verloren.

Codex der Königl. Bibliothek (MS. 1886), welcher Codex der akademischen Bibliothek angehört hat.[3]) S—n.

LEGES BIBLIOTHECAE REGIOMONTANAE ACADEMICAE.

Cum eum in finem Libri in Bibliothecis colligantur, non ut à vermibus corrodantur, aut situ absumantur sed ut in Docentium Discentiumqvè usum veniant: Hujus qvoqvè Bibliothecae scopus et finis unicus hic erit, ut tam Professores, qvam Studiosi ejus fructu gaudere, et exinde utilitatem aliquam percipere possint. Quod ut rectè fiat, nec fructus ille privatorum, cum boni publici et Librorum damno conjunctus sit, sequentibus Legibus cancellisqvè eam includimus.

I.

Duo necessariò constituendi erunt Bibliothecarii, alter primarius, alter Secundarius, ille sit ex Professoribus Ordinariis; Hic verò Alumnorum Sub-Inspector,[4]) uterquè à Rectore et Senatu constituti datâ dextrâ fidelitatem promittant.

II.

Primario, cui se et Sub-Inspector expetitus adjunget, incumbet, ut Libros omnes in ordinem redigat, probè consignet, eorundem Catalogum, unum Senatui tradat, alterum sibi reservet, tertium Alumnorum concedat Inspectori.

III.

Libros, quos Bibliopolae vigore contractus singulis Rectoratibus exolvunt, primarius Bibliothecarius colliget, et Bibliothecae Catalogo inserat ex publico compactos.

IV.

Nil Librorum alicui concedatur absqvè scitu primarii Bibliothecarii, qvi Personarum habeat respectum, curabitqvè ut nemini tradatur Liber,

---

[3]) Cf. Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Regiae Regimontanae. Fascic. II. Nr. CCLV, 14.

[4]) Eine Ordnung des akademischen Senates über das „Officium Inspectoris", welche mit Magister Valentin Lauben (vgl. Arnoldt I, 334) bei Uebernahme der Inspection vereinbart wurde, bestimmt in ihrem letzten Artikel (XII): „Habebit quoqvè curam et Inspectionem BIBLIOTHECAE NOSTRAE, qvae brevi instruenda est." Wir entlehnen diese Bestimmung aus demselben Codex, welcher die obigen Gesetze enthält.

nisi noto homini et v. f. studioso, qviqvė peculiari Libro et suum et authoris nomen inseruerit.

V.

Ultra mensem tamen eosdem retinere non debent.

VI.

Peculiaris etiam Liber formetur, in quò nomina eorum, qui liberali manu aliquid consecrarunt, consignanda.

VII.

In singulis Rectoratibus V. ex aerario Academico numerabuntur floreni Fisco Bibliothecae, quo necessaria scillicet mensae, scamna, atramentaria sensim comparentur. In Librum peculiarem accepta et expensa inserantur.

VIII.

Omnium Programmatum et Disputationum aliquot ad minimum VI. exemplaria à Pedello petantur, et ad Bibliothecam hanc referantur.

IX.

Diebus Mercurii et Sabbati à 2. p. m. cuivis Bibliotheca haec pateat.

X.

Pro Labore solvet aerarium Academicum primario Bibliothecario in singulis Rectoratibus V. modios Siliginis et 10. florenos, secundario vero VI. florenos.

XI.

Si qvid poenarum pro digladiatione aut similibus excessibus à studiosis perpetratis impositum fuerit, Fisco hujus Bibliothecae deputari poterit, nec non dimidiae portio pro Sepultura in aream Collegii concessa numerabitur, quo Dominis Bibliothecariis simul et aliis sumptibus satisfiat.

XII.

Rectori et Decanis omnium Facultatum suprema competat Inspectio, quibus incumbet, singulis semestribus semel ad minimum Bibliothecam visitare, defectus notare, et ut de necessariis tàm exornandam et amplificandam Bibliothecam, qvàm ad Loci reparationem facientibus in tempore prospiciatur.

XIII.

Per integrum triennium Primarius hocce fungatur munere, ni Rectori et Senatui aliter visum fuerit. Ille verò Successori in praesentia Rectoris et Decanorum rationes exhibebit. Sub-Inspector tamen, quamdiu Sub-Inspectoris officia obit, Bibliothecae praeesse poterit.

Pfarrer Dr. Gregor.

Von

B . . . . s.

Dem mehrjährigen Herausgeber des Volksschulfreundes, dem Pfarrer Dr. Gregor, ist in dem ersten Hefte des 28. Jahrg. dieser Zeitschrift ein Nachruf gewidmet, welcher von der Hand eines vieljährigen Freundes des Verewigten herstammend die Persönlichkeit des Geschilderten seinen Bekannten in lieben und treuen Zügen wieder vorführt und denen, die ihn nicht gekannt, ein wahres Bild von ihm darbietet. Bei aller Anerkennung dieses Nachrufes scheint es doch nicht ungerechtfertigt, einige Bemerkungen ihm nachzutragen und dabei besonders genauere Zeitbestimmungen und nähere Nachweise über die Thätigkeit und die Eigenschaften des Verblichenen zu berücksichtigen.

Im Sommer 1814 trat Martin Gregor bei der theologischen Fakultät der Universität Königsberg ein und gab sich nicht allein dem von ihm gewählten Studio mit Eifer hin, sondern fühlte sich auch für Philosophie sehr angeregt. Schon früh zeigte er für die Erziehung des jüngern Geschlechts nicht allein eifrigen Sinn, sondern auch innern Beruf. Es konnte ihm daher nur erwünscht sein in dem von seinem verehrten Lehrer, dem Prof. Dr. Herbart begründeten pädagogischen Seminare eine Verwendung seiner Kräfte zu finden. Er blieb demselben so lange treu, als es ihm seine übrigen Verhältnisse gestatteten, und war einige Jahre der erste Lehrer an dem Institute. Als er 1821 zum Pfarrer bei der hiesigen Steindamm-Polnischen Kirche berufen wurde, mußte es das bisherige Verhältniß zwar aufgeben, fand aber in seinem jetzigen Amte noch Muße genug, seiner Liebe zur Pädagogik in anderer Weise zu entsprechen. Der Kirch-Schullehrer Goldmann, welcher eine Schule für Kinder gebildeter Eltern ange-

legt hatte, konnte derselben nicht länger vorstehen, als er im Jahre 1829 zum Rector der Altstädtischen Bürgerschule ernannt worden war. Pfarrer Gregor entsprach daher den an ihn gelangten Anträgen, diese Privat-Anstalt zu übernehmen und erhielt auch die nachgesuchte Concession. Er beschränkte sich dabei auf Kinder von 6 bis 9 Jahren, welche in 2 Klassen von ihm und Hilfslehrern unterrichtet wurden. Die Anstalt erfreute sich um so mehr eines fröhlichen Gedeihens, als der Gymnasial-Unterricht damals nur mit dem neunten Lebensjahre begann, und die Zöglinge der Gregorschen Schule nicht allein gut vorbereitet befunden wurden, sondern auch mit Liebe in der Anstalt verweilten. Was insbesondere die hier vorbereiteten Kinder empfahl, war die angeregte Denkkraft derselben, ihre frische fröhliche Weise und die Liebe zum Unteridht. Die Schule bestand bis zum Tode ihres Vorstehers, wenn sie gleich in den letzten Jahren nicht mehr die Anzahl von Schülern aufzuweisen hatte wie früher, und dies namentlich aus dem Grunde, weil die Directoren der höhern Schulen besondere Vorbereitungs-Klassen mit ihren Anstalten zu verbinden anfingen. Gregor hatte viele Freude an seinen Zöglingen, wie an seiner Anstalt, wenn ihm gleich auch Anfechtungen nicht erspart wurden. Im Jahre 1834 wurde es bei der Stadt-Schul-Deputation angeregt, daß in dem Lections-Plane der Gregor'schen Schule keine besondere Stunden für die christliche Glaubens- und Sittenlehre angesetzt seien, und Gregor deshalb um seine Aeußerung angegangen. In seiner ausführlichen Erwiderung setzte er auseinander, wie es ihm zu bedenklich erscheine, Kinder mit den ihnen schwerverständlichen Glaubensangelegenheiten Stunden lang zu beschäftigen, und wie er es vorzöge, an die Erzählung biblischer Geschichten Glaubens- und Sittenlehren zu knüpfen, überhaupt dieselben aber bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Kindern zu Gemüthe zu führen. Damals wußte man noch nichts von Schul-Regulativen und die Angelegenheit blieb auf sich beruhen. Es ist auch niemals ein Fall bekannt geworden, daß Zöglinge der Gregorschen Schule bei ihrem Eintritt in höhere Anstalten für Religionslehren stumpf oder unempfindlich sich gezeigt hätten.

Am 18. Dezember 1838 wurde Pfarrer Gregor als technisches Mitglied der Stadt-Schul-Deputation zu Königsberg von der Königlichen Re-

gierung bestätigt, und er hat in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode treue und erfolgreiche Dienste geleistet.

Seine Dienste als Pfarrer und Seelsorger wurden eben nicht zur Ungebühr in Anspruch genommen, wenn es schon einige Anstrengung nöthig machte, an jedem Sonn- und Festtage zweimal, nämlich Vormittags Deutsch und Nachmittags Polnisch zu predigen. Die Polnische Gemeinde in Königsberg, früher gar nicht unbedeutend, war im Laufe der Zeit sehr zusammengeschmolzen, und nur wenige ihrer Mitglieder entbehrten so sehr der Kenntniß der Deutschen Sprache, daß sie die Verkündigungen des Wortes Gottes in Polnischer Sprache vorzogen. Daher war die Kirche am Nachmittage, wo der Gottesdienst ganz in Polnischer Sprache abgehalten wurde, auch nur sparsam besucht. Aber auch an dem Vormittage, wo nur Deutsch verhandelt wurde, konnte sich Gregor keiner großen Zahl von Zuhörern erfreuen. Zum Theil lag dies freilich an der verkleinerten Zahl der Gemeine-Mitglieder, sowie daran, daß dieselben in der ganzen Stadt zerstreut waren und andere Kirchen näher hatten, aber zum Theil fiel die Schuld davon auch auf Gregor. Er, der seine Predigten, namentlich in den ersten Jahren seines Dienstes, mit großer Gewissenhaftigkeit ausarbeitete, ging von der Ansicht aus, daß der Kanzelredner nicht streng an das aufgeschriebene Wort sich zu halten habe, sondern die geistige Eingebung müße walten lassen. Er memorirte daher geflißentlich nicht, sondern führte das zum Grunde gelegte und durchdachte Thema auf der Kanzel von Neuem aus. Dabei strömten ihm aber die Worte viel häufiger zu, als die Gedanken und die Zuhörer empfingen viel mehr Worte als Erbauung. Es kam noch Eins hinzu, ein gutes Organ und eine lebhafte fast dramatische Darstellung des von ihm Vorgetragenen hatten ihm reichlichen Beifall eingetragen, damit ihn aber auch verleitet, auf diese Aeußerlichkeiten viel zu geben und bei dem Ausmalen viel Worte zu gebrauchen. Freilich blieb der Kern stets ein gesunder und guter, aber die Schale wurde vielen doch zu hart.

Ein bedeutenderes Feld für seine Thätigkeit als Geistlicher erhielt Gregor, als der Superintendent der altstädtischen Diöcese mit dem Tode abgegangen war, und Gregor zum Verweser dieses Amtes bestellt wurde. Der Sprengel umfaßt mehrere städtische und auch ländliche Kirchen. Diese und

die davon abhängenden Schulen erforderten manche Mühwaltung, welcher sich aber Gregor mit Liebe und Eifer unterzog, so daß er auch die nöthigen Reisen in keiner Jahreszeit scheute. Er hatte dies ihm übertragene Amt mehrere Jahre verwaltet, als eine anderweite Einrichtung der Diöcesen ihn desselben enthob, dabei ihm aber auch die feierliche Anerkennung seiner bisherigen Diöcesanen eintrug.

Praktisches Christenthum war die Lebensregel, welcher Gregor als Geistlicher und Mensch stets folgte. Edel, hilfreich und gut, wie Göthe es vom Menschen verlangt, zeigte er sich in allen Dingen die ihn berührten. Daher betheiligte er sich nicht allein bei allen Vereinen, die er der Menschheit wirklich förderlich erachtete, sondern er versagte seine Hilfe auch niemals da, wo sie in Anspruch genommen wurde, und seine Einsichten und Kräfte dieselbe gestatteten. Von ganzem Herzen ward er ein thätiges Mitglied des hiesigen Gustav-Adolfs-Vereins und blieb ihm treu bis zu seinem Tode, ja er wußte, als eine specifischkirchliche Partei eine Spaltung herbeiführte, und man auch ihn für diese separatistische Richtung zu gewinnen suchte, selbst das Dringen höhergestellter Personen entschieden von sich abzuhalten. Er hatte die Genugthuung, den abgetrennten Zweig, wenn auch nach mehreren Jahren, mit dem Stamme wieder vereint zu sehen. Von Hause aus zum Frieden und zur Versöhnung geneigt, legte er da sein entscheidendes Wort ein, wo es ihm galt dem Rechte den Sieg zu verschaffen. So befand er sich einmal im Kreise von Freunden, als ein auswärtiger Schriftsteller Veranlassung nahm, über den ihm zugestoßenen Mangel an Anerkennung sich bitter zu beklagen und dabei einen der Anwesenden hart zu beschuldigen. Dieser vertheidigte sich in der ihm eigenthümlichen humanen Weise; es fruchtete aber bei dem Anklagenden ebensowenig wie das begütigende Wort der übrigen Freunde. Da nun aber die unerquickliche Unterhaltung kein Ende nehmen wollte, so erhob sich Gregor, der bis dahin geschwiegen, und setzte dem Aufgeregten in seiner markigen Weise das Ungerechtfertigte, ja Unangemessene seines Benehmens so eindringlich auseinander, daß er nicht allein stille wurde, sondern auch klein beigab und für den Rest des Abends ein angenehmer Gesellschafter wurde.

Es bleibt noch übrig, über Gregor als den Herausgeber des Volksschulfreundes einige Worte zu sagen. Mit eigenen Aufsätzen hat er sich bei

der Zeitschrift nicht eben viel betheiligt; die eigentlichen Arbeiten wurden vornehmlich von seinen Gehilfen, den Oberlehrern Elbitt und Vetter besorgt, aber die Uebereinstimmung der drei Herausgeber und der Geist, in welchem das Werk besorgt wurde, haben in den 18 Jahren, in welchen die drei Kräfte wirksam waren, genugsam bewiesen, daß die Bemühungen nicht vergeblich gewesen. Es kann daher nur als Irrthum bezeichnet werden, wenn die Behauptung ausgesprochen ist, der Volksschulfreund habe in der Zahl seiner Abonnenten eine Abnahme erlitten. Die Uebersicht von dem Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Unterstützungs-Fonds pro 1863, welche in dem 6. Hefte des Volksschulfreundes pro 1864 mitgetheilt ist, zeigt in erfreulicher Weise, daß die Einnahme aus dem Ertrage der beregten Zeitschrift sich eben nicht vermindert habe, und Zahlen sprechen bekanntlich. Von einem auch bereits verstorbenen Freunde Gregors.

Zur Charakteristik seiner religiösen pädagogischen Ansicht darf wohl nachfolgendes Schriftstück aufbewahrt bleiben. Es ist eine Erklärung, welche er auf eine Anfrage der Stadt-Schul-Deputation in folgender Art abgab:

Auf die Anfrage vom 6ten, praes. den 15ten Januar c. No. 37

„Wie und in welcher Verbindung etwa mit andern Lehrgegen-
„ständen die christliche Glaubens- und Sittenlehre auf den beiden
„Classen meiner Anstalt behandelt wird,"

habe ich die Ehre, Einer Hochlöbl. Stadt-Schul-Deputation ganz gehorsamst zu erwidern, daß die Methode, nach welcher ich die mir anvertrauten meistens 6—9 jährigen Söhne gebildeter Eltern in der Religion unterrichte, bereits in der 7ten und 9ten Columne meines tabellarischen Jahresberichts von 1833 ist angedeutet worden. Statt der dort enthaltenen Angabe: „Geschichts-Erzählungen, verbunden mit der allgemeinen Religions- und Sittenlehre", hätte ich auch eben so gut sagen können: „christliche Glaubens- und Sittenlehre, dem Geist und Gemüthe der Kinder auf dem Vehikel der Geschichte vielseitig zugänglich gemacht"; denn in Ansehung der Principien und Gegenstände des Religions-Unterrichtes, den ich nie von der Sittenlehre trenne, halte ich mich streng an unsre heiligen Urkunden; nur hebe ich die Lehre des Christenthums so hervor, wie sie der kindlichen Betrachtungs-Weise am nächsten liegen und daher auch bei allen zu einiger

Bildung gelangten nicht-christlichen Völkern angetroffen werden, freilich sehr modificirt oft durch phantastische Zusätze, ja durch den furchtbarsten Aberglauben entstellt und verdunkelt, aber doch immer noch kenntlich genug, um darin das Band jener innern Verwandtschaft unter den Menschen zu sehen, welches ihre Abstammung von Gott beurkundet, in der ganzen Erscheinung Christi auf das Deutlichste sich offenbart.

Warum ich für den Religionsunterricht keine besondere Stunden habe ansetzen mögen, geschah hauptsächlich aus folgenden Gründen: Mit kleinen Kindern wöchentlich etwa nur eine oder zwei Religions-Stunden zu halten, ist durchaus ungenügend; ein so wichtiger Gegenstand erfordert täglich Berücksichtigung; aber eine ganze Stunde lang nichts als Glaubens- und Sittenlehre zu treiben, gelingt nur selten. Die Aufmerksamkeit der Kinder kann so lange nicht in der nöthigen Spannung bleiben: es entsteht — was bei jedem Unterrichte schlimm, beim Religionsunterrichte aber am schlimmsten ist, sehr leicht — der Mechanismus, todtes Gedächtnißwerk, Langeweile, Widerwille, Heuchelei: der Lehrer muß entweder abbrechen oder die höchsten Erhebungen des Geistes, die zartesten Regungen des Herzens durch häufige Zurechtweisungen unterbrechen: für Lehrer und Schüler eine mißliche Sache.

Am besten wär's, wenn man dem Vorbilde unsers unvergleichlichen Religionslehrers Jesu Christi gemäß die Lehren von Gott und von dem göttlichen Leben gelegentlich an die Meinungen, Gefühle, Gesinnungen, Thaten u. s. w., wie die Kinder sie eben äußern, anknüpfen, oder in der Hülle von Parabeln, Gleichnissen und Denksprüchen zur willigen Aufnahme und Aufbewahrung überliefern oder endlich durch die religiöse Weihe und Würde seines Lebens anschaulich zur Nachfolge nöthigend darstellen könnte: aber das gelingt, selbst den besten Willen vorausgesetzt, wegen der Verhältnisse unsers Schullebens und der natürlichen Beschränktheit der Kinder, nur zum Theil. Man muß also, um die gedachten Lehren möglichst oft, möglichst neu, möglichst eingreifend ins Leben, und doch jedes Mal nur so lange, als die rechte Stimmung anhält, zur Sprache bringen zu können, ein Vehikel unterlegen, welches die mannigfaltigsten Anknüpfungsgelegenheiten, ja die ergreifendsten Anschauungen des religiösen und sittlichen Lebens selbst darbietet; am zweckmäßigsten, wie es mir wenigstens

scheinen will, möglichst treue und zusammenhängende Erzählungen aus der Geschichte, weil diese an sich schon ein religiöses Moment hat, in die Wirklichkeit einführt und die Selbstkenntniß sammt der Menschenkenntniß befördert.

Ich für meinen Theil erzähle jetzt auf der untern Classe 4 Stunden wöchentlich biblische Geschichte bis zur Gründung der christlichen Kirche und ihrer Ausbreitung durch die Apostel, auf der obern griechische und römische Geschichte in ebensoviel Stunden, bis zu derselben Epoche, benutze jene zur positiven Feststellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, diese zur Wiederholung und nähern Bestimmung derselben, wozu der Contrast (Gleichheit und Gegensatz) hinsichts dieser Lehren so mächtig anregt. Die mangelhaften Vorstellungen von Gott und seiner Verehrung, wie sie bei den Hebräern, Persern, Griechen, Römern u. s. w. vorkommen, geben mir Veranlassung, einerseits immer wieder von Neuem auf den „Heiligen und Gerechten" hinzuweisen, dem wir unser wahres Wissen von Gott und unsere würdige Gottesverehrung verdanken, andrerseits aber auch zu zeigen, wie sehr schwer, ja unmöglich selbst den besten Menschen unter jenen Völkern die Vermeidung irriger Vorstellungen von Gott werden mußte, da sie der Belehrungen entbehrten, wodurch bei uns jedes Kind zur richtigen Erkenntniß Gottes und dessen was wir ihm zu Gefallen thun oder lassen sollen, angeleitet wird. Denn mein Bestreben geht dahin, nicht durch poetische Uebertreibungen Dünkel und Fanatismus, sondern durch schlichte Darlegung der Wahrheit echte Demuth und Humanität neben der innigsten Werthschätzung des Christenthums zu begründen.

Um die Art und Weise, wie ich den Religionsunterricht ertheile, noch etwas näher anzudeuten (denn eine vollständige Auseinandersetzung würde hier zu weit führen), so fange ich damit an und kehre darauf wiederholentlich zurück, daß ich den Kindern ihre völlig abhängige Lage einerseits, andrerseits die Wohlthaten und guten Gesinnungen ihrer Eltern zum möglichst klaren Bewußtsein bringe, um die kindliche Pietät (Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen, daraus hervorgehenden Gehorsam — den Grundtypus der christlichen Religion) zu läutern, zu beleben und zu befriedigen. An diese Pietät knüpfe ich die Religiosität, und mittelst des Gehorsams, wodurch sich die Pietät vorzüglich zu äußern strebt, die Moralität an. Ich

zeige zu diesem Behufe auch die Abhängigkeit der Eltern von andern Menschen, überhaupt der Menschen von einander, von der Natur und endlich Aller insgesammt von Gott, sowohl dem sterblichen Leibe, als der unsterblichen Seele nach. Dann verweile ich bei der Betrachtung der Eigenschaften Gottes; zeige, wie väterlich Gott schon bei der Schöpfung der Welt für Pflanzen und Thiere und insbesondere für den Menschen gesorgt hat, und erkläre, in welchem erhabenen Sinne wir ihn „Vater" nennen dürfen; endlich wer unter den Menschenkindern sein „Erstgeborner Sohn" ist und wie uns derselbe beten gelehrt hat. Hiebei laß ich mir von den Kindern erzählen, was sie von Christo und von der Kirche wissen, um es zu berichtigen und so weit es vorläufig nöthig ist, zu ergänzen. In der Regel treffe ich ein lebhaftes Mißfallen an den Juden an, die Christum gekreuzigt haben. Dieses, sowie die mißbilligenden Urtheile, die sich über das Böse im Laufe der Geschichte überhaupt äußern, lenke ich auf die Kinder selbst zurück; wobei ich ihnen die Anfänge des Bösen in der Trägheit, dem Leichtsinne, der Begehrlichkeit, Nachahmungssucht, Rohheit u. s. w. zeige und wirklich vorgefallene Vergehungen der Schule zur Sprache bringe, endlich alle zur Wachsamkeit über sich und zum Beten auffordere, um den Anreizungen zum Bösen widerstehen zu lernen. Zu bereuen haben die meisten Schüler bald dieses, bald jenes Versprechen: an solche Zustände knüpfe ich leise die christliche Versöhnungslehre an, daß, wie dem Bußethuenden Gott vergeben hat, so auch der bekennende und bereuende Schüler nicht vor geschärfter Strafe sich fürchten, sondern vielmehr herzliche Vergebung fest hoffen darf, da der Zweck der Strafe ja nicht Vergeltung, sondern nur Besserung ist. Kurz, ich suche das Amt eines Seelsorgers so gut als möglich bei den Kindern zu verwalten.

Daß die Schulstunden jeden Morgen mit einem kurzen Gesange und Gebete anfangen, versteht sich von selbst, so wie auch, daß dann und wann ein Spruch, ein Vers aus dem Gesangbuche, ein Gebot, ein Gebet auswendig gelernt wird: nur freilich Alles mit Maaßen, denn meiner Ueberzeugung nach schadet dem Religionsunterrichte nichts so sehr, als die gutgemeinte von den Kindern übel empfundene Uebertreibung.

Schließlich sage ich Einer Hochlöbl. Stadt=Schul=Deputation für das Vertrauen, dessen mich dieselbe in dem obenbezeichneten Schreiben würdigt,

meinen aufrichtigsten Dank und füge daran die gehorsamste Bitte um gütige Nachsicht, sowohl wegen der Kürze, als der langen Verzögerung dieses Schreibens, welche durch eine Reihe von häuslichen Leiden veranlaßt worden ist.

Königsberg, den 23. März 1834.

Gregor, Pfarrer.

Medaillen von Benvenuto Cellini.

Dr. Julius Friedländer in Berlin, ein bekannter trefflicher Numismatiker, hat vor einigen Jahren eine kleine Gelegenheitsschrift (angezeigt von Waagen im Deutschen Kunstblatt 1856 No. 17) über die Münzen und Medaillen des Benvenuto Cellini publicirt. Welche Vorarbeiten dem Verf., der bekanntlich selbst eine bedeutende Sammlung älterer Medaillen besitzt, in dem Tresor de Numismatique, in den verschiedenen Ausgaben der Werke des Cellini, in dem Buche von Bolzenthal und sonst zu Gebote gestanden, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls ist diese kritische Sichtung des Materials und Zusammenstellung der erreichbaren beglaubigten Arbeiten des Cellini sehr verdienstvoll, trägt nicht wenig zur Charakteristik des künstlerischen Könnens dieses durch seine so lebendig geschriebene Selbstbiographie allgemein gekannten hochgeschätzten Künstlers bei. J. Friedländer bespricht in chronologischer Reihenfolge 15 Medaillen, von denen er aber nur 8 in bildlichen Darstellungen giebt. Diese Abbildungen sind sehr vorzüglich mit diplomatischer Genauigkeit gearbeitet und geben das Charakteristische der betreffenden Kunstwerke vollkommen wieder.

Auffallend ist, daß bei diesen Medaillen in Conception der Figuren, der Gewandung rc. der Einfluß der Antike mehr hervortritt, als bei desselben Künstlers großen plastischen Arbeiten, die in Florenz, Paris und Wien aufbewahrt werden. Hier lag es nahe, die schon in jener Zeit sehr geschätzten antiken Römischen Münzen zum Vorbild[1]) zu nehmen, wie ja

[1]) Wie fleißig die Künstler am Anfang des 16. Jahrh. die antiken Ueberreste studirten, ist allbekannt, geht z. B. aus Raphaels Bericht an Leo X. hervor. In Medaillen-Arbeiten hatten vor Cellini schon Giov. Bolda, Vittore Camelio, Giov. Cavino u. A. die antiken Münzen nachgeahmt.

denn auch Cellini's Arbeiten schon zu seiner Zeit vielfach mit den Antiken verglichen wurden. —

Interessant ist zu bemerken, wie dieser hochbegabte Künstler keinen Anstand nimmt, antike Darstellungen sogar ganz und gar zu entlehnen. So ist z. B. die Rückseite der Medaille auf König Franz I. (No. 14 bei Friedländer) fast nur eine Copie eines Reliefs auf der Westseite des Bogens des Constantin zu Rom. Bei den beiden Rückseiten der Medaillen von Clemens VII. sind auf jeder je eine Figur durchaus der Antike nachgebildet. Auf der ersten Rückseite (No. 4) erinnert die gefesselte männliche Gestalt der „Wuth“ (oder Mars) an einen schönen geschnittenen Stein der Königl. Gemmen-Sammlung zu Berlin (Tölken, Klasse III. No. 44), der nicht von Stosch herkommt, sondern — ich weiß nicht, in welcher Zeit — einzeln angekauft worden ist. Auf der zweiten Rückseite (No. 5) ist die so sehr graciöse Gestalt des sitzenden Knaben links von Moses eine Nachbildung der berühmten Bronce-Statue des Dornzieher, welche jetzt im Palast der Conservatoren auf dem Capitol zu Rom steht, auch sonst in mehren weniger guten antiken Wiederholungen (z. B. im Museum zu Berlin) erhalten ist. Endlich ist der Pegasus auf der Rückseite der besonders schönen Medaille auf Cardinal Bembo (No. 12) die Nachbildung einer antiken, mannigfach restaurirten Statue eines Pegasus, die heut im Garten Boboli zu Florenz steht. — Daß man wegen dieser Benutzung antiker Motive dem Künstler keinen Vorwurf machen darf, wird jeder unparteiisch urtheilende Künstler einsehen. Man denke nur an den Ausspruch Goethe's bei Eckermann (Bd. I, S. 192). Ueberdies waren die Aufgaben für die künstlerische Darstellung, dem Geschmacke jener Zeit gemäß, oft der Antike entlehnt, und daß man dabei antike Vorbilder sich zum Muster nahm, ist wohl natürlich. —

Doch aber lebte Cellini ganz und gar in seiner Zeit. Die Rückseite der Medaille Clemens VII. (No. 5) erinnert in ihrer malerischen Composition lebhaft an die Thüren des Ghiberti, und die weibliche Figur des Friedens auf der andern Rückseite (No. 4) ist sehr weit von der Einfachheit der Antike entfernt.

Besonders merkwürdig ist die Medaille auf den Cardinal Johann v. Lothringen (No. 15), von welcher Friedländer die Autorschaft Cellini's

nicht nachweisen kann. Friedländer giebt in seiner Beschreibung von Goethe's Medaillen-Sammlung (Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen Bd. II. S. 57 No. 87) an, daß in Ciaconii Hist. Pont. (Rom 1677) III, pag. 418 eine ähnliche Medaille beschrieben wird. Außerdem besitzt der Sanitäts-Rath Dr. von Duisburg in Langfuhr bei Danzig in seiner reichen Sammlung der schönsten älteren Medaillen einen trefflichen Bronceguß, etwas größer als die Abbildung bei Friedländer (Durchm. $2^3/_{16}$ Zoll Rh.), deren Vorderseite das überaus lebenswahre, sehr individuell aufgefaßte Brustbild eines Cardinals mit der Umschrift: SCARAMVTIA. TRIVVL. CAR. COMEN. IO. FIRMI. PRIMI. F. trägt. — Die Rückseite hat genau die Darstellung, wie Abb. No. 15 zeigt, jedoch mit der Umschrift: HAEC. SOLA. DOMINATVR. Beide Figuren sind als identisch anzusehen (stimmen bis auf kleine Verschiedenheiten in Faltenwurf und an der linken Hand durchaus), sind aber nicht aus derselben Form, denn die Figur bei der Medaille des Dr. v. D. ist um $^1/_8$ Zoll größer. Interessant wäre das Verhältniß beider Medaillen zu einander aufzuklären.

Danzig. **R. Bergau.**

Der Schloßberg am Zarnowitzer See.

Im Anschluß an die sehr lehrreiche, vortreffliche Abhandlung des Obrist-Lieutenant A. v. Cohausen über alte Verschanzungen und Burgen in der Provinz Preußen in Foß' Zeitschrift für Preuß. Geschichte und Landeskunde Jahrg. II. S. 612—27 und als Ergänzung der Aufzählung alter Schloßberge im Pregelgebiete Littauens, welche Karl Käswurm in den Preuß. Provinzial-Blättern Jahrg. 1866 S. 528—34 gegeben hat, ist es wohl nicht ohne Werth, auf die Reste einer Urbefestigung hinzuweisen, welche sich im nördlichsten Theil des Gebiets der alten Herzoge von Pommerellen erhalten hat und davon meines Wissens nach niemals eine Nachricht gegeben worden ist.

Unter den durch tiefe Thäler (Wasser-Risse) von einander getrennten einzelnen dicht bewaldeten Bergkuppen, welche als Vorsprünge des östlichen Hochlandes in langer Reihe auf der Ostseite des Zarnowitzer Sees bis dicht an denselben herantreten, wird der höchste derselben, etwa $^3/_4$ Meile südlich von dem Dorfe Zarnowitz (früher ein bedeutendes Nonnen-Kloster)

nach alter Tradition der Schloßberg genannt. Auf dem Gipfel desselben erkennt man sehr deutlich ein künstlich geebnetes Plateau. Von demselben hat man eine weite Aussicht über den ganzen See und das Land jenseits desselben bis zum Meere. Das Plateau, von ovaler Form, in nordsüdlicher Richtung etwa 160 Schritte lang und 60 Schritte breit, ist auf allen Seiten von einem wohlerhaltenen Wall nebst äußerem Graben umgeben. Ob der Wall einen Kern von Mauerwerk enthält, habe ich ohne Nachgrabungen nicht ermitteln können. Einige rundliche Feldsteine treten zu Tage. Außerhalb des Grabens ist das Terrain auf drei Seiten steil abfallend, hängt nur auf der vierten (Nordseite) mit dem Hochlande zusammen und ist nur von dieser Seite in bequemer Weise zugänglich. Der südliche kleinere Theil des von dem Wall eingeschlossenen Raumes ist höher als der nördliche. Hier auf dem am meisten vorspringenden Theil des Berges stand wahrscheinlich das hölzerne Burghaus (Pallas mit dem Bergfried). Eine vertiefte Stelle wird als ehemaliger Brunnen bezeichnet, aus welchem vor etwa 20 Jahren ein Bauer aus Schwetzin noch zwei Fuhren gelber Ziegel entnommen haben soll. Jetzt ist das Plateau mit herrlichen Eichen und Rothbuchen bestanden.

Wir erkennen hier also sehr deutlich die Spuren einer alten Pommerellischen Burg mit all den Eigenschaften in Betreff der Lage, der Art der Befestigung &c., wie sie für ähnliche Anlagen unserer Provinz charakteristisch sind.[1]) Höchst wahrscheinlich war es eine heidnische Burg, die vor dem Jahre 1300 angelegt worden (Näheres läßt sich bekanntlich nicht bestimmen), welche (die Ziegel dürften darauf hinweisen) vielleicht aber auch vom deutschen Orden (Anfang Saec. XIV.) eine Zeit lang behauptet worden ist. Historische Nachrichten habe ich bis jetzt über diese Burg nicht auffinden können[2]), weiß auch nicht ihren Namen.

Danzig, April 1867. **R. Bergau.**

---

[1]) Cohausen a. a. O. S. 615. In ganz ähnlicher Lage befinden sich am frischen Haff die Burgen Balga und Lenzenburg. Vgl. über dieselben Cohausen a. a. O. S. 623 und L. Passarge in den Preuß. Provinzial-Blättern 1861 Bd. VIII. S. 64.

[2]) Vgl. Cramer, Gesch. v. Lauenburg und Bütow und Fabricius, Studien zur Gesch. der Wendischen Ostseeländer. Heft II.

Der Russische Münzhof in Königsberg.

Ueber denselben berichtet A. T. Bolotoff in seinen Memoiren Folgendes: da mir bekannt war, daß in Königsberg früher ein Münzhof existirte, mit allen dazu gehörigen Werkzeugen und Arbeitern, so beschlossen wir Preußisches Geld zu schlagen, ähnlich dem dort früher hergestellten, d. h. von gemischtem Silber. Kaum war dazu vom Hofe die Erlaubniß eingetroffen, so versammelten wir alle Arbeiter, fanden den Münzmeister, und mir wurde aufgetragen vom Gouverneur (Suworoff) die Zeichnungen zu den Stempeln zu verfertigen, welche ich so gut ich konnte, herstellte. Auf allen diesen Münzen war auf der einen Seite das Brustbild der Kaiserin dargestellt [1]) und auf der andern der Preußische Adler mit einer Inschrift. Der Gouverneur war mit meinen Zeichnungen zufrieden, die Stempel wurden nach denselben angefertigt und fingen wir an, Geld zu prägen. Die Krone hatte großen Vortheil und unser Geld wurde lieber angenommen als die schlechte Münze, mit welcher der Preußische König alle seine Länder überschwemmt.

In einer dunklen Herbstnacht wurden wir durch eine Feuersbrunst aufgeschreckt. Es brante in unserem neu errichteten Münzhofe. Da er sich nicht weit vom Schlosse befand und in derselben Straße, in welcher ich meine Wohnung hatte, so war ich bald zur Stelle und half beim Löschen des Brandes. Zu unserem besonderen Glücke gelang es uns, das Feuer noch bei seinem Beginnen zu unterdrücken, jedoch ging bei dieser Gelegenheit eine große Masse unserer neuen Münzen, theils in fertigen Exemplaren, theils in Schrötlingen verloren, da wir alle die überfüllten Mulden hinausschleppen mußten. Unser General war selbst beim Feuer zugegen und half nicht weniger beim Löschen als alle anderen, denn die Zerstörung des Münzhofes wäre ein besonderes Unglück gewesen. [2])

Berliner Blätter für Münz-, Siegel- u Wappenkunde. IX. Heft.
(3. Bds. 3. Hft. S. 298. 299.)

8

---

[1]) S. Grote's Blätter für Münzkunde II, S. 181—185.
[2]) S. Iswestia d. Kaiserl. Archäolog. Gesellschaft, I. S. 334, 335.

Abschriften Altdeutsch. Manuscripte zu Königsberg u. Danzig.

Nach dem Königl. Preuß. Staats-Anzeiger (1867. No. 108, Beilage S. 1842) wurden im verfl. Jahre an die Königl. Bibliothek zu Berlin aus dem Nachlasse des Prof. Friedrich Carl Köpke u. A. geschenkt:

1) Apocalypsis. Abschrift der in Königsberg befindlichen Handschrift von Fr. C. Köpke.

2) Fr. C. Köpke, Glossar zur Apocalypse des Heinr. Heßler.

3) Apocalypsis von H. Heßler. Text nach der Königsberger und Danziger Handschrift, von Köpke.

Ueber die genannten HH. sind vorzüglich zu vergleichen die Abhandlungen von Köpke im Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellsch. für Deutsche Sprache u. Alterthumsk. 1853. Bd. X. No. VII, und von Karl Bartsch in Pfeiffer's Germania 1856. S. 192 ff. S—n.

Der Plagiator Max Rosenheyn in Marienburg.

An die Redaction.

Durch die in Ihrer Zeitschrift zusammengestellten sehr werthvollen Nachweisungen aus der periodischen Literatur wurde ich auf einen Aufsatz über den Dom zu Marienwerder in Rombergs Zeitschrift für praktische Baukunst (1866. S. 151 ff.) aufmerksam gemacht. Weil außer Herrn v. Quast (dessen Arbeit leider noch nicht publicirt ist) und mir, meines Wissens, sich Niemand mit der baugeschichtlichen Erforschung dieses Baudenkmals beschäftigt hat, dachte ich sogleich an ein Plagiat, und zwar zunächst an den bekannten Max Rosenheyn, welcher das Geschäft des litterarischen Raubes seit mehr als zwei Decennien in größester Ausdehnung betreibt. Ich ließ mir die Zeitschrift kommen und fand, daß der Aufsatz, ohne Namen oder Zeichen, ganz und gar und Wort für Wort, nur unter Fortlassung der gelehrten Anmerkungen, meine Arbeit, nämlich Einleitung und zweiter Theil meiner in Foß' Zeitschrift für Preuß. Geschichte und Landeskunde [1]) (Bd. II. Heft 10) abgedruckten größe-

[1]) Und dieselbe Zeitschrift, welche Rosenheyn so eben beraubt, druckt dann Bd. 4. Heft 1. S. 17—33 auch einen von ihm eingesandten (ob verfaßten??) Aufsatz ab.

ren Abhandlung über „Schloß und Dom zu Marienwerder" ist. Auf eine Anfrage an die Redaction von Rombergs Zeitschrift erhielt ich in der Antwort vom 8. d. M., die Bestätigung meiner Vermuthung, daß nämlich der **Oberlehrer Max Rosenheyn in Marienburg** der Einsender dieses Aufsatzes, und daß derselbe ihm als Original-Arbeit bezahlt sei. M. Rosenheyn giebt solches in seinem an mich gerichteten Schreiben vom 20. d. Mts. auch zu, und sucht sein Treiben durch geringes Gehalt, Frau und Kind „zu rechtfertigen". —

Obgleich das Raub-System Rosenheyns — der u. A. die ganze 4 Bogen lange sehr individuell gehaltene Schrift des Prof. J. C. Schultz „über alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig" als Correspondenz aus Danzig an die Dioskuren geschickt hatte, woselbst sie (1857 Nr. 3 – 16) abgedruckt ist – durch zwei längere Artikel des Dr. X. v. Hasenkamp in den Neuen Preuß. Provinz.-Blättern (1858 Bd. I. S. 261 ff. u. 321 ff.) durch die Erklärung Schaslers in den Dioskuren (1858) und wahrschein- auch andere Journale schon öfters aufgedeckt ist, scheint es den verschiedenen Redactionen noch immer nicht hinreichend bekannt zu sein, da es dem Rosenheyn möglich ist, immer noch Manuscripte zu verkaufen. Ihre „Bibliographie" und „Periodische Literatur" weiset solche ja häufig nach. (Vergl. Altpreuß. Monatsschrift III, 667, 738. IV, 94.) — Freuen Sie sich, daß Sie sich von ihm fern gehalten. —

Daß Rosenheyn es bei seinen Büchern auch nicht besser macht, zeigt der erste Blick — zu einer genaueren Vergleichung mag ich die Zeit nicht opfern — auf sein Werk über Marienburg (Leipzig 1858), dessen Anfang aus einer kleinen, jetzt wenig bekannten Schrift von Joh. Voigt entlehnt, dessen Illustrationen zum großen Theil Nachbildungen der Aquarelle des Prof. Schultz in Danzig, ohne Wissen und Willen des Künstlers, und ohne seinen Namen zu nennen, gemacht sind. Daß es mit seinem andern Buch „Skizzen aus Ost- und West-Preußen", welches mir nicht bekannt ist, nicht besser steht, sagte mir kürzlich Herr Prof. Brandstäter. — Es wäre wohl wichtig, im Interesse der Redactionen, von Neuem auf dieses Unwesen aufmerksam zu machen.

Danzig, 23. März 1867. **R. Bergau.**

Universitäts-Chronik 1867.

29. März. Med. Doctordiss. von **Bernh. Schoene** (aus Niederndodeleben bei Magdeburg): De endocarditide puerperali. (31 S. 8.)

3. April. Chem. Doctordiss. von **Carl Gotthold Lautsch** (aus Storkow in der Mark): Ueber die Sättigungscapacität der Ueberjodsäure. (40 S. 8.) [Die Abhandlung selbst ist ein Separatabdr. aus dem Journal f. prakt. Chemie. Bd. 100. Hft. 2. Leipzig 1867. S. 65—99.]

9. April. Botan. Doctordiss. von **Ernst H. H. Pfitzer** (aus Kgsbg.): Ueber die Schutzscheide der deutschen Equisetaceen. (32 S. 8.)

11. April. Med. Doctordiss. von **Herm. Bartsch** (aus Kgsbg.): De morbo Addisonii. (32 S. 8.)

" Med. Doctordiss. von **Leop. Scheele** (aus Danzig): De strepitu diastolico quem in aneurysmatibus animadvertimus. (36 S. 8. m. 1 Beil.)

" Med. Doctordiss. von **Paul Richter**: De cholaemia. (31. S. 8.)

April (cf. 25. Juli 1866). Nachgelieferte philolog. Diss. von Dr. **Albert. Tribukait** (aus Angerburg): Observationes de coniunctionum apud poëtas Latinos usu. (63 S. 8.)

8. Mai. Med. Doctordiss. von **Carol. Pahlke** (aus Domnau): De fistula vesicouterina. (32 S. 8.)

" Med. Doctordiss. von **Rich. Kaulbars** (aus Wilten): De aegrotorum ossium incremento, quod pertinet ad longitudinem. (32 S. 8.)

12. Mai. „Acad. Alb. Regim. 1867. IV." Titulus C. Appuleji Dioclis suppletus et brevi adnotatione instructus quo orationes ad celebr. memor. vir. ill. Jac. Frid. a Rhod, Frid. a Groeben, Joh. Dit. a Tettau dieb. XXI et XXIII Maji et XXIII Junii . . . habendas indicit Lud. Friedländer P. P. O. (6 S. 4.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1867.

Index lectionum . . . per aestatem a die XXIX. Aprilis . . . instituendarum (h. t. Rector: Dr. **Laur. Feldt**, P. P. O.) Brunsbergae, typis Heyneanis. (20 S. 4.) [Praecedit Dr. **Josephi Bender** de Livoniae, Estoniae, Prussiae vicinarumque terrarum episcopis saec. XIII. apud Germaniae ordinarios peregrinantibus commentatio. S. 3—17. — Certamen litterarium et Praemia. S. 20. — In sequentem annum commilitonibus Lycei Hosiani quaestio tractanda proponitur haec ab Ordine Philosophorum ex instituto regio: „Episcoporum Warmiensium de coloniarum in Warmiam deductione et villarum civitatumque fundatarum constitutione merita exponantur."]

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Abriß der Geschichte der christlichen Kirche zum Gebrauch in gehobenen Lehranstalten. In Commiss. bei L. G. Homann in Danzig. Danzig. Druck v. A. W. Wendt. (67 S. gr. 8.)

Guterbock, Carl, Bracton and his relation to the Roman Law. A contribution to the history of the Roman Law in the middles ages. Translated. Philadelphia. (182 S. 8.)

Hagen, Aug., Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrh. hrsg. 3. Aufl. Leipzig 1867 (1866.) Weber. (XVI u. 284 S. 8.)

— G., Die preussische Ostsee-Küste, in Betreff der Frage, ob dieselbe eine Hebung oder Senkung bemerken lässt. [Aus den Abhdlgn. der k. Akad. d. Wissensch. zu Berlin.] Berlin. Dümmler's Verl. in Comm. (21 S. gr. 4.) 8 Sgr.

— — Gedächtnissrede auf Joh. Franz Enke. [Aus d. Abhdlg d. k. Akad. d. W. zu Berlin.] Ebd. 8 Sgr.

— H., Die Neuroptera des lithographischen Schiefers in Bayern. Pars I.: Tarsophlebia, Isophlebia, Stenophlebia, Anax. [Palaeontographica. Hrsg. v. H. v. Meyer. 15. Bd. 2. Lfg. S. 57—96. Taf. XI—XIV.]

Hamann, J. G., Gedanken üb. die heil. Schrift, neu hrsg. mit Bewilligung der Verleger von J. G. Hamann's gesammelten Schriften. Basel. Verl. christl. Schriften. (rec. Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz. 1866. No. 24.)

Hammer, E. F., Handfibel f. d. Schreibleseunterricht u. d. Rechtschreibung, auch z. Gebrauch nach d. gewöhnl. Lautir- u. Buchstabir-Methode. 27. bericht., mit d. 5 Hpt.-stücken des Luthersch. Katechism. versehene Aufl. Kgsbg. J. H. Bon. (80 S. 8.) 1/12 Thlr.

Hampke, H. (Elbing), Zur Politik des Aristoteles. [Philologus. 25. Bd. 1. Hft. Göttingen. S. 162—166.]

v. Hasenkamp, X., Ostpreußen unter dem Doppelaar. Historische Skizze der russischen Invasion in den Tagen des siebenjährigen Krieges. Kgsbg. Theilesche Bchhdlg. (F. Beyer). (IV u. 508 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

Hausordnung u. Dienstanweisung für die Diakonissen im Diakonissen-Krankenhause zu Danzig. Druck v. Edw. Groening in Danzig. (2 Bl. u. 74 S. gr. 8.)

Heiden, Dr. Ed. (in Waldau), Die Aufnahme der Nährstoffe in die Pflanzen. [Land- u. forstw. Ztg. der Prov. Preußen. No. 47. 48.]

— — Lehrbuch der Düngerlehre. Zum Gebrauch bei Vorlesungen an den höheren landwirthschaftl. Lehranstalten u. zum Selbstunterricht. (In 2 Bdn.) 1. Bd. Theoretischer Theil. Stuttgart. Cohen & Risch. (XVIII u. 446 S. gr. 8.) 2 Thlr.

— — Analyse von Schafwolle. } [Die landwirtschaftl. Versuchsstationen. Hrsg. von
— — Aschen-Analyse von Lupinen. } Fr. Nobbe. 8. Bd. No. 6.]

Heidenhain, R. (in Breslau), Ueber einige Verhältnisse des Baues und der Thätigkeit der Speicheldrüsen. Vorläuf. Mittheilg. [Centralbl. f. d. medic. Wissenschaften. Jahrg. 4. S. 130 ff.]

Heineke, Dr. Walth., Beiträge zur Kenntniss u. Behandlung der Krankheiten des Knies. Danzig. Const. Ziemssen. (VI u. 286 S. mit eingedr. Holzschn. gr. 8.) 1½ Thlr.

Heinrici, Georg. (aus Westpr.): Alexandri Vineti sententiae de individuo, societate, civitate, ecclesia. Diss. inaug. Halis Saxon. (41 S. 8.) 8 Sgr.

Den **Heldensöhnen** Borussia's. Eine Siegeshymne, unseren Braven in der Armee gewidmet. Der Ertrag ist zum Besten der Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger bestimmt. Kgsbg. Alfr. Richter. (2 Bl. gr. 8.) 1 Sgr.

Hendewerk, die biblische Metaphysik. [Evang. Gemdbl. 1866. No. 24. 25.]

Herbart, Overzicht der wijsbegeerte uit praktische gezichtspunten opgesteld. Uit het hoogd. vertaald door D. Burger. Amersfoort. Slothouwer. (VIII en 353 bl. gr. 8.)

Borelius, J. J., Anmärkningar vid Herbarts filos. system. Kalmar. (42 S. 8.)

Schulze, K. Fr. W. L., **Herbart's** Stellung zu Kant, entwickelt an den Hauptbegriffen ihrer Philosophien. Abhdlg. Luckau. (53 S. gr. 8.)

Herbst. Des Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden. Hrsg. von Professor Dr. Chr. Herbst. Danzig. Druck von Edw. Groening. (3 Bl. u. 179 S. gr. 8.)

Herder, Joh. Gttfr. v., Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit ein. biograph. Einleitg. Von Horst Keferstein. Leipz. 1867 (1866). Brockhaus. (VII u. 287 S. 8.) 1 Thlr. in engl. Einb. m. Goldschn. $1^1/_3$ Thlr.

Erdmann, Heinr., Herder als Religionsphilosoph. Inaug.-Dissert. Hersfeld. Maier. (100 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Köhler, R., Herders Cid u. seine französische Quelle. Leipzig. Vogel. (79 S. 8.) 12 Sgr.

Herrendörfer, E., Offenes Sendschreiben der Tilsiter freien religiösen Gemeinde an den Vorstand der freien relig. Gemeinde zu Cöln im Auftrage der Ersteren hrsg. Tilsit. Verl. v. Otto Hesse. Druck v. H. Post. (8 S. gr. 8.)

Herrmann, Dr. F., evang. Pfarrer in Braunsberg, Wie läßt ein christlich Volk in hart bedrängter Zeit vor seinem Gott und Herrn sich finden? Predigt üb. 1. Petri 5, 6 am allgem. Landes-Bettage, 27. Juni 1866 gehalten. Braunsberg. In Comm. bei J. R. Huye. (Druck bei C. A. Heyne.) (12 S. gr. 8.) $^1/_{12}$ Thlr.

— — Wie wird e. christl. Volk mit seiner Siegesfeier vor seinem Gott u. Herrn erscheinen? Predigt üb. Ps. 126, 3 zur Siegesdankfeier, am 15. Juli 1866 gehalten. Ebd. (12 S. gr. 8.) $^1/_{12}$ Thlr. [Der Ertrag beider Schriften ist für die verwundeten Krieger bestimmt.]

Hertzberg, Wilh., Geoffrey Chaucer's Canterbury Geschichten übersetzt. Thl. I—III. (674 S. 8.) [**Bibliothek** ausländ. Klassiker in deutsch. Uebertragung. 41—43. Bd. Hildburghausen. Bibliographisches Institut.] 1 Thlr. 2 Sgr.

Heubach, Max., Theologumenorum Sophocleorum particula. Diss. inaug. philol. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (32 S. gr. 8.) $^1/_6$ Thlr.

Hevelke, Heinr., Pastor zu St. Bartholomäi, Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde! Predigt gehalten am Landes-Bettag, d. 27. Juni 1866 üb. Klagelied. Jer. 3, 39—44 in d. Pfarrk. zu St. Barthol. Auf Verlang. u. z. Besten des Preuß. Vereins zur Pflege im Felde verwundet. u. erkrankt. Krieger in Druck gegeben. Danzig. Druck v. Edw. Gröning. (16 S. gr. 8.) $^1/_{12}$ Thlr.

Heynacher, Dr., prakt. Arzt zu Marienburg, Das Wesen des Fiebers u. d. Erkrankungen des Blutes, physiologisch entwickelt. Danzig. A. W. Kafemann in Comm. (III u. 49 S. gr. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Hildebrandt. Wiadomości niektóre o dawniejszym archidyakonacie pomorskim a teraz znacznéj części dyecezyi Chełmińskiéj podane przez X. **Augustyna Hildebrandta.** Wydanie trzecie pomnożone. Pelplin. Własnym nakładem Czcionkami H. F. Boeniga w Gdańsku. (271 S. gr. 8.) 25 Sgr.

— Otto, Oberbootsmann der Kgl. Marine, Praktisches Lehrbuch f. junge Seeleute. Mit Genehmigung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Adalbert v. Preußen, Oberbefehlshaber der Marine etc. hrsg. Im Selbstverl. des Verf. 2. verm. u. verb. Aufl. Danzig. Druck v. R. W. Wendt. (XIX u. 369 S. gr. 8. m. 9 lith. Taf.) $1^2/_3$ Thlr.

Hirsch, Adolf v., Bogumil Dawison. Ein Beitrag z. dtschen Kunst- u. Theatergeschichte. Leipz. (30 S. 16.)

— Prof. Dr. Aug., Die Meningitis cerebro-spinalis epidemica vom histor.-geograph. u. patholog.-therapeut. Standpunkte bearb. Berlin, A. Hirschwald. (V u. 189 S. gr. 8.) $1^1/_3$ Thlr.

— — Verhandlungen der Berliner medicinisch. Gesellschaft. Hrsg. im Auftrage d. Gesellsch. unter Red. v. E. Gurlt, **A. Hirsch**, L. Posner. 1. Heft. m. 2 (chromolith.) Taf. (in qu. Fol.) Berlin. A. Hirschwald. (III u. 125 S. gr. 8.) 28 Sgr. 2. Heft. (S. 127—240.) $^2/_3$ Thlr.

— Prof. Dr. Thdr., Geschichtstabellen zum Auswendiglernen. 5. Aufl. Danzig. Anhuth in Comm. (31 S. gr. 8.) 9 Sgr.

Hoffmann, E. H., Kreisbaumeister a. D. zu Neustadt i. Westpr., die landwirthschaftl. feuerfesten Tiefbauten. (Separatabdr. aus d. No. 6 d. „land- u. forstwirthsch. Ztg. d. Prov. Preußen" pro 1866.) (Kgsbg. Druck v. E. J. Dalkowski.) (4 Bl. 8.)

Hopf. Leonardi Chiensis de Lesbo a Turcis capta epistola Pio papae II. missa ex

cod. ms. Ticinensi primus edidit Prof. Dr. **Carol. Hopf.** Regimonti. Berlin Calvary & Co. (15 S. gr. 8.) 6 Sgr.

— — Historisch-genealogischer Atlas seit Christi Geburt bis auf unsere Zeit. Abth. I.: Deutschland. Bd. II. Lfg. 4. (S. 121—160 m. 2 Holzschntaf.) Gotha. Perthes. 2 Thlr. (I—II, 4.: 22 Thlr.)

Hübner, Marie, Frauen-Liebe u. Leben. Lieder u. Blumen. Kgsbg. 1867. (1866.) Hübner & Matz. (144 S. gr. 4. m. 10 Chromolith.) In engl. Einb. m. Goldschnitt u. in Carton. 11⅓ Thlr.

Jacobi, C. G. J., Vorlesungen üb. Dynamik nebst 5 hinterlassenen Abhandlungen desselben hrsg. v. **A. Clebsch.** Berlin. G. Reimer. (VIII u. 578 S. gr 4.) cart. 6⅔ Thlr.

Jacobson, Dr. Heinr. in Kgsbg., Ueber die Blutbewegung in den Venen. [Virchow's Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. 36. Bd. 1. Hft. S. 80—97.]

— Prof. Dr. H. F., Das Evangelische Kirchenrecht des Preußischen Staates u. seiner Provinzen. 2. Abth. 2. Lfg. Halle. Pfeffer. (VIII u. S. 563—748.) ⅚ Thlr. cplt. 3½ Thlr.

(**Jacoby**, Dr. Joh.) Der freie Mensch. Rück- u. Vorschau eines Staatsgefangenen. Berlin. Springer's Verl. (46 S. 8.) ⅓ Thlr.

. **Brief**, Offener, an Johann Jacoby. Leipzig. Wigand. (15 S. 8.) 1½ Sgr.

John, Dr. Rich. Ed., ord. Prof. d. Rechte a. d. Univers. Kgsbg., Kritiken strafrechtlicher Entscheidungen des preuß. Obertribunals. Berlin. Guttentag. (2 Bl. u. 351 S. gr. 8.) 1½ Thlr.

— — Over gevangenissen. Eene populaire voordragt. Met een voorwoord van Mr. P. W. Altorphius Grevelink. s' Gravenhage. Mart. Nijhoff. (41 bl. gr. 8.) f 0, 50.

— — Rechtsgültigk. u. Verbindlichk. publicirter Gesetze u. Verordnungen nach den Grundsätzen des preuß. Staatsrechts. [Ztschr. f. dtsch. Sttsrcht. u. dtsche Vfaßgsgesch. hrsg. v. L. K. Aegidi. 1866. 3. Hft. S. 244—274.]

Zur Entstehungsgesch. u. Auslegung d. Art. 106 der preuß. Verfassung. Eine Replik auf d. Aufsätze v. Dr. **R. John** u. Dr. L. v. Rönne im 3. Hft. der Ztschr. f. deutsch. Sttsrcht. Von Dr. E. A. Chr. Hamburg. O. Meißner. (59 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Jolowicz, Dr. H., Bruchstücke aus dem babylon. Talmud, aufgefunden in der Kgl. Biblioth. zu Kgsbg. in Pr. [Forschungen des wissensch.-talmud. Vereins. No. 9. 10. (Beil. zu Ben Chananja.)]

— — Grundlinien zum höhern Religionsunterricht für gebild. Lehrer u. Rabbiner. [Homilet. u. didakt. Beil. No. 13 zu Ben Chananja.]

— — Die Unentbehrlichkeit des Gotteswortes. Eine homilet. Betrachtung. [Homilet. u. didakt. Beil. No. 15 zu Ben Chananja.]

Jung, Dr. Arthur, Ueber den Begriff des Tragischen. Inowraclaw. (Gymnasial-Progr.) (XIV S. 4.)

Kaehler, Bernh. Aug. Joan. (aus Kgsbg.), Nonnulla ad doctrinam de versione in pedes angusta pelvi. Diss. inaug. med. Halis. (40 S. 8.)

(**Käswurm**, Karl), Einige Nachrichten über die Familie Käswurm in Litauen. Ein Beitrag zur Familienchronik. Als Manuscript gedr. Darkemen. Druck v. R. Siltmann.

Kahlbaum, Dr. (2. Arzt der Ostpreuss. Provincial-Irren-Anstalt Allenberg u. Privatdoc. der Psychiatrie a. d. Univers. Königsberg), Die Sinnesdelirien. Ein Beitrag zur klinisch. Erweiterung der psychiatrischen Symptomatologie u. zur physiol. Psychol. [Allg. Ztschr. f. Psych. XXII. S. 1—86.]

[**Kant.**]

Bachus, Henr., Philosophiae **Kantiana** quae sit connexio et propinquitas cum philosophia Francogalliae et Angliae XVIII. saeculi. Diss. philos. Bonnae. (2 Bl. u. 45 S. gr. 8.)

Bolton, M. P. W., Inquisitio philosophica: an Examination of the Principles of **Kant** and Hamilton. London. (270 S. 8.) 3 Thlr. 12 Sgr.

Brückner, Traug., De tribus ethices locis, quibus differt **Kantius** ab Aristotele. Diss. inaug. Berlin. Calvary & Co. (40 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Fischer, K., A commentary on **Kant's** critick of the pure reason. Trans-

lated from Fischer's „History of modern philosophy" with notes, Preface by J. P. Mahaffy, M. A. London. Longmans. 8. cloth 7 s. 6 d.

NB. The translator states that the volume is published for the purpose of affording englich students unacquainted with german an easy and complete introduction to the Kantian philosophy.

Germak. Iwan, Kategorische Briefe. Als Illustr. zum II. Thlc. von Goethe's Faust u. als Anhang zu Chalibäus histor. Entwickelung der deutschen Philosophie von **Kant** bis Hegel. Przemyśl. Gebr. Jeleń in Commiss. (166 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Kühne, Gust., deutsche Charaktere. 2. Ausg. 1. Theil. Aus dem Zeitalter der Aufklärung. Friedrich der Große. Lessing. Moses Mendelssohn. **Kant.** Leipz. Denicke.

Liebmann, Dr. Otto, Ueber den individuellen Beweis f. die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Stuttgart. Schober. (VI u. 145 S. gr. 8.) 27 Sgr.

Roeder, Ed., De voce „a priori" in philosophia **Kantii** usitata. Diss. philos. Bonnae. (35 S gr. 8.)

— — Das Wort „a priori". Eine neue Kritik der **Kantischen** Philosophie. Frankfurt a. M. Hermann. (50 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Schulze, K. Fr. W. L. s. unter **Herbart.**

Stenhammar, Evald Henning Theod., Har **Kant** angifvit den rätta grunden för kunskapens allmängiltighet och nödvändighet? Akad. afhandling. Upsala. (22 S. gr. 8.)

Stenquist, John, **Kants** Religions-filosofi enligt Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. Akad. afhandling. Stockholm. (23 S. 8.)

Weber, Lehrer Dr. Thdr., **Kant's** Dualismus von Geist u. Natur aus d. J. 1766 u. der des positiv. Christenth. Breslau. Aderholz. (XII u. 208 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Karte, topographische, vom Preussischen Staate . . . östlicher Theil. Bearb. in der topograph. Abtheilg. d. Kgl. Preuss. Generalstabes. Maassstab 1 : 100,000. Sect. 29. Wehlau. Lith. u. color. Berlin. Schropp. 17 Sgr. Sect. 26. Hela. Ebd. 1867. (1866.) 15 Sgr.

Kempf, E. F., Apotheker, Preußens Apotheken-Verfassung u. deren nothwendige Reorganisation. Kgsbg. Dr. u. Verl. v. Emil Rautenberg. (105 S. gr. 8.)

Kinderfreund, Preußischer. Ein Lesebuch f. Volksschulen, zsgestellt v. A. E. Preuß Director, u. J. A. Vetter, Seminar-Oberl. 161., der neu. umgearbeit. Ausg. 52. bericht. Aufl. Für Preußen mit Anhängen, die **Heimathskunde** der betreffenden Provinz enthaltend ꝛc. Kgsbg. 1867. (1866.) J. H. Bon. (X u. 390 S. u. 64 S. od. S. 391—454 gr. 8. m. 1 Karte.) 8 Sgr.

— — Deutscher. Ein Lesebuch f. Kathol. Volksschulen nach dem Preußisch. Kinderfr. v. A. E. Preuß u. J. A. Vetter von einigen Kathol. Geistlichen eingerichtet. Mit e. Anhange: Biblische Erzählgn aus d. alt. u. neu. Testam. u. Bilder aus der Heimathskunde Preußens. 9. verb. u. verm. Aufl. . . . Ebd. (VIII u. 440 S. 8.) 8 Sgr.

Kirchhoff, G., Untersuchungen üb. d. Sonnenspectrum u. die Spectren der chemischen Elemente. 1. Thl. [Abdr. aus d. Abhdlg d. k. Akad. d. Wiss. zu Berlin.] 3. Abdr. Berlin. Dümmler's Verl. (III u. 43 S. gr. 4. m. 1 Kpf. u. 1 Steintaf. in gr. 4. u. qu. Fol.) cart. 1⅓ Thlr.

Kiy, Vict., Der Pessimismus u. d. Ethik Schopenhauers. Berlin. Hayn. (VIII u. 82 S. gr. 8.) ½ Thlr.

Kleist, Car. Jul. Hugo (aus Heilsberg), De gangraena nosocomiali. Diss. inaug. med. Halis. (40 S. 8.)

Klinggräff, Dr. C. J., Die Vegetationsverhältnisse der Provinz Preussen und Verzeichniss der in derselben bisher gefundenen Phanerogamen. 2ter Nachtrag zur Flora der Provinz Preussen. Marienwerder. Ed. Levysohn in Comm. (VIII u. 173 S. 8.) ½ Thlr.

König, Dr. Rob. (aus Danzig). **Daheim.** Ein deutsch. Familienblatt m. Illustr. (in eingedr. Holzschn.) Jahrg. Octbr. 1866 bis Sept. 1867. 52 Nrn. (à 2 B. gr. 4.) Lpz. Expedition. Vierteljährl. 18 Sgr.

Periodische Literatur 1867.

„Schlesische Provinzialblätter." Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 6. Jahrg. März. (S. 129—192.) April. (S. 193—256.) C. J. Bergius, Gesch. d. Communalschuld. in d. Prov. Schles. im 1. Viertel dies. Jahrh. Nach Leop. Krug's Aufzeichnungen. (Schl.) Max Pilati, Zur vgl. Meteorologie Schles. i. J. 1866. F. W. Jäkel, D. Basalte Niederschles. u. d. Lausitz. (Forts.) Beiträge z. Gesch. d. Breslauer Burschensch. Th. Oelsner, D. Hdwerkerbewegg. in Breslau. Binko, D. Stiefeln der heil. Hedwig. Grünhagen, E. Anklage weg. Zauberei in Breslau aus d. J. 1612. Schlawer, Burschenschaftl. Nachträge. F. W. Grundmann, E. Pensions- u. Rentenanstalt f. d. Zukft. Göppert, Ueb. Steinkohl. u. Oberschl. Zukft hinsichtl. d. Steinkohlenformation. Klimke, Zwei verschwundene Schlösser im Frankenthaler Walde. G. F., Gründung d. ersten Wanduhrfabrikat. in Schl. — Der Erzähler. (Bilder und Züge aus Vggh. u. Gegenw.) Blumenlese. Stimmen aus u. f. Schles. (Fragen, Anregungen, Antworten.) Vereinsblatt. Lit.- u. Kunstblatt. Zur Chronik u. Statistik. Briefkasten.

Dr. **M. Töppen**, D. Zins-Verfassg. **Preußens** unt. d. Herrschaft d. **deutsch. Ordens.** [Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Ldskde. 4. Jahrg. 4. Hft. April 1867. S. 207—232.]

Schorn, Sem.-Dir., Bilder aus der Entwicklgsgesch. der Volksschule in uns. **Provinz.** (Vortr. im dies. Kgl. Schlosse 7. Febr.) [**D. Volksschulfr.** 7—9.]

Die Hohenzollern-Standbilder in Preußen. (**Herzog Albrecht** in **Kgsbg.** in Pr. — **Markgr. Georg Friedr.** u. **Markgr. Elisabeth** im **Dom** zu **Kgsbg.**) [Pr. Staats-Anz. 76. (Beil.)]

Bericht üb. d. Jubelfeier d. 150jähr. Bestebens d. **littau. Dragoner-Regiments** No. 1 (Prinz Albrecht von Preußen) 30. April u. 1. Mai 1867 in Tilsit. [**Pr. Litt. Ztg.** 105. 106. **Ostpr. Ztg.** 111. (Beil.)]

Ueber **Füllwurst** (nach Hennenberger Name des **Wehlauer** — nicht Braunsb. — Bieres) u. Müller's Hdbch. d. Prov. Preußen. [**Braunsb. Kreisbl.** 12. (Beil.) 14.]

Plan f. d. Vermessgs-Arbeiten d. General-Stabes der Armee in **Ost- u. Westpreußen** pro 1867. [**Kgsbg. Amtsbl.** 18.]

Ein Ostpreuße. Ueb. d. Nothwdgk. v. Wollmärkt. in d. Prov. **Preußen** f. d. Hebung unsr. Schafzucht. [**Land- u. forstw. Ztg. d. Prov. Pr.** 12.]

Aus d. Samlande. **Bernstein**-Regal-Vpachtg. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 105. (1. Beil.)]

Statistisches üb. d. **Werder-Ueberschwemmungen.** [**Danz. Dampfb.** 37.]

Grabenschau-Reglement für den **Linkuhnen-Seckenburger Entwässerungs-Verband.** [**Gumb. Amtsbl.** 16. (Extra-Beil.)]

Eisbahnen in **Masuren**, ibre Gefahren u. nothwend. Vorsichtsmaßregeln. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 74. (Beil.)]

Die **Philipponen** in Preußen. [Allg. Kirch.-Ztg. 14.]

Bericht üb. d. eigenthüml. **ostpr.** Klima (Vorlesung v. **Weber-Sobrost** im Logensaal z. Insterburg). [**Insterb. Ztg.** 25.]

Extract aus d. Rechnung d. **Ostpr. Landarmen- u Besserungs-Anstalt** zu Tapiau f. d. J. 1866. [**Kgsbg. u. Gumb. Amtsbl.** 16.]

Zur kathol. Volksschulbildung der **Diöcese Culm.** [Danz. **Kath. Kirchenbl.** 10. 11.]

Die Bruderschaften der **Diöcese Culm.** [Ebd. 14.]

Bevölkerungs-Statistik pro 1865 im **Danz. Reg.-Bez.** [**Danz. Amtsbl.** 11.]

Polizei-Strafen im **Reg.-Bez. Danzig.** (Diese nicht unerhebl. Abgabe, welche der Bevölkerung durch Nichtbeobachtg. d. gesetzl. u. polizeil. Vorschriften sich selbst auferlegt, betrug pro 1865 bei 11,172 Strafmandaten 12,432 Thlr. 1 Sgr., davon baar eingekommen 6084 Thlr. 19 Sg. 6 Pf., durch Gefängniß verbüßt 2193 Thlr. 25 Sgr.) [Ebd. 16.]

Statistisches üb. d. Wahlen z. norddeutsch. Parlament im **Danz. Reg.-Bez.** [Ebd. 17.]

Kirchenstatist. Notiz üb. d. **Reg.-Bez. Kgsbg.** [**Ostpr. Ztg.** 105. (Beil.)]

Die ggw. Lehrer der kath. Theologie am Lyc. Hosian. in **Braunsb.** u. ihre Hptschriften. (1. Andr. Menzel. 2. Andr. Thiel. 3. Ant. Pohlmann. 4. Frz. Ditrich.) [Lit. Hdweiser f. d. kath. Deutschl. 54.]

Generalkarte der Feldmark **Braunsberg**, 70 Quadratfuß groß, von Geometer **v. Borell** entworf., in d. Sitzg. d. polytechn. Vereins zu Braunsb. 28. Febr. vorgezeigt u. erläut. (Gesammtareal: 18057,73 pr. Morg. oder 273 Huf. 39 Morg.; Territor. der Stadt: 418,1 pr. Morg.; Stadtwald ca. 60 Huf.; 28 zerstreut liegende Gehöfte. — D. Magistrat beabs. die sehr genau u. richtig gearb. Karte als bleibd. Eigenth. der Stadt zu erwerben.) [**Braunsb. Kreisb.** 22. (Beil.)]

Zur Bevölkrgsstatistik der Städte **Danzig** u. **Elbing** im J. 1865. [**Danz. Amtsbl.** 14.]

—T.— Auf welche Art kann d. Stadt **Danzig** ihr Recht auf d. **Bernsteinfischerei** am Seestrande zw. Weichselmünde u. Polski am besten ausnutzen. [**Danz. Ztg.** 4210. 4212. 4214.]

Museum in **Danzig**. (Franziskanerkloster.) [**Westpr. Ztg.** 67.]

Das städt. Arbeitshaus in **Danzig**. [**Danz. Dampfb.** 49.]

Naturforsch. Gesellsch. z. Danzig. Sitzg. 20. März. Wissschftl. Mittblgn. üb. Demonstrat. verschied. Mitgl., unt. and. spectral-analyt. Experimente des Dir. Strehlke. [**Danz. Ztg.** 4148.] Sitzg. 17. Apr. Versch. Mittblgn. Dr. Bail referirt über Dr. Thome's in Virchow's Archiv 1867 abgedr. Abhdlg. „üb. e. neu., in den Cholera-Ausleergen gefund. Pilz" u. üb. H. Hoffmann's Abhdlg. „Zur Naturgesch. der Hefen." [Ebd. 4218.]

Allgem. Consum-Verein zu **Danzig**, dessen neu. Statut u. General-Vsammlg. 28. Febr. [**Danz. Dampfb.** 49.]

Der Russische Münzhof zu **Kgsbg.** (aus A. T. Bolotoff's Memoiren). [Berlin. Blätt. f. Münz-, Siegel- u. Wappenkunde. IX. Hft. S. 298. 299.]

Die rothe Wage (auf der Lastadie in **Kgsbg.**). [**Kgsbg. N. Ztg.** 89.]

Der Börsenbau in **Kgsbg.** [Ebd. 109.]

Der Schulbesuch in **Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 102. (Beil.)]

E. **Kgl. physikal.-ökonom. Gesellschaft.** Privatsitzg. 5. Apr. Prof. **v. Wittich** Vortr. üb. d. Methode der physikal. Ztmessg. in Bez. auf d. Fortpflzgs-Geschwindigk. in d. Nerven. (Nachtr.) — Prof. Dr. **Zaddach** Vortr. üb. d. Entwicklg. d. Insekten. Prof. Dr. **Caspary** üb. d. Gestaltg. d. Keims bei Pinguicula. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 97. (Beil.)]

Der ländl. Bank-Verein zu **Kgsbg.** [Ebd. 96. (Beil.)]

Nekrolog. 6. Febr. 1867 † im 74. Lebensj. Oberl. a. D. **Joh. Karl Brauser** z. Danzig, Verf. der Schrift: „Die Schule in d. constitutionell. Monarchie (1849)." [**Danz. Dampfb.** 33.]

Kommerz.-Rath **Fr. Wilh. Härtel** † 23. Apr. 1867 im 72. Lebensj. z. Elbing, für d. communale Gesch. Elbings in den letzt. 40 Jahr. v. segensreichst. Einfl. [**N. Elb. Anz.** 96. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 96. (Beil.) **Danz. Ztg.** 4197. 4204.]

Bericht üb. Pred. Dr. Voigdt's Vortrag in d. dtsch. Gesellsch. üb. das ehemal. **Hassensteinsche** Erziehungsinstitut zu **Blandau.** [**Ostpr. Ztg.** 92. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 94. (3. Beil.)]

Lied am Geburtstage **Kants** (22. Apr.) so lange zu singen, bis ein andrer ein besseres liefert. Der Kgsbgr. Kant-Gesellschaft gewidmet von ihrem weiland Mitgliede Johann Georg Scheffner. [**Kgsbg. N. Ztg.**, **Kgsbg. Hartgsche Ztg.**, **Ostpr. Ztg.** 94.]

Conrad Letzkau. I. II. (datirt: Berlin, im Mai 1867.) [**Westpr Ztg.** 103. 105. 106.]

Nekrolog. Domdechant Ritt. Dr. **Joseph Neumann** (geb. 13. März 1794 z. Bischofstein, † 3. März 1867 zu Dom Frauenburg.) [**Braunsb. Kreisbl.** 20. Danz. **Kath. Kirchenbl.** 11.]

R. Bergau. Der Plagiator **Max Rosenheyn** in Marienburg. [Lit. Centralbl. 19.]

Trenck's Fluchtversuche. [Berliner Revue. 48. Bd. 1866. Hft. 11—13.]

J. Petzoldt, Die verdächtigte **Trenckschrift** (geg. die mit T. v. B. unterz. Besprech. der Petzoldtsch. Schrift: „Fr. v. d. Trenck's Erzählg. sr. Fluchtvsuche aus Magdebg." im Mag. f. d. Lit. d. Ausl. 1867. No. 6. S. 83.) [N. Anzeig. f. Bibliogr. etc. April. S. 97—99.]

— — Zusätze zur **Trenck**literatur. [Ebd. S. 131. 132.]

Das **Vetter**-Jubiläum 23—25. März 1867. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 74—76.]

Z.

Anzeigen.

Preis-Aufgaben der Rubenow-Stiftung.

Da die von uns auf Grund der bei hiesiger Königl. Universität bestehenden Rubenow-Stiftung unter dem 6. December 1861 ausgeschriebenen beiden Preis-Aufgaben ohne Beantwortung geblieben sind, wir dieselben aber auch jetzt noch als der Bearbeitung werth und zeitgemäß erachten, so wiederholen wir sie in folgendem für die bevorstehende fünfjährige Periode.

1. Geschichte der Staatswirthschaft des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Es wird bei dieser Aufgabe zunächst eine aktenmäßige Geschichte der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung des großen Kurfürsten gefordert. Es wird aber ferner gewünscht, daß hiermit eine kritische Darstellung der volkswirthschaftlichen Grundsätze, Einrichtungen und Erfolge dieses Fürsten verbunden werde, unter Berücksichtigung der volks- und staatswirthschaftlichen Ansichten seiner Zeit, so wie der betreffenden Politik der maaßgebenden Staaten Europas.

2. Geschichte der Umwandlung der älteren deutschen Gerichte in gelehrte Gerichte.

Unter den entscheidenden Momenten, welche zur Reception des römischen Rechts in Deutschland geführt haben, nimmt das Eindringen des gelehrten Richterstandes in die deutschen Gerichte die erste Stelle ein. Eine eingehende Darstellung dieses wichtigen Umwandlungs-Processes ist der Zweck der gestellten Aufgabe. Außer den allgemeinen Gesichtspunkten sind folgende Verhältnisse noch besonders zu berücksichtigen:

1. Die Ausbreitung des Studiums der deutschen Juristen auf fremden wie auf einheimischen Universitäten ist nach den verschiedenen Ständen näher als bisher geschehen ins Auge zu fassen. Die Beschaffung statistischen Materials erscheint zu diesem Zwecke besonders wünschenswerth.

2. Es ist nachzuweisen das Aufkommen der Aktenversendung und der Rechtsprechung der deutschen juristischen Facultäten.

3. Es wird gewünscht, daß der Verfasser diese Umwandlung schließlich an einem einzelnen deutschen Lande speciell nachweist.

Die um die Preise sich bewerbenden Schriften sind in deutscher oder französischer Sprache abzufassen, und bis spätestens am 1. März 1871, an den Rector und Senat hiesiger Königl. Universität adressirt hierher einzusenden. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht offen enthalten, sondern sie sind mit einem Wahlspruche und einem versiegelten Briefe zu versehen, in welchem der Name geschrieben und auf welchem derselbe Wahlspruch zu lesen sein muß. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. October 1871.

Als Preise setzen wir nunmehr für die würdig befundene Arbeit je 600 Thlr. Gold oder 680 Thlr. preuß. Courant fest, jedoch mit der Maaßgabe, daß, wenn Eine der Auf-

gaben gar nicht oder nicht genügend, die Andere aber in vorzüglichem Grade gelöst werden sollte, der Preis für diese Andere, bis auf 1000 Thlr. Gold oder 1133⅓ Thlr. preuß. Courant gesteigert werden kann.

Greifswald, im Januar 1867.

Rector und Senat hiesiger Königl. Universität.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Reise über die Kurische Nehrung
im Sommer 1866.

Von
Dr. G. Berendt.

III.
Rossiten.

Den grellsten Contrast zu diesen großartigen Bildern der Oede und Unfruchtbarkeit bietet dazwischen das Eiland von Rossitten. Hat man von Kunzen herkommend das schon mehr erwähnte Erlen- und Lindengebüsch, oder von der Seite der Korallenberge eine breite von der Hitze flirrende und summende Kiefernschonung passirt, so ist man, selbst vorbereitet, überrascht von dem plötzlichen Wechsel. Fruchtbare Wiesen und höher gelegene Aecker mit schönem, zum Theil sogar Weizenboden, ziehen sich fast eine halbe Meile lang bis zu den freundlich aus Bäumen und Gebüsch hervorblickenden Häusern und Scheunen Rossittens. Das Eiland, denn als solches erscheint es noch heute zwischen Sand und Wasser, ist eine wirkliche Diluvial-Insel, die zu einer Zeit vor Existenz der Dünenbildung der Nehrung in langgestreckter Form aus den Fluthen hervorragte und noch heute mit ihrem dem Boden von Cranz einerseits und der Windenburger Ecke anderseits völlig gleichen, auch dem Nichtgeognosten an seinen erratischen Blöcken kenntlichen Diluvialmergel sich beinahe eine Meile lang von N.-O. nach S.-W. bis zu den Corallenbergen erkennen läßt. Die südwestliche, größere Hälfte ist aber schon lange vom Dünensande bedeckt und noch stetig wird die kleine Oase kleiner und kleiner. Denn während das Haff von der einen Seite mit seinen Wellen stetig an dem fruchtbaren Diluvialboden nagt und nur die Steinmassen desselben als Marken der früheren Grenzen

vergebens zu vertilgen sucht, drohen von der Seeseite her die Sturzdünen der hohen Bruchberge, die nur eine Kette kleiner von Jahr zu Jahr mehr versandender Teiche noch trennt, mit dem alle Cultur vernichtenden Flugsande.

Eine beinahe anderthalb Meilen lange, von den Korallenbergen im Süden beginnende Plantage zieht sich längs der See und der Vordüne entlang und erklimmt schon an verschiedenen Stellen, theils erst mit ihren Vorläufern, den Sandgräsern, theils schon mit jungen Kiefern-Sprößlingen den Abhang der Bruchberge und wenn irgendwo, ist es vor allem hier dringend geboten, die Bepflanzung mit allen Kräften und Mitteln fortzusetzen, da hier wirklich Aussicht vorhanden, die Dünenberge selbst zum Stehen zu bringen und der Versandung des einzig wirklich fruchtbaren Terrains der Nehrung, wenigstens von dieser Seite Einhalt zu thun. Offen bleibt damit allerdings noch immer die im Augenblicke sogar sich am gefährlichsten zeigende Südwestseite, denn der schmale Saum des Erlengebüsches wird dem Andrange des Sandes nicht lange mehr Widerstand leisten können und ehe nicht die ganze Fläche zwischen ihnen den Korallenbergen und dem früheren Kunzen bepflanzt ist, wird auch die Gefahr von dieser Seite nicht beseitigt sein.

Der Seestrand selbst, durch eine ca. 15 Fuß hohe Vordüne von der Plantage getrennt, ist wie längs der ganzen Nehrung mit den bis handgroßen abgeschliffnen Steinen bedeckt. Malerisch ragt zur Zeit das Wrack eines mächtigen Dreimasters in der Nähe der Korallenberge aus den Wellen und dem den weiten Bauch zum Theil schon füllenden Sande hervor und erinnert an Gott sei Dank vergangene Zeiten, wo noch das Strandrecht auch an diesen Küsten aller Menschlichkeit Hohn sprach.

Rhesa, der Dichter der Nehrung, zu dessen verwehter Geburtsstätte uns unsre Reise auch noch führen wird, bringt in poetischer Weise in einem seiner vaterländischen Gedichte die Sage von dem plötzlichen Untergange der alten Zwingburg zu Rossitten in Verbindung mit der grausamen Ausübung des Strandrechtes. Es ist betitelt: „Der Strandvogt von Rossitten“ [1]) Der Dichter verlegt hier die Stelle des alten Schlosses an die See selbst und allerdings erzählt auch von den Korallenbergen der Volksmund, daß

[1]) Siehe Prutena II. Theil 1825. S. 51.

einst ein Schloß dort gestanden, wo eine Menge zerstreuter Feldsteine in der That auf irgend welche ehemalige Baulichkeiten deutet, die jedoch in Wirklichkeit in Häusern bestanden haben sollen, welche die Schweden vor ca. 300 Jahren zum Heringsfang erbauten. Die eigentliche Sage von dem versunkenen Schloß bezieht sich auf die Nordostspitze Rossittens selbst, auf der eine zuweilen mit dem hochtrabenden Namen Leuchtthurm betitelte laternenartige Leuchte den Haffschiffer warnt vor den noch auf einige Erstreckung sich ins Haff hineinziehenden Steinblöcken des bereits ein Raub der Wellen gewordenen Diluvialbodens.

Der Geschichte nach hat hier einst eine Ordensburg gestanden, deren Trümmer allmälig auch in die Spülung des Haffes gekommen sein mögen, da Spuren nirgends mehr sichtbar sind und der Abbruch des einige Fuß hohen Steilufers an dieser Spitze ziemlich schnell vor sich geht.

Der heutige Strandvogt von Rossitten, der dortige Oberfisch-, Rent- und Postmeister, hat sich keineswegs seine einstigen Vorgänger zum Vorbild genommen und fand ich in seinem Hause die freundlichste Aufnahme, deren der Reisende hier vor allem so bedürftig ist, da die Nehrung, so reich sie an Naturgenüssen ist, durch ihre Armuth an sonstigen Genüssen gar leicht auch erstere nicht zur vollen Empfindung gelangen läßt.

Die steinige Küste von Rossitten ist aber noch bis heutigen Tages, namentlich bei östlichen Winden, allgemein gefürchtet. Die „Terra", das Memeler Dampfboot, geht an solchen Tagen, um nicht auf die Steine geworfen zu werden, wohl eine Meile weit in Haff vorüber, so daß an solchen Tagen die sonst doch zu ermöglichende direkte Verbindung mit Memel oder Königsberg sehr erschwert, wenn nicht völlig aufgehoben ist. So passirte es mir z. B. später einmal, daß ich zwei Tage vergebens das Dampfboot von Rossitten aus zu erreichen suchte, da die Fischer erklärten, mit den kleinen Booten die Fahrt nicht wagen zu können und auch ohne dies das Anlegen ans Dampfboot bei solchem Wetter zu schwierig sei, so daß ich nachher, da der Wind beständig blieb, mich genöthigt sah die Rückreise dennoch durch den Sand der Nehrung anzutreten.

Das Leben in Rossitten unterscheidet sich übrigens naturgemäß auffallend von dem in den übrigen Nehrungsdörfern. Die Einwohner sind mehr Ackerbauer als Fischer, obgleich in der großen und weiten Bucht

nördlich des Leuchtthurms, die nach dem an ihrem inneren Rande liegenden Schwarzen Berge benannt ist, eine ganz ansehnliche Flottille von Haff- oder sogenannten Keutelkähnen sich schaukelt. Die einen kommen, die andern fahren hinaus und, daß die Wünsche der verschiedenen Landsleute aus der Littauer Niederung oder nördlich des Rußstroms, auch andrerseits aus der Labiauer Gegend, sowie nord- oder südwärts aus den Fischerdörfern der Nehrung naturgemäß sehr verschieden sind betreffs der Richtung des Windes, sieht man am besten an den in Menge grade hier in der Bucht, aber auch hin und her längs der Nehrung überhaupt angetriebenen Reisbesen.

Ein solcher Reisbesen hat die wunderbare Eigenschaft, daß er, einem mit gutem Winde in entgegengesetzter Richtung ab- oder vorbeisegelnden Kahne nachgeworfen, den Wind zu drehen und so dem Besenwerfer günstig zu richten vermag. Der furchtbarste Zank aber entsteht, wenn der arglos Dahinsegelnde den ihm gespielten Streich dennoch bemerkt hat.

IV.

Rossitten bis Nidden.

Einem Reisbesen mochte es der Fischmeister Lautzning von Nidden denn auch vielleicht zu verdanken gehabt haben, daß er, am Nachmittage mit herrlichem Winde von Hause ausgefahren, um nach einer amtlichen Meldung in Rossitten am Abend wieder bei den Seinen anzulangen, statt dessen, da der Wind auf halbem Wege völlig umschlug, die ganze Nacht auf dem Haffe laviren konnte und bei Tagesanbruch dennoch so wenig dem Ziele näher gekommen war, daß nichts anderes übrig blieb, als das schwere Boot längs der zahllosen kleinen und großen Ein- und Ausbuchtungen des Nehrungsufers, in grader Richtung allein schon 1½ Meilen weit, gegen den Wind zu treibeln. Mir aber war die Gelegenheit ganz erwünscht mit so ausnahmsweise günstigem Winde eine Küstenfahrt bis Nidden zu machen. Die Reisetasche war schnell wieder gepackt, die Korbflasche gefüllt und, statt eines Reisbesens mit einem Blumenstrauße von der Familie des gastlichen Beherrschers von Haff und Nehrung beschenkt, trat ich die Fahrt an.

Der biedere und, obgleich der deutschen Sprache nicht gleicherweise wie der littauischen mächtig, dennoch recht gesprächige Fischmeister war zu

erfreut über das Wiedersehen (denn ich hatte schon vor einigen Monaten seine Bekanntschaft in Nidden selbst gemacht), als daß er nicht auf jeden Wunsch eingegangen wäre, und so segelten wir möglichst nahe dem Ufer, so daß es schien, als ob die Kette der Dünen mit ihren sanften und doch so großartigen Formen, wie ein langes und kolossales Transparentgemälde an uns vorübergezogen würde.

Während der ersten halben Meile zeigt sich die Kette zerrissen in eine Anzahl einzelner runder bis länglicher, aber immerhin bis über 100 Fuß ansteigender Berge, zwischen denen man von Zeit zu Zeit einen Durchblick erhält auf die mit dem dunklen Grün der Erlen und Fichten zu den blendenden Sandgehängen prächtig abstechende Plantage, die sich in der breiten Ebene längs der See noch dreiviertel Meilen weit nördlich erstreckt.

Bei weitem imposanter macht sich die Gestalt und Größe der Berge aber dennoch, wenn man, wie ich einige Zeit später durch eigene Anschauung kennen lernte, zwischen ihnen hindurch den halbverwehten Wagenspuren der Kirchgäste des letztvergangenen Sonntags folgend, die einen auf der Haffseite, die andern, welche schon weiter vorgerückt steil ins Haff fallen, auf der Seeseite umkreist. Es sind ihrer fünf, die, von Süden nach Norden aufgezählt, den dortigen Bewohnern bekannt sind unter den Namen: „Walgun-Berg", „Schwarze Berg", „Lange Plick", „Runde Berg" und „Perwell-Berg". Namentlich der „Runde Berg" zeigt eine charakteristische und malerische Form. Nach der Seeseite zu mit dem üblichen ebenen Triebsandstreifen eingefaßt, steigt er in ziemlich starker Böschung nach dem Haffe zu auf und fällt als Sturzdüne steil nach dieser Seite ab. Seine Längs-Axe ist mit der gleichen Axe der Nehrung parallel, jedoch sind die beiderseitigen Enden in dieser Richtung von den N.-W.- resp. S.-O.-Winden derartig nach dem Haffe zu vorgeschoben, daß er halbkreisförmig gebogen erscheint, wobei namentlich die concave Seite der Sturzdüne fast bei jeder Beleuchtung einen malerischen Anblick gewährt.

Dicht hinter, ja eigentlich noch zu Seiten des letzten dieser Berge, des „Perwell-Berges", nehmen noch weit höhere als die bisher gesehenen Dünenberge ihren Anfang, die in ununterbrochenem Kamme mit dem 186 Fuß hohen „Predin" beginnend, zunächst eine Meile weit bis zu dem Fischerdörfchen Pillkoppen sich hinziehen, wo sie mit 188 Fuß Höhe endend,

nach einem etwa 200 Schritt breiten Durchriß in 186 Fuß Höhe wieder fortsetzen und nun in ihrem beinahe 9 Meilen langen Zuge bis Memel keine wirkliche Unterbrechung mehr erleiden.

So majestätische, als Sturzdüne steil ins Haff fallende Höhen von der Sohle bis zum Scheitel aufgewehten Sandes wollen selbst gesehen, selbst betreten sein und spotten der Schilderung, die höchstens die Hand eines wirklich kundigen Malers zu geben vermag. —

Wir landeten nach kaum 1½stündiger Fahrt bei Pillkoppen, dem einzigen Fischerdörfchen auf dieser Strecke, das sich aber durch schmuckes Aussehen gar vortheilhaft von den übrigen eigentlichen Fischerdörfern auszeichnet. Die bunten Laden der Fenster, die allerhand kleinen Verzierungen an Haus oder Hof, auch namentlich die meist vorhandene Umzäunung des Hofes, die sonst fast durchgängig fehlt und den Fischerdörfern der Nehrung etwas Oedes und Wüstes verleiht, alles deutete auf ein gewisses Wohlergehen um nicht zu sagen Wohlhabenheit. Von meinem Fischmeister erfuhr ich denn auch, was einem die Leute selbst nur ungern gestehen, daß sie die beste Seefischerei haben und, besser wie alle andern, Haff- und Seefischerei zugleich ausüben können, da der nur eine ganz sanfte Anschwellung in der Mitte zeigende Winddurchriß, durch den man vom Dampfer auf dem Haff fast die See erblicken kann, in grader Linie von ihrem Dörfchen zur See führt. Dabei ist es das einzige Dörfchen der Nehrung, Rossitten als Diluvialinsel stets ausgenommen, das die Weide für Pferde und Vieh unmittelbar am Dorfe gelegen hat, während die andern die Thiere meilenweit schicken müssen und unter den mancherlei Uebelständen solcher Entfernung leiden.

Aber auch diesem so freundlichen Dörfchen, und grade ihm vornehmlich, droht ein fürs Erste noch langsamer aber sicherer Untergang, zumal noch keine Plantage den steten Zuwachs des Flugsandes in etwas hemmt und es auch der augenblicklichen Anlage einer solchen mit enormen Mitteln kaum gelingen würde, nahe an 200 Fuß hohe Berge, die sich steil über dem Dörflein erheben und mit ihrem Fuß schon unerbittlich auf dem für dortige Gegend wunderbar saftigen Grün der Haffwiesen stehen, noch vor vollendeter Zerstörung zum Stehen zu bringen.

Auch das Innere der Häuschen ist schmuck und nett. Zwar war es

an einem Sonntag, als ich später einmal Gelegenheit nahm grade hier in Pillkoppen in eine der Wohnungen tiefer einzudringen, aber wo eine solche Ordnung und Sauberkeit am Sonntage herrscht, ist wirkliche Unsauberkeit an den Wochentagen nicht gut denkbar. Die Häuschen sind in sogenanntem Gehrsaß von vierkantig behauenem Holz erbaut. In der Mitte des Hauses befindet sich der ziemlich weite und geräumige Flur mit der etwa ein Fuß hohen oder besser niedrigen Feuerstelle, über welcher die geschwärzten, fast gekohlt aussehenden Balken den Weg bezeichnen, den der Rauch sich sucht, um, ehe er durch eine Dachöffnung völlig ins Freie gelangt, die auf der Lucht (dem Bodenraum) aufgehängten Netze zu trocknen und zur besseren Conservirung zu räuchern. Aus letzterem Grunde ist der Mangel eines Schornsteins denn auch eine wenigstens von allen tüchtigen Fischern behauptete Nothwendigkeit für eine Fischerwohnung und deutet keinesweges an sich auf Armuth oder niedrige Stufe der Cultur der Bewohner, was einem im ersten Augenblicke allerdings in den Sinn kommt, wenn dem nach dem Pfarrhaus oder der Wohnung des Lehrers Fragenden einfach erwidert wird: das Haus mit dem Schornstein.

In der offenen nach dem Hofraume wieder hinausführenden Thüre, zu der man wie an der Vorderseite des Hauses erst auf ein Paar Holzstufen gelangt, saßen die Schwestern und der jüngere Bruder des Hausherrn, der selbst mit dem übrigen Theile der Familie nach dem 1½ Meilen entfernten Rossitten zur Kirche gefahren war. Der kräftige von Gesundheit strotzende junge Fischer, dem die den dortigen Bewohnern eigenthümliche weiß und schwarz getigerte wollene Jacke, über der sie außer dem Hause noch die littauische blaue Tuchjacke tragen, ganz vortrefflich kleidete, rauchte mit einem gewissen Bewußtsein die offenbar neue kurze thönerne Sonntagspfeife und bekümmerte sich scheinbar garnicht um den Fremden, dem er es allein überließ, sein Pferd an einem Holzpflock anzubinden, während die Mädchen, deren malerische Tracht durch die weiten weißen Hemdärmeln etwas ungemein Sauberes erlangt, aber durch die den Littauern und Nehrungern eignen, im Ganzen doch mehr dunklen Farben eine gewisse Einfachheit bewahrt, mir augenblicklich Rede und Antwort standen. Ich mußte in das zu Seiten der Flur gelegene große Wohnzimmer treten, auf dessen massivem alterthümlichem Tisch ein paar von redlichem

Gebrauch zeugende littauische Gesangbücher lagen, während an der Wand statt der Bilder die bunten irdenen und weißen Geschirre, als Schüsseln und Teller, jedes an der Rückseite mit einer Oese zum Durchziehen des Fadens versehen, in Reihen aufgehängt waren. Eine mit einer mächtigen, reich verzierten Rücklehne versehene Bank war ganz geschickt aus den Arabesken vom Spiegel einer gestrandeten Brigg zusammengesetzt und auch der Kopf und halbe Leib einer vor dem Fenster im Hofraume prangenden Seenymphe hatte, ehe sie auf den Sand der Nehrung gerieth, sich einst in den Wellen der Ostsee gespiegelt und zeigte von den Gefahren der Stürme an der dortigen Küste. Neben dem großen Zimmer lagen zwei kleinere als Schlaf- und Webezimmer benutzte Räume mit besonderem Eingang von dem großen Flurraum, auf dessen entgegengesetzter Seite sich die Ställe für Vieh und Pferde, jedoch mit eigenen Ausgängen ins Freie befanden.

Ganz ähnlich oder völlig gleich sind die meisten Häuser der Nehrungsdörfer eingerichtet, deren Inneres nur nicht immer so sauber und einladend ist.

Die Gelegenheit, die mich an jenem Sonntage in diese freundliche Fischerwohnung führte, war übrigens an sich charakteristisch genug für das Leben und die Reisen auf der Nehrung, um besondere Erwähnung zu finden. Ich befand mich damals auf der Rückreise von Nidden nach Rossitten. Schon um 4 Uhr Morgens war der als Knecht dienende Junge des freundlichen Gastwirths Blode in Nidden zum Einfangen des Pferdes nach der Weide geschickt. Aber das muntere Pferdchen hatte schlechte Lust gezeigt, sich am Sonntage zur Arbeit fangen zu lassen und erst gegen 8 Uhr kam er schweißgebadet mit dem Thiere an. Am folgenden Tage sollten für die Pflanzungen Sandgräser gefahren werden und der wohlberechnende Wirth wollte, wie ihm nicht zu verdenken, gar gern den doppelten Nutzen aus dem Gebrauche seiner Pferde ziehen. Ritt ich jedoch mit dem einen derselben nach Rossitten, so konnte erst am Abend des folgenden Tages der Postbote, dem eine solche Gelegenheit stets äußerst erwünscht ist, dasselbe zurückbringen. So bat er mich denn halbwegs in Pillkoppen bei seinem Schwager Deggim heranzureiten und mir von diesem ein andres Pferd geben zu lassen. Dem ersteren wurde nun der Sattel abgenommen,

der mit irgend einer Gelegenheit wieder nach Nidden hinüberwanderte, das Thier wurde durch den erwähnten Einschnitt wieder auf die Seeseite der Dünenberge geführt und dort freigelassen. Unverzüglich nahm es seinen Rückweg, wußte auch hernach mit Sicherheit die Pferde des Dorfes auf der Weide zu finden und konnte am andern Morgen an derselben Stelle zur Arbeit wieder eingefangen werden. Ich selbst aber setzte nach kurzer Rast, während welcher ich ein frugales Mahl, bestehend in Stör und Aal, eingenommen hatte, die Reise auf der trotz eines Lüftchens von der See her von der Hitze schwirrenden baumlosen Ebene längs der Seeseite der Dünen fort und noch heute denke ich mit Wohlbehagen an den Augenblick, wo ich, jedes Stückchen festeren Bodens zum Traben benutzend, eine vereinzelte aus zwei alten Weiden bestehende Baumgruppe, die ich bereits dreiviertel Meilen weit sehnsüchtig im Auge gehabt, endlich erreicht hatte und in ihrem Schatten einige Zeit ruhig mit dem Pferde still halten konnte, das die Erquickung nicht minder zu empfinden schien als sein Reiter.

Ungleich bequemer und schneller ging allerdings die damalige Küstenfahrt mit dem Fischmeister Lautzning und hätten wir nicht auf meinen Wunsch bei Pillkoppen angelegt, was immer nothwendig mit einem ziemlichen Zeitaufenthalt verbunden ist, da man in Folge dessen hernach den weit vorspringenden Caspalege-Haken völlig umfahren muß, so hätten wir die Tour von Rossitten bis Nidden bei dem guten Winde in drittehalb Stunden zurücklegen können.

Der Aufenthalt diente übrigens zu beiderseitiger Zufriedenheit, denn unter den durch die verschiedenen Wimpel oder die Gestalt der Segel den Haffanwohnern schon von weitem aus der Ferne ihrer Heimath nach kenntlichen Kähnen lagen auch verschiedene Niederunger. Zwei dieser Kähne waren mit irdenem Geschirr aller Art beladen, das zum Theil auf dem Sande des Ufers ausgestellt, schon Frauen und Mädchen des Dorfes in großer Zahl herbeigelockt hatte, die theils handelnd, theils ihr Urtheil wenigstens abgebend, den Platz umdrängten.

Daneben lag ein andrer Niedrunger, der mit den langen schmalen und tief ausgehöhlten Schaufeln zum Ausschöpfen des Wassers und namentlich zum Besprengen des bei jeder Fahrt stets von Wasser triefenden

Segels handelte, wie sie in der an Elsenbruch reichen gegenüberliegenden Küste des Haffs viel gearbeitet werden. Eine solche Gelegenheit bietet sich nicht oft und mein Fischmeister war erfreut, seine schon von vielem Gebrauch zeugenden Schaufeln endlich durch neue ersetzen zu können. Der Fischer des Haffes setzt übrigens eine gewisse Ehre darin, gute derartige Schaufeln, für die ich einen besondern Namen nicht erfahren konnte, zu besitzen, und weiß durch geschickte Führung derselben das Wasser in einem geschlossenen Strahl, wenn es darauf ankommt, selbst weit über die Mastspitze hinweg zu führen.

Bald hinter dem Caspalege-Haken erblickt man vom Haff aus eine vereinzelte Kiefer und einige Sandkupsen auf der schmalen Ebene längs des Fußes der Berge. Sie bezeichnet die Stelle des noch in diesem Jahrhundert unter der Düne begrabenen Dörfchens Neu-Pillkoppen, das bei einer Versandung, die schon früher die Stelle des heutigen Pillkoppen traf, von den geflüchteten Bewohnern angelegt wurde. Als Neu-Pillkoppen auch versandete, war bereits durch Erweiterung des beschriebenen Winddurchrisses ein Theil des alten Pillkoppen frei geweht und man gründete fast auf derselben Stelle, wo Alt-Pillkoppen gestanden, das heutige, also bereits das dritte Pillkoppen. Ihre Todten begraben die Leute aber noch immer auf dem von dem Berge noch nicht erreichten Kirchhofe des einstigen Neu-Pillkoppen bei der einsamen Kiefer.

Der Grabster-Haken, der nun folgt, ist einer der am weitesten, bald eine Viertelmeile vorspringenden. Gleich hinter ihm öffnet sich, durch den Radsen-Haken von der andern Seite umschlossen, eine tiefe Bucht, die bis zum Fuß der Sturzdüne einspringt. Vor demselben hat der gewaltige Druck der ungeheuren Sandmasse den früheren Haffboden, einen bläulichen, zum Theil muschelreichen Mergel, der vorherrschend aus den kaum senfkorngroßen Ostracoden-Schalen einer kleinen Krebsart besteht, zehn bis zwölf, ja an Punkten bis fünfzehn Fuß emporgepreßt und dadurch wieder ein geringes Vorland gebildet, das durch üppige Vegetation so merklich von dem übrigen dürftigen Rasen oder gar den halmlosen Dünen selbst absticht, daß die Stelle, die ich schon früher von Nidden aus besucht hatte, augenblicklich vom Boote aus zu bemerken war und

selbst in der Entfernung, in der man mit dem Dampfer vorüberzufahren pflegt, keinem aufmerksamen Beobachter entgehen kann.

In Nidden, dessen schwarzer Kiefernwald auf dem weißen Dünenzuge schon meilenweit sichtbar ist, und das mit seinen strohgedeckten Holzhäusern, auf deren Giebeln ohne Ausnahme die kurischen Pferdchen prangen, am Fuße der waldgekrönten Sandberge hinter einem Wald kleiner Masten und Segel, aus der Nähe gesehen ein herrliches Bild abgiebt, war nicht minder, wie in dem weit kleineren Pillkoppen, reges Leben. Nur handelte es sich hier für die Bewohner nicht um das Ein- sondern um das Verkaufen. Eine ganze Reihe von Kähnen jüdischer Fischhändler, die man zu diesem Zwecke längs der Nehrung nicht selten trifft, hatte etwas abseits der Fischerkähne angelegt und thaten die in ihren langen Kaftans zwischen den kurzjackigen Fischern weit erkennbaren Juden ihr möglichstes, an den zufällig in der vorhergehenden Nacht in größerer Zahl gefangenen Stören sich einen guten Verdienst zu sichern.

Nidden selbst ist eins der größten Dörfer der Nehrung, hat ein bescheidenes zur Kirche bestimmtes Gebäude, ein Pfarr- und ein Schulhaus, endlich ein ganz freundliches, durch seinen balkonartigen Vorbau, seine Holzverzierungen und frischen lebhaften Anstrich schon von ferne einladendes Gasthaus, in welchem man eine den Verhältnissen der Nehrung nach bequeme und zugleich freundliche Aufnahme findet. In dem Putzzimmer des Wirthes, das neuerdings sogar tapeziert worden, paradirt zugleich für den seltenen Besuch ein großes Himmelbett, dessen Krähenfedern für den an die leichten Daunen gewöhnten Städter allerdings das Gefühl des Alpdrückens zu erwecken im Stande sind. Ein Seehundsfell vor der Thür und eins vor dem Bette als Fußteppich dienend, giebt Zeugniß, daß diese Meerbewohner des Nordens nicht seltene Gäste des Nehrungsstrandes sind.

Ein Besuch bei dem sich trotz der Einsamkeit des Nehrungslebens anscheinend ganz behaglich fühlenden jugendlich kräftigen Pfarrer belohnt den Fremden reichlich, da er neben der freundlichsten Aufnahme von dem in alle Sitten, Gebräuche und das Leben und Gewerbe der Nehrungsfischer eingeweihten Seelenhirten die interessantesten Aufschlüsse erhält über ihm unverständlich oder gar unbemerkt gebliebene Eigenthümlichkeiten des Landes.

In kaum einige Schritte langen Zwischenräumen schließen sich an Nidden die fast eine Dorfschaft mit demselben ausmachenden Dörfer Krusdine (zu deutsch Ameisendorf) und Purwien (was so viel bedeutet als Schmutz- oder Sumpfdorf). Der prächtige Hochwald, der den Kamm und die sich bis hart an Dorf und Haff heranziehenden immer noch stattlichen Vorberge des eigentlichen Dünenzuges und die dadurch gebildeten oft auffallend tiefen Schluchten zwischen denselben bedeckt, hat zum Theil weit über hundertjährige Stämme. Der nach der Seeseite sich abdachende Hang der Dünenberge und die eigentlichen Höhenpunkte, als der „Urbo Kalns“ und der „Ango Kalns“, sind aber wieder völlig kahl und verschlingen alljährlich durch Anlage neuer oder Wiederherstellung vernichteter Sandgräserpflanzungen eine ansehnliche Summe.

V.

Nidden bis Schwarzort.

Vergebens nach besseren Aussichten für das Wetter spähend, stand ich an einem der folgenden Morgen auf der weithinschauenden Kuppe des 168 Fuß hohen „Ango Kalns“. Seit dem Mittage des vorhergehenden Tages hatte sich die Sonne nicht mehr blicken lassen und seit Tagesanbruch fiel ein feiner aber dichter nebelartiger Regen. Der alte in kärglichem Solde stehende Dünen-Aufseher, der mich schon in der Umgegend Niddens zu allen irgend merkwürdigen Plätzen geführt hatte und namentlich die an der Seeseite am Fuß der Dünenberge mehrfach seit Jahren freiwerdenden alten heidnischen Begräbnißstätten genau kannte, stand neben mir. Er machte mich von hier aus, wo die Nehrung in der Richtung nach Schwarzort fern hin zu übersehen war, und namentlich das nicht weit von hier beginnende sich bis etwa dreiviertel Meilen erstreckende gefährlichste und großartigste Triebsandterrain der Nehrung zu übersehen war, auf die am besten durch dasselbe einzuschlagenden Richtungen aufmerksam. Nachdem er mich noch ein Stückchen begleitet, wanderte ich einsamen Schrittes weiter, mit der Aussicht, außer den Hütten des ärmlichen Fischerdörfchens Preil und den nahe dabei liegenden noch ärmlicheren sechs Feuerstellen von Perwelk, bis zu dem vier starke Meilen entfernten Schwarzort kein Obdach, nicht einmal einen schützenden Baum zu finden.

Das erwähnte in Folge der Trockenheit der vergangenen Wochen an den meisten Stellen ziemlich sicher zu passirende Triebsandterrain, in welchem ich jedoch mit einem Pferde sicher mehr wie einmal eingebrochen wäre, liegt zum großen Theil hier, der sonstigen Regel zuwider, auf der Haffseite des eigentlichen hohen Dünenkammes. Dennoch zeigt sich aber auch hier die Regel, daß der Triebsand sich vornehmlich hinter der Düne an der soeben von ihr verlassenen Stelle und somit an der Seeseite zeigt, bewahrheitet; denn der eigentliche Triebsand liegt auch hier hinter und zwischen etwas niedrigeren Höhen, die zum Theil parallel mit dem Hauptkamm verlaufend oder in mehr oder weniger isolirten Kuppen die Reste einer schon zum größten Theil ins Haff gewanderten Dünenkette sind, deren Sandmassen die Nehrung hier bis zu einer halben Meile Breite erweitert haben. Bald kommt man an dem 183 Fuß hohen „Wetzekrugsberg" vorüber, dessen Name nur noch an die einstmalige Existenz eines schon lange verschwundenen Kruges erinnert und zugleich erblickt man die keine halbe Meile mehr entfernten auf der kahlen Vorebene in einer Reihe liegenden zwölf ärmlichen Häuschen des Fischerdorfes Preil.

Bei dem mittlerweile in kurzen Pausen in Strömen sich ergießenden Regen, der von einem glücklicherweise in den Rücken kommenden Winde gepeitscht wurde, war ein Begleiter zum Tragen der allmälig lästig werdenden Reisetasche schwer aufzutreiben, aber doch endlich gefunden und nach kurzem Aufenthalte wanderte ich weiter dem noch immer drei Meilen entfernten Schwarzort zu.

In etwa einachtel Meile Entfernung hinter Preil zieht sich ein kleiner weit niedrigerer Ausläufer von dem Dünenkamme nach dem Haff zu und hinter demselben erhebt sich der 183 Fuß hohe „Carwaitensche Berg", der unter seinen Sandmassen die Ueberreste des einst blühenden Dorfes Carwaiten birgt.

Rhesa, dessen Wiege hier gestanden, besingt seine Geburtsstättte in einem wehmüthigen Liede, betitelt: „Das versunkene Dorf. 1797"[1])

Weil' o Wanderer hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenig Jahre zuvor, sah' man hier blühende Gärten ꝛc.

---

[1]) Siehe Prutena 1. Theil 1809. S. 45.

Auch das in dem Gedichte beschriebene Hüttchen und die einzig übrig-gebliebene Fichte sind jetzt schon lange unter dem Berge verschwunden; nur der Kirchhof auf dem vom Berge zum Haff sich hinabziehenden Hügel dient noch heute den Bewohnern des damals entstandenen Preil zu gleichem Zwecke.

Aber was für ein Bild bietet dieser Kirchhof! Ich konnte mich nicht losreißen von dem Anblick einer so großartigen Scenerie, die an diesem Tage, wo der scheinbar fast selbstleuchtende Sand des Berges in um so grellerem Contraste stand zu den schwarzen von Südwesten her sich thürmenden Regenwolken, fast noch überwältigender wirkte als vor zwei Monaten, wo ich sie, von der entgegengesetzten Seite kommend, unter höchst interessanten Verhältnissen zum ersten Male erblickte.

Ich kam damals, es war im Juni, in Gesellschaft des Oberfischmeister Döpner von Schwarzort. Unser Kutscher, ein in Nidden ansäßiger Fischerwirth, Friese mit Namen, meinte von Perwelk bis Preil auf der Haffseite fahren zu können und so lenkten wir denn, eine schwache Einsenkung benutzend, oberhalb Perwelk über den Dünenkamm hinüber, was für ein anderes als das zu den Fahrten im Sande der Nehrung bestimmte Fuhrwerk fast eine absolute Unmöglichkeit gewesen wäre, denn die drei kräftigen Pferde hatten noch gewaltig zu thun, obgleich der Wagen, an dem kein Eisen verwandt worden und der deshalb auffallend plump aussah, völlig unbeschlagene fünf Zoll breite Räder besaß.

Bis zur alten Dorfstelle Carwaiten ging die Fahrt glücklich, ja auf dem kurzen Rasen des „Sergorax“ (zu deutsch Pferdehaken), den wir passiren mußten, sogar recht schnell von statten.

Schon mehrfach hatte unser Kutscher, den ich dazu aufgefordert hatte, mich auf Triebsandstellen aufmerksam gemacht, aber meine Vermuthung, daß die gesammten Erzählungen von der Gefährlichkeit dieses Sandes mehr oder weniger Fabel seien, schien sich nur zu bestätigen, denn zweimal war ich schon abgestiegen und hatte die Stellen nach allen Richtungen hin untersucht, aber jedesmal einen festen und an der Oberfläche völlig trockenen Sandboden gefunden, bei dem der Stock allerdings in sechs bis sieben Zoll Tiefe in wasserhaltenden ganz losen Sand gerieth, aber nach wenigen Zoll, an den schlimmsten Stellen nach ein Fuß Tiefe, schon wie-

der festen Boden erreichte, so daß ich mir die Unannehmlichkeiten zwar vorstellen konnte, die es machen mußte, wenn die Pferde ein oder mehrere Male die feste Decke durchtraten und auf diese Weise etwas einsanken, aber das spurlose Verschwinden im Triebsande glaubte ich mit Recht als Ausschmückung des Volksmundes betrachten zu können.

Friese schüttelte zwar jedesmal mit dem Kopfe, schien mir aber trotz seiner Reden doch selbst keine allzugefährliche Meinung von diesem Schreckbilde der Nehrung zu haben, denn als es sich darum handelte einer größeren Triebsandstelle halber einen Umweg von einer Viertelstunde zu machen, meinte er zwar: jetzt können wir noch selbst in den Triebsand kommen, setzte aber eben so schnell hinzu, es würde schon gehen, die getrocknete Decke sei im Sommer in der Regel so dick, daß es keine solche Gefahr mit dem Durchbrechen habe. Wir trauten seiner Erfahrung und waren es zufrieden. Es wurde also abgestiegen und das Terrain zuvor etwas sondirt.

Für die uns dabei umgebende Einöde habe ich nur das eine Wort — überwältigend! — Rechts stieg die steile Sturzdüne des Carwaitenschen Berges bis zu bald 200 Fuß empor; links dehnte sich die weite Fläche des Haffs und inmitten auf einem von den Dünenbergen zum Haffufer sich verlaufenden Hügelrücken, der alle weitere Fernsicht benahm, ragten aus dem nackten Sande ohne eine Spur von Umzäunung, von Grabhügel oder dergleichen, zahlreiche schmucklose Kreuze, theils verweht bis zur Höhe des Querholzes, theils mit dem winzigen Oberende weit über mannshoch emporragend und in allen Richtungen überhängend. Ja an der dem Winde am ehesten ausgesetzten Seite schaute, wie um das Bild der Zerstörung vollkommen zu machen, die dunkle Hälfte eines Sarges über dem Abhange hervor.

Zwischen diesem Kirchhofshügel und der Sturzdüne aber zog sich ein kleines, völlig ebenen schwarzgefleckten Boden zeigendes Triebsandthal hin, das wir unten am Haffufer umfahren mußten, wenn der Uebergang nicht gelang.

Die getrocknete Decke desselben zeigte sich wirklich fast überall so stark, daß wir ohne Bedenken auf derselben umhergehen konnten, ohne auch nur den leisesten Eindruck zu machen oder gar durch unser Gewicht feuchte Stellen zu verursachen, nur dicht am Fuße des Kirchhofhügels wurde es

unsicher. Endlich glaubte unser Fuhrmann die rechte Stelle gefunden zu haben und wir bestiegen den Wagen wieder.

Kaum aber waren wir einige Schritte auf dem ebenen Boden gefahren, da begannen die Pferde einzubrechen. Die Peitsche schwirrte und — in der nächsten Minute war die gefährliche Stelle auch schon passirt. Ich hatte mich im selben Augenblick über den Rand des Wagens hinübergebogen und sah nun, was ich nimmermehr geglaubt hätte, wie der Boden, ohne zu bersten, sich gut 12 bis 14 Zoll hoch zwischen und vor den Rädern aufbog, so daß bei dem schnellen Fahren, in Folge dessen die Aufbiegung sogleich wieder unter dem folgenden Rade verschwand, und dahinter gleichsam wieder auftauchte, der Boden sich in einer gut fußhohen Wellenbewegung befand.

Aber so leicht sollten wir noch nicht davonkommen. Wieder brachen die Pferde ein, wieder schwirrte die Peitsche und that ihr möglichstes, während der nasse Sand umherspritzte, aber im selben Augenblick lagen auch schon alle drei Pferde bis zur Brust im Triebsande. — Zum Glück trug die Decke des Sandes die Last eines Menschen sehr gut, so daß wir uns mit einiger Sicherheit bewegen konnten. Abgesträngt waren die Thiere im nächsten Augenblick, aber auch jetzt wollte die Peitsche keine Wirkung mehr ausüben. Zwar machten alle drei Anfangs verzweifelte Anstrengungen sich herauszuarbeiten, allein vergebens. Mit der größten Mühe gelang es unsern vereinten Kräften endlich das Handpferd, an Kopf und Schwanz ziehend, insoweit herauszuzerren, daß es, auf der Seite liegend, seine eigene Kraft wieder in etwas zur Geltung bringen konnte, die Füße sich losarbeitete und einige Schritt fortgeschleift werden konnte, wo wir hoffen durften, daß es aufspringend nicht abermals einbrach. Bei den beiden andern Pferden waren jedoch alle unsre Anstrengungen erfolglos. Der Sand hatte sich bereits um den Körper herum derartig gesetzt, daß die Thiere wie eingemauert standen. Bis zur Brust waren sie gleich im ersten Augenblick eingebrochen, jetzt wo die breite Fläche des Bauches das Gewicht vertheilte, sanken sie langsam aber doch merklich und wenn nicht andere Hülfe kam, mußten wir beide verloren geben, da sie selbst, im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, auch nicht die mindeste Anstrengung mehr machten, unsere Bemühungen zu unterstützen.

Zu unserm Glück war es nur eine Achtelmeile bis Preil, das nur durch den Kirchhofshügel unsern Blicken verdeckt wurde. Der Oberfischmeister bestieg das freigewordene Handpferd und eilte so schnell als möglich dorthin, während Friese und ich den Wagen, der nicht durchgebrochen war, sondern nur mit seinen Vorderrädern den Boden um etwa sechs Zoll eingedrückt hatte, und mit dem Hintertheil noch ganz auf festem Boden stand, zurückzuziehen versuchten, was auch ziemlich leicht gelang. Die Pferde lagen jetzt völlig frei, oder standen vielmehr — ein eigenthümlicher Anblick — bis zur Mitte der Brust in einer ebenen trockenen Sandfläche, auf der wir unbeschadet hin und hergehen konnten und die nur dicht um den Körper der Thiere eingedrückt und feucht, ja zum Theil mit Wasser bestanden war.

Eine peinliche halbe Stunde verging beinah, ehe die Preiler auf der Kirchhofshöhe sichtbar wurden. Im vollen Lauf stürmte eine Schaar, meist Frauen, denn die Männer waren zum größten Theil nicht zu Hause, mit Seilen und Spaten bewaffnet, den Berg herab.

So schlimm hatten sie es sich selbst nicht gedacht, das sah man an ihren Mienen und verstand man an ihren Ausrufen, obgleich diese in littauischer Sprache gemacht wurden. Ganz unmerklich sinkend waren die Pferde während dieser Zeit nämlich bereits soweit versunken, daß nur noch ein paar Zoll fehlten, bevor der Sand über dem Rücken zusammenfloß.

Mit dem größten Eifer begaben sich nun einige ans Ausgraben zunächst des einen der Pferde, wobei es zuweilen schien, als müsse Leib oder Hals durchstoßen werden, so genau glitt der Spaten auf der Haut des Thieres hinunter. Aber der Sand floß beständig nach und füllte das Loch so schnell, daß nicht daran zu denken war, bis auf die Füße hinunter zu kommen. Dennoch war es eine Erleichterung, denn der neu zugeflossene Sand hatte, so lange er sich nicht gesetzt, bei weitem nicht mehr die gleiche Consistenz. Dem Thiere wurde also der ebenfalls abgenommene Zaum in einer Schlinge um den Hals geworfen; zwei Mann zogen an derselben, während die urkräftigen Fischerfrauen gleichzeitig an Kopf und Schwanz ihre Kraft bewiesen. Aber nicht um einen Zoll rührte sich das Thier. Es war, als sei es im Boden festgesogen. Man umgrub es noch einmal, namentlich an der Stelle der Vorderbeine. Abermals zog alles was

greifen konnte, aber vergebens. Das Thier stöhnte so tief, während ihm die Zunge bereits zum Halse hinaushing, daß wir allen Ernstes fürchten mußten, es verendete auch ohne zu versinken.

Wir hatten den Leuten bis dahin ihren Willen gelassen und in der That ist die Schlinge auch das beste Mittel, wie ich hernach allgemein erfuhr, um das Thier in der Todesangst des Erstickens zu einer verzweifelten Kraftanstrengung zu bewegen, mit der die Rettung in der Regel gelingt. Aber in diesem Falle lagen die Pferde bereits zu tief und der Sand hatte sich mit der Zeit schon zu fest um sie setzen können.

Wir schlugen vor, es zu versuchen, mit Hülfe des Spatens ein Seil hinter den Vorderbeinen unter dem Thiere durchzuziehen. Eine schwere Arbeit war es jedenfalls und die Leute meinten, dazu sei es zu spät, man komme nicht mehr bis unter den Bauch. Erst nach einem abermaligen erfolglosen Versuch verstanden sie sich dazu. Nach unsäglicher Mühe gelang es wirklich, indem zwei Männer mit dem Oberkörper zum Theil auf den Rücken des Pferdes gestützt flach auf dem Boden lagen und die Frauen zur Seite beständig gruben, ein doppeltes Seil sich durch den Sand zuzureichen.

Aber auch so ging es nur unter fast beständigem Graben. Trotzdem nun sämmtliche Hände in einer langen Reihe an den beiden Seilenden, an Kopf oder Schwanz zogen, hob sich das Thier nur Zoll für Zoll, und es dauerte noch ziemlich lange, bis es soweit frei war, daß wir es wagen durften es auf die Seite zu werfen, ohne ihm die noch immer eingewurzelten Beine zu brechen.

Aber auch dies gelang endlich. Das Thier wurde auf der Seite liegend ein Stück fortgeschleift und freigelassen.

Die Arbeit mit dem andern war ungleich leichter, denn nicht nur wurde sogleich mit dem Seile versucht, es war auch namentlich an der einen Seite nun plötzlich bedeutend Luft geworden.

Dank der Anstrengungen der braven Fischersleute waren beide Pferde gerettet. Auf der ebenen Sandfläche sah man nur noch ein nun mit Wasser gefülltes Loch und nach wenigen Minuten lag das Triebsandthal wieder so verödet und verlassen da, wie früher, während sich der ganze ob der gelungenen Arbeit fröhliche Zug, den Wagen voran, mit den nassen

und bis zu einer Linie auf dem Rücken mit Sand bedeckten Pferden wieder bespannt, die steile Höhe des Dünenkammes dicht neben dem Carwaitenschen Berge hinaufwand.

Auf derselben Stelle stand ich jetzt nach zwei Monaten abermals und mußte mir gestehen, daß keineswegs nur das seltene Abenteuer und die eigenthümliche Staffage damals der landschaftlichen Scenerie den mächti- Reiz verlieh, denn, wie schon erwähnt, die dunklen sich thürmenden Regenwolken und die ganze damit zusammenhängende Beleuchtung erhöhte nur noch den Eindruck des unbeschreiblich großartigen Anblicks. Aber ich mußte dem auf der Höhe ungehemmt und ununterbrochen dahersausenden Winde endlich Folge leisten und zur Ebene längs des Haffufers wieder hinabsteigen, denn noch war nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Nach einer guten halben Stunde erreichte ich die sechs ärmlichen Feuerstellen Perwelk's. Die elenden Holzhäuschen bieten einen traurigen Anblick, denn nicht nur stehen zwei derselben bereits so windschief, daß es dringend geboten wäre die Einsaßen zum Verlassen derselben zu zwingen, was auch bisher nur unterblieben, weil die Maßregel bei der grenzenlosen Armuth der Leute ohne thätliche Hülfe gar zu hart erscheint, nein eins der Häuschen besitzt nicht einmal ein Dach und würde in jeder anderen Gegend höchstens als Holzstall bezeichnet werden. Statt des Daches ist der einzige nicht allzugroße Raum des Gebäudes, da die Mittel nicht weiter reichten, mit horizontalen Holzsparren und darübergelegtem Rohr nothdürftig bedeckt. Außer einigen Fischergeräthschaften, einer alten Truhe und einer Feuerstelle mit wenigen alten Töpfen erblickt man nur noch in der einen Ecke eine kastenartige Umrandung von Brettern, in der ein Bund Seile, als Kopfkissen dienend, die Stelle bezeichnet, wo der einzige Bewohner dieser Hütte, ein nicht mehr junger Fischer, mit seinem etwa fünf Jahr alten Kindchen nach des Tages Last und Hitze zusammengekauert Ruhe und Schutz gegen die Witterung sucht. Keine Decke, kein Strohsack oder dergleichen ist zu erblicken und als einziges Zudeck für Vater und Kind wird, dem Kopfkissen entsprechend, wahrscheinlich das Segel seines kleinen Kahnes dienen. Gott sei Dank steht ein Fall derartiger Armuth doch auch auf der Nehrung nur völlig vereinzelt da, aber immerhin traurig genug, daß er überhaupt ohne grobe Verschuldung existirt.

Bald hinter Perwelk, wo die Dünenberge auf eine Viertelmeile 125 Fuß nicht überragen, erhebt sich der Kamm derselben mit dem „Neegelnschen Berge" wieder zu 169 Fuß und fällt auf eine Meile Erstreckung ohne jegliches Vorland oder auch nur einzelne Haken, als Sturzdüne steil ins Haff ab. Nur ein schmaler Fußsteig, den die Spülung des Wassers von Zeit zu Zeit immer wieder völlig fortnimmt und den sich der Wanderer dicht über derselben, wo der Sand feucht und consistent genug ist, dann stets erst von neuem treten muß, ermöglicht dem Fußgänger das weitere Vordringen auf der Haffseite.

Aber wenn auch der hier ziemlich gradlinige im Durchschnitt 150 Fuß hohe Dünenkamm unter seiner vernichtenden Wucht alles Leben hier auf der Haffseite vernichtet hat und die Dörfer Neegeln oder Aigella und Alt-Neegeln unter seinen Sandhöhen birgt, so hat er stellenweise doch auch wieder Boden für einen neuen Pflanzenwuchs gleichsam hervorgezaubert. Unter dem ungeheuren Drucke seiner Sandmassen ist nämlich der Haffboden, bestehend aus einem sandigen blaugrauen Mergel, der seinen Kalkgehalt zum größten Theil zerfallenen oder noch deutlich erkennbaren Muschelresten und vor allem unzähligen Mengen jener mikroskopisch kleinen Ostracodenschalen verdankt, an denen der Haffboden so reich ist und der feine Schichtchen veralteter Pflanzenreste zeigt, ist, sage ich, dieser Haffmergel fünf, ja an einer Stelle acht Fuß hoch aus dem Wasser emporgequollen und hat sich an diesen Stellen mit einer verhältnißmäßig üppigen und dichten Vegetation, namentlich des großblättrigen Huflattig bedeckt, die grell zu der hellleuchtenden Sandmauer absticht. Es sind kleine unbedeutende Oasen, die man auf dem kaum fußbreiten Fußsteige mit Freuden begrüßt, die aber weit ins Haff hinein durch ihr Grün noch zu erkennen sind, so daß auch die Littauer von der andern Seite des Haffes, wenn ihnen der Wind zur Rückfahrt oder zur Betreibung ihrer Fischerei ungünstig, gern hier grade den Schutz der Nehrung aufsuchen.

Die armen Leutchen sind namentlich bei einem Wetter wie an jenem Tage oft übel daran, und nur wer es selbst erfahren, kann sich die Dankbarkeit vorstellen, die mir die Insaßen eines an jenem Tage in der sogenannten „Liebis-Bucht" Schutz suchenden Kahnes zu erkennen gaben, als ich ihre Bitte erfüllen konnte und sie mit einigen Streichhölzchen versehen,

ohne die sie durchnäßt und fröstelnd mindestens für die nächsten 24 Stunden auf eine warme Kartoffel oder dergleichen hätten verzichten müssen.

Bald hinter der früheren Dorfstelle Alt-Neegelns, noch südlich der „Schapen-Bucht", tritt die Dünenkette allmälich ein wenig von der Spülung des Haffes zurück und biegt in dem Winkel genannter Bucht plötzlich bis zur Mitte der Nehrung vom Ufer ab, zahlreiche Ausläufer zum Haff hinabsendend, auf denen, wie auf dem Ostabhange des Dünenkammes selbst, sich die hohen Kiefern des Schwarzorter Waldes erheben.

(Schluß folgt.)

Die Bedeutung und Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel im Preussischen Gebiet seit dem Jahre 1815.

Aus den nachgelassenen Papieren

von

Fritz Hirschfeld,

Regierungs-Referendarius in Marienwerder. [1]

> „Der Handel soll, wenn auch nicht aus den edelsten Trieben, die Menschen vereinigen, nicht trennen: dazu ist das Weltmeer da, dazu gehen die Winde, dazu fließen die Ströme."
>
> Herder.

Unter den Quellen des volkswirthschaftlichen Gedeihens der Preußischen Monarchie darf der Handelsverkehr mit deren östlichen Nachbaren, mit Polen, eine hervorragende Bedeutung in Anspruch nehmen: für die Provinz Preußen und den westlichen Theil derselben insbesondere muß man ihn geradezu als den Haupthebel commercieller Thätigkeit bezeichnen.

---

[1]) Die Zeitschrift des Königl. Preußischen statistischen Bureaus redig. v. Engel brachte im 4. Jahrg. 1864. No. 10 einen Auszug aus vorstehender Abhandlung unter dem Titel: „Die Weichsel. Ihre Bedeutung für den Handel der Provinz Preußen und für die Stadt Danzig insbesondere" und bemerkte: „Der Verf. dieses Aufsatzes ist einem Anfall tiefster Schwermuth erlegen. Dem vortrefflich durchgearbeiteten Inhalt vorliegender Arbeit nach zu schließen, ist in dem dahingeschiedenen jungen Manne eine tüchtige Kraft und ein reiches Wissen viel zu früh ins Grab gesunken." Wir sprechen dem Herrn Geh. Justiz-Rath Hirschfeld in Marienwerder hiermit öffentlich unsern Dank aus, daß er es uns möglich gemacht hat, die finanz-wissenschaftliche Probearbeit seines hoffnungsvollen Sohnes vollständig mittheilen zu können. Der Verf. hat nach seiner eignen Angabe folgende Quellen dabei benutzt:

Selbst einer bedeutenden landwirthschaftlichen Entwickelung fähig, besitzt diese Provinz in Polen, Süd-Rußland und Galizien ein Hinterland von großartiger Produktivität, welches sich mit dem bedeutendsten Theile seines Absatzes auf die natürliche Wasserstraße des Weichselstromes angewiesen sieht, und beherrscht sie in der Weichselmündung selbst den End- und Knotenpunkt dieses ganzen Verkehrs, welcher die Produkte von dem Hinterlande zum großen Weltmarkte führt und andererseits wiederum die Einfuhr und den weiteren Transport überseeischer Produkte in das Binnenland vermittelt. Die Verbindungen Preußens mit Polen sind daher auch seit einer Reihe von mehr als 200 Jahren permanent ausgedehnt und weitumfassend: sie sind es in einem Maße, wie ein ähnliches commercielles Verhältniß zwischen Preußen und einem andern außerdeutschen Lande kaum besteht. Der Handel, die Industrie, der Ackerbau Polens sind tief von deutschen Elementen durchdrungen, die beiden ersteren fast ausschließlich von Deutschen geleitet und betrieben. Millionen Preußischen Capitals sind stetig im Polnischen Handel angelegt.

An den Mündungen großer Ströme, welche in weiter Ausdehnung fruchtreiche, bevölkerte Gegenden durchziehen, hat sich von jeher ein bedeutender Handelsverkehr naturgemäß entwickeln müssen, welcher die Gründung und das Gedeihen der großen Welthandelsstädte bedingte. Wenn der Austausch der verschiedenen Lebensbedürfnisse erster und letzter Zweck allen Verkehrs ist, so muß es für die viel wandernde Waare an geeigneten

1) Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens von Dr. Th. Hirsch. Leipzig. S. Hirzel. 1858.
2) Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit von G. Löschin. Danzig. F. W. Ewert. 1828.
3) Zeitschrift für Bauwesen von G. Erbkam. (Berlin. Ernst & Korn.) Jahrg. VIII. S. 141 ff. und Jahrg. XII. S. 19 ff.
4) Die Akten der Königl. Regierung und der Königl. Provinzial-Steuer-Direction zu Danzig.
5) Die von der Handelskammer zu Thorn und dem Aeltesten-Collegium der Kaufmannschaft zu Danzig erstatteten und in Gemäßheit des §. 24 der Verordnung vom 11. Febr. 1848 (G.-S. 1848 S. 63) erstatteten Jahresberichte.
6) Die in dem städtischen Archiv zu Danzig befindlichen und als zum Königl. Geh. Staats-Archiv gehörig bezeichneten statistischen Nachrichten des Kammersecretärs Wulstrack zu Bialystock über den Danziger Handel bis zum Jahre 1805.
Die Herausgeber.

Stellen Ruheplätze geben, an denen der specielle Bedarf einzelner Gegenden und einzelner Individuen durch Auswahl seine Befriedigung finden kann. Das sind die großen Stapelplätze des Welthandels: da, wo das Meer, die stets offene Fahrstraße der Erde, in natürlichste Verbindung mit dem festen Lande durch Flüsse tritt, sehen wir in blühenden Städten eine fleißige Bevölkerung dem Staate, dem sie angehört, und sich selbst Ehre und Nutzen bereiten; da wird in ganz anderer Weise für die Nothdurft, die Bequemlichkeit und den Genuß einer weiten Gegend gesorgt, als an den Handelsplätzen des Binnenlandes, deren Bedeutung auf der Befriedigung eines in weit engeren Grenzen sich bewegenden Consums beruht. Die schiffbaren Flüsse sind es zu allen Zeiten gewesen, von deren Mündung Cultur und Leben in die Länder zog. Dort häuften sich die Reichthümer des Landes, dort blühten die Städte auf, denen das Resultat der Arbeitskräfte des gesammten Flußgebiets angehörte.

Eine solche günstige Lage war es auch, welche die Stadt Danzig einst zu einem Emporium der deutschen Hansa und im weitern Verlauf der Zeit zur Kornkammer des ganzen westlichen Europas gemacht hat. Alle jene Handelsvortheile, welche aus der Vermittlelung eines großen Verkehrs unmittelbar fließen, wurden dieser Stadt durch die Mündung des Weichselstromes gesichert, welcher bei einer Länge von etwa 140 Meilen und bei seiner Größe mit dem Umfange seines das ganze Königreich Polen und einen Theil Galiziens und Rußlands umfassenden Stromgebietes von 3600 Quadratmeilen nicht nur zwei innerhalb desselben in Fülle vorhandene Lebens- und Industriebedürfnisse, Getreide und Holz, dem übrigen nördlichen und westlichen Europa, das an denselben Mangel litt, mit leichter Mühe zuführen konnte, sondern auch schon seit frühen Jahrhunderten mit den Hauptstraßen des mittleren und südlichen Europas in Verbindung stand.

Bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein beherrschte neben Thorn, als Speditionsort, die Stadt Danzig einzig und allein den gesammten Polnischen Ein- und Ausfuhrhandel, um ihn erst in neueren Zeiten theilweise mit ihrer alten Nebenbuhlerin, mit Elbing zu theilen: denn nur nach Danzig hin war die Weichsel vor dem durch den Elbinger Handelsstand bei Montau veranlaßten Durchstich für die Schifffahrt gebahnt und

kaum ein Drittel der Wassermasse des Stroms floß in die Nogat. Wie nun in allen dem Weltverkehr erschlossenen Ländern unserer Erde die Schifffahrtsverhältnisse der großen Ströme, als der billigsten und natürlichsten Verkehrsstraßen, auf die größere oder geringere Blüthe der an ihren Mündungen liegenden Seeplätze von jeher einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, so steht auch die Bedeutung und Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf dem Weichselstrome mit der Entwickelung des Danziger Handels und zwar sowohl des Ein- wie des Ausfuhrhandels in engster, sich gegenseitig bedingender Verbindung — ein Verhältniß, welches auch bis in die neueste Zeit hinein ungeachtet der Concurrenz der Schienenwege, wenigstens in Betreff der meisten stromabwärts gehenden Produkte, insofern unverändert geblieben ist, als dieselben ihrer natürlichen Beschaffenheit zufolge, unter gewöhnlichen Verhältnissen die Kosten des Land- und speciell des Eisenbahntransports nicht zu tragen vermögen, und daher nach wie vor auf die Wasserstraße hingewiesen sind.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß wohl weder das Becken der Ostsee, noch das eines andern europäischen Meeres einen Strom aufzuweisen hat, dessen Gebiet gesegnetere Landstriche umfaßt, als die der Weichsel und ihrer Nebenflüsse San und Bug, Landstriche von so ungemein produktiver Kraft, daß sie nur der vollständigen Eröffnung der Straße durch Regulirung der Flußbetten bedürfen, auf der ohne Schwierigkeiten ihre Erzeugnisse versandt und ihre Bedürfnisse ihnen zugeführt werden können, um nicht bloß eine durch Colonisation schnell zu vermehrende Bevölkerung reichlich zu ernähren, sondern auch um ihre überaus ergiebigen Ernten, ihre vortrefflichen Hölzer, ihre Produkte an Talg, Fleisch, Vieh und Oelsaaten in großen Massen an die Stapelplätze zu bringen, von denen aus eine weitere Versorgung der diese Artikel importirenden Länder auf dem Seewege möglich ist.

Die Weichsel entspringt in dem österreichischen Antheile der Karpathen unter 49⅔ Grad nördlicher Breite und 36⅔ Grad östlicher Länge, tritt, bis zur Mündung des San das polnisch-galizische Plateau durchschneidend, nach einem nordöstlichen Laufe von 38 Meilen und nachdem sie unterhalb Krakau schiffbar geworden, vorlängs der Grenze von österreichisch Schlesien und Galizien in das Königreich Polen, durchziehet dieses in einer Länge

von 54 Meilen in nördlicher und nordwestlicher Richtung und berührt, bei Modlin durch den Zufluß des Bug mit dem Narew erheblich verstärkt, bei Ottloczyn oberhalb Thorn das preußische Gebiet. In einer Entfernung von 7 Meilen von der Grenze, an dem Einfluß der Brahe, wendet sie sich endlich in beinahe rechtem Winkel gegen Nordost, um das Küstenplateau zu durchbrechen und ein bald schmäleres, bald breiteres fruchtbares Thal zu durchfurchen, dessen Ränder in ihren Höhen vielfach wechseln. Bei Montauer Spitze theilt sich der Fluß in die Nogat, welche in östlicher Richtung und in einer Länge von 7 Meilen dem frischen Haff zueilt, und in die alte Weichsel, welche sich 6 Meilen unterhalb Montauer Spitze wiederum in die Elbinger und Danziger Weichsel, die Haupt-Wasserstraße, scheidet. Erstere fließt gleichfalls dem frischen Haff zu, während die letztere bis zum Jahre 1840 unterhalb Danzig bei Neufahrwasser in die Ostsee mündete und sich seit dieser Zeit noch in einer zweiten Mündung, $1^1/_2$ Meilen oberhalb Danzig, bei Neufähr in die See ergießt. Von der polnischen Grenze bis zur ersten Stromspaltung bei Montauer Spitze hat der Weichselstrom eine Länge von . . . . $22^3/_4$ Meilen,

hierzu kommen:

von Montauer Spitze bis Dirschau .	6200	Ruthen,
von Dirschau bis zum Danziger Haupt	6000	"
von dort bis Neufähr	4300	"
von Neufähr bis Neufahrwasser . .	3900	"
zusammen	20400	Ruthen,

oder nahe . . . . $10^1/_4$ Meilen.

Die ganze Länge des Stromes innerhalb des preußischen Gebietes beträgt also . . . . 33 Meilen.

Die Weichsel und ihre meisten Nebenflüsse haben bekanntlich das Eigenthümliche mit einander gemein, daß sie nach einem kurzen schnellen Absturze von den Höhen, auf denen sie entspringen, bald die Niederung erreichen, in welcher sie bei kaum merklichem Gefälle ihre reichen Wassermassen langsam fortschieben. Bei dieser schwachen Bewegung selten im Stande, sich ein starkes Bette in der Tiefe auszuräumen, dehnen sich diese Wassermassen in die Breite aus, verlaufen sich in Nebenarme oder bilden, von Waldungen oder den sogenannten Kämpen aufgehalten, mitten im

Flußbette sumpfige Flächen, und bewirken hierdurch, daß einerseits den größeren Theil des Jahres hindurch ein niedriger Wasserstand stattfindet, mit welchem nur zur Zeit der Schneeschmelze in den Karpathen oder starker Eisgänge oder Regengüsse plötzliche und darum gefahrbringende Anschwellungen abwechseln, und daß andererseits das eigentliche Strombett häufigem Wechsel unterworfen ist. Diese Eigenthümlichkeiten, welche noch heutzutage der Weichselschifffahrt große Gefahren, wie der Regulirung erhebliche Schwierigkeiten entgegensetzen, haben seit der ältesten Zeit unter den rohen, aber gewerbeifrigen Sarmaten die natürlichste Form der Schifffahrt, die auf Flößen, in Gang gebracht. Es werden die zum Verkauf bestimmten Holzstücke als rohe Baumstämme oder schon zu bestimmten Zwecken verarbeitet, durch Querhölzer und Baststricke eng an einander befestigt, oder es werden aus den bearbeiteten Hölzern flache, platte Fahrzeuge von bedeutender Breite, welche leicht in ihre Bestandtheile aufzulösen sind, zusammengefügt. Jene verbundenen Holzstücke hießen schon in der Ordenszeit „Driften" oder „Traften", diese Fahrzeuge selbst „Dubassen" (dubas = Lichter, Leichtschiff), „Gallerte" oder „Galler" (galar = Galeere, hier ein Flußschiff ohne Mast). Auf diese nur zur Thalfahrt geeigneten Holzflöße werden nun auch noch heutzutage theils andere Holzstücke, theils anderweite Erzeugnisse der Waldungen, als Asche, Pech und Theer, theils — und zwar hauptsächlich auf die Dubassen — Getreide aufgeladen und von den sogenannten „Flissen" oder „Flissaken" die Weichsel nach Danzig hinabgeführt. In kleinen Stroh- oder Holzhütten, welche man auf der Ladung errichtet, findet die Bevölkerung dieser schwimmenden Flöße ihr Obdach. Bei einem Tiefgange von nur 18 Zoll bis $2^1/_2$ Fuß haben diese theils ganz offenen, theils nur roh mit Brettern zugedeckten Stromgefäße, denen auch gegenwärtig noch der Export der meisten polnischen und galizischen Rohprodukte nach dem preußischen Küstenlande zufällt, während eines niedrigen Wasserstandes eine Tragfähigkeit von 250—300 Korzec — 1 Korzec = $2^1/_8$ Berliner Scheffel oder etwa 8—10 Last, d. h. 432 bis 540 Centner, während die bei günstigeren Wasserverhältnissen — schon der verhältnißmäßig geringeren Transportkosten wegen — benutzten sogenannten Ulanower Galler mit 480—520 Korzec = 17 bis 18 Last oder 918—972 Centnern beladen werden.

So lange diese unbeholfenen und schwerfälligen Fahrzeuge, welche zumeist nur stromab schwammen, um sodann am Bestimmungsorte zerschlagen zu werden, und in denen die Güter dem verderblichen Einfluß der Witterung mehr oder weniger ausgesetzt waren, noch das alleinige Transportmittel auf der polnischen und preußischen Weichsel bildeten, traten auch der Schifffahrt weniger Hindernisse entgegen, als in der späteren Zeit. Eine fortschreitende Cultur jedoch, und namentlich die schnelle Zunahme auch des Imports an werthvolleren Colonial- und andern Waaren von Danzig nach Polen, verlangte bessere Fahrzeuge mit fester Deckung, mit tieferem Boden und deshalb auch von größerem Tiefgange, welche sich zugleich zur Bergfahrt eigneten und je nach Verschiedenheit ihrer Tragfähigkeit, ihres Tiefganges und gewisser sonstiger bautechnischer Merkmale Jagden, Wittinen, Jadwigen, Komägen[1]) und Lidganen[2]) genannt werden. Dem gesteigerten Bedürfnisse eines sicheren, billigen und möglichst schnellen Transportes konnten jedoch auch sie nicht mehr genügen, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die russischen und galizischen Provinzen mit ihrer wachsenden Produktion mehr und mehr zur Ausfuhr hindrängten. Die eigentlichen Oderkähne, mit einer Tragfähigkeit von 10 bis 30 Last und mit 3—4 und mehr Fuß Tiefgang, wurden auf dem Weichselstrome erst nach der Erbauung des Bromberger Canals bekannt; sie zeichnen sich durch ihre sichere und rasche Gangart aus und verlangen zu ihrer Bemannung und Lenkung nur die verhältnißmäßig geringen Kräfte von drei oder vier Menschen. In ihnen wurden größere Massen ungefährdet und geschützt stromauf und stromab geführt, wenngleich gerade ihnen das allmälig versandende und sich verflachende Strombett naturgemäß größere Hindernisse als jenen leichteren und rohgebauten Fahrzeugen entgegenstellte. Wenn dieser letztere Umstand mit dem jedesmaligen und zwar häufigen Eintritt eines besonders niedrigen Wasserstandes den Stromverkehr dazu nöthigte, von dem Gebrauche der Oderkähne zeitweise abzugehen und wieder zu den obengedachten leichteren Transportmitteln zurückzukehren, so lag in diesem

[1]) Engel hat Karägen gelesen, was entschieden falsch ist; s. Linde, Slownik języka Polskiego s. v. komiega, komięga, komienga, komaga R.

[2]) Linde hat dies Wort nicht, wol aber lichtan, lichton = Lichter, Leichtschiff, Leichter. R.

an sich unleugbaren Uebelstande andererseits grade ein Hauptgrund für das fernere Gedeihen des Schifffahrtsverkehrs auf der Weichsel im preußischen Gebiet, auch nach Herstellung der Verbindung derselben mit der Oder durch den Bromberger Canal. Die Beschaffenheit jener primitiven flößartigen Transportmittel nämlich, deren alleinige Anwendung die Eigenthümlichkeiten des Weichselstromes und die häufige Trockenheit seines Flußbettes — besonders in seinem oberen Laufe — zeitweise nothgedrungen erheischten, machte zugleich eine Verschiffung der polnischen Produkte in die Brahe und durch den Bromberger Canal, nach einem etwa weiter westlich gelegenen Débouché, geradezu unmöglich und nöthigte die polnischen und galizischen Producenten, oft genug vielleicht gegen ihren Willen, auch fernerhin die schon seit Jahrhunderten ausschließlich benutzte natürliche Wasserstraße nach dem Danziger Markte einzuhalten, welcher letztere hiernach die anfänglich vielfach laut gewordenen Befürchtungen einer Concurrenz des gedachten Canals für den größten Theil der Produkte seines Hinterlandes als beseitigt erachten durfte.

Ein kurzer Rückblick auf die vorhandenen statistischen Ueberlieferungen aus den beiden vorigen Jahrhunderten erscheint am besten geeignet, einmal die hohe Bedeutung, welche diese Produkteneinfuhren, wie die Waarenausfuhren aus und resp. nach Polen von jeher für das Aufblühen und Gedeihen des gesammten jetzigen preußischen Weichselgebietes hatten, ins Licht zu stellen und andererseits für die demnächstige specielle Betrachtung dieses Verkehrs seit dem Jahre 1815 durch Vergleichung mit jenen früheren Perioden den Einfluß erkennen zu lassen, welchen der Umschwung in den politischen und merkantilischen Verhältnissen auf die weite Entwickelung eines an sich stets naturgemäßen, aber durch staatliche und internationale Bestimmungen und Einwirkungen gegen frühere Zeiten vielfach modificirten Stromverkehrs ausüben mußte.

Nach den Angaben eines polnischen Schriftstellers aus dem Jahre 1622, welche in den „Thornischen Nachrichten" von 1763 ihre Bestätigung finden, betrug der Werth des aus seinem Vaterlande damals auf der Weichsel nach Preußen und insbesondere nach Danzig ausgeführten Getreides im jährlichen Durchschnitt allein gegen 18 Millionen Thaler, in welcher Summe noch nicht die anderweiten Rohprodukte, wie Holz, Asche, Häute, Talg rc.

inbegriffen sind, deren Werth, wie es dort weiter heißt, auch nicht viel weniger anzuschlagen ist. Hiemit dürften auch die Aufzeichnungen im Danziger Stadtarchiv übereinstimmen, wonach sich die Getreidezufuhr aus Polen in dem günstigsten Jahre des 17. Jahrh., 1649, auf 365,000 Last belief, von denen 274,000 Lasten, also etwa drei Viertel, die Weichselstraße benutzt hatten. Dieser Betrag wurde auch in den Jahren 1638 und 1640 beinahe erreicht, während die durchschnittliche Seeausfuhr Danzigs damals zwischen 15,000 bis 60,000 Last schwankte. Dieselbe gestattet zugleich einen ziemlich sicheren Schluß auf den Binnen-Import dorthin, der überwiegend auf der Weichselstraße erfolgte, und betrug im jährlichen Durchschnitt in der Zeit von 1661—1699: 34,571 Last und zwar im Maximum 63,468 Last und im Minimum 16,196 Last, in den Jahren von 1700—1752: 24,019 Last, in den Jahren von 1754—1792: 28,945 Last und in den Jahren von 1793—1806: 46,202 Last, nämlich im Maximum 1802: 85,183 Last und im Minimum 1806: 14,890 Last. Die überwiegende Masse dieses Getreides bestand aus Roggen, dessen Import zu dem des Weizens sich wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ verhielt, während das Verhältniß des Roggens zu dem Import an sonstigen Feldfrüchten, wie Gerste, Erbsen, Hafer, wie 2 : $3^1/_2$ war. Von 1701—1738 betrug die gesammte russisch-polnische und preußische Getreideeinfuhr Danzigs, welche den vorhandenen Nachrichten zufolge zum bei weitem größten Theile auf der Wasserstraße herabkam — wie dies für Massentransporte mit Rücksicht auf die damalige Beschwerlichkeit und Kostbarkeit des Landweges selbst auf kleineren Strecken auch am natürlichsten erscheint — 965,190 Last, die Ausfuhr zur See 867,710 Last, mithin im jährlichen Durchschnitt resp. 25,397 und 22,834 Last. Das beste Jahr für die Einfuhr war das Jahr 1729 mit 64,122 Last 42 Schfl. Von obengedachten 965,190 Last waren Weizen 249,272 Last, Roggen 600,409 Last, Gerste 65,367 Last, Hafer 25,487 Last, Erbsen 2,461 Last, Buchweizen 9,083 Last, Grütze 4,048 Last, Hirse 4,600 Last, Malz 4,963 Last.

So gewann der Handel Danzigs und mit ihm die Stromschifffahrt eine immer großartigere Bedeutung, bis die erste Theilung Polens im Jahre 1772 und damit die Erweiterung der preußischen Grenzmarken, wie die Einführung drückender Flußzölle, dem commerciellen Leben des kleinen Freistaats zu Gunsten der Städte Elbing und Königsberg immer engere

Fesseln auferlegte. Erst die Einverleibung Danzigs in die preußische Monarchie eröffnete seinem Handel 1793 die zwei Decennien lang verschlossen gewesenen Bahnen wieder und hob denselben in noch höherem Grade, als bei der dritten Theilung Polens im Jahre 1795 der preußischen Krone fast das ganze noch übrige Ufergebiet des Weichselstromes zufiel. Von 1792–95 war nun die Gesammteinfuhr und das Verhältniß der verschiedenen Getreidearten folgendes:

	1792	1793	1794	1795
Weizen . .	11,174 Last,	16,667 Last,	16,083 Last,	3098 Last,
Roggen .	4,442 "	842 "	980 "	18 1/3 "
Gerste . .	2,094 "	1,910 "	1,637 "	unbekannt,
Hafer . .	1,609 "	512 "	1,779 "	"
Erbsen .	192 "	285 "	505 "	"
Buchweizen	60 "	11 "	6 "	"
Hirsegrütze	25 "	49 "	10 "	"

während die Getreidepreise nach der damaligen westpreußischen Kammertaxe für die Königl. Domänen pro Scheffel

Weizen . . .	75	Groschen preußisch
Roggen . .	60	
Gerste . . .	45	
Hafer . . .	20	

betrugen.

Aus dem vorstehenden Verzeichniß der Weichselfuhren während der Jahre 1792—95 wird auch ersichtlich, daß das Mengenverhältniß der einzelnen Getreidearten im Weichselexport gegen die Jahre 1701—38 eine erhebliche Aenderung erlitten und dagegen in der Weise, wie solches noch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts bestand, bereits am Ende des vorigen eine gewisse Stabilität erreicht hatte, indem der Weizen schon damals im Verhältniß gegen frühere Verkehrsperioden vor allen andern Getreidearten, namentlich vor Roggen, dessen Quantitäten sonst bedeutender waren, die hervorragende Wichtigkeit erlangte, welche den Transport dieser Waare in größeren Mengen jetzt vorzugsweise belohnend erscheinen läßt.

Ebenso erheblich war im Verhältniß die gleichzeitige Stromzufuhr anderer polnischer und preußischer Produkte:

Dieselbe betrug im Jahre an	1794	1795
Pottasche	4,969 Pfund,	12,214 Pfund,
roher Asche	423 Last,	1,538 Last,
eichenen Planken	564 Schock,	1,898 Schock,
eichenen Stäben und Piepen .	9,093 Schock,	16,228 Schock,
Schiffsholz	— —	433 Stück,
fichtenen Balken	48 Schock,	311 Schock,
Rundholz	319 Schock,	1,658 Schock,
Wolle	6,561 Stein,	12,729 Stein,
Leinwand	282 Schock,	63,598 Schock,
Flachs, Hanf	112 Stein,	43 Stein,
Hanfgarn	495 Pfund,	16,083 Pfund,
Kupfer	754 Pfund,	167 Pfund,
Federn	156 Pfund,	956 Pfund,
rohen Häuten	3,114 Stück,	16,134 Stück,
Wachs	489 Pfund,	26,631 Pfund.

Die verhältnißmäßig geringe Menge der Zufuhr von Rohprodukten, namentlich an Hölzern im Jahre 1794 gegen das folgende Jahr 1795 erklärt sich aus der gleichzeitigen bedeutenden Differenz der Getreidezufuhren, von denen nach dem obigen Tableau von 1792—95 die des letztgedachten Jahres von der des Jahres 1794 fast um das Siebenfache übertroffen wird, indem einem stets bewährten Erfahrungssatz zufolge ein besonders blühendes Getreidegeschäft im Laufe eines Geschäftsjahres in dem nämlichen Zeitraum einen entsprechend weniger ergiebigen Verkehr mit Holz und solchen andern Produkten bedingt, welche im Verhältniß zu ihrem Gewicht und resp. Volumen einen geringeren Werth haben — eine Erscheinung, welche sich auch bis in die neueste Zeit hinein in dem Güterverkehr des Stromes wiederholt bestätigt hat und ihre Erklärung darin findet, daß die letztgedachten Waaren nie diejenigen Frachtsätze zu tragen vermögen, die der Kaufmann für Getreide, besonders Weizen, bewilligen kann.

Uebrigens waren diese Hölzer ihrem Werthe nach sehr verschieden: so wurde das sogenannte Bückenholz, welches aus der Zerschlagung der polnischen Schiffsgefäße gewonnen ward, pro Faden, (= 6 Fuß hoch und

ebenso breit) mit 5—7 Danziger Florins (1 Fl. = $7 \frac{1}{2}$ Sgr.), das Balken- und Rundholz pro Faden mit 8—9 Florins, von dem sogenannten Ruthenholz aber die doppelte Ruthe von 16 Fuß Höhe und Länge mit 220 bis 280 Florins bezahlt, während das zum Schiffbau geeignete Holz, welches meist aus Volhynien kam, einen verhältnißmäßig noch höhern Preis behauptete. Erwägt man nun, daß sich in der Zeit von 1792—94 die Zahl der verschiedenen Stromgefäße, welche mit ihren Ladungen die Weichsel hinab bis Danzig gingen, in den einzelnen Jahren auf resp. 1418, 1878 und 1381 belief und daß die Anzahl der Holz und der Getreide bringenden Fahrzeuge sich wie 7 : 1 verhielt, so wird man die enorme Bedeutsamkeit des Holzes für die Weichselschifffahrt und für die Stadt Danzig als Stapelplatz dieses Artikels ermessen können. Die gedachte Proportion ist auch bis auf den heutigen Tag durchschnittlich die gleiche geblieben, und es liegt daher in ihr zugleich eine Garantie für die fernere Wichtigkeit des Wasserweges gegenüber der gegenwärtigen Concurrenz der Kunststraßen und Eisenbahnen insofern, als einmal die Fortbewegung des Holzes auf weitere Entfernungen nur bei der größten Wohlfeilheit, d. h. nur zu Wasser, möglich ist und dasselbe sich andrerseits gegen etwaige schädliche Einflüsse eines langwierigen Wassertransports weniger empfindlich zeigt, als die meisten andern Exportgegenstände unseres östlichen Hinterlandes.

Die **Ausfuhr nach Polen** auf der Weichsel war nicht weniger belangreich, da dasselbe sich inzwischen gewöhnt hatte, seine sämmtlichen Bedürfnisse von Danzig oder Thorn zu beziehen. Seit es seine Flöße und Galler zum Theil mit werthvolleren und auf eine längere Dauer berechneten Fahrzeugen vertauscht hatte, nöthigte schon die Speculation und die größere Capitalanlage, dieselben auch zu Rückladungen möglichst zu ververwerthen. Der polnische oder galizische Landmann, der die Rohprodukte seines fruchtbaren Bodens mit Leichtigkeit an denjenigen Markt führen konnte, an welchem die höchstmögliche Verwerthung derselben am wahrscheinlichsten, weil am naturgemäßesten war; der Kaufmann, welcher in den verschiedenen Uferstädten der Weichsel und ihrer Nebenflüsse die Vermittelung übernahm zwischen dem producirenden Lande und dem großen Stapelplatze, der die östlichen Produkte in die consumirenden Länder weiter verführte: sie mußten bei ungehindertem Verkehr das lebhafte Bedürf-

niß fühlen, diejenigen Waaren, deren sie bedurften und welche nur das westliche Ausland ihnen bieten konnte, auf demselben Wege zu erhalten, auf dem sie ihre heimischen versandten. So zog Export und Import naturgemäß dieselbe kürzeste sicherste Wasserstraße. Dieser Import nach Polen betrug in den Jahren 1794 und 1795, welche sich nicht etwa durch einen ausnahmsweise schwunghaften Güterverkehr auszeichneten, sondern für die damaligen allgemein günstigen Verhältnisse nur als gewöhnliche Durchschnittsjahre gelten können:

an	1794		1795	
französischen feinen Weinen	2,293	Quart,	5,322	Quart,
spanischen Weinen	2,786	"	5,344	"
ordinären Franzweinen	63,772	"	191,269	"
Branntweinen und Rum	8,772	"	40,111	"
Bier	49,177	"	103,172	"
Thee	157	Pfund,	780	Pfund,
Cacao	984	"	1,018	"
Kaffee	67,759	"	234,977	"
Zucker, raffinirt und Candis	40,325	"	228,293	"
Muskovade	4,386	"	43,280	"
Syrup	2,463	"	9,953	"
ordinärem Rauchtabak	1,979	"	6,105	"
Preß- und Schnupftabak	5,448	"	8,483	"
diversen Gewürzen	1,036	"	3,351	"
Pfeffer	4,546	"	11,085	"
Ingwer	351	"	7,609	"
Rosinen und Korinthen	6,641	"	12,254	"
brasilianischem Holz	180	"	13,578	"
Indigo	60½	"	6,730	"
Hanf-, Rüb- und Leinöl	26,459	"	35,743	"
Eisen	182½	Ctr.,	81¼	Ctr.,
Eisenblech	63	"	244	"
Blei	78	"	— —	
Heringen	4,922	Tonnen,	11,818	Tonnen,
Stockfischen	4,012	Pfund,	44,124	Pfund,
Talglichten	50½	Stein,	— —	
Papier	327	Rieß.	616	Rieß.

So auffallend nach Vorstehendem die Lage Danzigs an der Mündung des Weichselstromes die Einfuhr und den weiteren Transport überseeischer

Produkte nach dem östlichen Hinterlande begünstigte, so mußte doch selbst diese bis zum Anfange unseres Jahrhunderts so segensreiche und für beide Theile gleich ergiebige Quelle eines blühenden Handelsverkehrs endlich fast gänzlich versiegen, seit der Krieg und die Continentalsperre Danzigs Wohlstand untergruben und seit später Rußland gegen das Ende der zwanziger Jahre mit seltener Consequenz ein System zu verfolgen begann, welches in völliger Verkennung aller gesunden volkswirthschaftlichen Anschauungen nur darauf hinzielte, die Grenzen des Königreichs Polen der Einfuhr vom Westen her theils durch Prohibitiv-, theils durch hohe Differentialzölle zu verschließen und somit alle Vortheile zu vereiteln, welche dem Stromverkehr auf dem Wiener Congreß und durch die Handels- und Schifffahrtsverträge von 1815, 1818 und 1825 gesichert werden sollten. Die russische Tarifpolitik hat auf diese Weise, wie später nachzuweisen versucht werden soll, den Waarenzug des Imports nach Polen gewaltsam von seiner natürlichen Straße ab- und auf Bahnen hingedrängt, die demselben ursprünglich fremd waren und denen er ohne künstliche Beeinflussung nie hätte folgen können. In dieser Tarifpolitik liegt die hauptsächlichste Ursache für das auffallende Mißverhältniß zwischen dem Export- und dem Importgeschäfte des westpreußischen Marktes und zugleich das bedeutendste Hinderniß eines möglichst gedeihlichen Aufschwunges des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel während der letzten 40 Jahre. Jener blühende Zustand des Stromverkehrs aber in Ein- wie Ausfuhr dauerte bis zu dem für Danzig und ganz Preußen so verhängnißvollen Jahre 1807. Noch 1804 betrug die Getreidezufuhr stromwärts über 37,000 Last, darunter gegen 20,000 Last Weizen, belief sich der Werth der Holzeinfuhr auf etwa 4 Millionen Thaler, und 105 allein der Danziger Rhederei zugehörige große Seeschiffe vermittelten den Export dieser und der übrigen Produkte nach England, Frankreich, Portugal und Spanien.

Ganz besonders begünstigt wurde der Stromverkehr noch durch die seit 1795 von Preußen in Betreff seiner neu erworbenen Landestheile befolgte freisinnige Zollpolitik. Nach der „Instruktanz Jeneralny" (dem südpreußischen Zolltarif) d. d. Warschau, 1. Septbr. 1811 pag. 23 daselbst und den §§. 21 und resp. 47 der beiden dazu gehörigen Special-Instructionen von demselben Datum, deren Bestimmungen jedoch bereits seit den

Jahren 1793/95 in Geltung waren, wurde ein Durchgangszoll von Waaren und Produkten auf der Weichsel, der Netze, der Brahe und dem Bromberger Canal überhaupt nicht erhoben. Ebensowenig unterlag die Waare einem Einfuhrzoll im eigentlichen Sinne des Wortes: es wurde vielmehr unter diesem Namen auf den gedachten Gewässern, wie auch auf dem Memelfluß, nur eine sehr mäßige Schifffahrtsabgabe entrichtet, welche die Ladung selbst nicht traf und welche von einem Oberkahn 1 Thlr. 15 Sgr., von einem Galler $22\frac{1}{2}$ Sgr. und von einem kleineren Kahne 5 Sgr. betrug. Selbst die Erhebung dieser Abgabe fand nur ein Mal im Laufe jedes Jahres statt, sodaß die einmalige Entrichtung derselben den Schiffer für das ganze laufende Jahr von jeder weiteren Abgabe befreite.

Es war dieser vierzehnjährige Zeitraum von 1793 bis 1807, während dessen der frühere Freistaat Danzig sich der reichsten Segnungen des Friedens unter Preußens Scepter erfreute, zugleich die Periode des großartigsten Aufschwunges, welchen der Verkehr auf der preußischen Weichsel je bisher genommen hat. Einmal abgeleitet und theilweise versiegt, konnte diese Hauptquelle für Westpreußens commercielles Gedeihen selbst nach ihrer Wiedereröffnung in den Jahren 1814 und 1815 und trotz der allgemeinen Culturfortschritte des 19. Jahrhunderts die frühere hervorragende Bedeutung — wenigstens in Betreff des Imports nach dem Osten — bisher nicht vollständig wieder erlangen.

Das Wiederaufleben und die fernere Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der preußischen Weichsel in der neuesten Zeit vom Jahre 1815 ab erhellt am besten aus der speciellen Erörterung der einzelnen Waarengattungen, welche in dieser Periode und noch gegenwärtig die hauptsächlichsten Gegenstände der Stromein- und Ausfuhr bilden, und aus der Betrachtung der Umstände, welche mehr oder weniger theils hemmend, theils fördernd auf jede einzelne Branche dieses Stromverkehrs einwirkten. Momente der ersteren Art sind hauptsächlich: die an sich der Schifffahrt wenig günstige Beschaffenheit des Strombettes und dessen zunehmende Versandung und Verflachung, die russische Zollorganisation und Tarifpolitik (namentlich in Betreff des Imports nach Polen), theilweise auch in der ersten Hälfte unserer Periode die englische Kornbill und der Sundzoll; dagegen waren für die Entwickelung des Stromverkehrs von

Erheblichkeit: die Vergrößerung und Verbesserung der Transportmittel im Allgemeinen, namentlich durch Einführung von Dampfschiffen, die völlige Freiheit von Flußzöllen innerhalb des preußischen Gebietes, die seit den dreißiger Jahren energisch in Angriff genommenen Strombauten, insbesondere die Coupirung der Nogat, ferner die Regulirung der südrussischen Stromgebiete, des Dnjepr und Pripjät und deren Verbindung mit der Weichsel durch den Pinsker Canal, der Bau des Kraffohl- und Weichsel-Haff-Canals, der Durchbruch des Stromes bei Neufähr im Jahre 1840, der allgemeine Fortschritt sowohl Polens und Galiziens, wie der Provinz Preußen im Ackerbau und Gewerbfleiß, mittelbar auch die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, endlich in neuester Zeit die Aufhebung der Durchgangsabgaben und des Sundzolls.

Die Handelsverbindungen Danzigs, welche eine siebenjährige unerhörte Tyrannenherrschaft fast gänzlich zu Grunde gerichtet hatte, ließen sich in den ersten Jahren nach der endlichen Wiederherstellung des Friedens, 1815—20 weder nach der See-, noch nach der Stromseite hin ohne ganz außerordentliche Anstrengungen wieder anknüpfen. Der Getreidehandel insbesondere wurde durch die englische Kornbill hart getroffen, deren Publikation 1814 über ganz Europa die falsche Idee von der Schädlichkeit fremder Getreidezufuhren verbreitete: eine Folge derselben war der Erlaß eines Einfuhrverbots in Portugal und Spanien, sowie die Erhebung hoher Zölle für das eingeführte Getreide in Schweden. Alle diese Verhältnisse mußten naturgemäß den Bezug des Getreides aus dem Hinterlande erheblich vermindern und auf den Stromverkehr in diesem seinem Hauptartikel höchst nachtheilig und lähmend einwirken. Der Danziger Getreidemarkt, auf welchem in früheren Zeiten die Nachfrage das Angebot durchgehends übertroffen hatte, mußte den Ueberfluß an Körnern, den das russisch-polnische Weichselgebiet ihm nach wie vor darbot, zurückweisen, weil seinem Ausgebot jetzt die Nachfrage zu fehlen begann, und seine Stromzufuhren auf ein Minimum des früheren Bedarfs beschränken. In fast noch höherem Grade lag die Holzschifffahrt und Flößerei darnieder. Aus den unerschöpflichen Wäldern Volhyniens hatten bis zum Jahre 1807 die vorzüglichsten eichenen und fichtenen Holzwaaren, Planken und Balken zum Schiffbau, Stäbe zu Weinpiepen und zu Fässern aller Art, für den

überseeischen Verkehr mittelst des Dnjepr und Pripjät, der Pina, des Bug, des Muchawicz- und des Königs-Canals auf der Weichsel ihren Weg an die Küste gefunden: der Transport dieser Hölzer war jetzt gegen frühere Zeiten auf eine verschwindend kleine Anzahl von Fahrzeugen und Traften herabgesunken. Während der Sperrung des europäischen Continents hatte England seine Schiffswerften und seine Waarendepôts mit canadischen Fichten nnd ostindischen Teakeichen versorgen gelernt; es bedurfte nur, als jene Sperrung aufhörte, der Danziger Planken, Balken und Dielen in einem nur noch sehr geringen Umfange und behielt überdies die zunächst nur als Repressalie gegen die Continentalsperre seit dem Jahre 1811 eingeführten prohibitiven Zölle auch jetzt noch zu Gunsten der canadischen Holzzufuhr bei. Statt der polnischen Leinwand, von welcher noch i. J. 1795 63,598 Schock auf der Weichsel nach Danzig gekommen waren, bediente es sich seit 1807 immer häufiger der inländischen, und die von jener ersteren in Danzig noch vorhandenen Vorräthe mußten für die niedrigsten Preise feilgeboten werden.

Erst mit dem Anfange der zwanziger Jahre begann der Danziger Handel — zunächst allerdings nur in Betreff des Exports aus Polen und zur See — wieder einen merklichen Aufschwung zu nehmen. Es war ihm inzwischen mit großen Anstrengungen gelungen, seinen Produkten, wenn auch für jetzt nur einen Theil ihres früheren ausgebreiteten Marktes wiederzugewinnen, dessen Ausdehnung jedoch bis in die neueste Zeit hinein, durch mannigfache günstige Verhältnisse gefördert, im Ganzen stetig zunahm: Getreide, Holz, Asche, Häute, Talg, Oelsaaten und Hanf flossen ihm wiederum theils aus dem ferneren Hinterlande bis nach Süd-Rußland hinein, theils — und zwar hauptsächlich Getreide — aus Preußen selbst in größeren Mengen auf dem Weichselstrome zu, und der Schifffahrts- und Güterverkehr stromwärts, welcher in dem Zink noch einen neuen wichtigen Ausfuhrartikel gefunden hatte, ward für die Provinz wieder von hervorragender Bedeutung. Der Import nach Polen hat dagegen weder auf der Land- noch auf der Wasserstraße seine frühere Ausdehnung auch nur annähernd wieder erreicht. Durch das noch jetzt bestehende Verbot der Salzeinfuhr ward ihm einer seiner Hauptartikel gänzlich entzogen und die Zollschranken, welche Rußlands unrichtigen national-ökonomischen

Grundsätzen folgende Politik überhaupt dem direkten Verkehr Preußens mit Polen entgegensetzte, haben den Aufschwung dieses Handels verhindert. Zwar wurde die Wichtigkeit der Freiheit auch dieses Verkehrs auf dem Wiener Congresse anerkannt: Handels- und Schifffahrs-Verträge aus den Jahren 1815, 1818 und 1825, wenn auch allmälig immer abgeschwächter, trugen den in Wien ausgesprochenen Grundsätzen noch Rechnung: aber mit dem Beginn der dreißiger Jahre ging Rußland dessen ungeachtet zu einem Systeme über, das zum Nachtheile Preußens und Polens, durch die Leitung des Importhandels über russische Häfen, diese letzteren begünstigen sollte. Die politische Abgeschlossenheit des großen russischen Reiches ermöglichte es, jenes unnatürliche System, die polnischen Grenzen dem Importhandel des Auslandes zu verschließen, trotz der Fortschritte, welche die Lehren der Handelsfreiheit allmälig im ganzen übrigen Europa machten, bis in unsere Tage hinein aufrecht zu erhalten. Das grelle Mißverhältniß zwischen Aus- und Einfuhr auf dem Strome tritt in der Thatsache klar zu Tage, daß die Kähne und Dampfböte, welche die Rohprodukte Polens, Rußlands und Galiziens nach Danzig führen, ohne hier volle Rückladung an Colonialwaaren und Manufakturen nehmen zu können, zum großen Theil in Ballast die Rückkehr antreten. Es zieht dieses Abschließen des Imports aber das Exportgeschäft von Polen herab mittelbar gleichfalls in Mitleidenschaft: auch die stromwärts ankommende Waare wird hierdurch naturgemäß vertheuert; denn ihr fallen die Lasten der nicht rentirenden Bergfahrt theilweise mit zur Last, während dieselben bei freierem Grenzverkehr, wie in früheren Zeiten, mit Leichtigkeit von der werthvollen Rückfracht an Colonial- und Manufakturwaaren allein getragen würden. Auf diesen Verhältnissen beruht auch die fernere Eigenthümlichkeit des Weichselverkehrs, daß der Gütertransport noch gegenwärtig zum großen Theile und in einer Ausdehnung, wie dies wohl auf keinem andern Strome Mittel-Europas der Fall ist, durch Holztraften und jene nur roh gezimmerten Fahrzeuge, Dubassen und Galler, vermittelt wird, welche, lediglich für die eine Thalfahrt gebaut, nach erfolgter Abladung am Bestimmungsorte zerschlagen und als Flößholz verkauft werden, während die meist slavische Schiffsmannschaft den beschwerlichen Rückweg zu Fuß antritt. Die Zahl solcher Fahrzeuge beträgt nämlich ein Drittel und mehr sämmtlicher

bei Thorn einpassirender Stromgefäße. — Endlich äußert bei dem engen Zusammenhange zwischen dem Strom- und dem Seeverkehr Danzigs die Ungunst dieser Verhältnisse auch auf den überseeischen Handel und die Rhederei des Platzes eine naturgemäße Rückwirkung: denn wie der Weichsel-Export aus Polen zugleich die Minus-Differenz der wenig einträglichen Bergfahrt, so muß die Rhederei und der Import zur See seit länger als dreißig Jahren die ganze Frachtdifferenz tragen, welche in Folge des geringen Abzuges überseeischer Produkte von der preußischen Küste nach dem russisch-polnischen Osten sich dadurch herausstellt, daß durchschnittlich drei Fünftel aller zurückkehrenden Seeschiffe nur in Ballast, also ohne überseeische Eingangsfracht den Danziger Hafen zu suchen genöthigt sind. So betrug im Jahre 1861 der Werth der Seeausfuhr Danzigs über 25 Millionen Thaler — darunter für 24 Millionen Getreide, Oelsaaten und Holz — der der Seeeinfuhr an Colonial- und andern Waaren, Kohlen u. s. w. nur $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler.

Was nun speciell

I. den Exportverkehr auf der Weichsel in der Richtung des Stromes von der russisch-preußischen Grenze nach der Küste hin

anlangt, so sind die Bestimmungen der obengedachten Handels- und Schifffahrtsverträge mit Rußland vom 3. Mai 1815, 19. (7.) Decbr. 1818 und 11. März (27. Febr.) 1825 (G.-S. pro 1815, 1818 und 1825 S. 128, 166 und 57), welche auch nach dem im Jahre 1836 erfolgten Ablaufe der Verlängerung der letztgenannten Convention und (in Verbindung mit einigen späteren die Grenzzollverhältnisse betreffenden Festsetzungen aus dem Jahre 1842) noch gegenwärtig die gesetzliche Grundlage für den internationalen Stromverkehr bilden — cf. Art. 23 des Vertrages vom 11. März (27. Febr.) 1825 alin. 3 — hauptsächlich der Ausfuhr aus Polen zu gute gekommen und förderlich gewesen. Die gegenseitige Gewährleistung freier Schifffahrt für die Unterthanen beider Staaten auf allen Theilen des Stromes, die Freiheit des Verkehrs mit den Produkten des Ackerbaues und der Industrie sowohl in Betreff des Ausfuhr- wie des Durchgangshandels, die Abschaffung „aller beschwerlichen Gerechtsame", des Niederlage-, Stapelrechts u. ähnl. — (Art. 22, 24, 25, 28 de 1815, Art. 2, 4, 5

de 1818 und Art. 22—25 und 29 de 1825) — alle diese für die gesammten internationalen Handelsverhältnisse höchst wohlthätigen Stipulationen mußten naturgemäß auch den Stromverkehr begünstigen, insofern nicht etwa in der Folge einzelne Gegenstände desselben durch Ein- oder Ausfuhrverbote oder denselben gleichkommende Prohibitivzölle, sowie durch die Beschwerlichkeit peinlicher und langwieriger Operationen in der zollamtlichen Behandlung schon an und für sich verhindert wurden, dieser Verkehrserleichterungen überhaupt theilhaftig zu werden. Wenn derartige Mißstände nun allerdings die diesseitige Einfuhr nach Polen bis auf kaum nennenswerthe Quantitäten vermindert haben, so traten solche doch bei keinem der Hauptgegenstände des Stromexports von dort her ein. Die Ausfuhr der wichtigsten Produkte aus Rußland und Polen ist, abgesehen von den dortigen Fluß- und Communikationsabgaben, von einem eigentlichen Waarenzolle während des ganzen Zeitraumes von 1815—1838 und von 1842 bis auf die Gegenwart theils ganz frei geblieben — so Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Holz — und sogar vom Jahre 1836 ab zeitweise durch eine Ausfuhrprämie, auch für Oelsämereien, begünstigt, theils nur mit sehr mäßigen Abgaben belegt worden, wie Talg und Zink. Ebenso ist die preußische Zoll-Gesetzgebung und Verwaltung einer möglichst gedeihlichen Entwickelung des Schiffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel gerade in der Richtung der Thalfahrt in voller Würdigung der Wichtigkeit dieses Verkehrszweiges für die preußischen Weichselstädte und den Danziger Handel insbesondere von jeher und mit dem besten Erfolge förderlich gewesen, so z. B. durch öftere zeitweise Suspension der Eingangszölle auf Getreide, Hülsenfrüchte und Mehl, namentlich in der neueren Zeit während der Jahre 1852, 1854 und 1855, so durch die von ihr geübte Nachsicht gegen Gewichtsabweichungen bis zu 10 Procent von der Declaration beim Ein- und Durchgange von polnischem Getreide und gewissen andern Waaren — Zollreglement für Thorn vom 22. April 1830 §. 27, Rescr. vom 21. Decbr. 1827 und 10. Febr. 1828 — ferner durch thunlichste Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens bei der zollamtlichen Behandlung und Abfertigung der Güter, endlich in jüngster Zeit durch die Aufhebung der Durchgangsabgaben. — Das einzige, aber freilich oft sehr fühlbare Hinderniß fand der Export der hinterländischen Pro-

dukte auf dem Strome in der allmäligen Versandung und Verflachung desselben, in Folge deren in manchen trockenen Jahren jede auch nur annähernde Berechnung über die muthmaßliche Dauer der Gütertransporte illusorisch gemacht, die rasche Benutzung besonders günstiger Conjunkturen vielfach vereitelt, die Frachten und die Assecuranzprämie erheblich vertheuert und namentlich die Sendungen an Getreide und Oelsaaten durch theilweisen Verderb der Ladung um 2—3 Procent entwerthet wurden. Zwar sind die Strom-Regulirungsarbeiten, welche nach einem im Jahre 1829 festgestellten generellen Plane bis in die neueste Zeit hinein mit dem Aufwande sehr bedeutender Mittel — in den Jahren 1845—1848 allein 750,000 Thaler — ununterbrochen fortgeführt worden, für die Vertiefung und Stabilisirung des Strombettes und somit für die Beförderung der Schifffahrt nicht ohne wesentlichen Erfolg geblieben: so wurden allein in dem Stromtheile von Thorn bis zur Montauer Spitze, d. h. auf einer Strecke von ca. 20 Meilen, 37 Nebenarme theils durch Coupirungen abgeschnitten, theils durch Durchlagen von Sinkstücken verhindert, sich wieder zum Hauptarme aus- und durchzubilden: doch hat das nächste Ziel, die Beschaffung eines zu allen Zeiten hinreichenden Fahrwassers für die Schifffahrt, und ein völlig befriedigendes Resultat namentlich für den internationalen Stromverkehr bisher nur deshalb noch nicht erreicht werden können, weil einmal zufolge der ganz eigenthümlichen Verhältnisse des Weichselstromes und der außer aller Berechnung liegenden plötzlichen Veränderungen seines Strombettes jeder bedeutende Eisgang einen Theil der früheren Correctionsarbeiten immer wieder zerstört[1]) und sodann, weil am oberen Laufe des Flusses innerhalb des russisch-polnischen Gebietes für die Regulirung bis jetzt verhältnißmäßig nur höchst Unbedeutendes geleistet worden ist.

Die Hauptgegenstände des Stromexports sind nun:

1. Getreide.

Das Getreide, von jeher neben dem Holz der Hauptgegenstand der Stromzufuhr aus dem Hinterlande, ist dies auch in der neuesten Zeit ge-

---

[1]) So wurde z. B. in Folge des Eisganges im Jahre 1834 unterhalb Dirschau eine bedeutende Strecke der Fahrbahn, welche man im Herbst desselben Jahres auf 19 Fuß vertieft hatte, durch die vom Strome mitgeführten Sinkstoffe wieder bis auf 3 Fuß verflacht und versandet.

blieben, und es hat seine Verschiffung namentlich seit dem Ende der vierziger Jahre noch durch die Zufuhren aus dem preußischen Weichselgebiet über Bromberg aus dem reichen Cujavien, ferner über Thorn, Graudenz, Culm, Schwetz, Marienwerder, und seit der Vollendung des Weichselhaff-Canals im Jahre 1850 auch über Elbing in demselben Grade zugenommen, in welchem den diesseitigen Weichselländereien zufolge der steigenden Bodencultur allmälig ein erheblich höherer Ertrag als zum unmittelbaren inländischen Verbrauch der Provinz erforderlich war, abgenommen wurde. Dieser Ueberschuß fließt hauptsächlich dem überseeischen Getreidemarkt Danzigs zu und beläuft sich gegenwärtig bereits, abgesehn von dem durch die Eisenbahn und sonst noch zu Lande eingehenden Getreide aus der Provinz auf beinahe 50 Procent des gesammten dort auf der Weichsel bezogenen Quantums an Roggen, Gerste und Hülsenfrüchten, während die ausländischen Zufuhren an Weizen, der werthvollsten und für den Strom- und Seeverkehr wichtigsten Getreideart, allerdings die diesseitigen noch um etwa zwei Drittel des Betrages übersteigen. Es sind nämlich von den nach Danzig eingebrachten Stromladungen zufolge der amtlichen Listen der Kgl. Strom-Inspection daselbst eingegangen:

		Weizen	Roggen	Gerste	Erbsen
		Last	Last	Last	Last
i. J. 1845:	aus Polen u. Rußland	7,355	1,158	100	200
	aus der Provinz . .	9,915	3,535	2,177	1,400
i. J. 1850:	aus Polen u. Rußland	19,921	—	—	14
	aus der Provinz . .	17,608	5,402	3,221	1,902
i. J. 1853:	aus Polen u. Rußland	21,694	225	—	—
	aus der Provinz . .	8,670	2,294	738	140

Seit dem Jahre 1856 waren von den in Danzig eingebrachten Stromladungen von zusammen:

1856:	10,872	Last	Weizen	8,773	Last	aus Polen	und Rußland,
	1,104½	„	Roggen	nichts		do.	do.
	333	„	Gerste	nichts		do.	do.
1857:	25,112	„	Weizen	18,579	„	do.	do.
	14,706	„	Roggen	10,962	„	do.	do.
	1,978	„	Gerste	213¼	„	do.	do.

1857:	956 Last	Hafer	0 Last	aus Polen und Rußland,		
	1,457 1/2 "	Erbsen	0 "	do.	do.	
1858:	28,346 "	Weizen	17,984 1/4 "	do.	do.	
	15,142 "	Roggen	9,175 "	do.	do.	
	1,083 3/4 "	Gerste	53 1/4 "	do.	do.	
	3,865 1/4 "	Erbsen	5,143 3/4 "	do.	do.	
	654 "	Hafer	0 "	do.	do.	
1859:	20,055 "	Weizen	13,613 1/4 "	do.	do.	
	16,797 1/2 "	Roggen	14,120 "	do.	do.	
	1,425 1/4 "	Gerste	261 "	do.	do.	
	931 3/4 "	Hafer	0 "	do.	do.	
	1,046 1/2 "	Erbsen	375 3/4 "	do.	do.	
1860:	39,256 "	Weizen	30,130 "	do.	do.	
	19,706 "	Roggen	16,245 "	do.	do.	
	1,441 "	Gerste	345 "	do.	do.	
	1,888 "	Hafer	38 "	do.	do.	
	2,847 "	Erbsen	540 "	do.	do.	
1861:	56,449 "	Weizen	38,647 1/2 "	do.	do.	
	20,114 3/4 "	Roggen	10,977 1/2 "	do.	do.	
	2,134 3/4 "	Gerste	46 1/2 "	do.	do.	
	5,364 3/4 "	Erbsen	1,235 3/4 "	do.	do.	
	1,663 1/4 "	Hafer	0 "	do.	do.	

Der Werth dieser Zufuhren muß hiernach auf durchschnittlich 7 1/2 Millionen Thaler pro Jahr angenommen werden. Es liefern diese Zahlen zugleich den Beweis von dem erfreulichen Fortschritt unserer inländischen Bodenproduktion; sie beweisen ferner, daß seit den letzten 10 Jahren die Stromzufuhr an Roggen constant und sehr erheblich zugenommen hat: sie stieg von 6—7000 Last, dem durchschnittlichen Quantum in der Zeit von 1820—50 auf etwa 20,000 Last in den letzten Jahren und wird allem Anschein zufolge künftig die Weizeneinfuhr an Umfang erreichen. Im vorigen Jahrhundert strebte, wie wir oben sahen, die Weizenzufuhr die des Roggens zu übersteigen, im 17. Jahrhundert übertraf dagegen diese wiederum die erstere um ein Bedeutendes, so z. B. im Jahre 1648, in welchem nur 5951 Last Weizen, dagegen 76,899 Last Roggen auf der Weichsel Danzig

erreichten. Ueberhaupt aber läßt sich durch eine Vergleichung der vorstehenden Zahlen mit den früheren Beträgen der Stromzufuhr an Getreide eine successive Steigerung derselben auch im Ganzen leicht nachweisen. Es betrug dieselbe nämlich

i. J. 1816: 16,600 Last, darunter 8475 Last Weizen, 5933 Last Roggen, 854 Last Malz und 344 Last Erbsen;

i. J. 1817: 44,044 Last, darunter allein 22,220 Last Weizen;

i. J. 1820: 35,411 Last, darunter 27,721 L. Weizen u. 5657 L. Roggen.

Die Ausfuhr zur See in demselben Zeitraum von Danzig aus war sehr ungleich und erreichte i. J. 1816: 11,967 Last, 1817: 22,262 Last und 1820: 37,931 Last, wie denn auch der Betrag derselben zum größeren Theile bis zur Entstehung der Anti-cornlaw-league i. J. 1836 und dem Peel'schen Gesetze von 1841 dem im höchsten Grade schwankenden Einfluße der gleitenden Scala in England unterworfen blieb. Es kam damals für den Danziger Markt ganz besonders darauf an, immer schnell den Zeitpunkt zu benutzen, wann der Weizen in England zum niedrigsten Zollsatze einklarirt werden konnte. In steter Erwartung dieses Momentes mußte man sich auf längere Zeit von Polen aus mit größeren Vorräthen versorgen, so daß die festen Lager in Danzig damals oft 20—30,000 Last betrugen. Die Gesammtzufuhr auf der Weichsel ferner in den Jahren 1821—30 betrug 243,028 Last, worunter 171,196 Last Roggen, und zwar im Maximum 1830: 47,688 Last, und im Minimum 1822: 5299 Last, mithin im jährlichen Durchschnitt 24,300 Last. Die Ein- und Durchfuhr von polnischem und russischen Weizen allein belief sich in den Jahren

1826 auf 7,362 2/3 Last,
1827 auf 14,475 „
1833 auf 3,337 1/4 „ — die Gesammtzufuhr Danzigs in diesem Jahre auf 11,580 Last, davon 9298 L. Weizen und 2282 L. Roggen —
1834 auf 9,120 „

Selbst die durch den Preuß. Transito-Zolltarif vom 27. Novbr. 1836 (G.-S. 1836 S. 313) angeordnete nicht unbedeutende Erhöhung der Durchgangsabgabe auf der Weichselstraße von Weizen und Hülsenfrüchten auf 3 Sgr. und von Roggen, Gerste und Hafer auf 2 Sgr. pro Scheffel gegen

die niedrigere Position von resp. 2 Sgr. und 1/2 Sgr. nach dem bisherigen Tarife von 1825 (G.-S. 1825 S. 61) sowie die Erhöhung der Eingangsabgabe auf 5 Sgr. (G.-S. 1836 S. 253, 262, 263) that, obwohl sie zunächst unter den kaufmännischen Corporationen von Thorn und Danzig lebhafte Besorgnisse wachrief, dem polnischen Getreideexport auf der Wasserstraße nicht nur keinen Eintrag, sondern es stellte sich sogar, wie die folgenden Ziffern ergeben, für die Jahre 1838—43 und die Folgezeit eine Zunahme des Weizenexports um etwa 50 Procent heraus — ein augenfälliger Beweis für den Aufschwung, den gerade der internationale Verkehr in diesem Hauptartikel bereits genommen hatte. Es stieg nämlich die Ein- und Durchfuhr an polnischem Weizen nach den amtlichen Thorner Zolllisten in den Jahren

1838	auf	19,696 2/3	Last,
1839	„	24,074	„

und von Weizen und Roggen

1840	auf	30,000	Last Weizen	und	7,166	Last	Roggen,
1841	„	28,333	„ „	„	1,666	„	„
1842	„	30,000	„ „	„	3,000	„	„
1843	„	50,000	„ „	„	21,666	„	„

Diese rasche Zunahme namentlich des Weizenexports unmittelbar nach der Auflage einer höheren Durchgangsabgabe auf der preußischen Stromstrecke erscheint noch um so auffälliger, als bald darauf mittels Ukases d. d. Petersburg 2. (14.) Mai 1838 auch die bisherige sog. Communikationsabgabe, welche von den die russische Grenze nach beiden Richtungen passirenden Stromgefäßen bis zum 1. Januar 1839 nach einem sehr geringen Satze erhoben ward, seitdem für jedes Fahrzeug je nach der Tragfähigkeit auf 9—18 fl. polnisch = 1 1/2—3 Thaler erhöht, und zugleich auf die Ausfuhr des Korzec Getreide ein Zoll von 2 poln. Groschen = 4 Pf. preuß., mithin von etwa 2 Pf. auf den Scheffel, gelegt worden war. Beide Abgaben fielen jedoch zufolge Ukases vom 28. Aug. (9. Septbr.) 1842, welcher überhaupt verschiedene bei der Erörterung des Wasserimports nach Polen weiter unten zu erwähnende Verkehrserleichterungen gewährte, seit dem 1. Januar 1843 wieder fort — und die wohlthätigen Folgen dieser letzteren Maßregel traten unmittelbar darauf durch eine abermalige Steige-

rung der Stromzufuhr um 38,000 Lasten im Jahre 1843 gegen 1842 zu Tage, während zugleich die Anzahl derjenigen Gallerfahrzeuge, welche allein von Krakau und vom Bug aus mit Getreide über Thorn einpassirten, auf 1350 gegen die frühere jährliche Durchschnittszahl von 850 stieg. Die Gesammtzahl der im Jahre 1843 aus Polen, Rußland und Galizien eingegangenen Stromgefäße — ohne die Holztraften — betrug fast 3000 mit annähernd 15,000 Mann Besatzung. Ein Viertel bis ein Fünftel dieser Getreideladungen lieferte Galizien und Krakau, das Uebrige Rußland und Polen — ein Verhältniß, wie es, abgesehen von den durch etwaige besondere Verhältnisse der Schifffahrt bedingten Abweichungen einzelner Jahre, im Wesentlichen noch heutzutage besteht. Die zeitweisen Verbote der Getreideausfuhr aus Rußland und Polen namentlich während der Jahre 1846 bis 1848 und 1853—55 sind, weil nur vorübergehend, meist ohne störenden Einfluß geblieben. Dagegen bedrohte ein anderer Umstand, nämlich das rigorose Abschließungs- und Monopolsystem, welches Rußland während der Zeit von 1845 bis 1853 in krassester Weise auch auf das Assecuranzwesen in Betreff der Stromtransporte anwandte, namentlich die Getreideausfuhr aus Polen mit den empfindlichsten Nachtheilen, indem die Statuten der unterm 1. (13.) Mai 1845 errichteten Warschauer Transport-Versicherungsgesellschaft jede Versicherung von Land- und Stromtransporten bei ausländischen Gesellschaften unter Androhung erheblicher Strafen und der Versagung des Ersatzes für den Fall der gleichzeitigen Versicherung in Warschau und im Auslande untersagten. Mußten schon die Folgen dieses Verbotes von dem diesseitigen Handelsstande um so drückender empfunden werden, als das ursprünglich von demselben gehegte Mißtrauen gegen die Geschäftsführung der Warschauer Association, wie gegen die Justizverwaltung in Polen sich in der Folge als nur zu sehr begründet erwies, so wurde die Sicherheit des internationalen Stromverkehrs noch dadurch fast alles Schutzes beraubt, daß die russische Regierung nunmehr auch den jenseitigen Behörden die Ausstellung der erforderlichen Atteste zur Feststellung des Thatbestandes bei Unglücksfällen in Betreff derjenigen Exportladungen aufs strengste untersagte, für welche bei einem andern als dem Warschauer Versicherungs-Institute ohne ausdrückliche Genehmigung der Direction desselben Versicherung genommen war. Hierdurch wurde schließlich die Er-

langung der Assecuranz-Summe selbst von der solidesten diesseitigen Versicherungsgesellschaft bei der fortgesetzten Versagung jeder amtlichen Certification über die Beschädigung, sofern solche die Ladung auf der polnischen Stromstrecke getroffen hatte, unmöglich gemacht. Erst im Laufe des Jahres 1853 erlangte die preußische Regierung nach vielfachen Bemühungen von Rußland die Aufhebung dieses letzteren Verbots, während das der Warschauer Versicherungsgesellschaft verliehene Assecuranz-Monopol selbst noch gegenwärtig fortbesteht.

Bei den großen Entfernungen, welche diese Transporte bis zur Erreichung der Ostseeküste zurückzulegen haben, und bei den ganz besonderen Verhältnissen der Weichselschifffahrt haben sich gerade für den Export des Getreides im Laufe der Zeit so mannigfache Eigenthümlichkeiten herausgebildet, daß es geboten erscheint, die specielle Art und Weise des Bezuges dieser Waare einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Das Getreide verweilt durchschnittlich 3—8 Wochen auf dem Wasser; direct von Warschau aus dauert die Fahrt je nach der Gunst oder Ungunst des Wasserstandes, der Witterung u. s. w. 5 Tage bis 3 Monate, und es ist für den Beginn des Transports die Zeit unmittelbar nach Eröffnung der Schifffahrt am günstigsten. Eine schnellere Beförderung durch Remorquiren von Schleppdampfern darf stromabwärts wegen der hiermit für andere Fahrzeuge verbundenen Gefahr nicht stattfinden. In der Regel erreicht das Getreide im Anfange des Mai die diesseitige Grenze und gelangt in der Mitte desselben Monats nach Danzig. Selbst in dem Falle, daß während dieser Zeit bedeutender Regen nicht gefallen sein sollte, ist die Ladung bei ihrer hygroskopischen Natur durchweg feucht geworden. Ihre obere und ihre untere der Feuchtigkeit ohnehin schon sehr ausgesetzte Schicht hat aber am meisten gelitten: hier ist die Frucht bereits dem Keimungsprocesse anheimgefallen und bildet oft, zumal wenn sie in unbedeckten Fahrzeugen während der wärmeren Jahreszeit häufigen Regen erhalten hat, eine Art schwimmender eingegrünter Wiese. Vor allem wird daher dieses gekeimte Getreide vorsichtig abgehoben und unter der polnischen Bezeichnung „Wocher" (gespr. Wöcher) billig zum sofortigen Consum verkauft. Dieses Quantum wird noch durch denjenigen für den Handel gleichfalls verdorbenen Theil der Ladung vermehrt, welcher unmittelbar

über dem Boden des Fahrzeuges gelegen hat. Der durch Verderb des Getreides auf diese Weise herbeigeführte Verlust betrug früher durchschnittlich 3 Procent, in neuerer Zeit jedoch, seit auch die Galler mit rohen Bretterdecken versehen zu werden pflegen, gewöhnlich 2 Procent; er verringerte sich noch mehr beim Transport auf den eigentlichen, meist preußischen Schiffern zugehörigen Oberkähnen, deren Gebrauch für die Getreidezufuhren namentlich auf geringere Entfernungen seit den zwanziger Jahren langsam, aber stetig zugenommen hat. Ueberhaupt sieht der Getreidehändler den Transport dieses Artikels, dessen Bearbeitung schon während der Fahrt besondere Umsicht, Sorgfalt und Thätigkeit erfordert, lieber in den Händen deutscher, als polnischer Schiffer, da letzteren derartige Eigenschaften erfahrungsmäßig mehr oder weniger abzugehen pflegen, während der Transport von Holz, Flößen und Traften hauptsächlich ihnen zufällt Abgesehen von jener schon während des Transports erforderlichen Bearbeitung bedarf nun die Ladung noch einer kostspieligen und langwierigen Behandlung am Abladeorte. Das Getreide wird hier, um es sowohl von der Spreu, wie von der Feuchtigkeit gänzlich zu befreien, auf große Leinenpläne ausgebreitet und im Freien gewöhnlich 14 Tage, öfters aber auch — namentlich Weizen — 4—5 Wochen lang mit Schaufeln durch die Luft geworfen, bis es ein bestimmtes Normalgewicht erreicht hat und zur Aufspeicherung und beziehungsweise zur Verladung in See geeignet ist. Eine gewisse Zeit lang ist auch der Stromschiffer selbst mit seinen sämmtlichen Leuten nach alter Danziger Usançe — im Gegensatze zu den bezüglichen Bestimmungen des A. L.-R. Th. II. Tit. 8. Absch. 11, insbesondere §§. 1718, 1719 — zur Mitbearbeitung, sowie zur Beschaffung der Leinenpläne u. s. w. verpflichtet, ohne gleichwohl für die hieraus entstehende Versäumniß eine höhere Entschädigung als 2 Thlr. für jeden Ueberliegetag beanspruchen zu können. Hieraus allein erklärt sich auch die auffallende Höhe des Frachtlohns, da solcher zugleich für den bei der Bearbeitung des Getreides entstehenden Zeitverlust verhältnißmäßigen Ersatz gewähren soll. Die Fracht von Warschau und selbst von Wloclawec ab betrug nämlich gegen Mitte der vierziger Jahre durchschnittlich 20 Thlr. pro Last, während die Seefracht von Danzig nach London in dem gleichen Zeitraum sich nur auf 14—17½ Thlr. belief, und ging erst gegen Mitte des

vorigen Jahrzehnts auf durchschnittlich 15 Thlr. für Segelschiffe und 13 Thlr. für Dampfböte zurück. Doch ist noch jetzt der Fall nicht ganz selten, daß die Frachten für Getreide bei sehr niedrigem Wasserstande und plötzlich eintretendem Mangel an disponiblen Fahrzeugen auf 30—35 Thlr. pro Last für die obengedachte Strecke steigen. — Der Verkauf dieser Getreidetransporte von Polen aus wird behufs der möglichsten Sicherung der Contrahenten und Controllirung des Schiffers in der Regel und beim Weizen — wegen des höhern Werths einer solchen Ladung — durchgehends in der Art effectuirt, daß dem Schiffer am Abgangsorte die Ladung nicht allein vollständig zugemessen, sondern auch ein Probescheffel oder eine geringere Quantität abgewogen und versiegelt mitgegeben, und das betreffende Gewicht im Ladeschein, beziehungsweise im Connoissement vermerkt wird. Bei der Ablieferung am Bestimmungsorte, der für alle größeren bei Thorn durchgehenden Ladungen Danzig ist, wird das Getreide wiederum ganz durchgemessen und demnächst durch Abwiegen mehrerer Scheffel das Durchschnittsgewicht bestimmt. Das sich hiebei etwa gegen die Verwiegung am Aufladeorte ergebende höhere Gewicht, wie solches eine sorgfältige Bearbeitung während des Transportes stets herbeiführt, wird dem Schiffer nach Verhältniß auf das Maaß zu gute gerechnet, so daß er nach dem hiefür gebräuchlichen Ausdrucke, der sich daher auch in sämmtlichen Connoissements- und Ladescheinformularen durchweg vorfindet, „Gewicht für Maaß und Maaß für Gewicht" zu liefern verbunden ist. Außerdem erhält jeder Schiffer einen halben Scheffel und wenn die Reise ausnahmsweise lange gedauert oder die Ungunst der Witterung eine besonders sorgfältige Bearbeitung erheischt hat, sogar einen ganzen Scheffel pro Last an „Streumaaß" vergütet. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der redliche Schiffer unter den vorstehenden Modalitäten stets zur Ablieferung eines richtigen Maaßes im Stande gewesen ist.

Was nun schließlich die Frage in Betreff der Concurrenz der Schienenwege, namentlich einmal der Krakau-Oberschlesischen Bahn in Verbindung mit der Oder und dem Klodnitz-Canale und sodann der Ostbahn anlangt, so wird durch die obigen Zahlen auch hier wiederum der Satz bestätigt, daß für solche Güter, bei welchen es nicht sowohl auf die Schnelligkeit der Fortbewegung, als auf die Unterhaltung einer möglichst ununterbrochenen

Strömung gegen möglichst geringe Kosten ankommt, die Wasserstraßen einen Vorsprung vor den Eisenbahnen behalten. Nach einer genauen Calculation stellt sich der Transport eines Berliner Scheffels von Krakau bis Stettin bei 102 Meilen Bahnentfernung auf 26 Sgr. 9 Pf., und von Krakau nach Hamburg bei 122 Meilen Bahnentfernung auf 1 Thlr. 11 Pf., dagegen von Krakau bis Danzig auf der Weichsel durchschnittlich auf nur 16 bis 17 Sgr. und seit Aufhebung der Durchgangsabgaben auf etwa 15 bis 16 Sgr. Ebenso hat die Tariferhöhung der Ostbahn i. J. 1857 gezeigt, daß der Hauptartikel der landwirthschaftlichen Produktion der Provinz, der Roggen, für welchen eine schnelle Beförderung bei kleineren Vorräthen nothwendig wurde, auf längere Zeit gerade am wenigsten im Stande ist, ohne besonders günstige Conjunkturen hohe Sätze für seine Versendung zu tragen. Noch gegenwärtig behauptet sich daher bei fortgesetzter Steigerung der Getreidepreise im Ganzen die Bedeutung der Weichselstraße für den Export gegen die der Eisenbahn in dem Verhältnisse wie 2 : 1 und nur dann fällt der Transport regelmäßig dem Schienenwege anheim, sobald es darauf ankommt, zur Benutzung einer vorübergehenden günstigen Conjunktur rasch auf dem betreffenden Markte zu erscheinen. Denn für einen solchen Fall bleiben auch die genannten Frachtdifferenzen ohne Erheblichkeit, und die Beförderung auf der Bahn bietet dann durch die Zeitersparung und die dadurch hervorgerufene schnellere Geldcirculation, durch die Möglichkeit kleinerer und öfterer, von der Jahreszeit unabhängiger Sendungen, durch den größeren Schutz gegen die Witterung, gegen Diebstahl und den leidigen Aufenthalt bei den russisch-polnischen Grenzzollämtern allerdings bedeutende Vortheile vor dem Wassertransporte. So bilden die Eisenbahnen und die Wasserstraße nicht einander ausschließende, sondern sich gegenseitig ergänzende und belebende Transportanstalten, die einander zugleich durch die Concurrenz zur möglichsten Entwickelung ihrer Leistungsfähigkeit und gleichzeitig zur Erreichung möglichster Wohlfeilheit treiben. In Folge der ganz vor Kurzem hergestellten Verbindung der Ostbahn mit Warschau und unmittelbar mit Krakau wird das preußische Weichselgebiet, wie das Litorale Altpreußens überhaupt mit Polen, Rußland, Oesterreich und Galizien in leichtere und schnellere Verbindung gesetzt, und es werden hierdurch die mannigfachen Handelsbezie-

hungen, welche der Danziger Hafen mit jenen Ländern mittelst der Weichselstraße unterhält, in Zukunft noch kräftiger gefördert werden. — Wenn man endlich in den vierziger Jahren von der Ausdehnung der Schienenwege vielfach eine neue Aera der Richtung und der ganzen Art und Weise des Kornhandels erwartete und die Stapelplätze für das Getreide fernerhin nicht mehr in den Seehäfen, sondern in den großen Städten des Binnenlandes sehen zu dürfen vermeinte, welche, an den Knotenpunkten der Eisenbahnen gelegen, die Centralstätten einer großen ackerbautreibenden Bevölkerung bilden, und von denen aus im entscheidenden Augenblicke die Waare schnell den geeignetsten Markt erreichen könnte, so hat sich auch diese Ansicht, was die Verhältnisse Danzigs anlangt, zum Wohle der Weichselschifffahrt aus dem Grunde als unzutreffend erwiesen, weil sich die hier vorhandenen Anstalten für die Lagerung und Bearbeitung des Getreides in gleicher Vollkommenheit an keinem anderen Orte des mitteleuropäischen Binnenlandes wiederfinden. Als ein seit Jahrhunderten durch die Getreide-Zu- und Ausfuhr blühender Handelsplatz ist Danzig vollständig und im großartigsten Maßstabe auf den überseeischen Getreidehandel eingerichtet. Hierher gehört zumal die große Anzahl der zu diesem Geschäfte bequem eingerichteten Speicher und eine zur Bearbeitung der lagernden Frucht ausreichende, wohl organisirte und geschulte Arbeiterklasse, wie sie weder Krakau, noch Warschau, weder Berlin noch Breslau in ähnlicher Weise aufzuweisen haben.

(Schluß folgt.)

Die Pfahlbauten und die vaterländische Alterthumskunde.

Von

Rudolf Bergau.

Es war im Anfang des Jahres 1854 als man zufällig bei Meilen an dem Ufer des auffallend weit zurückgetretenen Züricher Sees, in einer schwarzen, torfähnlichen Schicht allerlei Gegenstände von Stein, Knochen ꝛc. fand, welche Spuren menschlicher Arbeit zeigten. Auch fand man eine Anzahl in gewisser Regelmäßigkeit neben einander in den Seegrund eingetriebener Pfähle, zwischen welchen die Alterthümer lagen. Als man achtsamer wurde, kamen immer mehr interessante Gegenstände zum Vorschein. Dr. F. Keller, Präsident der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, begab sich an Ort und Stelle, leitete die Ausgrabungen und kam bald zu der Ueberzeugung, daß die zwischen den Pfahlreihen gefundenen Gegenstände nicht zufällig dahin gekommen sein können, sondern daß man hier Abfälle menschlicher Wohnungen (der Steinmenschen), die ehemals auf Pfählen gestanden, vor sich habe. Von besonderem Interesse war es, daß die hier gefundenen Gegenstände vielfache Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche man auch in Gräbern im nördlichen Europa, besonders in Dänemark und in der norddeutschen Ebene ausgegraben hatte.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Pfahlbauten zu Meilen stellte man an den verschiedensten Orten der Schweiz Nachforschungen an. Der Erfolg war überraschend. Es fand sich, daß schon in den Jahren 1806, 1829, 1843 und sonst in der Schweiz ähnliche Pfahlbauten gefunden waren, ohne daß man ihnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Auch aus Irland kam die Kunde von Pfahlwerk-Inseln, die schon 1836 entdeckt waren, ebenso aus Nord-England, Savoyen, Ober-Italien, Baiern, Oestreich, Mekklenburg, Schleswig, Pommern u. s. w. Bald fand man auch

Gegenstände aus Feuerstein, Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronce und Eisen, Thongeschirr, Gewebe, Thierknochen ꝛc., welche geeignet waren auf den Culturzustand der ehemaligen Bewohner der Pfahlbauten ein helles Licht zu werfen. F. Keller hat diesen Alterthümern fortdauernd die größte Aufmerksamkeit gewidmet, hat eifrig Nachforschungen angestellt und seine Beobachtungen nach und nach in fünf Berichten in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft (Bd. IX. u. XII—XIV.) zu Zürich publicirt. Diese Entdeckungen machten allgemein das größte Aufsehen. Ihre Wichtigkeit wurde anerkannt, obgleich man anfangs nicht wußte, welche Stelle man den Pfahlbauten in der Weltgeschichte anweisen sollte. Mehre Gelehrte wie Troyon, Lisch, E. v. Sacken, Lindenschmitt, Haßler, Maurer, Pallmann u. A. beschäftigten sich eingehend mit denselben, versuchten die Construction und das Alter dieser Wohnungen, das Leben und die Cultur ihrer Bewohner, den Volksstamm, welchem dieselben angehörten ꝛc. aus den gefundenen Resten zu bestimmen.

Die Dänischen Alterthumsforscher [1]) und gleichzeitig Lisch in Meklenburg haben (um 1836) das bekannte Schema des Stein-, Bronce- und Eisen-Alters aufgestellt, darnach sie Gräber, in welchen vorwiegende Gegenstände aus dem einen oder dem andern Material gefunden wurden, dem einen oder dem andern Zeitalter zuschreiben, ohne indeß bestimmen zu können, welcher historischen Zeit jene Alter angehören. Dieselben nahmen an, daß die Bronce-Geräthe im Lande selbst, von den Eingebornen verfertigt worden, daß das Bronce-Alter etwa 1000 Jahre gewährt und etwa 1200 Jahre v. Ch. (Einige sagen sogar 5000) begonnen habe. Dahinter sollte dann noch die Steinzeit liegen, deren Dauer man auch nach Jahrtausenden zählte. [2]) Diese Eintheilung, welche auch Keller u. A. für die Pfahlbauten acceptirt, und darnach man Pfahlbauten, in welchen

[1]) Vgl. Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, hrsg. von der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde. (Kopenhagen 1837.)

[2]) Unabhängig von den Untersuchungen über die Pfahlbauten sind die Forschungen über die Urvölker Europas, welche durch viele Entdeckungen der letzten Jahre ein erhöhtes Interesse erhalten haben. Der Urmensch hat natürlich nur durchaus primitive Waffen aus Stein und Knochen gekannt. Es ist der Mensch der älteren Steinzeit. Vgl. über ihn Ausland 1867. No. 6. S. 133. Ueber die sogenannten Werkzeuge aus Kiesel vgl. Ausland 1865. S. 624 und 863.

nur Gegenstände aus Stein gefunden worden sind, ein Alter von 4 bis 7000 Jahre gab, zeigte aber bald mannigfache Uebelstände. Man hatte angenommen, daß die gefundenen Gegenstände, oft an demselben Orte von verschiedenem Material, von den im Norden ansäßigen Völkerschaften selbst gefertigt worden waren, wobei indeß auffiel, daß die in den verschiedensten Orten, in Tyrol und in Dänemark, in Frankreich, Ungarn und Preußen gefundenen Gegenstände genau dieselbe Form, dieselben Ornamente, dieselbe Technik zeigten, ja, daß im hohen Norden sogar Gegenstände gefunden wurden, die offenbar Etrurischen oder Griechischen Ursprungs sind. Bei den Pfahlbauten der Schweiz endlich, wo man Gegenstände von Stein, Bronce und Eisen vielfach bei einander fand, war man gezwungen, wollte man das kindliche Schema beibehalten, anzunehmen, daß ein Volk die verschiedenen Culturstufen auf denselben Pfahlbauten erlebt habe, oder wie Troyon (Habitations lacustres des temps anciens et modernes. Lausanne 1860) will, daß das Auftreten der Bronce in den Pfahlbauten mit der Einwanderung eines neuen, von den Ureinwohnern völlig verschiedenen Volkes, und die Verbreitung des Eisen-Geräthes ebenfalls mit einem Wechsel der Völker in Verbindung zu setzen sei. Beide Annahmen sind im höchsten Grade unwahrscheinlich und ganz willkührlich, beweisen nur die Haltlosigkeit des Dänischen Schemas. Der Wahrheit näher kommen schon Lindenschmitt und Haßler. Letzterer neigt in einem hübschen Aufsatz (in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1865 Heft I.) der Meinung hin, — welche Ansicht früher auch schon G. Klemm in seiner Culturgeschichte der Menschheit (Leipzig 1851) u. A. vor ihm ausgesprochen haben — daß die Erz-Geräthe im Wege des Handels von den Küsten des Mittelmeeres eingeführt seien, daß daher die Pfahlbauten, in welchen solche Gegenstände gefunden werden, aus der Zeit der näheren Berührung der Germanen mit den Römern herstammen müssen.

Ein neues, früher ungeahntes Licht über diese Alterthümer und über den Verkehr der Völker im grauesten Alterthum wurde plötzlich im Jahre 1862 durch das Epoche machende Werk des Schwedischen Gelehrten **Sven Nilsson** „Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens" (Deutsch. Hamburg bei Otto Meißner 1866) Abth. I. Das Bronce-Alter nebst zwei Nachträgen, verbreitet. Derselbe wußte nämlich, durch Anwendung der

vergleichenden Methode auf diesen Zweig der Alterthums-Wissenschaft, nachzuweisen, daß alle im Norden gefundenen Bronce-Geräthe, wie er zuerst aus den darauf befindlichen Ornamenten schloß, orientalischen Ursprungs sind (S. 98 u. Nachtrag S. 33 u. 101), daß sie von den Phöniciern, von welchen bekannt ist, daß sie ihre Handelsverbindungen bis in die entferntesten Gegenden der damals bekannten Welt hin ausbreiteten, nach den nordischen Küsten gebracht, gegen Zinn und Bernstein eingetauscht wurden, daß die Phönicier von Tyrus und Sydon aus, wie vielfach an den Gestaden des Mittelmeeres, so auch im Norden Colonien gegründet, feste Handelsplätze angelegt, daß sie dort Gräber hinterlassen, welche sich natürlich wesentlich von den Gräbern der Eingeborenen unterscheiden (S. 94 des Nachtrags; Leitfaden S. 58 u. 60) und den phönicischen Baal-Cultus eingeführt, davon manche Spuren in den monumentalen Alterthümern (S. 5 ff., 26 ff. u. 150 ff.) und in der Tradition (S. 21ff.) sich noch nachweisen lassen.

Die Bronce-Geräthe aber dienten den Mächtigen und Reichen unter den noch ganz rohen Urbewohnern (S. 157) als Luxus-Artikel, während ihre alten selbst verfertigten Waffen aus Stein, Bein und Holz durch das ganze Bronce-Alter hindurch bis in das Eisen-Alter hinein (S. 86—91) noch im Gebrauch blieben. — Damit hat Nilsson natürlich auch die Richtigkeit des Dänischen Schemas der drei Alter klar dargelegt. Doch behält er selbst die alte Terminologie noch bei (S. 101 u. Nachtrag S. 64). In der That hat die Bronce-Periode nun aber eine ganz andere Bedeutung erhalten, als diejenige Zeit nämlich, während welcher die Phönicier Bronce-Geräthe für ihren eigenen Gebrauch und als Tauschmittel einführten. „Die Bronce-Cultur war also ein fremdes, vom Süden eingeführtes auf den nordischen Boden verpflanztes Gewächs, auf welchem es nur so lange gedieh, als es vom Mutterlande aus sorgfältig gepflegt wurde" und davon in der mündlichen Tradition keine Spur sich erhalten hat, während von den Pfeilen aus Feuerstein in den nordischen Sagen sehr oft die Rede ist. Die einzigen Erinnerungen, welche nach Nilsson aus jener entlegenen Zeit im Volke sich erhalten haben, sind die religiösen (S. 21 ff.). — Ueber das Alter und die Dauer dieser Bronce-Periode wagt Nilsson keine Angaben zu machen (S. 100).

Das Werk bringt eine Fülle neuer Ideen, neuen Materials in Betreff des Handelsverkehrs der Völker im grauesten Alterthum, ihrer Religion, ihres Culturzustands, über die Reise des Pytheas ꝛc. ꝛc. — Wenngleich viele Einzelheiten noch der Berichtigung bedürfen, so möchte das Hauptresultat seiner Untersuchungen doch feststehen. Nilssons Buch ist ohne Zweifel das bedeutendste, fruchtbarste und folgenreichste Werk, welches seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der nordischen Alterthumskunde erschienen ist.

Und so haben Nilssons Untersuchungen auch auf die Pfahlbautenfrage, welche er selbst noch nicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, den entschiedensten Einfluß ausgeübt. Bald nach dem Erscheinen von Nilssons Buch suchte Franz Maurer in München auf den Forschungen Nilssons fußend nachzuweisen (Ausland 1864 No. 39—42), daß die Pfahlbauten erst zwischen 800 bis 500 v. Ch. entstanden seien, daß sie Zufluchtstätten oder Wasserburgen Semitisch-Hellenischer Kaufleute von höherer Cultur gewesen, daß Letztere die jetzt gefundenen von ihnen selbst gefertigten Gegenstände aus Stein und Bronce aus den Mittelmeerländern den barbarischen Völkern des Nordens für den Gebrauch der Aristokratie zugeführt, gegen Produkte ihres Landes eingetauscht, und daß diese Handelsverbindungen, mithin auch die Pfahlbauten, mit dem Fußfassen der Römer in diesen nördlichen Ländern aufgehört. — Maurer schildert in seiner klassischen Abhandlung, in sehr eingehender und in hohem Grade wahrscheinlich richtiger Weise, die Art und Weise wie die cultivirten Umwohner des Mittelmeeres, Seefahrer, zugleich Kaufleute und Eigenthümer von Schiff und Ladung, nachdem sie Zinn und Bernstein in großer Menge bei den halbwilden Völkern des Nordens entdeckt hatten, Verbindungen mit denselben anknüpften, Factoreien anlegten, wie sie sich allmählig weiter in das Innere des Landes wagten, in welcher Ordnung sie ihre Expedition ausführten und wie sie zur Anlage der Pfahlbauten, als der für jene Verhältnisse sichersten Zufluchtstätten[3]) für sich und ihre kostbare Habe gelangten. Er beschreibt dann nach den in den Pfahlbauten gefun-

[3]) Vgl. Herodot V, 16. Aehnliche Bauten findet man u. A. auch heute noch auf Borneo. Siehe die Abbildung in Globus, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. 1863. S. 105. Ueber moderne Pfahlbauten in Venezuela siehe F. Engel im Ausland 1865. No. 11.

denen Resten die Anlage und Construction solcher Ansiedelungen, das Leben der fremden Kaufleute auf denselben, ihre Nahrungsmittel, ihren Cultus, ihre Beschäftigungen rc.

Nach dieser trefflichen Arbeit wird das Dänische Schema, an welchem einzelne Gelehrte bis dahin wohl gezweifelt, welches aber noch Niemand mit Energie angegriffen hatte, davon auch Haßler, selbst Nilsson sich noch nicht ganz befreien konnten, nun hoffentlich aufgegeben[4]) werden.

R. Pallmann endlich hat in einer kleinen Schrift „die Pfahlbauten und ihre Bewohner" (Greifswald 1866) das Wesentliche aller in den 12 Jahren über Pfahlbauten gesammelten Beobachtungen und Notizen in übersichtlicher Weise zusammengetragen, hat die Ansichten Nilssons und Maurers im Allgemeinen aufgenommen und weiter ausgebildet. Pallmann weiset nämlich, nach Widerlegung der Ansichten seiner Vorgänger, zunächst an die Pfahlbauten der Schweiz sich haltend, nach, daß dieselben Stationen fahrender Kaufleute und Handwerker gewesen. Die an vielen Stellen in großer Menge gefundenen Gegenstände, wie Flachs, Gewebe, Geräthe aus Feuerstein und Nephrit (beide Steinarten werden sonst in denselben Species in der Umgegend garnicht gefunden, sind also eingeführt), Bronce und Thon, sowie zahllose Abgänge bei Anfertigung der Steingeräthe, ja selbst Bronce-Gußstätten[5]) zeigen deutlich, daß Menschen von höherer Cultur in diesen Pfahlbauten ihre Sitze gehabt, und daß die daselbst gefundenen Gegenstände zum Theil fertig von weit herbeigeführt[6]), theils aus eingeführtem Material in den Pfahlbauten selbst angefertigt worden sind. Die Bernsteinfunde[7]) bezeugen entschieden eine Verbindung mit dem Bernsteinlande, während andererseits der Nephrit wieder auf den Orient

---

[4]) Vgl. auch Maurer's Kritik des Museums der Nordischen Alterthümer in Kopenhagen im Ausland 1865. No. 28—29.

[5]) Z. B. in Wülfingen bei Winterthur. Vgl. auch Nilsson a. a. O. S. 81. Eine in den Pfahlbauten gefundene Gußform ist abgebildet im Ausland 1865. No. 21. S. 497.

[6]) Im Jahre 1858 hat man in einem Torfmoor in Sundewitt eine große Anzahl solcher Alterthümer neben ganzen, von Torf überwachsenen Schiffen gefunden, deren Ladung sie offenbar gebildet hatten.

[7]) In Schlesien wurde vor zwei Jahren mehr als ein halber Scheffel Bernstein, wahrscheinlich das vergessene Lager eines Händlers der Vorzeit, entdeckt. (Siehe Correspondenzblatt der deutschen Geschichts-Vereine 1866. S. 87.)

hinweiset. Daraus ergiebt sich denn mit Leichtigkeit ein Zusammenhang dieser Pfahlbauten mit den ältesten uns nur durch die Sage bekannten Handelsverbindungen der Umwohner des Mittelmeeres, nach Pallmanns Annahme besonders der Massalioten, als Nachfolger der Phönicier und Etrusker, mit den Bewohnern des mittleren und nördlichen Europa, welche den im Alterthum hoch geschätzten Bernstein (Dänemark), Zinn (England), Gold (Irland), Pelzwerk und Anderes, gegen Gegenstände aus Stein und Bronce, besonders Waffen und Schmuck, Glasperlen u. s. w. eintauschten.

Die Blüthezeit der Pfahlbauten, und somit des Landhandels von Südost-Gallien nach dem Bernsteinlande, setzt Pallmann mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit zwischen 350 v. Ch. bis 60 n. Ch. und bezeichnet das Ende derselben als eine Folge der dauernden Unruhen, welche durch die Kämpfe der Römer und Germanen verursacht wurden. Seit der Herrschaft der Römer im mittleren Europa nahm der Landhandel dann andere Wege.

Wenn auch nach diesen Arbeiten noch mancherlei Zweifel übrig bleiben, so haben die verdienstvollen Forscher doch unendlich viel Licht verbreitet, wo sonst Dunkelheit herrschte und haben die Streitfrage auf ein sicheres Fundament gestellt.

Die Pfahlbauten und die bei uns gefundenen Bronce-Geräthe erlangen durch diese Forschungen nun die größeste Wichtigkeit für die Bestimmung der alten Handelsstraßen, davon mehre nach dem zinnreichen Britannien und der bernsteinreichen Ostsee Pallmann schon jetzt zu bezeichnen versucht.[8]) Als Knotenpunkt des gesammten nordischen Landhandels sieht er die Schweiz an, in deren Seen man jetzt schon über 200 Stationen kennt. Daß die Kaufleute dem Laufe der Flüsse folgten und in den Seen, wo sie doch nothdürftigen Schutz hatten, ihre Stationen errichteten, kann nicht auffallen. — Die Pfahlbauten in Verbindung mit den Gräberfunden und einigen Steindenkmalen verknüpfen also den barbarischen Norden mit dem cultivirten Süden und bestätigen in überraschendster Weise die älte-

[8]) Vgl. Joh. Voigt, Gesch. Preußens I, 81 und die scharfsinnigen Untersuchungen des Dr. G. M. Redslob in seinem kleinen Werk: „Thule. Die Phönicischen Handelswege nach dem Norden ꝛc." (Leipzig 1855). — Die Richtigkeit der Angaben Sacken's (Leitfaden z. Kunde des heidnischen Alterthums S. 111) dürfte doch erst zu beweisen sein.

sten schriftlichen Nachrichten, welche sich über die Verbindung der nordischen Völker[9]) mit den Umwohnern des Mittelmeeres erhalten haben. (Sage von den Hyperboraeern, Reise des Pytheas) und geben im Anschluß an die Forschungen von E. Curtius, R. Lepsius und Movers einen neuen Beweis für den regen Verkehr der Völker schon im grauesten Alterthum. Sie sind beredte Zeugen uralter Cultur und eröffnen unerwartet neue Einblicke in große sociale und politische Verhältnisse der Vorzeit, von welcher wir bisher gar keine, oder nur ganz unklare Vorstellungen hatten. Die Pfahlbauten und die Bronce-Geräthe werden nun von der größesten Bedeutung für die Culturgeschichte, und werden dazu beitragen die Völkerfamilien, deren Wohnsitze und Wanderungen zu bestimmen. Sie erhalten durch die neuesten Forschungen also eine welthistorische Bedeutung.

Nun erst gelangen auch die in unserm engern Vaterlande erhaltenen Alterthümer, als identisch mit den im Scandinavischen Norden in den Pfahlbauten gefundenen, welche bisher ohne große Bedeutung, eigentlich meist nur als Curiositäten, mit denen man wissenschaftlich nicht recht operiren konnte[10]), aufbewahrt wurden[11]) und die Notizen über Münz-

---

[9]) Vielleicht lassen sich auf diesem Wege auch noch Spuren der uralten fabelhaften Stadt Vineta auffinden, in Betreff deren Barthold (Geschichte von Pommern I, 396 ff.) nach langen Untersuchungen zu keinem Resultat gekommen ist. (Vgl. Pallmann a. a. O. S. 70 und 194.) Dabei kommt denn auch die Untersuchung über den Cultus der Hertha in ein neues Stadium. (Vgl. Barthold I, 109 ff., Nilsson a. a. O. S. 55—59 und Pallmann S. 208.)

[10]) Vgl. J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 4 ff. — Eine wissenschaftliche Verarbeitung des Materials hat Joh. Voigt im ersten Bande seiner Geschichte Preußens und dann G. Klemm im IX. Bde. seiner „Culturgeschichte der Menschheit" (Leipzig 1851) versucht. Auch der erste Band von Barthold's Geschichte von Pommern ist zu vergleichen.

[11]) Oeffentliche Sammlungen vaterländischer Alterthümer unserer Provinz finden sich außer in Berlin:

a) in Königsberg im Besitz der Gesellschaft Prussia (Preuß. Provinzialbl. 1847. Bd. III, S. 326 ff., 1848. Bd. VI, S. 408 ff., 1853. Bd. IV, S. 326 ff. 357 ff.) und im Geheimen Archiv.

b) in Danzig in dem vom Bildhauer Freitag gegründeten, jetzt städtischen Museum, das sich leider in beklagenswürdigem Zustande befindet. (Verzeichniß von E. Strehlke in den Pr. Prov.-Bl. 1856. Bd. IX. S. 268 ff.)

c) in Thorn im Besitz des Copernicus-Vereins. (Pr. Prov.-Bl. 1866. S. 513.) Ueber die ältesten Verschanzungen und Burgen unserer Provinz, die freilich einer viel spätern Zeit angehören, als die Bronce-Alterthümer, hat uns kürzlich

funde, ihre wahre Bedeutung und ein um Vieles erhöhtes Interesse. Es ist nun aber auch wünschenswerth, mit doppeltem Eifer den Alterthümern nachzuforschen, sie zu sammeln, sie zur belehrenden Vergleichung zusammenzustellen, die Kunde davon zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und die sehr zerstreuten Nachrichten darüber zu vereinigen. Maurer und R. Virchow (Ueber Hünengräber und Pfahlbauten Berlin 1866) haben schon darauf hingewiesen, daß Pfahlbauten besonders auch in den zahlreichen Seen und Torfmooren im nordöstlichen Deutschland zu suchen seien, und in der That sollen nach dem Bericht des Rittergutsbesitzer Balduhn-Krzywen im Kreise Lötzen dergleichen schon entdeckt worden seien (Monatsschr. III, 746). Ein genauer Bericht soll demnächst erscheinen.

Eine kurze, allgemeine Uebersicht über die Funde in der ganzen Provinz Preußen, nach dem im Königl. Museum zu Berlin aufbewahrten Material hat L. v. Ledebur in seiner Beschreibung des Berliner Museum für vaterländische Alterthümer (Berlin 1838) S. 1—17 gegeben und eingehender, alle bis dahin zur öffentlichen Kenntniß gelangten Alterthümer-Funde in Preußen berücksichtigend, nebst Andeutungen über deren Wesen und Bedeutung A. Hagen in den Preuß. Provinzial-Blättern 1848 Bd. VI. S. 321—358. — Von besonderer Wichtigkeit ist aber eine genaue Durchforschung der einzelnen Landkreise, in Bezug auf alle dort zu Tage gekommenen Alterthümer, in der Weise, daß Uebersichtskarten[12]) angefertigt werden könnten, welche dann erst das rechte Licht über die betreffenden Verhältnisse verbreiten werden. Für die Kreise Neustadt, Danzig, Carthaus, Stargardt und Berent hat in dankenswerther Weise E. Förstemann in Gemeinschaft mit E. Strehlke und W. Mannhardt solche Durchforschungen schon vor funfzehn Jahren ausgeführt und deren Resultate in

---

der Obrist-Lieut. A. v. Cohausen (in Feß' Zeitschrift für Preuß. Gesch. u. Landeskunde 1866 S. 613 ff.) belehrt. Den Anfang einer Aufzählung aller solcher Urbefestigungen haben v. Windler in der Ermländ. Zeitschrift II, 387 ff. 646 ff. III, 689 ff. und K. Kaeswurm in den Pr. Prov.-Bl. 1866 S. 528 ff. gemacht.

[12]) Es fehlt also vorerst eine mit Kritik der Angaben angefertigte Karte, welche die alten Landschaften Preußens, alle bekanntgewordenen Ringwälle, Opferstätten, heidnischen Grabstätten, darunter die mit Broncefunden besonders zu bezeichnen sind, und die Münzfunde angiebt. Den ersten Versuch einer ähnlichen Karte hat schon 1827 Joh. Voigt in seiner „Burgenkarte" in Bd. II. seiner Geschichte Preußens gemacht.

den Preuß. Provinzial-Bl. 1850 Bd. IX., 1851 Bd. XI. u. XII., 1852 Bd. I. publicirt. Eine Fortsetzung dazu hat Grunert (daselbst 1858 Bd. I) geliefert. Auch in den Baltischen Studien findet sich viel Preußen Betreffendes. Mancherlei einzelne Alterthümerfunde sind in den Preuß. Provinzial-Bl., der Altpreuß. Monatsschr. und andern wissenschaftlichen Zeitschriften verzeichnet. Die älteren Schriftsteller über Preuß. Grabalterthümer nennt Hagen a. a. O. S. 347 ff. Möchte aber vor Allem doch Förstemanns Arbeit nach den neuesten Funden ergänzt und für alle andern Kreise Ost- und West-Preußens fortgesetzt werden! — Eine günstige Gelegenheit dazu bietet sich in der kürzlich angeregten und vielfach schon in Ausführung begriffenen Bearbeitung der Geschichte aller einzelnen Landkreise.

Von großem Nutzen für allgemeinere Verbreitung der Kenntnisse und Anbahnung eines besseren Verständnisses, der vaterländischen Alterthümer und damit zugleich von Vortheil für die Ansammlung ferneren Materials für gelehrte Studien — denn sehr viele Funde gehen aus Unkenntniß des wissenschaftlichen Werthes der gefundenen Gegenstände verloren — dürfte ein von kundiger Hand verfaßter[13]) übersichtlich, kurz und allgemein faßlich dargestellter und mit **guten** Abbildungen der am meisten charakteristischen Gegenstände versehener Leitfaden[14]) zur Kunde der vaterländischen Alterthümer sein. Als Anhang dürfte eine Anweisnng für Ausgrabungen[15]) als sehr praktisch und nützlich sich erweisen.

Danzig im März 1867. **R. Bergau.**

---

[13]) G. Klemm's „Handbuch der germanischen Alterthumskunde" (Dresden 1836) ist jetzt wohl zum großen Theil veraltet, aber doch noch sehr brauchbar. G. Pfahler's „Handbuch deutscher Alterthümer" (Frankfurt a. M. 1865) ist für die speciellen Verhältnisse unserer Provinz zu allgemein.

[14]) Einen ähnlichen „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums" für das Gebiet der österreichischen Länder hat kürzlich E. v. Sacken (Wien 1865) publicirt. Die darin enthaltenen Abbildungen können wohl mit gutem Recht als musterhaft bezeichnet werden.

[15]) Außer dem von A. Hagen in den Preuß. Prov.-Bl. 1848 Bd. VI. S. 345 ff. gegebenen Vorschrften (besonders nach Baltische Studien Bd. IV. und Lisch, Instructionen für Mecklenburg) ist auch E. v. Sacken in dem obengenannten Leitfaden S. 202 ff. zu vergleichen.

Die handschriftlichen Prussica historischen Inhalts der Königl. und Universitäts-Bibliothek zu Königsberg.

Von

Dr. Emil Steffenhagen.

[Catalogus Codicum MSS. Bibliothecae Regiae Regimontanae. Fasciculus II. Codices historici. Caroli Hopfii auspiciis digessit et descripsit Aemilius Iulius Hugo Steffenhagen. Regimonti 1866 (67). 4°. 56 Seiten.]*)

Die nachfolgenden Mittheilungen gründen sich auf den noch unvollendeten zweiten Fascikel des Königsberger Handschriften-Kataloges, welcher den historischen Manuscripten gewidmet ist, und dessen erste Section die Prussica begreift. Bei dem speciellen Interesse gerade dieses Theiles der historischen HH. für unsere Provinz, hat es nicht unangemessen geschienen, eine kurze Uebersicht davon auch in diesen Blättern niederzulegen. Indem wir in Hinsicht des ausführlichen Details überall auf den Katalog verweisen, beschränken wir uns hier auf Hervorhebung des Neuen und Wichtigen.

Die historischen Manuscripte der Königsberger Bibliothek, unter fortlaufenden Nummern den juristischen HH. des ersten Fascikels angeschlossen, stehen in ihrem sachlichen Werthe, wie im Alter den letzteren nach, übertreffen sie aber an Zahl um ein Bedeutendes. Die Prussica allein umfassen 135 einzelne Nummern (Nr. CLXXVI ... CCCX). Für ihre Anordnung im Kataloge waren folgende zwölf Abtheilungen maßgebend: A) Landes- und Ordens-Geschichte. B) Einzelne Begebenheiten. C) Hei-

---

*) Vgl. Töppen Altpr. Monatsschr. IV, 255 ff. Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie u. Bibliothekwissenschaft 1867. Hft. 5. S. 166.

ligen-Geschichte. D) Städte. E) Landtags-Acten. F) Documente, Acten, Briefe. G) Albertus-Universität. H) Biographisches, Genealogisches. I) Stammbücher. K) Deutschordens-Statuten. L) Preußische Rechte. M) Verschiedenes.

Wir verlassen diese Anordnung in der gegenwärtigen Zusammenstellung und ziehen die alphabetische Folge vor, unter Angabe der laufenden Nummer und Stückzahl des Kataloges, mit beigefügter Aufstellungsnummer. Ein vorgesetzter Stern (*) bezeichnet diejenigen MSS., welche bisher weder benutzt, noch bekannt waren.

---

[a]) Liber I ist verloren.

[b]) Authentisches Exemplar, mit der eigenhändigen Unterschrift des Herzogs Albrecht.

*) Ueber eine Liegnitzer Stadtschreiber-Familie dieses Namens vgl. Schirrmacher in der Einladungsschrift d. Kgl. Ritter-Akad. in Liegnitz 22. März 1866.

---

[d]) Das Autograph, welches die Bibliothek früher besaß, ist abhanden gekommen.

[e]) Vgl. Monatsschrift IV, 256.

---

[1]) Theil I dieses zweiten Exemplares fehlt.

Kritiken und Referate.

Der Kreis Flatow. In seinen gesammten Beziehungen dargestellt von Dr. F. W. F. Schmitt. Thorn 1867. Druck und Verlag von E. Lambeck. 8°. 308 S.

Früher als ich erwartete, finde ich Veranlassung einen neuen Beitrag zur Geschichte Westpreußens anzuzeigen, und zwar einen recht erfreulichen. Die Schrift von Dr. Schmitt „der Kreis Flatow" schließt sich einer Reihe ähnlicher Arbeiten an, die zufolge einer vor etwa sieben oder acht Jahren erlassenen, die Veröffentlichung von Kreisgeschichten und Kreisstatistiken betreffenden Verfügung des Oberpräsidenten unserer Provinz nach und nach erschienen, und von welchen mir folgende bekannt geworden sind.

Statistische Darstellung und Topographie des Landkreises Königsberg, zusammengestellt im Bureau des Königl. Landrathsamts Königsberg im Anfange des Jahres 1863. Königsberg 1864 bei E. Rautenberg. 4^to 63 S.

Statistische Darstellung des Kreises Tilsit für das Jahr 1859—61. Tilsit 1863 bei J. Reyländer. Fol. 29 S.

Der Angerburger Kreis in geschichtlicher, statistischer und topographischer Beziehung von H. Schmidt, Landrath des Angerburger Kreises. Angerburg 1860 bei F. J. Pribbat. 8°. 336 S.

Statistische Darstellung des Rastenburger Kreises, zusammengestellt im Bureau des Königl. Landrathsamts Rastenburg im Anfange des Jahres 1863. Rastenburg 1864 bei A. Haberland. 4^to. 78 S.

Statistische Darstellung des Kreises Sensburg. Gefertigt im Jahre 1865 von dem Landrath von Saltzwedell. Königsberg Schultzsche Hofbuchdruckerei 1866. 4^to. 56 S.

Geschichte und Statistik des Kreises Allenstein. Im Auftrage der Königl. Regierung bearbeitet von Dr. Grunenberg. Allenstein 1864 bei A. Harich. 4°. 146 S.

Der Kreis Thorn. Statistische Beschreibung von Steinmann Kreislandrath. Thorn 1866 bei E. Lambeck. 8°. 343 S.

Statistische Darstellung des Culmer Kreises für das Jahr 1864, mitgetheilt von dem Königl. Landrath Freiherrn von Schrötter. Culm Selbstverlag. Druck von J. Danielewski 1865. 8°. 251 S. nebst Beilagen.

Geschichte des Kreises Marienburg. Nach Quellen und Urkunden von E. J. Dormann. Mit 182 Regesten und Urkunden. Danzig bei A. W. Kafemann 1862. 8°. 112 S.

Der Marienburger Kreis. Erster Theil: Statistik und Topographie nebst Darstellung der Deich- und Entwässerungsverhältnisse in den Werdern und Niederungen der Weichsel und Nogat. Bearbeitet und zusammengestellt von E. Parey, Landrath des Marienburger Kreises. Danzig bei A. W. Kafemann. 1864. 321 S.

Geschichte der Stadt Stargard, aus vielen bisher ungedruckten archivalischen Quellen, und älteren Chroniken, sowie aus größeren Geschichtswerken von B. Stadie, evang. Prediger zu Pr. Stargard. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Kreises. Pr. Stargard bei Fr. Kienitz 1864. 8°. 161 S.

Dirschau's historische Denkwürdigkeiten. Für das 600jährige Jubelfest der Stadt (20. August 1860) bearbeitet von Dr. Preuß prakt. Arzt. Danzig bei A. W. Kafemann 1860. 8°. 72 S.

Statistische Darstellung des Berenter Kreises im Regierungsbezirk Danzig, mit Berücksichtigung der Geschichte, Physiographie etc. nebst dem Wissenswerthesten aus sämmtlichen Verwaltungszweigen. Hrsg. unter Redaction des Königlichen Landraths-Amtes. Lfg. 1. 2. Berendt gedr. bei J. G. Cohn. 1863. 4°. S. 1—72 u. 43 S. Anhang.

Neringia oder Geschichte der Danziger Nehrung. Mit 21 Illustrationen und einer Specialkarte der Nehrung von A. F. Violet. Danzig 1864. 8°. 200 S.

Was den statistischen Theil dieser Arbeiten betrifft, so wird derselbe im Wesentlichen durch die amtlichen Ermittelungen der Landrathsämter

geschaffen, wenn auch die Verarbeitung des auf diesem Wege gewonnenen Materials nicht überall gleiches Geschick und gleiche Einsicht verräth. Es ist leicht zu ermessen, daß für diesen Theil der genannten Schriften die Verwaltungsbehörden ein besonderes Interesse haben müssen; demnächst wird es den gebildeteren Eingesessenen jedes Kreises sehr willkommen sein, aus den statistischen Mittheilungen über ihren Kreis Belehrung über dessen gesammte auch für sie praktisch wichtige Beziehungen schöpfen zu können; endlich auch die Wissenschaft wird sich dieser Mittheilungen als einer Fundgrube weiterer Forschung bemächtigen, besonders wenn dieselben in gewissen Zwischenräumen etwa von sechs, neun oder zwölf Jahren periodisch wiederholt werden und dann die in diesen Zwischenräumen aufgenommenen statistischen Ermittelungen übersichtlich neben einander gestellt werden sollten.

Die periodische Wiederholung statistischer Mittheilungen über die einzelnen Kreise würde zugleich Gelegenheit geben, die wichtigsten historischen Ereignisse, welche im Verlaufe mäßiger Zeiträume die einzelnen Kreise betroffen haben, übersichtlich vorzuführen. Sie würden sich gewissermaßen zu Kreisgeschichten entwickeln und so die Stadtchroniken, deren Anlegung und Fortführung durch Verfügung der ostpreußischen Regierung von 1813 angeordnet [1]), aber in der letzten Zeit ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, zweckmäßig ergänzen oder sogar ersetzen.

Als Einleitung und Ausgangspunkt dieser periodischen statistisch historischen Mittheilungen ist eine aus zuverlässigen Quellen, Chroniken, Urkunden rc. geschöpfte Geschichte der betreffenden Kreise eine sehr wünschenswerthe Zugabe. In mehrere der oben aufgeführten Werke sind solche Kreis- und Local-Geschichten geliefert. Die Bearbeitung derselben trifft im Allgemeinen auf viel größere Schwierigkeiten als die der statistischen Ermittelungen und ist meist nicht ohne gelehrte Forschung ausführbar. In einzelnen Fällen haben die Landräthe selbst sich dieser mühevollen Arbeit mit dem besten Erfolge unterzogen; jedenfalls aber bleibt es sehr wünschenswerth, daß die Kreiseingesessenen sich überall, wie es in einigen Kreisen mit rühmlicher Liberalität geschehen ist, um erprobte Kräfte bemühen, welche geeignet sind, ihnen eine gute Kreisgeschichte zu

---

[1]) Vgl. Preuß. Prov.-Bl. 1829. Bd. I. S. 189. 190.

schaffen. Zu bedenken wäre dabei nur, ob nicht hie und da einige Kreise sich zu diesem Zwecke vereinigten? Eine solche Vereinigung würde z. B. in Betreff der ächtlitauischen Kreise oder wiederum in Betreff derjenigen Kreise, welche ehemals das Bisthum Pomesanien bildeten u. s. w., nicht unzweckmäßig sein.

Die Begrenzung der Aufgabe einer guten Kreisgeschichte hat ihre großen Schwierigkeiten. In wie weit darf der Verfasser einer solchen die allgemeine Landesgeschichte als bekannt voraussetzen? Wie viel muß er derselben entlehnen, um seinen Lesern verständlich zu sein? — Soll er möglichst populär, auch für die schlichtesten Bewohner des Kreises schreiben, oder soll er der Wissenschaft dienen und die allgemeine Landeskunde nach Kräften erweitern helfen? — Soll die Kreisgeschichte hauptsächlich als Einleitung zum Verständniß der statistischen Mittheilungen dienen, oder ihren Zweck in sich tragen und in einzelnen Abschnitten sich zu dem den berührten Ereignissen entsprechenden Pathos erheben? — Diese und andere Fragen sind in den vorliegenden Kreisgeschichten praktisch sehr verschieden beantwortet, und man wird zugeben können, daß je nach der Natur und Geschichte des Kreises und je nach der Natur des erhaltenen historischen Materials die Begrenzung und Behandlung des Stoffes wechseln darf, aber im Allgemeinen müssen wir doch den Wunsch aussprechen, daß dergleichen Arbeiten in streng wissenschaftlichem Sinne abgefaßt werden, damit sie einen dauernden Werth behalten, wie die statistischen Mittheilungen, denen sie vorausgesandt werden.

Herr Schmitt, welcher schon in den Jahrgängen 1854 und 1855 der Neuen Preußischen Provinzialblätter eine Topographie des Flatower Kreises publicirt, und das in Rede stehende neue Werk über den Flatower Kreis im Auftrage der Flatower Kreisstände abgefaßt hat, hat offenbar diese höhere wissenschaftliche Aufgabe ins Auge gefaßt. Seine Arbeit beruhte nicht bloß auf den einschlägigen allgemeinen Landesgeschichten von Voigt, Barthold, Röpell und Caro und einigen flüchtig aufgerafften Notizen aus anderen Schriften, sondern auf eingehendem Studium der originalen Quellen, und zwar nicht bloß den durch den Druck zugänglich gemachten. Er erhielt manche seiner Nachrichten aus dem Provinzial-Archiv zu Königsberg, aus der Registratur der Regierung zu Marien-

werber und anderen Archiven und Registraturen preußischer Behörden. Was aber besonders hervorzuheben ist, er benutzte auch das große Posener Grod-Archiv und das königlich polnische Kron-Archiv in Warschau, namentlich die Metryki Koronne, (in welcher alle Königlichen Privilegien eingetragen sind) und die Lustrationes bonorum regalium (Revisionsprotokolle der Starosteien), welche zwar von polnischen Schriftstellern schon früher benutzt sind, aber kaum von irgend einem deutschen Schriftsteller vor Schmitt. Bemerkenswerth ist auch die Heranziehung einiger gedruckter und ungedruckter Aufsätze von lokalem Interesse, die in weiteren Kreisen wenig bekannt geworden sind.

Sehr zweckmäßig ist die Anwendung des Stoffes. Der statistische und der historische Theil der Arbeit sind organisch dadurch mit einander verbunden, daß der Geschichte des Kreises die physiographische Darstellung desselben vorausgeschickt ist, die weiteren statistischen Mittheilungen dagegen nachfolgen. In einem vierten Abschnitt folgt die Topographie des Kreises, in welcher – ebenfalls gewiß nachahmenswerth — die Geschichte der einzelnen Ortschaften, Städte, Dörfer, Güter ꝛc. im Einzelnen verfolgt wird.

Der stilistischen Darstellung muß Leichtigkeit und Sauberkeit nachgerühmt werden, Eigenschaften, welche ganz geeignet sind, das streng wissenschaftlich gehaltene Buch auch einem weiteren Leserkreise zu empfehlen.

Hohenstein, den 30. April 1867. Dr. M. Töppen.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. IV, 265.)

31. Mai. Von dem historischen Vereine für Steiermark sind eingegangen dessen „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" 2., 3. Jahrgang. Graz 1865, 66. 8°. und die „Mittheilungen" desselben, 14. Heft ebend. 1866. 8°. Aus Rhein ist eine in dortiger Gegend gefundene Schwedische Kupfermünze (1 ÖR III) vom J. 1678 zum Geschenk gemacht. Hr. Rittergutsbes. Stellter auf Gr. Mischen (bei Königsberg) hat eine Silbermünze Sigismund's III. v. 1595 eingesandt. — Hr. Kreiskassen-Rendant Niebios (Lötzen) zeigt aus seinem Besitze einen Silber-Thaler Friedrich's III. von 1695 und ein silbernes Amulet des Erzbischofs

von Salzburg Wolfgang Dietrich von Raitenau (1587...1612), auf der Rückseite mit dem Bildniß des heil. Rudbertus. — Von Dr. Steffenhagen wird der Inhalt eines originalen Briefes von David Braun mitgetheilt, betreffend Handschriften zur Preußischen Geschichte. Der Brief soll demnächst in der Monatsschrift zum Abdruck gelangen (s. S. 382). — Hr. Gutsbesitzer Minden bringt eine ihm gehörige Sammlung verschiedener Münzen und Medaillen zur Vorzeigung, darunter eine Huldigungs-Medaille auf Friedrich Wilhelm III. aus dem J. 1798 und einen Holländischen Ducaten v. 1598, zugleich mit einer zierlichen Elfenbein-Schachtel in kunstreicher Holländischer Schnitzerei. — Schließlich legt Dr. Reicke einen seltenen Venediger Druck des Olaus Magnus vor, dessen Titel lautet: AIN KVRZE AVSLEGVNG VND VERKLE- | rung der neuuen Mappen von den alten Goettenreich vnd andern | Nordlenden . . . zu lob und eer der Künigkliche | stat Danzig in Prayssen und gemainer nutz | durch Olaũ Magnũ Gotthũ Lincopen. | aufsgangẽ in Venedig nach Christi | geburt. 1539.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Altes und Neues aus dem Amt Balga.

Dem Unterzeichneten liegt ein, vom Herrn Divisionsprediger Steinwender in Danzig angelegtes, Heft mit allerlei Notizen über die Burg Balga, ihre Geschichte und Umgebung vor. Die meisten derselben sind gedruckten Quellen entnommen, ihrer zwei dagegen beruhen auf mündlicher Relation und scheinen uns werth in diesen Blättern der Vergessenheit entrissen zu werden. Dieselben stammen vom Particulier Copinus, dem Sohne des Pfarres Carl Friedrich Copinus her, welcher vom Jahre 1810 bis 1844 zu Balga im Amte gestanden und sind am 26. December 1854 dem geehrten Sammler mitgetheilt worden. Wir geben die beiden Erzählungen hier wortgetreu wieder. Jedenfalls sind sie ein Paar nicht zu verachtende Bausteine zu einer noch fehlenden gründlichen Monographie der alten Burg, von welcher die ersten Lichtstrahlen des Christenthums, der Civilisation und, da sie der Wohnsitz des Bischofs Georg Polentz war, auch der Reformation, in unser östliches Preußen gefallen sind.

1. Die Lage der alten Burg Balga.

Meiner Meinung nach ist der jetzige Schloßberg in Balga wenigstens in seiner höchsten Höhe auf einem Pfahlrost erbaut. Zuweilen, wenn das Wasser des Haffes niedrig steht, sieht man einzelne Balken hervorgucken, besonders wo früher die sogenannte Kanzel oder Katheder stand. Ich fand als Knabe an dieser Stelle mehrere wohlerhaltene Stücke Hirschgeweih, die mit ihren Enden aus der Tiefe des Mauerwerks hervorragten. Wahrscheinlich sind dies Zierrathen der alten Rittersäle gewesen, die, zusammen-

fallend, in ihren Trümmern begraben wurden. Die jetzige sogenannte Ruine halte ich für etwas ganz Anderes, als die ehemalige Ritterburg. Vielleicht war hier ein Kloster (?). Ich habe noch die Mauern und das Dach vollständig gesehen, aber 1811, als der Staat Geld brauchte, wurde das Dach heruntergerissen und die ungeheuern Balken für ein Spottgeld verkauft. Später wurde der untere Raum in dem jetzigen Thurm vom Amtmann Salzmann als Viehraum benutzt: Es standen sechszig Kühe da. Der obere diente als Getreideschüttung, als Königliches Magazin. Ein alter Maurergeselle erzählte mir, er habe unter Friedrich II. eine ungeheure Masse von Ziegeln und Steinen aus den Burgruinen am Haffe brechen müssen, die dann nach Pillau geschafft wurden, wo die innern Mauern zum großen Theil aus ihnen aufgebaut sein sollen. — Die jetzige Kirche war wohl die Kapelle, zu der die Ritter auf einer Zugbrücke, durch die jetzige Hinterthür, die jedenfalls Haupteingang war, sich begaben. Die Glocke der frühern Thurmuhr ist noch vorhanden und wird jetzt als dritte Kirchenglocke benutzt. — Der jetzige Schloßbrunnen ist nur der geringe Ueberrest des frühern viereckigen ungeheuer tief ausgehauenen, der sich an derselben Stelle befand. Da aber mehrere Stücke Vieh darin ertranken, ließ erst Amtmann Salzmann ihn verfüllen. Nicht weit davon befindet sich ein kleiner Keller. Er soll der Anfang eines unterirdischen Ganges gewesen sein, der sich aus der Burg — und das Achteck, welches man, wenn man hier steht, um sich herum sieht, war wohl die eigentliche Burg — nach dem Schneckenberge und von hier bis zum Schwangenberg hingezogen haben soll, wie das Gerücht geht. — Das Dorf Wolitta liegt an einem kleinen Flüßchen Wolitte genannt, einer Verlängerung des sogenannten Schiffgrabens, der ins Haff führt. Durch diesen Graben, der früher bedeutend breiter und ein schiffbarer Canal gewesen, soll eine Verbindung zwischen Balga und dem Hafen des Haffs, der bei Wolitta sehr tief ins Land einspringt, hergestellt gewesen sein. — In alten Chroniken lieset man immer, Balga sei am Haff und Wasser Wolitt gebauet worden. Dieses Wasser war wohl das jetzige sogenannte Freiwasser, in dem die Wolittner die schönsten Hechte, Karpfen u. s. w. fangen. Es ist jetzt aber mehr eine Art Sumpf von Rohr bestanden und vergrast von Jahr zu Jahr mehr.

Wir bemerken zu dieser Erzählung, daß das Schloß Balga noch im Jahre 1565 einen gar stattlichen Anblick gewährt haben muß, denn in diesem Jahre sang davon Christoph Falck im Lobspruch der Stadt Elbing:

Kam mir (an jenem Land gericht
Dem Tiffen uber) in mein gesicht
Ein trefflich fest gebautes Haus,
Das an eim Santberg stund heraus.
Ich fragt, was vor ein Festen wer
Die do stunt gegen dem Tiffen her.
Der Edle gleitzman sprach zu mir,
Das sol ich bald sagen dir.
Dis Haus wird die Balga genannt.

Auch auf der Hartknoch'schen Abbildung vom Jahre 1684 (Preuß. Histor. Th. II. S. 382) sieht das Haus noch ziemlich wohl erhalten aus und kann danach die Form eines Achtecks gehabt haben.

2. Gefangennehmung Gustav IV. von Schweden zu Balga.

Es war im Jahre 1811. Schon lange war es bekannt, daß Gustav IV. Adolph an der preußischen Küste umherziehe, um einen günstigen Augenblick zu erspähen, den Agenten Napoleons zu entgehen und über See nach England zu entkommen. Eines Tages rollte ein schöner großer Reisewagen ins Dorf und fuhr am Kruge an. Wie man nachher erfuhr, war es der König. Er hielt hier an und sein Kammerdiener war bemüht, etwas warmen Thee zu beschaffen. Unterdessen kam in hastiger Eile ein Reiter ins Dorf und begab sich sogleich ins Amt hinunter. Der Amtmann Salzmann war gerade abwesend. Der Ankommende, ein französischer Agent, verlangte sofort von dem Amtsschreiber Ackermann unter Vorzeigung einer Ordre so viel Mannschaft als möglich, um den König von der Abreise abzuhalten, und der alte Amtswachtmeister, ein gewesener Ziethenscher Husar, mit einem Doppellauf bewaffnet, stellt sich an die Spitze einer berittenen Schaar von Knechten und fort geht es ans Haff hinunter. Unterdessen war jedoch der König ihnen zuvorgekommen. Er war ans Haff heruntergefahren und schnell auf ein Boot gebracht worden, welches, englischen Kaufleuten gehörig, schon seit mehreren Tagen auf ihn wartete. Der König selbst war zwar schon in Sicherheit, alle seine Effecten, sowie seine Begleitung waren aber noch am Lande, daher hatte das Boot sich

noch nicht weit vom Ufer entfernt, als jene Schaar erschien. Der Wachtmeister legt seinen Lauf schußgerecht an und droht den König niederzuschießen, wenn er nicht gleich umkehre. Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als wieder ans Land zu kommen. Er war ein stattlicher Mann im einfachen grauen Ueberrock. Erst in Memel entkam er später den französischen Spionen.

Rogge.

Anfrage.

In mehreren Kirchspielen der Heiligenbeiler Diöcese, welche früher zum Amte Balga gehörten, finden sich vererbpachtete Kirchenhufen, welche früher zu eingegangenen Kirchen gehört haben sollen. So hat die Kirche Eisenberg solche Hufen in Schönlinde, die Kirche Hohenfürst in Hasselberg, die Kirche Pellen in Schönwalde, die Kirche Dt. Thierau in Hanswalde. Auf der Hennebergerschen Karte ist auch an den genannten Orten das Zeichen für verwüstete Pfarrkirchen beigefügt. Sachkundige würden der Special- und namentlich der Kirchengeschichte unserer Provinz einen großen Dienst leisten, wenn sie über das einstige Vorhandensein resp. den Untergang dieser Kirchen sichere Auskunft geben könnten.

Rogge.

Die Kirche Canditten bei Landsberg.

Auch nach der Reformation ist in Preußen noch die fromme Sage geschäftig gewesen und ihre Zauberfäden schlingen sich um manchen Ort, wie das glänzende Gespinnst des Nachsommers um die Bäume. Wenn man glücklich unter Furcht und Zittern den steilen Berg südwestlich von Wildenhof heruntergefahren ist rechts am öden Kirchhof vorbei und freudig aufathmet ob der überstandenen Gefahr, fällt das Auge auf ein schmuckes Kirchlein links von der Landstraße im Dorf Canditten. Die gewaltige Kugel, die seinen Thurm abschließt, lacht Einem entgegen, als ob das Glück selber darauf stände, und das schön abgeputzte Gotteshäuschen fragt gleichsam den Reisenden: Steh ich nicht am rechten Ort? Die langweiligen Geschichtsforscher wissen denn auch gar weitläufig zu erzählen, wie dieser Ort einst dem Herrn Hans Jocob, Erbtruchseß von Waldburg, besonders gefallen und wie derselbe seinem Burggrafen zu Amgunden (jetzt Wilden-

hof) befohlen, das Kirchlein von Canditten, welches seit langer Zeit zerstört war, hier wieder aufzubauen. Sie berichten weiter, wie er nach vollendetem Bau 18. Sept. 1575 den Bischof Tileman Heßhusius herausgeladen zur Kirchweih und haben sich vom pastor loci die alte vergilbte Urkunde zeigen lassen, in der das Alles geschrieben steht und noch viel mehr. Sie haben sich schwer gegrämt darüber, daß der gelehrte Arnoldt in seiner Presbyterologie die drei ersten evangelischen Pfarrer des Kirchspiels nicht genannt hat und sind sehr erfreut, daß sie die alten geistlichen Herren, die man ihrer Zeit übrigens, nach den Worten des Bischofs, „so genau hielt, daß man ihnen fast die Bissen ins Maul zählete", nachträglich kennen gelernt haben und bei Namen zu nennen wissen[1]). Der einfache Landmann aber lacht sie aus mit ihrem gelehrten Krimskrams. Obwohl er keine Urkunden gelesen, kennt er die Sache doch besser. Er weiß ganz genau, daß sein Kirchlein nicht von Herrn Hans Jacobs, sondern von Gottes Gnaden hier hin gebaut ist, darum geht er am lieben Sonntag auch so gern hinein, wenn er ein rechter Canditter ist. Ursprünglich nämlich hat die Kirche gar nicht zu Canditten, sondern zwischen Gottesgnade und Sangnitten auf einem hohen Hügel stehen sollen. Da wollte Herr Hans Jacob von Waldburg sein Werk von aller Welt bewundern lassen, aber über Nacht hat ihm der liebe Gott die großen Bausteine und gewaltigen Balken hier ins Thal geschleudert und dahin hat er die Kirche bauen müssen, er mochte wollen oder nicht. Der Bischof Heßhusius hat aber in der Stiftungsurkunde diese Thatsache aus nahe liegenden Gründen verschwiegen.

Rogge.

Die Teufelsbrücke bei Groß-Hasselberg.

Eine Correspondenz aus den Hinterdörfern.

So ziemlich in der Mitte zwischen den Städten Heiligenbeil, Braunsberg, Mehlsack und Zinten liegt das Kirchspiel Hohenfürst auf einer lang-

[1]) Die bei Arnoldt S. 234 ausgelassenen Pfarrer sind: 1. David Rösler war nach 1575 2. Hennig Straubeesen kam bald nach 1628 und wurde 1642 mit einer Abfindung von 1000 Mark in den Ruhestand versetzt. 3. Heinrich Thummius 1642—45 wo er starb und auf Kosten der Kirchenkasse für 85 Mark begraben wurde. Sein Nachfolger Daniel Röber trat das Amt 30. April 1645 an.

sam ansteigenden Hochebene. Man merkt es gleich bei Tage am kalten Wind, bei Nacht an den kühlen Nebeln, die dem sprindigen Boden entsteigen, wenn man hineingekommen, das Hinauskommen aber hat zu Zeiten seine großen Schwierigkeiten; denn die Kunststraßen sind hier Vielen erst seit einiger Zeit vom Hörensagen bekannt. Ein Posthorn haben die Eingebornen des Landes etwa vor sieben Jahren zum ersten Mal in ihren Dorfsgassen klingen hören, als der damalige Pfarrer vornehmen Besuch erhielt und sie haben das bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, es ist freilich auch nicht wieder vorgekommen. Dafür haben sie aber auch bei der letzten Mobilmachung sage 180 Kuirassiere auf einem Haufen gesehen und wenn man anders wo über zu starke Truppendurchmärsche klagte, so war hier nichts als eitel Jubel. Kein Wunder, daß die hochgebildeten Städter der Umgegend so stolz auf das, hoch über ihnen liegende, Kirchspiel herabsehen und seine Ortschaften die Hinterdörfer nennen. Ein Superintendent hat sich sogar noch am Anfange dieses Jahrhunderts erdreistet, es mit dem Titel „Ochsenwinkel“ in einem amtlichen Bericht an die Königliche Regierung zu beehren und sich dabei auf den allgemeinen Gebrauch berufen, der weit über Menschengedenken hinausgehe. Wo der Gebrauch herkommt weiß ich. Den hat ein böser Amtsschreiber zu Balga aufgebracht. Die Hohenfürster tranken zu wenig Amtsbier und aus Rache dafür blamirte er sie in der Amtsrechnung und schrieb hinein: das Dorf sei so erbärmlich, daß er dem Krüger keine Tonne Bier anvertrauen könne. Die Hohenfürster sind ganz gescheute Leute, wenn auch mancher von ihnen vielleicht bis auf den heutigen Tag nicht ganz genau weiß wie er eigentlich heißt. Da kenne ich selbst einen Mann, von dem ich lange Zeit glaubte, er hieße Wulfke. Als das gestrenge Rentamt von wegen der Soldatenjacke ein Mal gründlich dem Stammbaum seiner Familie nachzuforschen für gut fand, entdeckte ich zu meiner Verwunderung, daß er eigentlich Bierwald hieß. Das Bier hatte man ihm wahrscheinlich aus alter Widerharigkeit gegen den Amtsschreiber sofort gestrichen, Wald und Wolf sind hier noch Synonyma und mit dem lieblich klingenden Diminutivum Wulfke ließ man jeden einen Blick in die herzliche Eintracht thun, in welcher die Bewohner des Kirchspiels leben. Aber eine grausige Geschichte hat sich hier doch zugetragen und von der kann ich die Hohen-

fürster beim besten Willen nicht reinigen, wenn ich auch augenblicklich nicht das Jahr angeben kann, in dem sie passirt ist. Auf dem Wege von Hasselberg nach Bönkenwalde ist eine Brücke. Man würde ihr gar nichts anmerken, wenn nicht ein verdächtiger Stein daneben läge, an dem sich in dunkeln Nächten vielleicht schon Mancher, der aus dem Bönkenwalder Kruge kam, das Rad zerbrochen. Und mit dem Steine ists auch nicht richtig aus ganz natürlichen Gründen. Der Teufel hat ihn ein Mal als Kartentisch benutzt und an einem Sonntagsmorgen hier einen Hütebuben in die Geheimnisse des schwarzen Peter, ein beliebtes Kartenspiel auf dem Lande, eingeweiht. Der arme Knabe hätte viel verlieren können, wenn nicht gerade damals noch die Kirchenglocken von Hohenfürst hier zu hören gewesen wären und wenn sein Pfarrer nicht so streng darauf gehalten hätte, daß er beim Klange derselben die Mütze abnähme und sein Vaterunser spräche. Das steckte ihm, Gott sei Dank, so im Blut, daß er es auch jetzt that. Da hat der Teufel wüthend mit der Faust auf den Stein geschlagen und ist von dannen gezogen. Leute mit guten Augen sehen bis auf den heutigen Tag ganz genau die Spuren seiner Knöchel im Steine. Ich bin kurzsichtig und habe sie daher nicht bemerken können.

Rogge.

Ein alter Danziger Komödienzettel.

Es werden sich gewiß nicht viele Komödienzettel aus so früher Zeit, wie der hier wörtlich mitgetheilte, noch erhalten haben. Ich fand ihn in einer in meinem Besitze befindlichen Papierhandschrift (Excerpta ex Recess. ord. Ged. 1545—1670 fol.). Das Format ist Querfolio; Druckort, Officin und Jahr sind nicht angegeben. Ob der Zettel wol noch aus dem 17. Jahrhundert (ca. 1680—1690) herrührt? Die hier genannten beiden Stücke finde ich in Gottsched's „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst ꝛc. (Theil 1.) Leipzig 1757. Theil 2 oder Nachlese . . . Als ein Anhang ist Hrn. Rath Freyeslebens Nachlese . . . beygefüget. Leipzig 1760" nicht verzeichnet.

Käsemark im Danziger Werder.

Ad. Mundt.

Die wiederumb angelangte Churfürstliche Sächsische bestalte

Hoff-
COMOEDIANTEN

Werden abermahls mit höchst-gebietender Obrigkeitlicher gnädigster Erlaubniß allen Curiösen Liebhabern etliche treffliche/ Sinnreiche Lust- und Schau-Spiele/ welche Jedweden sonderbahre Vergnügung und Gemüths-Ergetzung erwecken werden/ und zwar heute Sonnabend den 27. Augusti wollen sie/ mit einer unvergleichlichen lustigen Haupt-Action, die mit lauter Liebes-Intriguen und anmuthiger Kurtzweil angefüllet ist/ auffwarten/ genannt:

Der künstliche verliebte Lügner

Oder

Die beyden umb der Cron streitenden Schwestern AURORA und STELLA.

Nach Endigung dieser vorterfflichen [sic!] rahren Haupt-Action, soll eine aus dem Holländischen vertirte lächerliche Nach-Comœdie beschlüssen/ genannt:

Der durch Pickelhärings List-betrogene Gewissen-lose Advocate.

Der Schauplatz ist auff den Dominic-Plan hinter dem Zeughauß/ in der grossen Bude/ allwo das Churfl. Sächsische Wappen außhängt/ und wird præcisè umb 3. Uhr angefangen werden.

Urkunden-Funde und Briefe.

(Vgl. III, 564.)

4. Ein originaler Brief von David Braun.*)

(Im Besitze der Königl. Bibliothek.)

Monsieur. a Elbing ce 12 fevr. 1717.

Ie me suis donné depuis long tems la peine de chercher part tout les MSts de Hese,ᵃ) & ne pus pas approfondir plus, qve ces memoriaux ayent eté chez le Bourgvemaitre à Mariebourg Bönke, apres sa mort ils sont presqve tous venus aux mains d'un mechant homme Gotstein, voisin de la veuve de Bönke, ce coqvin s' en est abusé & dispersé, à la fin fait Catoliqve Romain, & le reste transporté en Pologne, ou il est mort. Mais ces MSpts qve le fils du Hese de Mariebourg, Thomasᵇ) avoit receulli icy à Elbing, sont à la fin venus aux mains d'un neveu de ce Thoma, Lachman, qvi avoit la curiosité de ramasser péle méle des rares avec des vilaines choses de Prusse, selon son esprit malavisé, cet homme par ialousie qve d' autres luy furent preferé au Magistrat de sa patrie, s' etoit retiré a Thorun, ou l'on avoit fait Secretaire, apres sa mort, le Magistrat de Thorun, a bien laissé donner son miserable heritage à sa soeur mariée à Dansig (qvi a vendue tous les livres à votre Jouillerie) Mais les MSpts principaux qvi traitoint des affaires publiqves, reservé pour sa maison de ville, qv' ils disent d' etre brulés avec tant d' autres par le bombardement des Svedois. Ainsy ces baux papiers ont eté perdus par la folie des heritiers de George Hese, de deux branches. car Lachman n'en a voulu

---

*) Seinen Lebensabriß giebt die „Preußische Lieferung" u. s. w. I, 637 ff.

ᵃ) Gregor Hese (Hesius), nicht Georg, wie er im Verlaufe des Briefes genannt wird, geb. den 29. Mai 1557 zu Marienburg, Bürgermeister daselbst, starb am 22. Juli 1639. Vgl. über ihn Continnirtes Gelehrtes Preußen I, 67ff. Er ist der Verfasser einer Preußischen Geschichte, welche von seinem Sohne Thomas fortgesetzt wurde (Steffenhagen, Catalogus Fasc. II. No. CXCVII). Auch betheiligte er sich an den Revisionsarbeiten des Kulmischen Rechts (Schweikart in Kampß' Jahrbüchern Bd. XXVI, 284 f.).

ᵇ) Vgl. Note a und Contin. Gelehrtes Preußen I, 81 ff.

permetre la copie a son ami intime dans cete ville, sçavoir Mr. **Rhode** presentement Bourgvemaitre, a cete cause, puisqve **Thomas Hese** avoit maudit ceux de ces [sic!] descendens, qvi voudroint vulgver ses MSpts hors sa famille.[c]) Ie soupçone cepandant, qve qveqve piece de ces papiers soit encore raserrée chez Mr. **Jungschultz**, comme heritier des deux **Meireis**[d]) collegves de **Hese** & fort curieux à conserver des MSpts de Prusse, mais c' est un homme qvi resamble au vif le portrait de l'envie, qve ses collegves, sur tout Mr. **Rhode**, n'a pas encore peu porter par toute l' eloqvence & persvasion, de luy faire voir ses livres, ni de luy comuniqver une feuille. Et moy ie l' avois par qveqve raison plus forcé qve persvadé de me laisser voir la Chroniqve de **Lindenblat**[e]) pour la copier, mais qvand cete peur passa, il ne vouloit ni veus encore entendre parler, de me laisser voir ses livres.[f]) C' est un cas qvi nous

---

c) Hierüber giebt eine **Urkunde** näheren Aufschluß, welche in dem Codex Regimontanus 1977 abschriftlich erhalten ist. Sie lautet:

„Ich T. H. bekenne und recognoscire hiemit für mich, meine Erben und Nachkömlinge, daß ich in dato dieses von Meinem lieben Hrn. Vater G. H. empfangen habe ein Convolut oder schrifftliche Verfaßung in folio mit hin und her eingesteckten Zettlen alter historischen Sachen von des Deutschen Ordens Zeiten hero biß fast an die Zeiten seeligen Königs Stephani, unter gedachten meines Hrn. Vatren Hand, die ich gelobe und zusage treulich und wol zu verwahren, daß sie in keine frembde Hände kommen, sondren zu meiner nohtdürfftigen untersuchung stehen, auch meinem Hrn. Vater, da Er es bey seinem Leben begehren würde, dandbahrlichen vollkömlichen zustellen und wiederliefren will. In entstehung deßen ich solche Schrifften bey meinem Leben an niemand gefährlichen kommen laßen noch offenbahren will, da irkein schaden oder Gefahr irkeiner Stadt oder Standt daraus entstehen, und auch auf allen fall nach meinem Tode gereichen muchte, sondren solche schrifften bey E. E. HW. Raht der Stadt **Elbing** zur nachrichtung und erhaltung der Historischen Warheit verbleiben mögen: so viel solches mit menschlicher Fürsichtigkeit und Fleiß kan verrichtet werden, dazu auch mir Gott mit seiner Gnade verhelffen wolle. Zu welchem ende ich dieses mit eigener Hand geschrieben und mit meinem gewöhnlichen Vaterlichen Pittschafft untersiegelt. Act. Mariaeb. 1637.

subscripsit
Thomas Hese."

d) **Andreas Meienreis** war Bürgermeister in Elbing.

e) Das hier erwähnte MS. des **Lindenblatt**, gegenwärtig in der Berliner Bibliothek, ist dasselbe Exemplar, welches von **Voigt** und **Schubert** (Königsberg 1823. 8°.) abgedruckt wurde (s. diese Ausgabe S. 18 ff., 20 f., 23). Vgl. auch **Strehlke**, Scriptores rerum Prussicarum III, 50 ff.

f) Gleichwohl gelang es später **Braun**, von dem MS. Abschrift zu nehmen, worüber er in seiner Schrift De scriptorum Poloniae et Prussiae . . . virtutibus et vitiis

apprend clairement de la vanité de nos actions, qve laborieuses curieuses & utiles au publiqv[e] qv' elles puissent étre, nos heritiers les peuvent tantot rendre veines & inutiles, tant pleus, *qvod heroum filij plerumque noxae & Ochßen sint.* Un pareil exemple s'y est passé, avec les baux receuils des Zameles pere & fils icy,[g] car leur neveu, etant etourdi & miserable prétre au village Trunzen,[h]) presqve tous baux papiers sont dispersés, & le reste servi au prétre & a sa famille aux plus vileins usage du lieu secret. *Heu turpe damnum laborum lucubrationum & curarum nostrarum, qvae saeculo impendimus, solis operibus pietatis & charitatis portam aeternitatis reserantibus.*

I' espere de recevoir en peu de iours qveqves ordres de Berlin, qvi me franchiront le depart pour Dansig, allors i' auray l' honeur de vous en parler plus amplement.[i]) Cependant si vous avez un bon amis à Thorun (car les miens me sont fort mal servi dans cete ville là — de méme qv' à Conigsberg[k]) — dans des affaires samblables) vous y pourrez encore chercher ces MSpts. & moy ie ne laisseray echaper la moindre occasion de le faire icy. Pour Grounau, ie croy qve vous piqvex souvent la negligence de Mr. Boltz,[l]) mais apres la fin de cet ouvrage, ie vous persvaderay, de le porter à chercher un habil homme, qvi vouloit & pouvoit coucher: *Excerpta ex recessibus Conventuum Prussiae Ducalis,* dont nous avons tant besoins, & dont les actes sont

---

Coloniae, 1723. 4°. p. 241 Zeugniß ablegt. Seine Abschrift kam in die Dresdener Bibliothek, nur stimmt es nicht mit dem Datum unseres Briefes, wenn diese Abschrift schon dem J. 1713 zugewiesen wird (Voigt & Schubert l. c. S. 21 *).

g) Töppen, Scriptores rerum Prussicar. III, 527. Contin. Gelehrt. Preußen II, 22 ff.

h) Trunz, Dorf im Kreise Elbing.

i) Hieraus ergiebt sich, daß der Brief nach Danzig gerichtet ist. Wer mag der Adressat gewesen sein? An Hanow ist nicht zu denken, da er damals noch Student war.

k) Diese Worte stehen nachträglich am Rande.

l) Theodor Boltz? 1707 außerordentl., 1732 ord. Professor, 1750 Bürgermeister zu Königsberg. Er starb den 30. Juni 1764. Schweifart in Kamptz' Jahrb. Bd. XXVI, 246. Arnoldt, Historie der Königsberg. Univ. II, 256, 274. Zus. p. 48. Fortges. Zus. p. 38. — Sonst erwähnt Arnoldt noch Christoph Boltz († 1757), Bruder des vorigen und Sohn des 1713 verstorbenen Joh. Christoph B., außerdem Friedrich Boltz († 1754).

entiers chez Mr. Zetschke [m]) & tant d' autres, mais iamais un habil homme s' est donné la peine de les abreger, comme i' en ay deux divers abregés, *ex recessibus Conv. Prussiae occidentalis Georgy Hesy,* [n]) qvi m' ont servi à baucoup de choses, dans mes deductions des qvestions des droits & privileges de cete Prusse polonoise. [o]) Remarqvez ce mon desir s' il vous plait, & à tems & occasions comodes vous en souvenez. Moy ie iuge qve sans ces abregés des dietes, iamais nótre grand historien Schuze, ne pourra etre continué dans la suite de son siecle.

Ie vous supplie de croire qve ie suis loialement

Monsieur

vótre tres- humble
& tres- obeissant ser-
viteur

Braun.

S—n.

Handschriftliche Funde aus Königsberg.

(Vgl. IV, 89.)

21. Die altdeutschen Handschriften.

Bereits wiederholt hatten wir Gelegenheit zum Hinweise auf einzelne Publicationen der Haupt'schen Zeitschrift, welche aus altdeutschen Königsberger HH. entnommen waren (H. F. No. 4 Mtsschr. II, 376 mit III, 663*). Wir verdanken nun derselben Zeitschrift (Neue Folge Bd. I, 501 ff.) das lange erwartete vollständige Verzeichniß des gesammten Königsberger Bestandes an altdeutschen HH., mit Ausschluß der Rechtshandschriften, welche schon früher beschrieben waren.

---

m) Jacob Zetzke, 1692 Prof. Juris extraord. zu Königsberg, starb 1738 den 11. Juni. Arnoldt l. c. II, 271. Zus. p. 51. Steffenhagen, Catal. II. No. CCLXV.

n) Diese beiden Auszüge beschreibt Braun in der oben (Note f) erwähnten Schrift p. 285. cf. Steffenhagen, Catal. II. No. CCXLII, 1.

o) Es ist gemeint Braun's ungedruckte Abhandlung De privilegiis Prussiae cardinalibus (Steffenhagen l. c. pag. 4, f).

Dieses Verzeichniß gewährt die erste sichere Grundlage zur Orientierung über die Betheiligung des Ordenslandes an der Deutschen Literatur. Es weist eine Reihe einheimischer Werke auf, welche der Sprachforschung in grammatischer, wie in lexicalischer Beziehung ein ebenso reiches, als wichtiges Material darbieten, dessen wissenschaftliche Verwerthung kaum erst begonnen hat.

Das Verzeichniß begreift nicht nur die Königl. und Univ. Bibliothek (einschließlich der Gotthold'schen Bibliothek), sondern auch das Provinzial-Archiv, die Stadtbibliothek, die Wallenrodt'sche Bibliothek. Es werden nicht nur die vollständigen HH. verzeichnet und beschrieben, sondern auch die HH. Fragmente, und letztere, soweit sie unbekannt, abgedruckt. Es werden aber auch anhangsweise die verlorenen Werke aufgezählt, und alte Bücherverzeichnisse herbeigezogen, um über den ehemaligen Bestand einen möglichst genauen Ueberblick zu gewinnen. So ergiebt sich, außer den verlorenen Werken, die beträchtliche Zahl von XLVI erhaltenen HH. und Fragmenten.

Zu bedauern bleibt bei dem vorliegenden Verzeichniß der verspätete Abdruck (Steffenhagen, Catalogus Fasc. II, 3). Mehrere der darin befindlichen HH. sind inzwischen, weil historischen Inhalts, in den zweiten Fascikel des Gesammt-Kataloges aufgenommen, und auch die Literatur ist in ihrer Benutzung der HH. über jenes Verzeichniß mehrfach hinausgegangen. Weitere Funde an neu entdeckten Fragmenten und verstreuten Stücken würden noch manche wichtige Bereicherung bieten.

Ein erschöpfendes Bild der Literaturpflege im Ordenslande läßt sich erst dann gewärtigen, wenn die HH. Vorräthe von Thorn, Elbing, Danzig, und anderen Orten ihren Sammler gefunden haben werden. Und damit mag denn auch von dieser Seite her einem Wunsche Ausdruck gegeben sein, der in diesen Blättern (IV, 256 f.) schon in anderer Richtung so warm befürwortet worden ist. S—n.

Altpreußen in den Vorlesungen an deutschen Universitäten im Sommer-Semester 1867.

Königsberg. Geschichte der Provinz Preußen im Mittelalter. Theil 2: Privatdocent Dr. **Lohmeyer** (durch Krankheit verhindert).

Berlin. Die neuesten philosophischen Systeme seit **Kant**: Prof. Dr. **Trendelenburg.**

Bonn. Philosophische Uebungen nach **Kant's** „Kritik der Urtheilskraft": Prof. Dr. **v. Calker.**

Gießen. Geschichte der deutschen Philosophie seit **Kant**: Prof. Dr. **Noack.**

Heidelberg. Ueber Arthur **Schopenhauer**: Prof. Dr. Frhr. **v. Reichlin-Meldegg.**

Innsbruck. Die Philosophie **Kant's** in ihrem ganzen Umfange dargestellt u. mit den vorausgegangenen Systemen verglichen: Prof. Dr. **Wildauer.** Die Rechtsphilosophie von **Kant** bis zur Gegenwart: **Derselbe.**

Leipzig. Ueber **Kant's** Theorie und Kritik der Erkenntniß: Prof. Dr. **Drobisch.**

S.

Universitäts-Chronik 1867.

No. 76. Amtl. Verzeichniß des Personals und der Studirenden . . . f. d. Sommer-Semester 1867. (18 S. 8.) [65 Doc. (7 theol. — 17 med. — 29 phil. — 3 Sprach- (?) und Exerzitienmeister [1]) u. 445 (14 ausl.) Stud. (15 weniger als im Winter-Semester, 56 weniger als im vorigen Sommersem.) davon 82 Theol. — 69 Juristen — 93 Med. — 183 Phil. — 18 Pharm. — 5 m. Genehmigung d. Prorectors.]

5. Juni. Philol. Doctordiss. von **Alfr. Fincke** (aus Lissa in Posen): *De appellationibus Caesarum honorificis et adulatoriis usque ad Hadriani aetatem apud scriptores Romanos obviis.* (51 S. 8.)

S.

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Beesel, Otto (aus Schöneck), De empyemate ejusque cura. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Busch, Frid. (aus Elbing), De raro quodam exemplo monstrositatis humanae. Diss. inaug. med. Ibid. (32 S. 8.)

Cohn, Jos. (aus Conitz), De cerebri neoplasmatis. Diss. inaug. med. Ibid. (32 S. 8.)

Fuerst, Alexand. (aus Braunsberg), De versione foetus spontanea et artificiali. Diss. inaug. obstetr. Ibid. (32 S. 8.)

---

[1]) Der veralteten Bezeichnung „Sprach- und Exercitienmeister", die übrigens jetzt zum Theil unrichtig ist, da der bisherige einzige sog. „Sprachmeister" seit länger als einem Jahre in der Reihe der Proff. Extr. der philos. Facultät aufgeführt wird, dürfte wol die auch anderwärts übliche Benennung „Lehrer für (neuere Sprachen und) Künste" vorzuziehen sein.

Gessler, Franc. (aus Klein-Ottlau Kr. Marienwerder), De legionum Romanarum apud Livium numeris. Diss. inaug. antiquaria. Ibid. (32 S. 8.)

Guttstadt, Alb. (aus Rastenburg), De signis anatomicis in epidemia cholerae asiaticae Berolini anno 1866 orta observatis. Diss. inaug. med. Ibid. (32 S. 8.)

Koch, Guil. Jul. (aus Danzig), De arteriae innominatae subligatione novaque eam feliciter perficiendi methodo. Diss. inaug. med.-chir. Ibid. (32 S. 8.)

Korsch, G. A., Prediger, Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden u. den Menschen ein Wohlgefallen. Predigt am Friedensfeste, den 11. Nov. 1866. D. Ertrag ist z. Besten der National-Stiftung für Invaliden bestimmt. Mohrungen. Druck u. Verl. v. W. E. Harich. (15 S. gr. 8.)

Kosanke, Christian, Lehrer in Elbing, Evangelisches Gesang- u. Gebetbuch f. d. Schulgebrauch. Elbing. Neumann-Hartmann. (IV u. 71 S. gr. 8.) 4 Sgr. geb. 5 Sgr.

Kreuz-Weg, Der heilige, das ist die Erwägung des bittern Leidens unsers Herrn Jesu Christi. Dargestellt in 14 Stationen mit Zugabe der gewöhnl. Meß- u. Vespergesänge. Bearb. v. e. Mitgl. des Franziskaner-Reformaten-Ordens. Mit Erlaubniß der Obern. Im Selbstverl. des Reformaten-Klosters in Neustadt West-Pr. Danzig. Druck v. H. F. Boenig. (66 S. 8.)

Kreyßig, Fr., Gesch. der französ. Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 3. verb. u. verm. Aufl. 2. Lfg. Berlin. Nicolai's Verlag. (XII u. S. 161–350.) ⅔ Thlr. cplt. 1½ Thlr.

— — Worauf es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verständigung. Elbing. C. Meißner. (25 S. gr. 8.) 5 Sgr.

— — Friedensgedanken. Ebd. (24 S. gr. 8.) 5 Sgr.

Krieg. Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit (20) Holzschn. nach Zeichnungen von Engelb. Seibertz. Stenograph. Ausg. übertr. u. autographirt v. **Heinr. Krieg**. Stuttg. Cotta. (111 S. Lex.-8.) 1 Thlr.

Krieg, Der deutsche, im Jahre 1866, nach den besten Quellen dargestellt von H. v. B., kgl. preuß. Offizier a. D. Mit Portr. (in Holzschn.) und (lith.) Karten in Fol. (In 4–6 Lfg. gr. 8.) Elbing. Neumann-Hartmann. à 4 Sgr. 2. Aufl. Ebd. (VIII u. 302 S. gr. 8.)

— — Der Deutsche, im J. 1866. Ein Gedenkbuch für Schule und Haus. Tilsit. Druck u. Verl. v. J. Reyländer. (2 Bl. u. 92 S. 8.)

Krüger, C. A., 40 Choräle f. Discant, Alt, Tenor u. Bass zum Gebrauch bei den Morgenandachten in höhern Lehranstalten hrsg. Lyck. Wiebe. (Buch- u. Steindruckerei v. Ed. Ahl in Rastenburg.) (16 Bl. gr. 8.) 4 Sgr.

Krygis, Prusu, ir Laimejimai Wasaroj' 1866. Iß wokißkû Apraßymû trumpay ir Kiekwienam permanytinay i lietuwißka Kalba perstatyta. Tilzeje. Drukawotas prie J. Reylenderio. (112 S. 8.)

Kühnast, Dr. L., Prof. am Gymn. in Marienwerder, Ueb. die Einführg. der Resultate der Sprachvergleichung in die griech. Schulgrammatik. [Pädag. Archiv No. 1. S. 1–17.]

Kunigk, Ferd. (aus Allenstein), De repositionibus luxationum scapulo-brachialium inveteratarum, quarum eventus infaustus fuit. Diss. inaug. med. Halis Saxon. (31 S. 8.)

L.. Amalie, Danklied und Nachruf. In Vaterlandsliebe verfaßt. Der Reinertrag ist zur Unterstützung verwundeter od. erkrankt. Krieger. Tilsit. Selbstverl. (Druck v. J. Reyländer.) (2 Bl. 8.) 2½ Sgr.

Laband, Prof. Dr. Paul, Jura Prutenorum saeculo XIV condita nunc primum e libris manuscriptis. Kgsbg. (Koch.) (22 S. gr. 4.) ¼ Thlr.

— — Die Entwickelung des Handwerkerstandes in den deutschen Städten im Mittelalter. (Vortrag.) [Deutsche Vierteljahrs-Schr. 29. Jahrg. No. 114. S. 229–259.]

Lambert, Dr. E. M., Das Hallische Patriciat. Ein Beitrag zur Geschichte d. deutsch. Städteverfassungen des Mittelalters, eingeleitet durch e. offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. **Laband** über Altfreiheit, Unfreiheit u. Ministerialität. Halle. Buchhdlg. des Weisenhauses. (XXVI u. 101 S. gr. 8.) ½ Thlr.

— — Die Stellvertretung bei dem Abschluß von Rechtsgeschäften nach dem allgem. Deutsch. Hdlsgesetzbuch. [Zeitschr. für d. gesammte Hdlsrecht. X. Bd. 2. Hft. S. 183–241.]

Lämmer, Domcapit. Consist.-R. Prof. Dr. Hugo, Coelestis urbs Jerusalem. Aphorismen nebst e. Beilage. Freiburg i. Br. Herder. (148 S. hoch 4.) 1 1/2 Thlr.

Landes-Triangulation, Die königl. preussische. Hauptdreiecke. 1. Theil. Hauptdreiecke in d. Prov. Preussen, an d. Weichsel und östlich derselben. Hrsg. vom Bureau der Landes-Triangulation. Mit 3 (lith.) Karten (in gr. 4 u. fol.) Berlin. (G. W. F. Müller.) (VIII u. 208 S. gr. 4.) cart. baar n. 2 2/3 Thlr. [cf. Astronom. Nachr. No. 1614.]

Lasco, Joa. a, Opera tam edita quam inedita recensuit vitam auctoris enarravit Dr. A. Kuyper. Tom I. Amstelodami. Fred. Muller. Hagae Comitum. Mart. Nijhoff. (CXXIV u. 572 S. gr. 8.) Vol. II. Ibid. (VIII u. 771 S.) 8 2/3 Thlr.

Lau, Thadd., Winckelmann's Anfänge. Literarhistor. Skizze. [Dtsch. Museum. No. 2—4.]

— — Schloß Rheinsberg. Histor. Skizze. [Das illustr. Buch der Welt. No. 8. S. 225 ff.]

— — Der Zusammenhang der englisch. französ. u. deutsch. Aufklärung. [Internationale Revue. I. Bd. 3—5. Hft.]

Lavergne-Peguilhen, M. v., Schleswig-Holstein. Socialpolitische Studien. Berlin. Fr. Schulze. (XI u. 171 S. gr. 8.)

Periodische Literatur 1867.

„**Schlesische Provinzialblätter.**" Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 6. Jahrg. Mai. (S. 257—320.) Th. Oelsner, einige Kunst- u. Naturalterthümer Goldbergs. I. Das räthselhafte Steingesicht (m. Abbildg.). L. Jacobi, d. Wollengewerbe v. Grünberg in Vggh. u. Ggw., geschichtl. dargest., nebst Bemerk. üb. d. Tuchmanufactur v. Niederschles. überhpt. F. W. Jäkel, d. Basalte Niederschles. u. d. Lausitz. (Forts.) Dr. Junge, z. Geschichte d. Breslauer Burschensch. (m. Holzschn.) v. Amstetter, Berichtigung zu d. „Burschenschaftl. Nachträg." im vorig. Heft. Th. Oelsner, Breslau's Kstsstellgn. 50 Jahre. Ders., d. „Landwirthsch. Centralverein f. Schles." in 25j. Bestehen. (Forts.) Bach, Fedde u. Rödelius, Bericht üb. d. 6. Kreisturntag d. 2. dtsch. Turnkreises, abgehalt. in Breslau 23. Apr. 1867. Hoffmann, d. 7. Gautag d. II. Niederschles. Turngaues. Die Liebich'schen Bauten auf u. an der Taschenbastion z. Breslau. (m. Holzschn.) Schaubühne u. Tonkunst. Schles. lit. Anzeiger. Briefkasten.

Dr. **M. Töppen**, D. Zins-Verfassg. **Preußens** unt. d. Herrschaft d. **deutsch. Ordens.** [Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Ldskde. 4. Jahrg. 6. Hft. S. 345—367. (Forts. zu Hft. 4. S. 207—232.)]

Ernst Strehlke, e. kürzl. (in der Nähe von **Schwetz** ausgegrab.) aufgefundener Siegelstempel Herzog **Mestwin's I.** v. Ostpommern. (m. Abbildg. in Holzschn. [Berlin. Blätt. f. Münz-, Siegel- u. Wappenkunde. 9. Hft. (Bd. III. Hft. 3.) S. 294. 295. vgl. Scriptores rer. Pruss. III, 729. 730.]

Witterungs-Verhältnisse in d. Prov. **Preußen** im Monat Mai 1867. [**Kgsbg. N. Ztg.** 128.]

Notizen üb. **uns.** Forsten (4,904,075 Morg. od. 20 Proc. der Gesammtfläche der Prov. — d. **Tucheler** (ca. 600,000 M.) u. d. **Johannisburg.** Haide gehör. z. d. größt. zshgd. Waldkörp. im Staate. 2,557,337 M. Stsforsten. D. Reinertrag ist bei Regulirg. d. Grdsteuer auf 5 Sgr. pro Morg. f. d. Prov. Preußen berechnet rc.) [**Ebd.** 126.]

Aus d. Samlande, 25. Mai. Zur **Bernstein**angelegh. (Obbergr. Runge, Kommissar d. Kgl. Hdlsminister., begleit. v. Dr. Berendt, bereist d. Strand, um festzustell., auf w. Art d. Ausbeutg. d. Bernsteinlager am zweckmäßigst. zu bewirken sei. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 125. (Beil.)]

Körnicke, Prof. Dr. Fr. in Poppelsdorf, Notizen üb. Insectenschaden in d. **Prov. Preuß.** i. J. 1866. [**Land- u. forstw. Ztg. d. Prov. Pr.** 20.]

Jahres-Versammlg. d. **botan. Wandervereines** zu **Elbing** 10. u. 11. Juni. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 137. (Beil.) **Danz. Ztg.** 4280.]

6te Provinz.-Conferenz d. **freien Gemeinden** d. ostdeutsch. Verbandes z. **Kgsbg.** 30. u. 31. Mai. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** Beil. zu 129—131.]

Bock u. Dr. Frhr. v. d. **Goltz**, d. **landwirthsch. Unterricht** in d. preuß. Schullehrer-Seminarien. [**D. Volksschulfr.** 11.]
Die **Altpr. Monatsschr.** u. d. **neu. pr. Prov.-Blätt.** i. J. 1867. [**Braunsb. Kreisbl.** 45. (Beil.)]
Interessant. Beitrag z. Ausbeutg. des **masur.** Abglbs f. d. Criminal-Polizei. [**Pr. Litt. Ztg.** 118.]
Müller, Seminarlehr., Von **Kgsbg.** nach **Memel** über die **kurische Nehrung**. [Der **Volksschulfr.** 9. 10.]
Aus d. **Oberlande**. Vetter Schulz zu N. an Vetter Michel zu Elbing (betrifft d. Gichtelianer u. ihr. Sammelort zu Schloß **Hohendorf**). [**N. Elb. Anz.** 97. 102. 108. 109. 112. 114. 117.]
Statistisch. üb. d. Wirksamk. d. Schiedsmänner im Reg.-Bez. **Danzig**. [**Danz. Amtsbl.** 22.]
Hdl. u. Gewerbe d. Stadt **Braunsberg** i. J. 1866. [Pr. Staats-Anz. 136. **Kgsbg. N. Ztg.** 136.]
R. Bergau, d. Existenzfrage der Beischläge in **Danzig**. [**Danz. Ztg.** 4282. 4286.]
G. D. Provinzialmuseum zu Stralsund u. d. Franziskanerkloster in **Danzig**. [**Westpr. Ztg.** 113.]
Das Franziskanerkloster (in **Danzig**). [Ebd. 116.]
Naturforsch. Gesellsch. z. Danzig. Sitzgn. 8. u. 22. Mai. Hptlehr. **Brischke**, Vorträge üb. die durch Insect. u. Milben erzeugt. Pflzdeformationen (Gallen) erläut. durch Präparate. 8. Mai. Dr. **Kayser** vschied. wissschftl. Mitthlgn. üb. Bh. d. Bahnen der Erde u. d. Sternschnuppenringe, üb. e. Dollondsches Fernrohr u. üb. d. Untersuchg. v. Glas in Bezug auf planparallele Flächen vermittelst e. v. ihm construirten Apparates. [**Danz. Ztg.** 4258]
Die Gesetze der alten akademischen Bibliothek zu **Kgsbg.** (aus d. altpr. Mtsschr. IV, 3. S. 270–273 abgedr.) [Petzholdt's N. Anzeig. f. Bibliogr. etc. Hft. 6. S. 176. 177.]
Die altdeutsch. Hdschriften z. **Kgsbg.** vzeichnet u. beschrieb. v. **Emil Steffenhagen** (m. e. Vorw. v. **J. Zacher** dat. Kgsbg. 16. Aug. 1862). [Haupt's Ztschr. f. dtsch. Altthum. N. F. I. Bd. 3. Hft. S. 501–574.]
Auszug aus d. Bericht üb. d. Handel u. d. Schiff. v. **Kgsbg.** i. J. 1866. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** Beil. zu 92. 93. 98. 101. 105. 107. 109. 112. 115. 117. 119. 121. — vgl. Pr. Staats-Anz. 142. **Ostpr. Ztg.** 142.]
E. **Kgl. physikal.-ökonom. Gesellschaft.** Sitzg. 3. Mai. Dr. **Berendt** berichtet üb. Geschenke an d. Gesellsch.-Sammlg. (Bernsteinstücke m. Einschlüss., Mergel-, Schichtenproben, Geschiebe). Prof. Dr. **Caspary** Vortr. üb. d. Rose v. Jericho. **Ders.** Mitthlg. e. interess. Falls v. e. Geschlechtsändrg. an Weiden. Dr. **H. Hagen** Vortr. üb. d. Töne der Insect. nach Landois' Beobachtgn. **Ders.** bericht. üb. Landois' neuste Untersuchgn. das Gesetz. d. Entwicklg. der Geschlechtr. b. d. Insect. betr. — Besprechg. der v. Kreisphys. **Pincus**-Insterburg eingesdt. Arbeit üb. d. Liebigsche Fleischextrakt. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 120. (Beil.)]
Bericht üb. Dr. **Schiefferdecker's** Vortrag im kaufmänn. Verein 8. Mai üb. d. ggwärt. Stand der **Kgsbg.** Wasserleitg. vom hygienisch. Stdpkt. [**Pr. Litt. Ztg.** 111. **Ostpr. Ztg.** 115. (Beil.) (am ausführlichst. u. selbständigst. u. d. Tit.: **Die Königsberger Wasserleitung.**)]
D. allerneueste Stand d. **Kgsbg.** Wasserleitg. [**Ostpr. Ztg.** 136. (Beil.)]
Analyse der Gewässer des Pregels u. Oberteichs bei **Kgsbg.** v. **G. Werther.** [Journal f. prakt. Chemie. 100. Bd. 8. Hft. S. 499–504.]
Memel, 9. Mai. D. dtsche Gesellsch. z. Rttg. Schiffbrüchig. in Lübeck, welcher sich d. hies. Bezirksverein angeschloss., wird in Ausführg. des am 28. Apr. c. von der Jahresversmmlg. des Ausschusses gefaßt. Beschlusses e. **Rttgsstation** in **Nidden** auf d. kurisch. Nehrung errichten u. m. Rttgsboot u. Raquetengeschütz ausrüsten. Kosten ca. 2100 Thlr. Wünschenswerth bleibt noch die v. d. Königl. Regierung in Aussicht gestellte Errichtg. e. Leuchtfeuers in Nidden. [**Pr. Litt. Ztg.** 111.]
Das projectirte Hafenbassin in **Neufahrwasser.** [**Danz. Ztg.** 4278.]
Das Kgl. Hüttenwerk **Wondollek** (im Johannisburg. Kreise). [**Pr. Litt. Ztg.** 120.]
Nekrolog **Joh. Aug. Albrecht** † 27. April z. Elbing. (Begründer der „Elbinger Anzeigen.") [**N. Elbing. Anzeiger.** 107.]
Aug. Schleicher, Zu meiner Ausgabe des **Donaleitis.** (Die mitgetheilt. Berichtiggn. u. Zusätze entstammen z. größt. Theil den Kritiken Nesselmanns in d. Altpr. Mtsschr.

III, 454 ff. IV, 65 ff.) [Bulletin de l'acad. imp. des sciences de St. Pétersb. Tome XI. No. 2. S. 293–299.]
A. v. Loën, aus d. Culturleb. d. Ggw. 21. **R. Gottschall.** [Wissschftl. Beil. d. Leipz. Ztg. 36.]
Conrad Letzkau. III. IV. (datirt: Berlin, im Mai 1867. gegen Dr. Hans Prutz' Aufsatz „d. Katastrophe d. Danz. Bürgermstrs. Konr. Letzkau" in d. Altpr. Mtsschr. III. Hft. 7.) [**Westpr Ztg.** 122–124. 129–131. (vgl. 103. 105. 106.)]
Dr. Heinr. Rud. **Schmidt**, Dir. d. höh. Töchterschule in Elbing † 21. Mai. (Nachrufe. Begräbniß. Gedächtnißfeier.) [**N. Elbing. Anz.** 118. 121.]

S.

Anzeige eines Plagiats.

Im Jahre 1862 erschien bei J. J. Weber in Leipzig meine „Geschichte der Tanzkunst." Das Buch ist seitdem vielfach mit und ohne Angabe der Quelle benutzt und citirt worden. Das war seine Bestimmung als historische Monographie und ich bin dafür dankbar. Eine über das gewöhnliche Maaß hinausgehende „Benutzung" ohne Citation finde ich jedoch in einem in diesen Tagen erschienenen Hefte: „Die Tanzmusik, dargestellt in ihrer historischen Entwickelung von F. L. Schubert." (Leipzig, C. Merseburger, Preis 15 Sgr.) Das kleine „Werk" enthält 55 Seiten Text, von denen 23 aus meiner „Geschichte der Tanzkunst" ohne Angabe der Quelle wörtlich abgedruckt sind. Außerdem sind etwa 3–4 Seiten dem Walther-Dommer'schen musikal. Lexikon entnommen. Ob der Rest, über den ich mir eine Kritik nicht erlaube, des Herrn Verfassers „eigenes Werk" ist, weiß ich zwar nicht, doch spricht viel dafür, denn thatsächliche Notizen, welche sich von irgend woher zu nehmen der Mühe lohnte, enthält dieser Rest nicht. Als Beispiel führe ich die Angabe über den „Branle" an. Ich bemerkte S. 128: „Der erste Tanz — der Ceremonienbälle — war gewöhnlich der Branle, der die Bewegungen der Polonaise und den graziösen Schritt der Menuet in sich vereinigte." — Herr F. L. Schubert wird hier selbstständig: „Der Branle (spr. Brangl') war der erste Tanz der ceremoniellen Hofbälle (Bal paré genannt) unter Ludwig XIV. welcher erstere die Bewegungen der Menuet und Polonaise in sich vereinigte. Als ein gewöhnlicher Rundtanz in Frankreich wurde er mit Gesang begleitet. Näheres über ihn und besonders über die Musik dazu, ist nicht bekannt geworden." Nämlich Herrn Schubert durch meine Geschichte der Tanzkunst nicht, dem übrigen Publikum, das sich für diesen Zweig der Culturgeschichte interessirt, aber längst durch meine Abhandlungen über die Culturgeschichte der Tanzkunst in „Westermann's illustr. deutsch. Monatsheften. Braunschweig. Jahrgang 1864 bis 66."

Wenn ich noch hinzufüge, daß ein halbes Dutzend Musikbeilagen und zwar die Seltensten, daß das Sachregister bis auf wenige Auslassungen, und daß sogar der Holzschnitt auf dem Titelblatt meinem gedachten Werke entnommen ist, so glaube ich diese kleine literarische Schalkheit genügend charakterisirt zu haben.

Danzig, im Mai 1867. **Albert Czerwinski,**

Mitglied der Tanz-Akademie zu Paris

Redacteur der Westpreußischen Zeitung.

Immanuel Kants sämmtliche Werke.

In chronologischer Reihenfolge herausgegeben

von

G. Hartenstein.

Leipzig, Leopold Voß.

Da von beiden bis jetzt erschienenen Gesammtausgaben der Werke **Immanuel Kant's** die eine längst im Buchhandel vergriffen ist und von der andern keine vollständigen Exemplare mehr vorhanden sind, so schien mir der Zeitpunkt gekommen zu sein, eine neue Gesammtausgabe der Werke des großen Denkers zu veranstalten, die zugleich geeignet wäre, durch verhältnißmäßig billigen Preis sie leicht und allgemein zugänglich zu machen.

Für die Anordnung ist die chronologische Reihenfolge der einzelnen Schriften gewählt worden, welche sich der allmähligen Entwickelung der wissenschaftlichen Thätigkeit **Kant's** am unmittelbarsten anschließt.

Die Herausgabe hat Herr Prof. **G. Hartenstein** übernommen; von der Sorgfalt mit welcher er durch wiederholte Vergleichung der Originalausgaben der einzelnen Abhandlungen und Werke bemüht gewesen ist, den ursprünglichen Text derselben treu und correct wiederherzustellen, giebt der bereits erschienene I. Band Zeugniß, welcher überdies eine kleine von den bisherigen Sammlern und Herausgebern übersehene Abhandlung **Kant's** zum ersten Male wieder veröffentlicht.

Die ganze Ausgabe wird 8 Bände umfassen, welche in möglichst kurzen Zeiträumen von einander erscheinen werden.

Der Preis für die gesammte Ausgabe wird Thlr. 12 betragen, der des einzelnen Bandes Thlr. 1. 15 Ngr.

Einzelne Bände werden jedoch apart nicht abgegeben.

Leipzig, 1867. **Leopold Voß.**

Außer Band I. ist auch Band IV. bereits erschienen; sie sollen demnächst in diesen Blättern ausführlich besprochen werden.

Die Herausgeber der Altpr. Mtsschr.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Reise über die Kurische Nehrung
im Sommer 1866.

Von

Dr. G. Berendt.

VI.

Schwarzorth und die Bernsteinbaggerei.

Malerisch zieht sich das Fischerdörfchen Schwarzorth, dem sich einige bessere Wohnhäuser und zwei Logirhäuser des von Memel aus ziemlich besuchten Badeortes anreihen, längs des Haffes entlang, während die genannten seitlichen Ausläufer des Dünenkammes, zum Theil steil zum Haffufer abfallend, reizende Waldschluchten zwischen sich einschließen, in denen unter andern Waldpflanzen die seltene Linnaea borealis üppig wuchert. Und doch ist der Boden, ist der Sand der Berge und Schluchten kein andrer, als überall auf der Nehrung und es bedürfte kaum der Tradition oder des augenscheinlichen Beweises, den der vielfach in den kahlen Dünen freigewehte alte Waldboden mit seinen Stubben und verrotteten Baumstämmen liefert, um einzusehen, daß die Natur unter den völlig gleichen Verhältnissen, auch auf der ganzen Erstreckung der Nehrung einst solchen Wald hervorgebracht. Schwarzorth mit seinem Walde hoher Kiefern, zwischen denen selbst manche kräftige Eiche sich entwickelt hat, giebt uns ein Bild der Nehrung, wie sie vor Zeiten gewesen, ehe des Menschen Hand, nicht ahnend die furchtbaren Folgen, die schützende Waldung zu vernichten begann und so die zerstörende Kraft der Natur entfesselte.

Wer sich einen Begriff dieser langsam aber sicher und stetig fortschreitenden Verwüstung verschaffen will, der darf nur von Schwarzorth aus das kaum 1/2 Stündchen entfernte nördliche Ende des Waldes besuchen, wo ein von dem 172 Fuß hohen Gipfel der Grikinn vorgeschobener

Dünenarm, trotz stets erneuter Sandgräserpflanzung unerbittlich über den frischen Rasen einer kleinen Waldwiese und, so unglaublich es auch klingen mag, über die hohen Kiefern des Waldes selbst fortwandert.

Eine meisterhafte Kreideskizze des Maler Penner hat diesen und einen ähnlichen Punkt naturgetreu wiedergegeben und einem uns wohlbekannten Verehrer der Nehrung, dessen Namen zu nennen ich jedoch nicht berechtigt bin, da er ihn selbst nicht genannt hat, gebührt das Verdienst die Bildchen ans Licht gezogen und mit einigen für die Schönheit der Dünen begeisterten und begeisternden Worten in dem Märzheft 1866 der Leipziger Illustrirten Zeitung der Oeffentlichkeit übergeben zu haben.

Während einige der Bäume erst eben vom Fuß der Düne erreicht werden, sind die nächst benachbarten schon bis zur Hälfte des Stammes begraben und etwas weiter, den kahlen Dünenhang empor, ragen nur noch die Zopfenden der mächtigen Kiefern als kleine, auf dem pflanzenlosen Sande unmotivirt erscheinende Büsche hervor. Schon lange jedoch, ehe der Sand den grünen Wipfel erreicht, hat die oft ellenlang herabhängende Bartflechte Zweige und Nadeln wie mit einem grauen Todtenschleier überzogen, das Mark des Baumes aussaugend, gleichsam als sollte er nicht in der Blüthe seiner Kraft begraben werden.

Außer als malerisch schön gelegener Badeort hat Schwarzort aber in den letzten Jahren gradezu Berühmtheit erlangt durch die in seiner Nähe im Haff stattfindende Bernsteinbaggerei. Zwei Unternehmer, die Herren Stantien und Becker aus Memel, haben das zugleich reichlich sich lohnende Verdienst, diese Quelle des Nationalreichthums hier entdeckt und erschlossen zu haben. Nicht weniger denn über 400 Arbeiter finden hier den Sommer hindurch theils auf den Baggern, theils am Lande reichlichen Verdienst und trotz der bedeutenden Betriebskosten, die 8 Hand- und 4 Dampfbagger, die Werkstätten, die Wäsche und das den Verkehr vermittelnde Dampfboot erfordern, sind die beiden Unternehmer, die aber auch unermüdlich thätig sind für die Ausdehnung des Werkes, durch die Ausbeute an Bernstein in Kurzem schon zum Reichthum gelangt.

Eine gute Viertelstunde nördlich der letzten Häuser Schwarzorts, idyllisch am Rande des Waldes und zugleich des Haffes sich hinziehend, finden wir die hölzernen Barracken der zum Theil weit aus Littauen herüber-

gekommenen Arbeiter. In kaum 800 Schritt vom Ufer liegt im hellen Sonnenschein die ganze Flottille der Bagger vor Anker. Nur leise und gedämpft tönt das Geräusch der arbeitenden Paternosterwerke über die Wasserfläche herüber; aufsteigende Rauchwölkchen kennzeichnen die Dampfbagger. Es ist 12 Uhr Mittags und somit Schichtenwechsel. Von dem ältesten der Dampfbagger ertönt das Signal mit der Glocke und fast im selben Augenblicke stoßen von sämmtlichen 12 Baggern Boote ab, die sich mit kurzen und schnellen Ruderschlägen dem Ufer nähern. Hier harrt ihrer schon dicht gedrängt die ablösende Mannschaft, zum Theil auch aus Frauen bestehend. Im Augenblick sind die leeren Boote besetzt und unter lautem Gespräch oder Gesang enteilen sie wieder dem Ufer. Begleiten wir sie in einem Handkahn! Das eintönige Gemurmel der Paternosterwerke wird deutlicher, je mehr wir uns den Baggern nähern. Plötzlich verstummt es, fast wie mit einem Schlage. Man rüstet sich auf den Baggern zur Abfahrt; die Boote legen an, die neue Mannschaft macht sich sogleich an die Arbeit, während die frühere dem Lande zueilt.

Wir haben Zeit inzwischen auf den Boden des Haffes zu achten. Er besteht überall aus Sand und geht sehr flach vom Ufer hinein bis auf weite Erstreckung. Erst bei 3—400 Schritt vertieft sich das Haff über 5 Fuß. Wir passiren eine schmale Rinne, denn noch ehe wir die Bagger erreichen, wird das Wasser wieder flacher. Die ganze Flottille der Bagger arbeitet auf dem sogenannten Korningschen Haken, einer sanften Bodenerhebung im Haff, die ca. eine Viertelmeile nördlich des Schwarzorther Waldes vom Ufer der Nehrung sich ins Haff hineinzieht, abweichend von anderen Haken in schmalem Zuge parallel dem Ufer nach Süden verläuft und somit eine schmale Rinne, die der höchsten Erhebung der Dünenkette am Nordende des Waldes gleichnamige Grikinn, zwischen sich und dem Ufer abschließt.

Die Hauptarbeit der Bagger bewegt sich bereits seit den drei verflossenen Jahren fast ausschließlich auf diesem Haken und noch immer ist das Terrain groß und ergiebig genug, um für eine Reihe von Jahren voraussichtlich gleiche Mengen von Bernstein zu liefern. Wo und in wie weit der übrige Boden des Haffes ebenfalls ergiebig an eingespültem Bernstein ist, bleibt weiteren praktischen Versuchen des Unternehmungs-

geistes zu entscheiden überlassen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, lassen sich derartige mehr oder weniger reiche Einspülungen von Bernstein im Sande des Haffes noch weit verbreitet erwarten, denn ihrem geologischen Alter nach gehören sie einer verhältnißmäßig sehr neuen, der Alluvial- oder Jetztzeit an.

Als bei Beginn derselben der lange Streifen der Nehrung noch nicht oder nur theilweise als Inselkette über dem Meeresspiegel vorhanden war, verrollten die damals wie heute bei gewissen Winden mit ausgespültem Bernstein beladenen Wogen der Ostsee noch ungehindert in den jetzt durch Moore, wie die Supis, das Thrus- nnd das Szwenzelner Moor, ausgefüllten Buchten der littauischen Küste. Bernstein, Sprockholz und Seetang wurde ans Ufer geworfen und wird erst heute an den Rändern dieser Buchten oder vielmehr nun Moore, in den Gräbereien bei Pempen und Prökuls und anderseits an der Luscze oder in der Supis gefunden.

Bei den späteren abermaligen Senkungen des Landes (es lassen sich deren zwei zur Alluvialzeit stattgefundene nachweisen, wovon bei einer andern Gelegenheit des weiteren die Rede sein wird) wurde dieser schon abgelagerte Bernstein von neuem aufgewühlt und sammt dem ihn begleitenden Sprockholz in das durch die Nehrung bereits abgeschlossene Haff geführt. Hier kam beides in den aus feinem glimmerreichen Sand der Flüsse sich fortbauernd bildenden Sandbänken, wie die Korningksche, mit Unrecht Haken genannte, eine ist, wiederum zum Absatz.

Naturgemäß werden daher bei Ausdehnung der Versuche die gleicherweise von Süd nach Nord sich erstreckenden Bodenerhöhungen im Haff nördlich des Korningkschen Haken bis beinahe zum Bärenkopfe hin zu untersuchen sein. Aber auch an andern Stellen des Haffbodens, wo eine frühere Sandbank nicht mehr so deutlich zu erkennen ist und sich der Boden allmählig geebnet hat oder schon damals Flachwasser und zeitweiliges Vorland dem Absatz des Bernsteins günstig war, wird letzterer noch vielfach in lohnender Menge zu finden sein.

Bernstein und Sprockholz, die stets zusammen vorkommen, liegen in dem Sande des Haffbodens nun weniger in einer besonderen Schicht dicht angehäuft, als vielmehr mehr oder weniger verstreut bis in eine Tiefe von 10 bis 12 ja selbst 15 Fuß unter der Oberfläche des Haffbodens.

Die Art und Weise des Baggerns ist daher auch eine eigenthümliche und den Verhältnissen angepaßte. Während bei dem sonstigen die Vertiefung oder Reinigung irgend eines Gewässers bezweckenden Baggern, die je um etwa $^{1}/_{2}$ Fuß tief gestellten Eimer den Boden allmälig durch Vor- und Zur-Seite-Rücken auf eine größere Fläche hin abscheeren, rückt der Bernsteinbagger nur wenige Fuß vor und zur Seite, wird jedoch tiefer und tiefer gestellt, so daß sich eine grabenartige Rinne bildet, die, wenn nicht das Aufhören von Bernsteineinmengung ehe ein Ziel setzt, bis zur erreichbaren Tiefe d. h. bis zu 18 und bei den Dampfbaggern selbst 22 Fuß unter dem Wasserspiegel hinabgeführt wird. Schon aus ein bis zwei Fuß Tiefe im Haffboden beginnen die Eimer vereinzelte Bernsteinstücke und Sprockholz zu Tage zu bringen, deren Einmengung nach der Tiefe mehr und mehr zunimmt. Sind die Eimer auf dem tiefsten Stande angelangt, und je nach Umständen schon früher, so beginnt erst das eigentliche Bernsteinbaggern. Die Eimer des Paternosterwerkes gehen von nun an leer in der gebildeten Rinne, erzeugen einen lebhaften Wasserstrom in derselben und spülen so Sprockholz und Bernstein aus den Wandungen in die Eimer, während der Sand zu Boden fällt. Es bildet sich so allmählig eine länglich trichterartige Vertiefung, deren Mittelpunkt immer in der anfänglichen Tiefe gehalten wird.

Bei dieser dem Zweck am meisten entsprechenden Art und Weise des Baggerns, die weit über das drei- und vierfache der gewöhnlichen Weise erzielt, da bei dem Scheeren der leichte Bernstein zum größten Theil vom Wasser wieder fortgeführt wird, während er hier stets der tiefsten Stelle und somit den Eimern zuströmt, läßt sich aber nun garnicht erweisen, aus welcher Tiefe ein mit den Eimern zu Tage gefördertes Bernsteinstückchen stammt. Von besonderer Bedeutung wird diese Frage nämlich vorzüglich durch das vereinzelte aber verhältnißmäßig nicht seltene Vorkommen schon von Menschenhand bearbeiteten Bernsteins zwischen den übrigen Mengen desselben. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn derartige Artefakte, wie es zuweilen geschieht, aus großer Tiefe heraufgebracht werden und erlaubt uns dies noch keinesweges den sonst naheliegenden Schluß, daß die ganze Bernsteinablagerung des Haffbodens erst nach dem Auftreten des Menschengeschlechtes stattgehabt, andrerseits also auch wieder

der Mensch diese Gegenden bewohnt habe zur Zeit der vorletzten ziemlich bedeutenden Senkung, deren Spuren bis ca. 20 Fuß über dem heutigen Wasserspiegel nachzuweisen sind. So interessant diese Beobachtung wäre und so wenig sie außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, so muß sie aus dem angeführten Grunde doch zum mindesten als offene Frage betrachtet werden.

Am wahrscheinlichsten wird es bei Berücksichtigung anderweitiger geognostischer Phänomene der Gegenden des kurischen Haffs, daß die auf den Menschen deutenden Kunstprodukte aus Bernstein erst aus der Periode der letzten bis in die neueste Zeit fortgesetzten Senkung des Landes stammen, wo sie sowohl aus den der auftretenden Wasser halber verlassenen Wohnstätten, als aus alten Gräbern der littauischen Küste oder der kurischen Nehrung ausgespült werden konnten und selbst bei Fahrten auf dem Haffe mannigfach verloren gegangen sein werden. Wenn sie daher nicht nur den obersten Schichten des Haffbodens angehören, sondern sich in der Folge als wirklich der gesammten Bernsteinablagerung im Haff eigenthümlich herausstellen sollten, so würde hieraus ehe auf eine wiederholte Umlagerung des Bernsteins zu dieser Zeit unter Einmengung der Artefakte zu schließen sein, als die Existenz des Menschen bis in so ferne Zeiten zurückzuführen.

Unter dem bearbeiteten Bernstein des Haffgrundes unterscheidet man hauptsächlich dreierlei verschiedene Arbeit, die auch wohl ebensovielen, jedenfalls aber zwei verschiedenen Zeiten angehört. Die der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zum Theil direkt von Herren Stantien und Becker geschenkten, zum Theil von der Königl. Regierung überwiesenen derartigen Kunstprodukte erlangen dadurch ein doppeltes Interesse, daß sie sich von den bearbeiteten Bernsteinfunden des Samlands und andrer Theile der Provinz, aus denen die Alterthumsgesellschaft Prussia dergleichen besitzt, durchaus unterscheiden und hiesigen Sammlern daher gänzlich fremd und neu sind.

Die ältesten Stücke sind jedenfalls die nur mit einer kleinen Oeffnung zum Aufziehen auf eine Schnur versehenen sonst noch unbearbeiteten Stücke, an die sich ein paar ähnliche Zierrathe schließen, die bereits rohe Spuren eines Schneideinstruments auf ihrer ganzen Fläche zeigen oder durch Spalten nach Art der Steinwaffen ihre Gestalt erhalten haben.

Eine ziemliche Geschicklichkeit verrathen indeß schon die als Knöpfe bei den Arbeitern bekannten Stücke, die jedenfalls nach Art der sonstigen Bernstein-Corallen auf Schnüre gezogen als Halsschmuck dienten und dann als durchaus praktischer wie die heutigen anerkannt werden müssen, da sie sich vermöge ihrer scheibenartig flachen Form weit besser dem Körper anschmiegten, während zugleich von der Schnur garnichts zu sehen war, die durch ein an der Hinterseite der Scheibe schräg bis zum Mittelpunkte gebohrtes und ebenso an der Hinterseite wieder mündendes Loch gezogen wurde. Zu dieser flachen Corallenschnur gehörten wahrscheinlich als Verzierungen auf der Brust herabhängende dreieckig oder ovalgeformte Stücke, die zuweilen schon durch punktirte Linien und dergl. weiter ausgeschmückt sind. Alle diese Gegenstände sind bereits möglichst glatt geschabt und hernach durch langen Gebrauch zum Theil völlig polirt.

Die dritte Art dieser Artefakte zeigt cylindrisch zugeschnittene Stücke, die der Länge nach durchbohrt sind, aber noch sämmtlich die roh zugeschnittene unebene Außenseite zeigen, grade wie moderne Bernsteinarbeiten in ihrem ersten Stadium. Daß dieselben wirklich noch unvollendete Stücke sind,[1]) dafür spricht einmal die mit der rohen Arbeit der Außenseite nicht in Einklang stehende schon recht vollkommene Art der Bohrung, andrerseits der Fund gut gearbeiteter dünnerer Röhrchen, wie sie leicht aus jenen Stücken angefertigt werden können. Dennoch dürften es andrerseits auch wieder keine völlig modernen Artefakte sein, da diese letzteren Röhrchen trotz der geschickten Form offenbar nicht abgedreht, sondern nur abgeschabt sind, und sie dürften somit nur der Zeit der flachen Corallenschnüre oder der nächst darauf folgenden zuzusprechen sein.

Einige von den genannten abweichende vereinzelte Stücke, namentlich auch flache Ringe, sind ebenfalls gefunden, dann aber als besonders erwähnenswerth zwei wohl als Götzenbilder anzusprechende Nachbildungen menschlicher Gestalten, deren eine von ca. 3½ Zoll Länge deutlich einen Littauer in seiner charakteristischen kurzen Jacke erkennen läßt. Vier passend angebrachte Löcher sprechen dafür, daß die Figur als Amulet vielleicht das Mittelstück einer Halskette bildete.

---

[1]) Auffallend ist überhaupt die große Menge unfertig gebliebener Stücke jeder Art, die namentlich häufig die von beiden Seiten erst eben begonnene Bohrung zeigen.

Die tägliche Ausbeute an gebaggertem Bernstein überhaupt ist eine sehr bedeutende. Man arbeitet in den Sommermonaten Tag und Nacht in drei Schichten zu je acht Stunden. Während einer solchen Schicht von Mittags 12 bis Abends 8 Uhr, während welcher ich Gelegenheit hatte den Gang der Arbeit dauernd zu beobachten und es nach dem Urtheil der Arbeiter allgemein, mit Ausnahme des einen der Dampfbagger, nicht sonderlich ging, lieferten die zwölf Bagger 231 Pfund.

Die durchschnittliche Mittelausbeute hat sich auf 288 Pfund herausgestellt, was also in 24 Stunden 864 Pfund oder in den 6 Arbeitstagen einer Woche 5184 Pfund beträgt.

Es werden dabei auf die drei Dampfbagger für eine achtstündige Schicht je 45 Pfund gerechnet. Für den kleinen vierten Dampfbagger 25 Pfund und für jeden Handbagger 16 Pfund. Ist die angegebene Pfundzahl von einem der Bagger überschritten, was in der Mehrzahl der Fälle von allen zu geschehen pflegt, so erhält der betreffende Baggermeister 5 Sgr., jeder der Arbeiter 1 Sgr. Prämie.

Ueberhaupt ist den Leuten auf den Baggern ein äußerst reichlicher Verdienst geboten. Es erhält nämlich pro achtstündige Schicht: ein Baggermeister 1 Thlr. bis 1 Thlr. 5 Sgr., je nach dem Dienstalter; jeder der Leute 22 Sgr. und da dieselben zumeist eine um die andere Schicht arbeiten, somit also binnen 2 mal 24 Stunden 3 mal 8 Stunden beschäftigt sind, so stellt sich der Verdienst des Arbeiters pro 24 Stunden auf 1 Thlr. 3 Sgr. Eine äußerst dankenswerthe Einrichtung sichert den Leuten zugleich einen Theil des Verdienstes für die Wintermonate, indem ihnen von dem Lohne wöchentlich 1 Thlr. zurückgelegt wird, so daß sie beim Schluß der Arbeit, Anfang Winters, eine kleine Summe baar in Händen haben.

Die Arbeit auf den einzelnen Baggern vertheilt sich in folgender Weise. Auf den Handbaggern sind 7 Personen beschäftigt das Eimerwerk im Gange zu erhalten. Sand, Sprockholz und Bernstein fällt aus den Eimern auf einen durch eine Kette steiler und flacher zu stellenden hölzernen Steg und von demselben auf eine mit erbsengroßen Löchern siebartig durchbohrte Eisenplatte. Mit Hülfe des von den Eimern bald mehr bald weniger mitgeführten Wassers und einer an einem langen Stiele befestig- Holzkratze oder Krücke rührt ein, in dem neben dem Bagger liegenden

Prahme stehender Arbeiter den Sand von Zeit zu Zeit durch die Oeffnungen des Siebes und schaufelt, unterstützt von einem zweiten, zurückbleibenden Bernstein und Sprockholz in ein zur Seite stehendes Faß.

Daß beim Ausgießen der Eimer am Steg etwa Vorbeifallende wird von einem an einem eisernen Bügel in Ketten unter Wasser hängenden Hanfnetze aufgefangen, welches durch einen besonderen Arbeiter mittelst eines Strickes dann und wann auf- und niedergezogen wird. Während der übrigen Zeit ist es Aufgabe desselben, Bernstein und Sprockholz zu sondern und auszuwaschen. Ein Baggermeister leitet die Arbeit, der sich betreffenden Falls von dem den technischen Betrieb führenden Herrn Stantien oder einem denselben vertretenden Ingenieur Raths erholen kann.

Auf den Dampfbaggern ist der Gang der Arbeit derselbe, nur daß statt der Menschenhände beim Bewegen des Eimerwerks die Dampfkraft eintritt. Die dabei verwandten Maschinen sind von verschiedener Kraft, da es sich bei der Neuheit des Unternehmens erst darum handelte, in allen Stücken die möglichst günstigsten Einrichtungen zu erproben. Wir finden daher bei den vier Dampfbaggern zwölf-, zehn-, acht- und vierpferdekräftige Maschinen, letztere auf einem früheren Handbagger.

Eine wesentliche Verschiedenheit besteht ferner in der Anbringung des Eimerwerkes. Während der kleinste Dampfbagger am meisten den Handbaggern ähnelt, führen die beiden größeren, wie bei Dampfbaggern üblich, je zwei Paternosterwerke, die sich an den beiden äußeren Längsseiten bewegen. Der größte und neuste Dampfbagger führt dagegen wieder ähnlich den Handbaggern ein Paternosterwerk in seiner mittleren Längsaxe, jedoch seiner Kraft entsprechend mit bedeutend größeren Eimern.

Auf die für den Betrieb wichtige Form- und Größenverschiedenheit und die Dimensionen der Eimern näher einzugehen, würde hier zu weit führen; nur das möge erwähnt werden, daß man zweierlei auf die beschriebene eigenthümliche Art der Bernsteinbaggerei basirende ganz verschiedene Eimer an jedem Bagger unterscheidet. Zwischen zwei der gewöhnlichen dichten aus starkem Eisenblech bestehenden, nur mit einigen kleinen runden Löchern zum ersten Abfluß des Wassers versehenen Eimern, sind je ein auch zwei derselben eingeschaltet, deren Boden und Wände gänzlich aus flachen Eisenstäben mit entsprechenden Zwischenräumen bestehen. Beim

Vertiefen der Rinne dienen beide Arten mehr oder weniger zum Schöpfen des Sandes. Beim späteren Leergehen der Eimer in der besagten Rinne aber erzeugen die dichten Eimer vorzüglich die starke Strömung zum Ausspülen des Bernsteins, während die gegitterten vermöge des hindurchgehenden Stromes hauptsächlich den Bernstein auffangen, der aus den andern bei der Stärke und nothwendigen Rückkehr des Wasserstromes ebenso heftig wieder hinausgespült wird.

Auch die sonst übliche Einrichtung bei Dampfbaggern, daß die beiden an den gegenüberliegenden Seiten sich bewegenden Paternosterwerke in einer gemeinsamen unter dem Boden des Baggers hindurchlaufenden Kette hängen, ließ sich mit der beschriebenen Art der Bernsteinbaggerei nicht mehr vereinigen, da die Bildung grabenartiger Rinnen dadurch zur Unmöglichkeit wurde, während andrerseits, die in je einer besonderen Kette hängenden Eimerwerke der nöthigen Festigkeit entbehrten. Durch eine geschickt angebrachte Schienenleitung, die sich heben und senken läßt, ist auch diese Schwierigkeit überwunden. Solcher und ähnlicher durch unermüdete Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Erfahrung abgelauschter Einrichtungen sind und werden beständig neue getroffen und die ganze Bernsteinbaggerei dadurch zu einem wirklich rationellen Betriebe entwickelt.

Der durch die Siebplatte hindurchgespülte Sand fällt nun in die bei Baggern überhaupt üblichen Prähme. Auch hier geht man damit um, in der Folge nur sogenannte Deckprähme in Anwendung zu bringen, deren bereits mehrere in Gebrauch stehen. Dieselben sind oben mit einem dichten Verdeck und großen Luftkasten versehen. Der Sand kann nur durch eine von der Siebplatte geschlossene Oeffnung in das Innere gelangen und das mitgeführte Wasser durch Oeffnungen unter dem oberen Rande beständig abfließen, so daß dem plötzlichen Versinken gewehrt ist. Der Vorzug dieser Deckprähme ist ein doppelter und bedeutender, denn nicht nur reichen zwei derselben für eine achtstündige Schicht aus, während früher bei dem großen Bagger, dessen umfangreiche Eimer gewaltig schöpfen und den Prahm schnell mit Wasser füllen, oft 16 Prähme pro achtstündige Schicht nöthig wurden, wenn man sich nicht der Gefahr des plötzlichen Untersinkens aussetzen wollte, sondern auch die sonst nothwendige nochmalige Wäsche des Sandes und dazu erforderliches Umschaufeln der ganzen

Sandmasse wird durch dieselben entbehrlich. Man kann den Prahm ohne Gefahr am Boden öffnen und den Sand an der dazu bestimmten Stelle zu Boden fallen lassen.

Das Fortschaffen der gefüllten und Zurückbringen leerer Prähme wird von einem eignen Dampfboote ausgeführt. Dasselbe vermittelt beständig die Verbindung zwischen den Baggern und der nördlich des am Nordende des Schwarzorther Waldes vorspringenden Dünenhakens nahe dem Ufer in einer als Abladeplatz dienenden Bucht angebrachten Wäsche oder sogenannten stage, die in Zukunft nach dem Gesagten allmählig entbehrt werden kann.

Dieselbe befindet sich auf einem schwimmend verankerten Holzstege und besteht aus 20 bis 24 Siebkasten, deren Bord ca. 1 Fuß den Wasserspiegel überragt, deren Boden von einer auf den Baggern schon kennengelernten ca 3 Millimeter starken Eisenblechplatte von $5\frac{1}{2}$ Fuß Länge und $2\frac{3}{4}$ Fuß Breite gebildet wird, die mit erbsengroßen Löchern siebartig durchbohrt ist und einige Zoll unter dem Wasserspiegel liegt, so daß das Wasser bis zu dieser Höhe in den Siebkasten steht. In dieselben wird von je zwei Mann der auf den Baggern bereits durchsuchte Sand aus den Prähmen eingeschaufelt, während ein dritter Arbeiter durch Hin- und Herziehen einer an langer Stange befindlichen Krücke Wasser und eingeschaufelten Sand in beständiger Bewegung erhält und von Zeit zu Zeit die meist nur kleinen bisher übersehenen oder vorbeigefallenen Bernsteinstückchen ausliest.

Wie vollkommen jedoch die Auslese auf den Baggern bereits ist, ersieht man am besten daraus, daß z. B. an jenem Tage, wo die Ausbeute der 12 Bagger von Mittags 12 bis Abends 8 Uhr 231 Pfund betrug, die stage nur 6 Pfund lieferte und zwar durchgängig kleine Stückchen.

Nach Schluß der achtstündigen Schicht liefert jeder Bagger sein Säckchen mit Bernstein in die Vorrathskammer, wo er augenblicklich im Beisein des Abliefernden gewogen wird, damit jede Mannschaft sogleich weiß, ob sie die Prämie erreicht hat oder nicht. Die nöthigen Räumlich- resp. Gebäulichkeiten wie Vorrathskammer, Utensiliengelaß, Bureau und Wohnzimmer des leitenden Ingenieurs, Schmiede, Schlosserei, Schreinerei, Drehstube u. s. w. sind nach und nach, je nach dem Bedürfniß entstanden oder

erweitert und schmuck und nett, aber nicht im großartigen Styl und zum Ruin des Unternehmens, wie leider gar zu oft bei ähnlichen technischen Werken unserer Tage angelegt. An diese Gebäude sich reihend folgen, immer längs des Haffufers und zugleich des Waldrandes sich hinziehend zwei Schlafhäuser für die Arbeiter zu ca. 150 Mann. Auch hier herrscht durchaus kein Luxus. Einfach aus Holz erbaut sind sie in zwei Etagen zu lauter kleinen Kämmerchen eingetheilt, in deren jeder zwei Mann über einander schlafen; aber vermöge der strengen Disciplin herrscht eine Ordnung nnd Reinlichkeit in demselben, wie selten an ähnlichen Orten. Eine gleiche Ordnung wird auf den Arbeits-, Lager- und Erholungsplätzen außerhalb der Gebäude gehandhabt. Für jedes frei umherliegende Stück Geräth oder Maschinentheil können ein oder zwei der Arbeiter verantwortlich gemacht werden, was bei der dem Littauer im Allgemeinen vielfach eigenthümlichen Neigung sich fremdes Eigenthum anzueignen, von doppelter Wichtigkeit ist und womit hier der Zweck vollständiger Sicherheit durchaus erreicht wird, da von den in das Interesse mit hineingezogenen Arbeitern selbst ein diebischer Genosse schnell entdeckt und ausgestoßen wird.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, wenn zur Zeit des Schichtenwechsels die ganze buntgemischte Mannschaft in ungezwungenen Gruppen um die fast unmittelbar an der Spülung des Wassers entlang in Reihen lodernden und knisternden Feuer gelagert ist, um ihr einfaches Mahl zu bereiten und zu genießen.

Dazu kommt nun die ganze landschaftliche Scenerie in je nach der Tageszeit charakteristischer und verschiedener Beleuchtung und vollendet ein Bild, werth, einmal von der Hand eines geübten Meisters wiedergegeben zu werden.

Eine ebenso geschickte Hand würde dazu gehören, die eigenthümliche Pracht eines Sonnenunterganges, wie sie sich zuweilen grade bei Schwarzorth zu entfalten pflegt, wiederzugeben, ohne durch das Spiel der Farben unnatürlich zu erscheinen. Ich spreche hier nicht von dem Blick in die als feurige Kugel in die See hinabsinkende Sonne, der unserm Ostseestrande überhaupt einen so besondern Reiz gewährt. Allerdings eilen auch hier in Schwarzorth die meisten der Badegäste, um einen Sonnenuntergang zu genießen, zur See, aber weit brillanter und jedenfalls für Schwarzorth

ganz charakteristisch ist in den meisten Fällen der Anblick des Haffes und der in den südlicheren Theilen desselben nirgends so nah gelegenen jenseitigen Küste zu dieser Zeit.

Während der Beschauer selbst und ein immer breiter und breiter werdender Streifen des Haffes sich schon im tiefen Schatten der Dünenberge befindet, hinter denen die Sonne längst den Blicken entschwunden ist, erglänzt die breite Wasserfläche des Haffes im leuchtenden Wiederschein; die doch immer noch fast eine Meile entfernte littauische Küste erscheint wunderbar nahe gerückt, in dem dort längs des Ufers sich hinziehenden Dörfchen Schäferei ist jedes Haus, ja jedes Fenster durch den Reflex seiner Scheiben zu erkennen und wie dort jeder Baum, jeder höher ragende Gegenstand in rothgelbem Widerscheine leuchtet, so funkelt mitten auf der Fläche des Haffs die kleine Flottille der Bagger, an denen jede Stange, jede Kette, jeder Eimer, ohne auch nur im mindesten die Einbildung zu Hülfe nehmen zu müssen, eigenthümlicher Weise grade wie aus durchsichtig glänzendem Bernstein gearbeitet erscheint.

Aber bereits lange genug haben wir in dem freundlichen und belebten Schwarzorth geweilt. Es wird Zeit, die Reise zu vollenden und noch einmal uns in die Einsamkeit der Dünen zu verlieren, um Memel und das die Nehrung begrenzende und vom Festlande trennende Tief zu erreichen.

VII.

Von Schwarzorth bis Memel.

In dem leichten zweirädrigen Fuhrwerk des in Schwarzorth stationirten Steuercontrolleurs und in Begleitung desselben, der in Folge seines Dienstes am genausten mit diesem Theile der Nehrung bekannt ist, trat ich an einem September-Morgen die wegen der Einförmigkeit der Dünenberge wenig versprechende Fahrt an. Auf dem von den Wellen der vergangenen Nacht noch feuchten Sande ging die Fahrt längs des Haffes Anfangs ziemlich schnell von statten.

Der ununterbrochen fortlaufende hohe Kamm der Dünenberge hat zwischen der Grikinn und den Gauzeralis Bergen, den höchsten Kuppen derselben nördlich des Schwarzorther Waldes, ähnlich dem mit Gletschereis bedeckten Kamme eines Gebirges, mächtige Sandmassen gleich Armen

bis nahe ans Ufer des Haffes vorgeschoben, die schmale Ebene längs desselben oft bedenklich verengend. Nach etwa einer Viertelmeile kommt man an den traurigen Ueberresten eines der Hauptsache nach bereits verschütteten Waldes vorbei, der der neusten Zeit angehörte, wie die noch im Sande kümmerlich grünenden Tannenwipfel und weiter herab ein nur erst halb versandeter dürftiger und durch Abholzung gänzlich gelichteter Kiefernbestand beweisen.

Kurz vor dem Budies-Haken, einem breiten halbkreisförmigen Vorsprung des flachen Ufers ins Haff hinein, finden wir in mehreren von den nach dem Winde gestellten Segeln mit Hülfe einiger Stangen nothdürftig gebildeten Hütten oder besser Zelten die armen Sarkauer, deren Thüren und Fenster wir in ihrer ca. 11 Meilen entfernten Winterheimath am Anfange der Reise vernagelt fanden. Ganz nach Art echter Nomaden kampiren sie hier mit Frau und Kindern, gehen täglich, wenn die Witterung es erlaubt, auf den Fischfang aus, bringen ihre Beute in dem verhältnißmäßig nahen Memel zu Markt und gelangen trotz alledem doch zu keinem Wohlstande.

Wieder eine Strecke waren wir gefahren, ohne daß die Einförmigkeit der Landschaft durch etwas anderes als einige Strandläufer und verwandte Schnepfenarten auf dem Sande des Ufers, einige schaukelnde Keitelkähne weiter hinein im Haff, oder einen Zug wilder Gänse hoch oben in der Luft unterbrochen worden wäre. Da plötzlich bemerkten wir beide im selben Augenblick einen schwarzen Gegenstand in einiger Entfernung vor uns auf dem hellen Ufersande, denn das Auge erfaßt hier mit Begierde jeden neu sich zeigenden Gegenstand. Es schien ein Baumstamm zu sein und doch war es uns, als hatten wir eine Bewegung im ersten Augenblicke wahrgenommen. Da bewegte es sich wieder, richtete sich kerzengrade auf und rollte sich dann eine ganze Strecke über den Sand fort. Es war ein Seehund, der sich bei eingehendem Strom, wie er bereits die ganze Nacht im Haff geherrscht hatte, bis hierher verloren.

Wir hatten angehalten, um ruhiger beobachten zu können, aber auch wir waren schon erblickt. Ganz langsam zwar, als wisse er, daß wir ihm in dieser Entfernung noch gar nichts anhaben konnten, und mehrmals seine Männchen wiederholend, zog er es aber doch vor, sein Element auf-

zusuchen. Wie höhnend richtete er sich auch hier noch einigemal kerzengrade und hoch über Wasser empor, entfernte sich aber dabei, indem er untertauchte und jedesmal erst weit davon wieder zum Vorschein kam, mehr und mehr vom Ufer und blieb endlich ganz unter Wasser.

Hier im Haff hatte ich seine Gegenwart nicht erwartet, erfuhr aber später, daß er sich öfters bis zur Windenburger Ecke hinauf verliert. An der Seeküste der Nehrung ist der Seehund jedoch nach allgemeiner Aussage ein ziemlich häufiger Besucher, namentlich kommt er nach anhaltenden Nordweststürmen verschlagen oft truppweise in die Nähe des Ufers und auf den Strand, um auszuruhen. Seines Thranes halber stellen ihm die Fischer dann aufs eifrigste nach, stimmen aber sämmtlich darin überein, daß er ungemein vorsichtig ist und es daher äußerst schwer hält, ihn zu belauern und zu überlisten.

Bald hinter dem Budies-Haken, aber noch vor dem in dortiger Gegend am meisten bekannten Bärenkopfe, etwa halbwegs nach Memel, hört die Möglichkeit an der Haffseite zu fahren, so gut wie gänzlich auf. Dennoch erzwangen wir es, in dem tiefen Sande hinterhergehend und das leichte zweirädrige Fuhrwerk mit beiden Händen haltend, für eine Weile, mußten aber, da die Aussicht nicht günstiger wurde, auch bald davon abstehen. Um aber unter allen Umständen die Haffseite zu behaupten und beobachten zu können, da die Untersuchung der Seeseite der Rückfahrt aufgespart werden sollte, suchten wir einen terrassenartigen Absatz des überhaupt nirgends, wie an früher besuchten Punkten der Nehrung, mit seiner ganzen Höhe steil ins Haff fallenden Dünenzuges zu erreichen, was trotz des leichten Gefährts nur mit unser beider Hülfe dem kräftigen Pferde in dem losen Sande möglich wurde. Auch auf dieser zwischen 30 und 50 Fuß etwa schwankenden Terrasse hatte das Thier, obgleich wir zu Fuß gingen, noch ziemlich schwere Arbeit, so daß Mittag bereits vorüber war, als wir die große und kleine Hirschwiese erreichten, nur noch eine starke halbe Meile von Memel d. h. von dem diesseits gelegenen Fährhause, dem Sandkruge.

Es ist dies, außer den Spuren des verschütteten dünnen Kiefernbestandes, die wir Anfangs der Fahrt am Morgen fanden, der einzige grüne Punkt der drei Meilen langen Strecke von Schwarzorth bis Memel. Von

den Vorläufern der Dünenberge längst erreicht und vom kahlen Flugsande rings umstarrt, bildet je ein kleines Ellerngebüsch mit daran sich schließendem und ins Haff sich verlaufendem Rohrdickicht und etwas sumpfigem Wiesenboden, der aber bei 2 bis 3 Zoll Tiefe auch nur klaren hellen Sand zeigt, die große, und etwa 10 Minuten weiter die kleine Hirschwiese, die in irgend einer andern Gegend überhaupt nicht auf den Namen einer Wiese Anspruch gemacht hätten. Und hierhin wandert täglich oder für Tage das Vieh der armen Schwarzorther, die doppelt zu bedauern sind, weil sie gleichsam mitten im Paradiese gelegen, dennoch die Früchte desselben nicht genießen dürfen, da andrerseits in der That die Existenz des Schwarzorther Waldes überhaupt in Frage geräth, sobald auch nur eine ganz bedingte Weidegerechtigkeit den Insassen vom Fiskus bewilligt würde.

Beim Sandkruge, den wir nach mühevoller Fahrt oder besser Fußtour erst im Laufe der Nachmittagsstunden erreichten, beginnen nun die mit größter Sorgfalt gehegten und mit bedeutenden Kosten fortgesetzten und erhaltenen Dünenbepflanzungen der Memeler Kaufmannschaft, die es sich nicht minder im eignen wie im allgemeinen Interesse zur Aufgabe gestellt, wenigstens die Spitze des hier endlich sein Ende findenden hohen Dünenzuges nnd die verhältnißig kleinen Vorläufer desselben bis hin zur Süderplatte zu halten und so den Memeler Hafen vor steter Versandung zu schützen.

Die Rückfahrt längs der Seeküste von Sandkrug bis Schwarzorth hat nur für den Geognosten noch wirkliches Interesse, der mit Verfolgung der regelmäßigen Triebsandterrains in den Dünen vollauf zu thun findet. Im Uebrigen ist sie, abgesehen von dem Reiz, den Witterung und Beleuchtung einer jeden Seeküste zu verleihen vermag, eine der einförmigsten der ganzen Nehrung, da des davorliegenden bedeutenden Kupsenterrains halber, nicht einmal der majestätische Dünenzug überall zur Ansicht kommt.

Wer daher nach einer Fahrt, die er vielleicht von Memel nach Schwarzorth zu Lande gemacht hat, wobei man stets in der Spülung der See oder ihrem Bereiche zu fahren pflegt, die Dünen der kurischen Nehrung und ihre Reize beurtheilen wollte, würde ihnen bitteres Unrecht thun.

Wer überhaupt etwa mit dem Fuhrmann von Memel aus sich hat übersetzen lassen und von der Höhe des Fährhauses zurückblickt auf das

rege Leben und Treiben des Hafens und der Stadt und dahinter auf die welligen Höhen bedeckt mit üppig grünenden Saaten, der kann nur mitleidig in die Sandberge der Nehrung vor sich hineinschauen, die ihm nichts weiter versprechen, als trostlosen Sand und ermüdende Einförmigkeit und Menschenleere. Wer aber nach Vollendung einer wirklichen Reise über die Nehrung auf demselben Punkte steht, der glaubt sich auf der Grenze zwischen zweien Welten. Vor ihm liegt die in ihrem Boden schon für die Existenz des Menschen vorbereitete, von ihm in Besitz genommene und ihm dienstbar gewordene Erde; hinter ihm vollzieht sich erst der erste Akt einer neuen Schöpfung, in der der Mensch sich wie eine verfrühte Erscheinung ausnimmt, weil weder der Boden im Stande ist ihn schon zu nähren, noch er es vermag, nicht, die freiwaltenden Naturkräfte zu bezwingen, nein, nur eine Stätte zu finden, wo er vor Vernichtung durch dieselben dauernd gesichert ist.

Einen Einblick in diese ersten Phasen einer neuen Schöpfungsperiode zu thun, ist der große Lohn einer mit manchen Beschwerlichkeiten verbundenen Nehrungsreise. Ist es doch unverkennbar, wie sich hier fort und fort als erste Bedingung einer bewohnbaren Erde das Wasser von dem Trockenen scheidet, das sich bereits zu majestätischen Bergen gehäuft hat; noch bedeckt sich die neue Erde nicht mit Gräsern und Kräutern, die sie, eingewandert wie Menschen und Thiere, nur bedingungsweise und auf kurze Zeit duldet; denn ihre Bildungsperiode wird sich erst ihrem Ziele nähern, wenn all die Sandmassen über die Fläche des Haffes vertheilt ein weites neues Vorland geschaffen, das von den zur Zeit in's Haff sich ergießenden Strömen in mannigfachen Windungen durchschlängelt und von ihrem fruchtbaren Schlick alljährlich bedeckt, dem Menschen üppige Wiesen als erstes Geschenk bringen wird.

Die Bedeutung und Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel im Preussischen Gebiet seit dem Jahre 1815.

Aus den nachgelassenen Papieren
von
Fritz Hirschfeld,
Regierungs-Referendarius in Marienwerder.

2. Holz.

Der Bezug an Hölzern, in Folge des Gewichts und des Volumens dieses Handelsartikels vor jedem andern gegen die Concurrenz der Schienenwege geschützt und auf die Wasserstraße angewiesen, hat sich gleichwohl am spätesten von dem Verfall, in welchen er zufolge der unglücklichen Ereignisse bis zum Jahre 1814 gerathen war, wieder zu seiner früheren Bedeutung erhoben. Während der Kriegsjahre 1807 bis 1814 war der für den Transport der volhynischen Hölzer so wichtige Muchawicz- und Königskanal in Folge der sehr verringerten Benutzung und mangelhaften Beaufsichtigung in hohem Grade verschlämmt und fast unfahrbar geworden. Es trat daher noch während der Jahre 1825 bis 1830 wiederholt der Fall ein, daß die auf diesen Wasserstraßen aufgehaltenen Holzflöße erst später in den Bug gelangten, als die Verhältnisse dieses Flusses, welcher öfters nur während einer kurzen Zeit im Frühjahr die für die Schifffahrt erforderliche Wassermenge enthält, dies nothwendig machen. Die Holzflöße waren daher unterwegs liegen geblieben, hatten beim Eintritt des Winters aufs Land gebracht, im nächsten Frühjahre wieder verbunden werden müssen und kamen somit erst im zweiten Jahre und noch dazu

erst im Spätherbst auf der Weichsel nach Danzig. Die Unternehmer erlitten hiedurch die empfindlichsten Verluste, die Communication zwischen Pina und Bug galt hinfort für unbrauchbar, und der diesseitige Weichselverkehr sah sich somit von den für den Holzexport wichtigsten Gebieten seines Hinterlandes abgeschnitten, während dieser Export nunmehr mittels des Oginski-Kanals, welcher bei Pinsk den Pripjät mit dem Sczarafluß, einem Nebenfluße des Niemen, verbindet, einen andern Weg über Memel zur See fand. Erst mit dem Beginn der 30ger Jahre wandte die russische Regierung der Wiedereröffnung der oben gedachten Canäle eine erhöhte Sorgfalt zu, und bald begann auch der Holzexport auf der Weichsel insbesondere im Laufe des vierten und noch mehr des fünften Decenniums durch die erweiterten Bedürfnisse der Danziger Rhederei, wie der preußischen, französischen und englischen Marine, endlich durch den zunehmenden Bedarf an Eisenbahnschwellen, erheblich gefördert, wieder kräftig emporzublühen. Noch mehr gewann dieser Verkehr durch die Vollendung des Pinsker Canals i. J. 1855 zwischen Bug und Pripjät und mittelbar zwischen Weichsel und Dnjepr, wie er denn auch seit den 30ger Jahren in der Beiladung von Zink ein wichtiges Mittel zur relativen Verminderung der Transportkosten gefunden hatte. Bis zum Jahre 1820 erreichten die jährlich eingehenden Holztraften kaum die Zahl von 5 bis 600; i. J. 1824 betrug ihre Anzahl 1119½, 1825 = 814½, 1826 = 423 und sank dann noch mehr herab. Im Jahre 1823 gingen bei Thorn nach Danzig durch und betrugen nach damaligen Preisen:

11,228	Klafter Brennholz à 2 Thlr.	22,456	Thlr.
619	Masten à 26¾ Thlr.	16,239	„
120	Balken von hartem Holz à 15 Thlr.	1,800	„
92,405	Stück behauene Balken kienenes Holz à 6 Thlr.	554,430	„
92,405	Stück dergl. unbeschlagen à 3 Thlr.	277,215	„
971	Bohlen-Bretter-Lasten à 20 Thlr.	19,420	„
1,949	dergl. Fußholz oder Stäbe à 15 Thlr.	29,235	„
93	dergl. Bandstöcke à 3 Thlr.	279	„
	Summa	921,074	Thlr.

In den Jahren 1840—45 und namentlich seit dem Wegfall der polnischen sog. Verflößungsabgabe i. J. 1842 erreichte die jährliche Holz-

zufuhr schon einen Werth von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Thaler und betrug mit Ausschluß von eichenen Planken und Stabholz, allein an fichtenen und eichenen Hölzern

im Jahre	1855	. . .	288,648 Stück,
" "	1856	. . .	481,848 "
" "	1857	. . .	459,812 "
" "	1858	. . .	260,892 "
" "	1859	. . .	586,780 "
" "	1860	. . .	768,956 "
" "	1861	. . .	905,240 "

so daß die jährliche Holzzufuhr auf der Weichsel gegenwärtig einen Werth von $4\frac{2}{3}$ bis 5 Millionen Thaler repräsentirt und die Zufuhren an Holz und Getreide ($7\frac{1}{2}$ Millionen) zusammen über 12 Millionen Thaler betragen. Hierbei sind noch diejenigen Transporte unberücksichtigt geblieben, welche nach kurzer Fahrt auf der diesseitigen Stromstrecke in die Brahe und durch diese in den Bromberger Canal eingehen und deren Werth nach der Anzahl der Stromgefäße und Traften noch auf die Hälfte seiner Summe d. h. 6 Millionen Thaler angenommen werden darf. Genaueres ergeben die betreffenden Listen jedoch nicht, weil das Canalgeld nur von den Fahrzeugen und nicht von der Ladung erhoben wird und daher die Declarationen der letzteren theils fehlen, theils ungenau sind. Es sei hier noch eine kurze Hinweisung auf die großen Vortheile gestattet, welche der Stadt Danzig als Holz-Handelsplatz in Folge des Weichselburchbruchs bei Neufähr i. J. 1840 dadurch zu Theil wurden, daß nach erfolgter Coupirung des Stromes und nach Anlegung der Plöhnendorfer Schleuse daselbst ein vollständig sicherer Binnenhafen von 2 Meilen Länge gewonnen wurde, welcher nebst dem Uferterrain einen der vorzüglichsten, bequemsten und ohne jede weitere Umladungskosten zu benutzenden Lager- und Stapelplatz für die angekommenen Hölzer selbst während des Winters bildet.

Die Aufhebung der Transitozölle durch das Gesetz vom 26. Febr. 1861 ist in Betreff der aus Polen bei Thorn eingehenden Hölzer bisher ohne Einfluß geblieben, weil die Eigenthümer es vorzogen, lieber den Eingangszoll zu zahlen, als sich den mit der Clarirung zur Durchfuhr verbundenen und gerade bei diesem Artikel besonders beschwerlichen Controlmaßregeln

zu unterziehen. Dagegen sind die russisch-polnischen Getreidesendungen seitdem nicht mehr wie früher — bei der damaligen gleichen Höhe der Ein- und Durchfuhrzölle für Getreide — zur Einfuhr, sondern durchgehends zur zollfreien Durchfuhr declarirt worden, und die sehr bedeutende Abnahme der Einfuhrverzollung hat es zur Genüge erwiesen, daß in regelmäßigen Jahren die Einfuhrzölle praktisch fast nur die Bedeutung von Durchfuhrzöllen haben und daß sie seit der Aufhebung der letztern für den diesseitigen Weichselimport aus Polen finanziell bedeutungslos geworden sind, weil polnisches Getreide fast nie in die diesseitige Consumtion übergeht. Jedenfalls aber dürfte die finanizell geringe Bedeutung dieser Einfuhrzölle mit den durch ihre fernere Aufrechthaltung gebotenen weitläufigen und immerhin lästigen Controlmaßregeln für die zollfreie Durchfuhr in keinem Verhältniß stehen.

3. Zink.

Eine sehr bedeutende Stelle unter den aus Polen die Weichsel herab exportirten Produkten hat zeitweise auch der Zink eingenommen, nachdem derselbe seit der Mitte der zwanziger Jahre ein Gegenstand schwunghafter Fabrikation in Polen und namentlich im ehemaligen Freistaat Krakau geworden war. Ganz besonders wichtig wurde sein Export auf der Weichsel aber dadurch, daß man in ihm bald einen der wesentlichsten Hilfsartikel zur Belebung der Holz-Ein- und Ausfuhr und der Rhederei kennen lernte. Der geringe Raum nämlich, den diese Waare im Verhältniß zu ihrer Schwere einnimmt, macht die aus Holz und Zink combinirten Frachten der Fluß-, wie der Seeschiffe zu den billigsten und vortheilhaftesten, indem einmal das Fahrzeug stets bedeutend mehr Gewicht zu tragen vermag, als die volle Holzladung allein beträgt, und dann der an Stelle des sonst einzunehmenden werthlosen Ballastes geladene Zink das Gewicht bis zur Maximalhöhe ergänzt, ohne der Holzladung den erforderlichen Raum fortzunehmen. Während Stettin und theilweise auch Breslau diese Vortheile aus der Verschiffung des im Inlande, namentlich in den Gruben und Hütten Oberschlesiens fabricirten Zinks zogen, wurden dieselben dem Danziger Handel durch den ausschließlichen Bezug und die weitere überseeische Versendung des polnischen und krakauischen Zinks im jährlichen Betrage von 60—80,000 Ctr. zu Theil — eine Gunst der örtlichen Lage, welche zunächst noch durch besondere Zollerleichterungen für die Weichselstraße

erhöht werden sollte. War es nur eine Folge der Klagen der schlesischen Zinkproducenten über die wachsende Concurrenz des Auslandes, oder wollte die preußische Handelspolitik diese neue Güterbranche speciell zur Anknüpfung einer engern Verbindung zwischen dem Ostseehandel Westpreußens und dem Wasserverkehr mit Polen benutzen und dadurch letzteren selbst mehr heben: genug — für den Durchgang durch Schlesien und Pommern ward der Transitzoll auf ausländischen Zink durch den neuen Zolltarif vom 18. Novbr. 1833 (G.-S. für 1833 S. 129, 134, 135) auf 20 Sgr. pro Ctr. erhöht, während dieser Zoll für den über Danzig, Memel und Pillau ausgeführten Zink nach wie vor nur 10 Sgr., also 50 pCt. weniger betrug. Die Wirkung hievon war, wie vorauszusehen, die, daß sich fast der gesammte Export des Zinks trotz des verhältnißmäßig längeren Weges (namentlich für die bei Myslowitz belegenen polnischen Hüttenwerke) von Schlesien und speciell von Breslau, dem bisherigen Hauptspeditionsplatz für die Waare, ab- und durch die Weichselstraße nach Danzig hinzog, daß man daselbst anfing, von dem anfänglichen bloßen Speditionsgeschäft in den Proprehandel mit Zink überzugehen, und daß sich bereits i. J. 1835 allein die Beiladungen von Zink auf 45 preußischen und 2 englischen, hauptsächlich nur zum Holztransport bestimmten Seeschiffen auf Höhe von 50,754 Ctr. beliefen. Wie bedeutend das Capital war, welches sich auf diesen neuen Exportartikel warf, erhellt leicht daraus, daß bis zum Jahre 1846 durchschnittlich 75—80,000 Ctr. Zink von Warschau zu Wasser nach Danzig gingen und daß sich die Wasserfracht bis dahin — ohne die Unkosten der Verwiegung und demnächstigen Verladung auf die Seeschiffe — auf 10—11½ Sgr. pro Ctr. stellte, wozu noch etwa 1—5 Sgr. pro Ctr. auf den Transport von der polnischen Hütte bis an den Strom und der Transitzoll von 10 Sgr. auf den Ctr. kam.

Seit dem Jahre 1846 schlug man jedoch den entgegengesetzten Weg ein, und der Zolltarif für die Jahre 1846—1851 vom 10. October 1845 (G.-S. für 1845 S. 605, 646, 648) nebst der Verordnung vom 8. November 1848 erhöhte den Transitzoll auf Zink, welcher die Weichsel herunter über Danzig ausgeführt wurde, auf 15 Sgr. pro Ctr., während andererseits seine Durchfuhr durch Schlesien, über Myslowitz auf der Oder und die Ausfuhr über Stettin zur See oder nach Hamburg einer

Abgabe von nur 10 Sgr. pro Ctr. unterworfen ward. Wenngleich nun diese beiden Tarifpositionen durch die Verordnung vom 21. Juli 1851 (G.-S. de 1851 S. 511, 516) um 5 Sgr. ermäßigt wurden, so blieb für den Export des Zinks über Hamburg oder Stettin der Durchgangszoll zu Gunsten des letztern Platzes immer noch um 50 pCt. niedriger normirt, und es wurde diese Differenz für den Weichselexport um so fühlbarer, als inzwischen auch seit dem Jahre 1847 die Eisenbahnverbindung zwischen Krakau und Breslau und bald darauf bis Hamburg und Stettin hergestellt war, während die Provinz Preußen noch gar keine Bahnen besaß. Der den beiden Kammern unterm 26. Januar 1852 vorgelegte Gesetzentwurf über die Ermäßigung des Durchgangszolls für Zink enthält unter den Motiven zugleich eine Nachweisung, welche die bedeutende Abnahme der Ausfuhr des polnischen Zinks über Danzig und die Zunahme derselben über Myslowitz seit 1846 ergiebt. Das Gesetz vom 21. April 1852 (G. S. de 1852 S. 143) ermäßigte endlich den Durchgangszoll auch rechts der Oder auf 5 Sgr. pro Ctr. und gab dieser Ausfuhr auf dem Weichselstrome allmälig einen Theil ihrer frühern Bedeutung zurück. Schon im Jahre 1853 betrug dieselbe wiederum 500 Ctr. Zinkblech und 18,700 Ctr. an rohem Zink, nahm jedoch mit der sinkenden Produktion dieses Artikels in Polen, sowie in Folge mehrfacher Tarifermäßigungen auf den Eisenbahnen in den folgenden Jahren wieder ab und belief sich 1856 nur auf 3900, 1861 sogar nur noch auf 28 Ctr.

4. Leinsaat, Talg und Hanf.

Die Zufuhr dieser Artikel, welche bis zum Jahre 1855 in Quantität und Qualität im Verhältniß zum Getreide nur eine mäßige zu nennen war, wurde seitdem durch den orientalischen Krieg und die hiemit verbundene Blokade von Riga, Petersburg und den Häfen des schwarzen Meeres mit überraschender Schnelligkeit gehoben: die Steppenländer Südrußlands und die reiche Ukraine, überhaupt das gesammte fruchtbare Dnjeperland sahen sich in Folge jener kriegerischen Ereignisse mit dem Absatze der gedachten Produkte fast ausschließlich auf die Weichselstraße angewiesen, deren Benutzung für Südrußland überdies durch den inzwischen 1851 eingetretenen Wegfall der inneren Zollgrenze zwischen Rußland und Polen, sowie durch die Vollendung des bereits oben erwähnten Pinsker Canals wesent-

lich erleichtert wurde. Dieser einmal auf die Weichsel hingelenkte Handelsstrom stabilisirte sich auf derselben auch nach Abschluß des Pariser Friedens mehr und mehr, nachdem der russische Producent die Ueberzeugung von der ungleich größeren Billigkeit dieses Transportweges als des früheren über die russischen Ostseehäfen gewonnen hatte. Die Zufuhr der genannten Artikel betrug gegen die durchschnittliche frühere Menge von circa 1000 Ctr. Flachs und Hanf, 2—300 Ctr. Talg und einer gleichen Anzahl Lasten Leinsaat:

		Leinsaat und Ripssamen	Talg	Flachs und Hanf
im Jahre	1855	1000 Last,	12,000 Ctr.	15,000 Ctr.
„ „	1856	3983 „	10,306 „	5,800 „
„ „	1858	535 „	800 „	432 „
„ „	1861	1575 „	— „	3,400 „

An der Wasserzufuhr von Leinsaat und Ripssamen haben auch die diesseitigen Weichselländereien namentlich seit dem Jahre 1850 einen beträchtlichen Antheil genommen.

Beachtenswerth ist endlich seit der Mitte der 30ger Jahre der Export von

5. Asche und Thierknochen

von Polen aus über Danzig geworden, nachdem auf letzteren bis zum Jahre 1836 ein Ausfuhrzoll von $1^1/_2$ flor. polnisch für je 140 preußische Pfunde gelastet hatte, welcher sonach einem Ausfuhrverbote gleichkam. Die Weichselzufuhr von Knochen belief sich seitdem

1836	auf	9000 Ctr.,
1837	„	11,000 „
1838	„	3370 „
1841	„	5670 „
1844	„	2740 „

Noch mehr hob sich der Export dieses Artikels in Folge der Aufhebung des Ausgangszolls aus Preußen durch die Verordnung vom 21. Juli 1851 (G.-S. 1851 S. 511 und 512), und es ist derselbe seitdem gegen die durchschnittliche Zufuhr während der Jahre 1836—44 im Betrage von 4000—5000 Ctr. im Jahre 1853 auf 4700 Ctr.,

1854 „ 7300 „

im Jahre 1855 auf 11,500 Ctr. und
„ „ 1858 „ 7,000 „

gestiegen. Im Jahre 1861 betrug er jedoch nur 3448 1/10 Ctr. Die Weichselzufuhren von Asche beliefen sich in dem gleichen Zeitraume auf durchschnittlich 1000—2000 Ctr., im Jahre 1860 sogar auf 3429 Ctr.

Die sonstigen, verhältnißmäßig weniger belangreichen Gegenstände der Zufuhr auf dem Weichselstrome bildeten rohe Thierfelle und Haare, deren Transport jedoch durch die häufigen Viehkrankheiten jenseit der Grenze vielfache Unterbrechungen erlitt, sodann Lumpen, Oelkuchen, Kienöl, Roheisen, Schaafwolle, Mauersteine, Biberschwänze, Leinwand und Käse.

II. Der Importverkehr auf der Weichsel in der Richtung von der Küste nach der russisch-preußischen Grenze hin.

Der Import auf der Wasserstraße nach Polen zu bietet kein gleich erfreuliches Bild dar. Es ist schon oben wiederholt bemerkt worden, wie derselbe dem Export bei weitem nachsteht, und wie dieses durch die russische Finanzpolitik und Zollorganisation veranlaßte Mißverhältniß für die Entwickelung des gesammten Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der diesseitigen Stromstrecke eine vielfach hemmende Wirkung geäußert hat. Bei einem wahrhaft freien Verkehr, wie solchen die Handels- und Schifffahrtsverträge von 1815, 1818 und 1825 garantirten, würden unsere östlichen Hinterländer eine Consumtionsfähigkeit für die Einfuhr des Westens entwickeln, welche ihrer großartigen Production nicht nachstände: die geringen Concessionen jedoch, welche die preußische Regierung ungeachtet der eifrigsten Bemühungen in dieser Beziehung von Rußland bisher erlangte, haben dem Waarenimport naturgemäß diejenige Bedeutung nicht wiederzugeben vermocht, welche er bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts beanspruchen durfte, und noch gegenwärtig muß Polen den größten Theil seines Bedarfs an überseeischen Producten, anstatt auf der kürzesten natürlichen Wasserstraße, auf weiten Umwegen durch die russischen Seehäfen beziehen.

Dieser Import bestand, nachdem er durch das Verbot der Salzeinfuhr in Polen eines seiner wichtigsten Zweige beraubt war, hauptsächlich in Wein, Spiritus, Kohlen, Blei, Heringen, Baumwolle, Harz, Eisen-,

Stahl- und Colonialwaaren, und es hob sich derselbe in der Zeit von 1815—35, während welcher auch russischerseits die in den genannten Verträgen getroffenen Vereinbarungen wenigstens theilweise noch beachtet wurden, bis auf einen durchschnittlichen jährlichen Werthbetrag von 5—7 Millionen Thaler. Jedoch schon mit dem Beginn der 30ger Jahre suchte Rußland die damaligen polnischen Unruhen als einen erwünschten Vorwand zur Einführung einer ungemein strengen Grenzcontrole und in Verbindung mit dem wesentlich prohibitiven Zolltarif von 1834 zur allmäligen Abschließung seiner Grenzen gegen den Personen- und den Waarenverkehr mit dem Auslande zu benutzen, und die erste Beeinträchtigung erlitt sodann i. J. 1835 der Land-, wie der Stromverkehr dadurch, daß die russische Regierung die gesammten polnischen Zollintraden an mehrere Speculanten unter gleichzeitiger Begünstigung für die von diesen eingeführten Waaren verpachtete, welche letzteren nunmehr, um die Preise möglichst zu steigern, dem anderweiten Import alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legten. Zugleich wurde der besonders von Thorn aus stromaufwärts getriebene Speditions- und Kleinhandel durch die Bestimmung hart getroffen, daß fortan folgende Waaren:

Wein nicht unter 1 Eimer,
Rum „ „ 50 Garnitza = 162 Quart,
Zucker „ „ 8 Ctr. und
Kaffee „ „ 1 Ctr.

nach Polen eingeführt werden durften. Ebenso vexatorisch wirkte die russische Zolladministration in Verbindung mit der innern Zollgrenze Polens gegen Rußland, indem die dem diesseitigen Hauptzollamte in Thorn gegenüber eingerichteten Zollämter zu Poln. Leibitsch, Nieszawa und Sluszewo zwar alle durch den polnischen Tarif nicht verbotenen Waaren eingehen lassen, jedoch in zollamtlicher Beziehung nicht endgiltig expediren durften. Vielmehr mußte jede Waare, selbst wenn sie nach einem ganz nahe der Grenze belegenen Ort bestimmt war, behufs der schließlichen zollamtlichen Behandlung zunächst nach einer von den Gouvernementsstädten Plock oder Warschau gehen. Dies hatte seinen Grund darin, daß nach der damaligen Zollorganisation Polens die eingehenden Waaren an der Grenze vorerst denjenigen Theil der Abgabe im Betrage von $1/_{10}$ der Gesammt-

steuer entrichteten, welcher der externe Zolltarif sie unterwarf — droit d'entrée —, unmittelbar darauf aber unter fortdauernder amtlicher Controle auf die im Innern gelegenen sog. Consumtions-Zollämter in den Gouvernementsstädten dirigirt werden mußten, wo sie nunmehr auch die auf die Consumtion innerhalb des Landes gelegte Steuerquote im Betrage von $^9/_{10}$ der Gesammtsteuer — droit de consommation — vorweg erlegten, um endlich von hier aus erst in den freien internen Verkehr zu gelangen. Es läßt sich in der That wohl kaum eine Zollorganisation denken, welche, der Bestimmung des Art. 14 der Convention von 1825 geradezu zuwiderlaufend, in höherm Maße geeignet erschien, auch den blühendsten Grenzverkehr binnen kurzem zu untergraben.

Die nächste Maßregel der russischen Finanzpolitik traf den Import des in den diesseitigen Siedereien fabricirten Zuckers, welcher nach den Listen des Hauptzollamtes zu Thorn zum größten Theile auf der Weichsel nach Polen einging. In Folge der durch den preußischen Transito-Zolltarif vom 27. Novbr. 1836 angeordneten Erhöhung der Durchgangszölle auf Getreide bewilligte nämlich Rußland im darauf folgenden Jahre eine dieser Erhöhung gleichkommende Ausfuhrprämie für diesen Artikel, zu deren Deckung auf den aus preußischen Siedereien nach Polen eingehenden raffinirten Zucker eine Zuschlagsteuer in Form eines Differentialzolls von 8 flor. poln. = 1 Thlr. 10 Sgr. für je 86 preuß. Pfund gelegt wurde, während der Eingangszoll für die Zucker aus andern, nicht preußischen Fabriken unverändert blieb. Die Folgen dieser Maßregel zeigten sich bereits in den Jahren 1837 und 1838 einmal in einer Abnahme des Zuckerimports nach Polen überhaupt und zwar 1838 bereits im Betrage von etwa 4000 Ctr., und sodann in einer fortgesetzt steigenden Differenz zwischen der Einfuhr des im Inlande fabricirten und der von auswärts über Danzig eingegangenen Zucker, von denen der Import der letzteren den aus preußischen Siedereien im Jahre 1838 um mehr als 6000 Ctr. überstieg.

Noch aber war es nicht gelungen, den gesammten Import Polens über die auf dem Wege des Merkantilsystems begünstigten russischen Ostseehäfen zu leiten; man suchte daher dem Verkehr auf der natürlichen Wasserstraße noch strengere Schranken anzulegen. Es erfolgte nunmehr die

Einführung mehrfacher drückender und beschwerlicher Bestimmungen in Betreff der Schifffahrt der preußischen Unterthanen, sowie das Verbot für preußische Kaufleute ihre Waaren in Polen selbst oder durch eigene Agenten zu verkaufen, in Folge dessen sich ihr Verdienst durch die an polnische Zwischenhändler zu entrichtenden Commissionsgebühren schmälern mußte; es erfolgte ferner das Einfuhrverbot von Thee, Tabak und Rum, das Verbot des Wiedereinbringens von russischem und polnischem Papiergelde, der Ausfuhr des dortigen Goldes und Silbers unter Androhung unverhältnißmäßiger Geldstrafen, lauter Maßregeln, welche neben einer starken Entwerthung der russisch-polnischen Valuta jeden irgend erheblichen Import für preußische Kaufleute nach Rußland fernerhin unmöglich machten. Namentlich hörte der bisher von Thorn und Danzig aus ziemlich lebhaft betriebene directe Import-Verkehr nach dem Stromgebiet des Bug und San fast gänzlich auf, weil die Schwierigkeiten, durch das Königreich Polen dorthin zu transitiren, zu Gunsten des Handels nach Odessa und Südrußland überhaupt immer mehr erhöht wurden und auch die Umständlichkeiten der nur theilweisen Zollabfertigung durch das Zollamt 2. Klasse in Brzesc-Litewski am rechten Ufer des Bug an der russisch-polnischen Grenze den dortigen Handelsstand nöthigten, die von der Natur selbst gegebene kürzeste Straße der Weichsel und ihrer Nebenflüsse zu verlassen.

Durch den Ukas d. d. Petersburg 2.(14.) Mai 1838 wurde sodann vom 1. Januar 1839 an Stelle des aufgehobenen sog. Chausseegeldes von 15 Sgr. pro Ctr. ein neuer Tarif „zur Erhebung der Wegegelder und vom Wassertransport" eingeführt, welcher, wenn er auch noch im Laufe desselben Jahres zufolge seiner enormen Höhe eine theilweise Ermäßigung erfuhr, den Verkehr nichts destoweniger um so mehr beschränkte, als die betreffenden Tarifpositionen nach den Gegenständen, wofür diese Abgaben erhoben wurden, sich mehr als Waarenzölle und als Zuschläge zu den bereits bestehenden Eingangszöllen, denn als Wegeabgaben characterisirten. Colonial- und Manufacturwaaren traf diese neue Abgabe mit 3 flor. polnisch = 15 Sgr. pro Ctr., sodaß eine Kahnladung von 8—1200 Ctr. außer den eigentlichen Communications- und Eingangszöllen noch die Summe von 4—600 Thlr. zu zahlen hatte und z. B. die Tonne Heringe

im Werthbetrage von 6—8 Thlr. und mit einem durchschnittlichen Gewicht von $2\frac{1}{2}$ Ctr. einer Gesammtabgabe von 2 Thlr. unterlag, wovon nur $\frac{1}{3}$ auf den eigentlichen Waarenzoll und $\frac{2}{3}$ auf die sog. Wegeabgabe kamen. Inwieweit alle diese einseitig getroffenen Maßnahmen dem Inhalte der Verträge von 1815 und 1825, namentlich dem Art. 23 der ersteren Convention und den Artt. 22, 24 und 28 des Vertrages von 1825 geradezu zuwiderliefen, bedarf keiner weitern Ausführung.

Schon war auf diese Art der gesammte Strom- und Landverkehr des diesseitigen Weichselgebietes mit Polen immer mehr zum bloßen Passivhandel für ersteres geworden, als endlich der Ukas vom 28. August (9. September) 1842 — der erste sichtbare Erfolg der unausgesetzten Bemühungen der preußischen Regierung — der dortigen Einfuhr wieder einige Erleichterungen gewährte, und zwar zunächst im Art. 1. daselbst durch Abänderung der ganzen bisherigen Zollorganisation. Die sog. Consumtions-Zollämter in den Gouvernementsstädten wurden aufgehoben, dagegen den Grenzzollämtern, namentlich dem für den Weichselverkehr wichtigen russischen Zollamte zu Nieszawa die schließliche Eingangsabfertigung für alle durch den Tarif nicht verbotenen Waaren gestattet, und der Waarenübergang über die Grenze hiedurch von einer seiner schwersten Fesseln befreit. Der Art. 7ª dieses Ukases erleichterte ferner den Personenverkehr über die Grenze hinüber, sodaß der diesseitige Kaufmannsstand in seinem Aktivhandel mit Polen nicht mehr auf die Vermittelung dortiger Commissionäre beschränkt blieb. Zugleich erfuhren die sog. Communikationsabgaben für den Wassertransport eine weitere Ermäßigung — Art. 12 und 13 des Ukases — und endlich wurde auf Grund der Art. 3 und 11 a. a. O. die Abfertigungsbefugniß der Zollkammer I. Klasse zu Nieszawa mit dem jedesmaligen Schlusse der Weichselschifffahrt auf die Aemter II. Klasse zu Alt-Leibitsch und Slaszewo übertragen. Somit waren nun auch während der Winterzeit zwei regelmäßige Straßen zu Lande für den Großhandel nach Polen geöffnet und die bedeutenden Transitoläger in Thorn, namentlich in Wein und Spirituosen, mit ihren Versendungen nicht mehr, wie bisher, auf die Dauer der Weichselschifffahrt beschränkt — eine Maßregel, welche sonach zwar den Import im Allgemeinen beförderte, dem Stromverkehr jedoch eher Transportgüter entzog, als neue zuführte. Uebrigens

konnten alle diese Bestimmungen, so liberal sie auch gegen das von Rußland früher beobachtete Verfahren erschienen, es doch nicht hindern, daß von den Schiffern beim Eingange nach Polen zur Vermeidung von Vexationen, welche durch die unbestimmte und unklare Fassung, sowie die öftere und plötzliche Abänderung der russischen Tarifpositionen nur allzusehr erleichtert wurden, immerhin beträchtliche und ganz ungerechtfertigte Remunerationen nach wie vor an die russisch-polnischen Grenzzollbeamten gezahlt werden mußten.

Was nun die eigentlichen polnischen Eingangszölle und die Entwickelung des Tarifwesens selbst anlangt, so hatten die russischen Tarife einmal die vertragsmäßige Maximalhöhe von 10 pCt. ad valorem — Art. 28 des Vertrages vom 3. Mai 1815 — bei den meisten und wichtigsten Artikeln von jeher überstiegen, und außerdem war bis zum Jahre 1840, wie bereits oben bemerkt, der Eingang nach Polen unter dem Vorwande, die dortige Industrie zu heben, für eine Menge Waaren gradezu verboten, so insbesondere für bereits verarbeitete wollene, halbwollene und baumwollene Waaren, für verschiedene Manufakturwaaren, Seife und Rum. Durch eine Verordnung von 1. (13.) September 1840 wurde zunächst nachgelassen, einen Theil dieser Gegenstände, welche der Zolltarif bis dahin nicht kannte, „zu assimiliren", d. h. ihren Eingang gegen den für andere ähnliche Waaren festgesetzten Tarifsatz zu gestatten. Indessen konnte auch diese Maßregel darum nur von sehr geringem Erfolge sein, weil die bisherigen Eingangs- und Verbrauchssteuern bei allen irgend erheblichen Gegenständen gleichfalls schon übertrieben hoch waren: so z. B. unterlag seitdem der Centner ordinärer Seife einem Eingangszolle von 13 Thlr. 10 Sgr. und das Pfund eingemachter Früchte einem solchen von 27 Thlr. 23⅓ Sgr.!! Die letzten Tarifabänderungen endlich vom 5. Novbr. 1850 und 23. Juni 1854 sind auf den Weichselimport gleichfalls ohne jeden Einfluß geblieben, da die darin angeordneten Zollermäßigungen theils an sich zu unbedeutend waren, um dieser Verkehrsrichtung einen höheren Aufschwung zu geben, theils nur Artikel betrafen, welche, wie Farbestoffe, Chemicalien, Tuch- und seidene Stoffe, Fayence und ähnl., überhaupt nie zu den Gegenständen des Wasserimports nach Polen gehört haben. — Auf den hauptsächlichsten Transitowaaren nach Polen lastete ferner bis zum Jahre 1857 der

hohe Sundzoll beinahe ungeschmälert, weil der seit der Mitte der vierziger Jahre dagegen gewährte Rabatt auf Transito- oder Ausgangszölle gegen die Höhe des Sundzolles kaum in Betracht kam. Aus diesem Grunde konnten manche Waaren, die sonst über Danzig auf der Weichsel spedirt worden wären, von England über Hamburg per Eisenbahn nach Polen versendet werden, indem die Mehrkosten der Bahn großentheils durch die Ersparung des Sundzolls und die schnellere Beförderung, die eine Zeitersparung mit sich brachte, gedeckt wurden. Endlich hatte das Transitogeschäft nach Polen noch durch die bis zum Jahre 1854 fortdauernde Zollbegünstigung für den Eingang von Colonialwaaren durch die Obermündungen oder links der Oder gegen die über Danzig eingehenden Waaren zu leiden, und erst die Verordnung vom 31. October 1853 (G.-S. 1853 S. 873, 875, 876) führte vom 1. Januar 1854 ab die Gleichstellung der Durchgangsabgaben für die Gebiete links und rechts der Oder ein.

Wenn daher der Importverkehr auf der Weichsel selbst unter so erschwerenden Verhältnissen seine einstige Bedeutung noch nicht ganz verloren hat, so findet dieser Umstand nur darin seine Erklärung, daß dem westpreußischen Großhandel nach Polen in der Zeit vom April bis zum November außer der Wasserstraße eben kein anderer bequemerer Weg offen steht, indem während der Dauer der Schifffahrt die Expedirung größerer Waarenposten nur bei dem Thorn gegenüber belegenen Zollamt zu Nieszawa erfolgen kann. Ein zweiter Grund hiefür aber liegt in der bekannten Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit der meisten russischen Zollbeamten, durch deren Vermittelung nach den wiederholten Erfahrungen des diesseitigen Hauptzollamtes zu Thorn sehr bedeutende Quantitäten von gradezu verbotenen oder doch hochbesteuerten Waaren, z. B. im J. 1858 327 Ctr. Thee und 2591 Ctr. baumwollene Waaren, aller Wahrscheinlichkeit nach völlig unversteuert nach Polen eingelassen wurden.

Der durchschnittliche jährliche Betrag dieses Imports von Danzig und Thorn aus belief sich in den Jahren 1848—60 auf 120,000—130,000 Ctr. an verschiedenen Waaren, darunter hauptsächlich Colonialwaaren (ca. 12000 Ctr.), Blei (3—4000 Ctr.), Eisenwaaren (30—40000 Ctr.), Heringe (30—40000 Tonnen), Weine und Spirituosen (7—8000 Ctr.), Baumwolle (5—6000 Ctr.), Harz (8000 Ctr.) und 3—4000 Last englische Steinkohlen und Coaks, von

welchen letzteren beiden Artikeln auch etwa 8—9000 Last jährlich von Danzig aus nach den übrigen preußischen Weichselstädten verschifft wurden. Sonst bedient sich jedoch das preußische Weichselgebiet oberhalb der Mündung des Weichsel-Haffcanals des Wasserweges zum Bezuge von Colonial- und andern Waaren über Danzig, insbesondere seit der Vollendung der Ostbahn, nur in sehr geringem Umfange, weil diese Güter einmal auf kürzeren Strecken die Kosten des zwar theuerern, aber zugleich auch rascheren und pünktlicheren Eisenbahntransportes zu tragen im Stande sind, und sodann, weil der ursprünglich nur dem Stettiner Handel bewilligte Sundzollrabatt diesen schon seit den dreißiger Jahren in den Stand gesetzt hatte, mit Danzig in der Versorgung namentlich des südwestlichen Theils von Westpreußen und des Bromberger Regierungsbezirks mit überseeischen Produkten erfolgreich zu concurriren. Hatte nämlich dieser Rabatt — im Betrage von 2½ pCt. auf die Eingangszölle mehrerer hochbesteuerter Seeeinfuhrartikel — zunächst auch nur den alleinigen Zweck, den Stettiner Handel gegen die durch den Elbstrom begünstigte und auf dasselbe Absatzgebiet gerichtete übermächtige Mitwerbung von Hamburg und Magdeburg zu schützen, so deckte er zugleich die Kosten der Oderstrom- und Canalfracht nach Bromberg, Thorn und weiter herunter in Höhe von 6—8 Sgr. pro Centner fast vollständig, wogegen der Weichselverkehr von Danzig aus stromaufwärts bis Thorn auch eine Fracht von 3—4 Sgr. pro Centner zu tragen hatte und seinen Waaren bis in die vierziger Jahre hinein bei der Seeeinfuhr keine Zollvergütung zu Theil ward.

Es bleibt nun noch zu erörtern, welche Vortheile und Erleichterungen dem Schifffahrts- und Güterverkehr auf der Weichsel, namentlich auf der 4 Meilen langen Stromstrecke von Rothebude bis Danzig speciell seit dem Jahre 1850 durch die Anlage des Weichsel-Haffcanals und die dadurch bewirkte engere Verbindung Danzigs mit Elbing und dem Haffgebiete zu Theil geworden sind. Zwei Wasserwege vermittelten diese Communikation bis zum Jahre 1850 und zwar:

1. die Elbinger Weichsel in ihrer Verbindung mit dem frischen Haff und dem Elbingfluß, und

2. der Hauptarm der Weichsel bis zur Montauer Spitze, die Nogat und der Kraffohl-Canal, welcher letztere mit dem Elbingfluß und dem Haff verbindet.

Die erstere Straße wurde in Folge der gänzlichen Versandung der Elbinger Weichsel seit dem Durchbruche der Dünen bei Neufähr von Jahr zu Jahr weniger schiffbar, und während nach Ausweis der bei der Groß-Plöhnendorfer Schleuse geführten amtlichen Listen im Jahre 1841 noch 2355 und 1842: 2377 Schiffsgefäße aller Art diese Strecke passirten, konnte dieselbe seit Ende der vierziger Jahre nur noch mit eigens hiezu gebauten Kähnen von sehr geringem Tiefgange und auch dies nur im Frühjahr und bei sonstigem ungewöhnlichen Anschwellen des Wassers befahren werden. In der Regel mußte daher der ungleich weitere

von Danzig die Weichsel aufwärts bis zur Montauer Spitze	10	Meilen,
von dieser bis Marienburg	2	"
von dort bis zum Kraffohl-Canal	4	"
und auf dem letzteren	1	"
zusammen	17	Meilen

betragende Weg um die Montauer Spitze eingeschlagen werden, auf welchem daher auch die regelmäßige Schifffahrt zwischen Danzig und dem Haffgebiete allein unterhalten wurde. Auch diese bestand nur in einem sehr geringen Umfange und beschränkte sich auf 6—8 Hin- und Rücktransporte im Jahre, welche in Folge des ungenügenden Fahrwassers der Nogat gleichfalls nur auf flachgebauten Gallerkähnen mit der geringen Tragfähigkeit von 28 Lasten unternommen werden konnten. Die zu diesen Fahrten erforderliche Zeit war sehr ansehnlich und betrug, je nach der mehr oder weniger günstigen Windrichtung, für Kähne von der angegebenen Beschaffenheit und Tragfähigkeit eine bis vier Wochen. Ebenso ansehnlich waren die Treidelkosten, welche in der Regel 40 Thlr. betrugen, da ungeachtet der nur 6 Meilen langen stromaufwärts zurückzulegenden Strecke auf der Nogat bei dem Transport von Danzig nach Elbing eine sehr bedeutende Anzahl von Buhnen zu umfahren waren und überdies die Strömung in der Nogat ungleich stärker als in der Weichsel ist. Durch die Anlage des 4 Meilen langen Canals zwischen der Weichsel und dem

ins frische Haff mündenden Tiegefluß wurde nun der Wasserweg bedeutend abgekürzt, indem nunmehr folgende beide Wege offen stehen:

1. von Danzig auf dem Hauptstrome der Weichsel bis Rothebude 4 Meilen,
auf dem Canal bis zum Haff . . . . 3 "
von da stromauf auf der Nogat bis zur Kraffohlschleuse . . . . $^1/_2$ "
auf dem Kraffohl-Canale . . . . 1 "
zusammen $8^1/_2$ Meilen,

oder:

2. von Danzig über Rothebude durch den Canal ins Haff, wie ad 1 7 Meilen,
auf dem Haff selbst . . . . 1 "
und stromauf im Fahrwasser des Elbingflusses . 1 "
zusammen 9 Meilen

Länge. Es sind demnach bei der Benutzung des Weges ad 1. $8^1/_2$ Meilen, bei derjenigen des Weges ad 2. 8 Meilen gegen die Fahrt um die Montauer Spitze weniger zurückzulegen. Die Schifffahrt wählt jedoch in der Regel die letztere Straße, weil die Nogat, welche auf dem erstgedachten Wege eine Strecke von einer halben Meile weit befahren werden muß, daselbst mehrfach so seichte Stellen enthält, daß die Nothwendigkeit des Ableichterns häufig eintritt. Verhältnißmäßig noch erheblicher als die Längenabkürzung des Transportweges ist bei der Benutzung des neuen Canals die Verminderung der Treidelkosten auf 2 bis 5 Thlr. und die Ersparung an Zeit, da die Fahrt sich jetzt in der Regel auf zwei bis drei und nur in seltenen Fällen auf mehr Tage erstreckt. Eine weitere Folge dieser Verkehrserleichterungen zeigte sich in der bedeutenden Verminderung der Frachtsätze für die Communication zwischen Elbing und Danzig von 4 Thlr. auf 2 bis $1^1/_2$ Thlr. pro Last, also um mehr als 50 pCt. Die Vollendung der oberländischen Canalstraße im Jahre 1861 eröffnete den Kreisen Osterode, Löbau und Rosenberg, welche von einem weiteren directen Verkehr bis dahin fast ganz abgeschlossen waren, für ihre reichen Bodenprodukte mittels des Weichselhaffcanals den Weg nach dem Danziger Getreidemarkte, und kurische Kähne und Jagten, welche seit der Mitte der

vierziger Jahre die Fahrt um die Montauer Spitze ganz hatten aufgeben müssen, vermittelten jetzt in bedeutender Anzahl unmittelbar von Königsberg, Tilsit und andern Orten in Danzig eingehend, einen ausgebreiteten Güterverkehr zwischen Ost- und Westpreußen. So hat sich seit dem Jahre 1850 zwischen dem östlichen Litorale einerseits und Danzig und Elbing andrerseits eine neue und belebte Handelsstraße namentlich für Getreide, Holz, Töpferwaaren, Viktualien und Vieh gebildet und dem Schifffahrts- und Güterverkehr auf der Weichsel eine erhöhte Regsamkeit verliehen.

Es passiren den Weichselhaffcanal nach beiden Richtungen 3—4000 Flußschiffe und eine gleiche Anzahl von Holztraften, während die Zahl der in Danzig stromwärts eingehenden Fahrzeuge und Traften sich auf resp. 3—5000 und 2000 mit einer Besatzung von ca. 22000 Köpfen beläuft. Der Dampfbootverkehr hat sich in der Zeit von 1851 bis jetzt verdoppelt, und vierzehn meist polnische Dampfer mit zusammen 750 Pferdekraft, welche die Tour von Warschau bis Danzig in der Regel zwölf mal im Jahre hin und her zurücklegen, befördern die Schnelligkeit und Sicherheit der Stromtransporte in hohem Grade. Dem Baue preußischer Flußdampfer und der Beschaffung einer größeren Anzahl an eisernen flachgebauten Schleppkähnen für die Bergfahrt — Gabarren genannt — sind bisher die hohen Eisenzölle, welche nahe an 25 pCt. der sonstigen Baukosten absorbiren, hinderlich gewesen. — Der Stromverkehr selbst ist, wie bereits oben bemerkt, völlig frei, und nur die Benutzung der Hafen- und Uferanlagen bei Kurzebrack und der Passage des Weichselhaffcanals mit mäßigen und der Schifffahrt nicht hinderlichen Abgaben belegt (Tarife vom 31. Januar 1859 — G.-S. S. 75 — und vom 14. Februar 1853 — G.-S. S. 81 — sowie vom 1. December 1862 — G.-S. 1863 S. 1 —); ebenso wenig belästigend sind für den Stromverkehr die städtischen Lagergelder, welche in Thorn und Danzig für die Benutzung der Aus- und Einladeplätze, des Bollwerks rc. erhoben werden.

So steht denn der Schifffahrts- und Güterverkehr auf der preußischen Weichsel, wenn er auch auf die volle Bedeutung jener früheren glänzenderen Epochen in den Annalen der einstigen Hansastadt und der Kornkammer

West-Europas, des altehrwürdigen Danzigs, keinen Anspruch mehr erheben darf, immer noch da als eine hervorragende Quelle für das volkswirthschaftliche Gedeihen der Monarchie, für vaterländischen Handel und Industrie, als der Haupthebel commercieller Blüthe und Thätigkeit Westpreußens insbesondere. — Schon bekennen sich die Großstaaten Europas immer mehr zu dem Grundsatze, daß nur die Entfesselung des Verkehrs den Wohlstand der Völker und dadurch auch die Steuerkraft zu erhöhen fähig sei; überall knüpfen Handel- und Schifffahrtsverträge engere Bande unter den verschiedenen Nationen an und begünstigen den gegenseitigen Austausch der verschiedenen Landesprodukte. So wird denn auch Rußland, in die steigende Bewegung der Handelsfreiheit mit hineingezogen, in richtiger Erkenntniß seiner Interessen und zum Wohle beider Länder früher oder später gesunderen volkswirthschaftlichen Principien huldigen und sein bisheriges System verlassen müssen. Sind aber erst die unserm Importhandel nach Polen hinein gesetzten Zollschranken einmal gefallen, und durch fortgesetzte Regulirung des Weichselstromes und seiner Nebenflüsse in Polen, Galizien und Rußland auch die physischen Hindernisse der Schifffahrt möglichst beseitigt, dann wird sich der gesammte internationale Stromverkehr und mit ihm der Danziger Handel wieder zu seiner einstigen historischen Blüthe und Bedeutung emporschwingen und für beide eine neue segensreiche Aera beginnen. Und sollte endlich der bereits öfters angeregte großartige Plan zur Erschließung eines geregelten und bequemen Wasserweges zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere durch die Canalverbindung des galizischen San und des Dniestr dereinst seiner Verwirklichung entgegen gehen, dann wird der Weichselstraße der directe Austausch orientalischer und mitteleuropäischer Produkte zufallen und ihr diejenige Bedeutung für den Weltverkehr verleihen, welchen sie gegenwärtig nur für den Verkehr einzelner Länder behauptet. Zwei Bahnen sind es, deren Richtung mit unverkennbarer Bestimmtheit die Natur selbst vorgezeichnet hat, welche jene beiden großen Binnenmeere mit einander zu verbinden berufen sind: eine westliche, welche die Weichsel hinauf bis an ihren Eintritt in das Königreich Polen, alsdann den galizischen San hinaufführt, die Wasserscheide zwischen Ostsee und schwarzem Meer durch eine Canalanlage, welche in den Dniestr mündet, überschreitet, um stromabwärts auf dem

Dniestr bei Odessa das schwarze Meer zu erreichen; und eine östliche, welche bis zum Einflusse des Bug in die Weichsel diesem letzteren Strome aufwärts folgt, durch den Pinsker Canal den Bug mit dem Pripjät, dem Nebenflusse des Dniepr, in Verbindung setzt, um sodann stromabwärts durch die Fruchtländer Klein-Rußlands zu ziehen und bei Cherson am schwarzen Meer ihren Endpunkt zu finden.

Georg Weissel. Ein Zeit- u. Sanggenosse Simon Dach's.

Ein Vortrag, am 13. Decbr. 1866 in Königsberg gehalten

von

Lic. Dr. E. Alb. Fürchteg. Kahle,

Pfarrer in Caymen.

Die Frömmigkeit trägt die Farbe ihrer Zeit. Heutzutage ist die Signatur der Frommen ihre Liebesthätigkeit für die verschiedenen Zweige der innern Mission. Noch vor ein paar Jahrzehnden war das Beten und Arbeiten für die äußere Mission, für die Bekehrung der Heiden, die Stärke und die Schmach der Frommen. In der weiter hinter uns liegenden Periode des Rationalismus ging die Frömmigkeit auf in Rechtschaffenheit und Tugend. Die frühere pietistische Zeit hatte fleißige Andachtsübungen zum Kriterium der Frömmigkeit gemacht. Voran ging das Zeitalter der Orthodoxie, wo der Rechtgläubige als solcher für fromm galt, und für desto frömmer, je kampflustiger er für den Buchstaben der Symbole Partei ergriff. Wer im Reformationszeitalter auf den Ruhm der Frömmigkeit Anspruch machen wollte, mußte ein freudiger und standhafter Bekenner der evang. Wahrheit sein; früherer Jahrhunderte zu geschweigen, wo die Zeiten der Christenverfolgung durch die Römischen Kaiser das Märtyrerthum, die Zeiten der Kreuzzüge das Pilgern nach dem heiligen Lande, die Zeiten unbefriedigender und verzweifelter politischer und kirchlicher Zustände das Klosterleben als die Blüthe der Frömmigkeit erscheinen ließen. Und nicht bloß der Typus der Frömmigkeit im Allgemeinen harmonirt mit dem Charakter der Zeit und der kirchengeschichtlichen Strö-

mungen, sondern auch die eigenthümlichen Nüancen der Frömmigkeit in gewissen Kreisen pflegen durch die Zeitverhältnisse bestimmt zu werden. Was ist natürlicher, als daß in Pestzeiten das Dichten und Trachten des Frommen durch den Gedanken an den Tod beherrscht wird? Während wir im 16. Jahrhundert der auf Tod und Sterben gerichteten Frömmigkeit nur hie und da bei einzelnen gottesfürchtigen Männern begegnen, wie z. B. der Straßburger Theologe Pappus in die Stammbücher zu schreiben pflegte: Ad finem si quis se parat, ille sapit (Weise ist der, welcher sich zu seinem Ende zubereitet), und über diesen seinen Wahlspruch das Lied gedichtet hat: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt, findet im 17. Jahrhundert, in dessen erster Hälfte wiederholentliche Epidemieen unser engeres wie unser weiteres Vaterland geißelten, diese trübe Schattirung der Frömmigkeit eine weite Verbreitung. Während der Pest 1652 stiftete der Herzog von Oels den Orden des Todtenkopfs „zum steten Andenken an die allgemeine Sterbensnothwendigkeit und Erweckung abliger und ritterlicher Tugenden."[1]) Der Patron des geistlichen Sängers Johann Heermann, Leonhard von Kottwitz, hatte sich über drittehalb hundert schöne deutsche und lateinische Sterbesprüche aus der h. Schrift, aus den Kirchenvätern und aus andern Schriftstellern mit eigener Hand abgeschrieben; sogar in seinen Trauring hatte er sich das Memento mori stechen lassen, und als er sein Ende herannahen fühlte und sich in das zurechtgemachte, schwarze Bett legte, konnte er sagen: „Mit solchen Gedanken bin ich nunmehr 31 Jahre umgegangen."[2]) Auch die Genossen des preußischen Dichterbundes, dessen Seele und dessen Meister Simon Dach war, nannten sich „der Sterblichkeit Beflissene." Einer von ihnen, Georg Mylius, machte sich selbst sein Sterbelied; Simon Dach dichtete es seinem Gönner und Freunde Roberthin auf dessen Wunsch noch bei dessen Lebzeiten, es ist das gewaltige: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", und überhaupt sind die bekanntesten und schönsten seiner Lieder Sterbelieder; des Johann Stobäus Preußisches Halleluja, gesungen zur Feier

---

[1]) Vgl. Kahlert, Angelus Silesius. 1853. S. 12.

[2]) Vgl. Tholuck, Lebenszeugen der luth. Kirche während des 30j. Krieges. 1859. S. 109.

des zu Stuhmsdorf 1635 zwischen dem Polenkönig Wladislaw IV und dem schwedischen Reichskanzler Oxenstjerna geschlossenen Friedens, trägt die Weise des Bußliedes „Ach Gott, thu dich erbarmen;" so wenig konnte also auch bei dieser Gelegenheit eine volle, reine Freude bei ihm aufkommen; auch Heinr. Albert ist durch die von Tod und Gericht handelnden Lieder „Einen guten Kampf hab ich" und „O wie mögen wir doch unser Leben" nicht minder berühmt als durch sein Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden."

Zu eben diesem Königsberger Dichterkreise, den wir uns gleichwohl, wie Prof. Cosack in der Biographie Simon Dach's, welche den Lebensbildern des Ev. Kalenders von Piper eingereiht ist, (1859. S. 180 ff.) in überzeugender Weise ausgeführt hat, nicht als eine Gesellschaft von Schwermüthigen und Lebensüberdrüssigen zu denken haben, vielmehr als solche, die mit ihrem Saitenspiel den Gram und grämliche Gedanken bei sich und Andern zu verscheuchen suchten, gehört auch, wenn nicht als Mitglied, so doch als Vorläufer, George Weissel, der erste Pfarrer an der im J. 1623 gegründeten Altroßgärtschen Kirche, für den ich an diesem Abende Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen mir erlaube. Zwar ist von seinen äußern Lebensumständen blutwenig auf die Nachwelt gekommen; und wenn schon bei Sim. Dach beklagt wird, daß uns von seinem innern Leben nichts Näheres berichtet ist, so gilt das leider von dem unbekannteren Weissel noch mehr. Ich werde auch nicht im Stande sein, diese hymnologische Skizze durch eine so interessante Episode zu würzen, wie sie in das Leben Simon Dach's durch die Sage von seiner unglücklichen Liebe zu Aennchen von Tharau verwebt ist. Höchstens könnte ich aus Weissels Hochzeitsgedichten Proben mittheilen, die einen schalkhaften Anstrich haben, wie wenn eins anhebt:

Die Lieb, der Wein, die finster Nacht,
Wie jennes Verßlein klaget,
Han nie was guts zu wegen bracht,
Doch man hie billich fraget,
Ob dem so sey?
Ich zwar sag frey,
Es sey zu viel gesaget.[3])

---

[3]) Vgl. Hochzeit Lied, Zu Ehren vnd besonderm gefallen Dem Ehrenvesten vnd

Wenn Vilmar den Gelegenheitsgedichten des 17. Jahrh. den Vorwurf trivialer Phrase und erheuchelter Gefühle macht und sich von dieser Gevatter-, Gratulanten- und Condolentenpoesie mit Ekel abwendet, so ist G. Weissel an diesem strengen Urtheil unschuldig: er ist auch in seinen Gelegenheitsgedichten schlicht und wahr; sie sind ehrbaren Tons und vorwiegend geistlichen Inhalts. Mir liegt indeß mehr daran, die Kirchenlieder Weissels, unter denen sich Perlen des evangelischen Liederschatzes befinden, zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen; und daraus wird sich von selbst ergeben, daß er einen würdigen Platz in der Galerie derjenigen Männer einnimmt, deren unsere Provinz und unsere Stadt sich nicht zu schämen braucht.

Georg Weissel wurde 1590 in Domnau geboren, wo sein Vater Johann Weissel erst Richter, hernach Bürgermeister gewesen ist. Das preußische Abdera hat nicht einen ewig lachenden Demokrit, sondern einen Jünger Heraklits ans Licht gebracht. Sein Andenken ist aber in seiner Vaterstadt erloschen. Als eilfjähriger Knabe kam er nach Königsberg auf die Kneiphöffche Schule, und gleich im ersten Jahr seines hiesigen Aufenthalts mußte er wohl einen tiefen und bleibenden Eindruck von dem Ernste des Lebens empfangen; denn vom 1. Oct. 1601 bis zum Nov. 1602 grassirte hier mit Unterbrechungen die Pest in solcher Heftigkeit,

---

Wolgeachten Wilhelmo von Zellen: Vnd Seiner Vielgeliebten Braut, Der Erbarn vnd Vieltugendreichen Frawen Hedwig, des Ehrenvesten vnd Vornehmgeachten Wulff Fruben, Weiland der Churfl: Altenstadt Königsberg Mitbürgers, hinterlassenen Wittib. Mit 6. Stimmen componiret Durch Joh. Stobæum Grudentinum Borussum, der Thumb Kirchen vnd Schulen im Kneiphoff Cantorem. Gedruckt zu Königsberg, Anno 1619. d. 11. Februar (als Weissel noch Candidat war). In der Altstimme findet sich unter dem Texte die Chiffre G. W. Freilich könnten diese Buchstaben auch Georg Werner bedeuten, der mit Weissel gleichzeitig Löbenichtscher Diaconus und ebenfalls sowohl Gelegenheits-, als Kirchenlieder-Dichter war. Da aber auch ein weiterhin zu erwähnendes Hochzeitlied, dessen Strophe mit der des Weisselschen Pfingstliedes übereinkommt, G. W. unterschrieben ist, und da andere Hochzeitlieder in derselben Sammlung (Kgl. Bibliothek, Gottholdiana No. 13767) mit G. W. P. R. bezeichnet sind, was ohne alle Frage bedeutet: Georgius Weisselius Pastor Rossgartensis, wogegen Werner unter dem Gedichte zur Hochzeitsfeier des ersten Sackheimschen Pfarrers Newschilling (1642) seinen Namen ausgeschrieben hat: Georgius Wernerus Diaconus Löbnicensis, und es überhaupt nicht wahrscheinlich ist, daß bei Stobäischen Compositionen zwei Dichter dieselbe Chiffre gebraucht haben werden, so dürfte die Deutung auf Georg Weissel die richtige sein.

daß sie im August bis 650 Opfer wöchentlich dahinraffte. Ihr erlag auch der damalige Rector der Kathedralschule (Georgius Cocus), und sein Nachfolger wurde **Peter Hagen**, der erste preußische Kirchenliederdichter; denn Paul Speratus, Poliander, Lobwasser und Artomedes waren nur hier eingebürgerte Ausländer. Der Verfasser der Lebensgeschichte Simon Dach's im Erleuterten Preußen sagt von ihm (I. 160): „Der Hagius war ein Muster von einer christlichen Seelen, und seine Poesie war zwar nicht höher gestiegen, als es damals die noch rauhen Zeiten zugelassen, doch galte sie schon so viel, daß seine Lieder in unsern Kirchen gesungen wurden." Als Cantor stand ihm Johann **Stobäus** zur Seite; und da bis zum J. 1608, in welchem Weissel zur Universität dimittirt wurde, auch noch Eccard als fürstl. Kapellmeister in Königsberg fungirte, und dieser den Kathedralschüler seiner schönen Stimme wegen unter die Kapellknaben aufnahm, so war seine musikalische Ausbildung in ausgezeichneten Händen. Ist doch Johann Eccard recht eigentlich epochemachende Erscheinung in der Geschichte des evang. Kirchengesangs und Tonsatzes. „Während bis dahin der Sängerchor, dem Schmucke des Gottesdienstes der jungen evangelischen Kirche dienend, im Allgemeinen nur mit den Formen aufgetreten war, die bereits dem Kunstgesange der alten Kirche geeignet hatten, war gegen Ende des 16. Jahrh. der kirchliche Gemeindegesang zu der Kunst des Tonsatzes in ein bestimmtes, wesentliches Verhältniß getreten. Diese war in ihm sich selber zum Bewußtsein gelangt, an ihm erstarkt; ihn hatte sie in das Kunstgebiet erhoben, seinen Geist, sein innerstes Wesen hatte sie zur Anschauung gebracht, in seinem Sinne zuerst einen eigenthümlichen, evangelisch-geistlichen Kunstgesang gezeitigt. Darin beruht Johann Eccard's großes Verdienst, dadurch begründet sich seine tiefe, immerwährende Bedeutung für die Geschichte der heiligen Kunst." Der gelehrte und sachkundige Forscher auf diesem Gebiete, Carl **von Winterfeld**, dem ich dieses Urtheil entlehne,[4]) ist im Lobe Eccard's ganz überschwenglich. Durch ihn sei Luthers Ein feste Burg gewissermaßen verklärt worden; die Gluth der Begeisterung, die darin weht, neben dem tiefen Ernste und dem heiligen

---

[4]) Vgl. der ev. Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Leipzig 1843. II, 2.

Frieden eines gottbegeisterten Gemüths sei durch Johann Eccard's fünfstimmige harmonische Behandlung auf das Eindringlichste wiedergegeben. (A. a. O. I. 158). Er habe den in einem neuen Geschlechte schlummernden Sinn für Dichtung erwärmt und erweckt; er bat in seinem Schöpfungsdrange seine Mitlebenden, ihm „dann und wann mit einem geistlichen Liede dienstlich zu sein," und in seinen Tönen erschien selbst die unvollkommene Dichtung in höherm Glanze; er besaß in seltenem Maaße die Gabe, auch in fremde Melodien sich hineinzuempfinden und von innen heraus sie durch Harmonie zu beleben; das Malerische der Töne, den steten Fluß des Gesanges, die hinüberleitenden, kurzen, den Rhythmus der Strophe nicht zerschneidenden Zwischenharmonieen, die melodischen Anklänge zwischen der Hauptstimme und den begleitenden Stimmen rechnet ihm Winterfeld (a. a. O. S. 135. 157 f.) zu ebensovielen Verdiensten an und schließt seinen auch für den Unmusikalischen interessanten Panegyricus auf die preußische Tonschule mit den Worten: „Was sie, zumeist in ihrem trefflichen Begründer, für den kirchlichen Kunstgesang geschaffen, gehört in den Kreis derjenigen Tonwerke, auf die Deutschland stolz sein darf; ihr Werth ist an keine Zeit geknüpft; sie sind ein bleibendes Eigenthum unsers Vaterlandes." In diese Schule hatte Georg Weissel das Glück schon früh eingeführt zu werden. Besonders war es der nur zehn Jahr ältere Johann Stobäus, an welchem der Jüngling nicht nur einen Lehrer hatte, sondern fürs ganze Leben einen Freund gewann, und damit einen um so größern Schatz, als Stobäus, wenn er auch in seinen musikalischen Werken nicht so originell erscheint wie Eccard, doch mit vollem Verständniß in dessen Ideen eingegangen war und in dessen Geiste fortübte, wie er denn auch bis an seinen Tod (1646) in so hohem Ansehn stand, daß Valentin Thilo der jüngere, der Verfasser des Adventsliedes „Mit Ernst, o Menschenkinder", in der akademischen Gedächtnißrede von ihm sagen konnte: „es wäre wohl noch darüber zu streiten, ob seines Lehrers Eccard Muse oder die seinige die kunstreichere sei."[5]) Stobäus ist

[5]) Das Carmen des D. Georgius Lothus, welches unter dem Bilde des Stobäus in den „Festliedern" steht, schließt mit den Worten:

Jmo patrem exaequat, maior prope filius arte,
Ut dubites, sit uter natus uterve parens.

auch der Meister gewesen, der zehn Kirchenlieder und mehrere Gelegenheitsgedichte Weissels mit seinen Compositionen geschmückt hat. Von 1608 bis 1611 absolvirte Weissel sein akademisches Triennium in Königsberg, kann aber wohl in der damaligen streitsüchtigen Theologie, wie sie hier durch den Prof. primarius und ersten Hofprediger Johann Behm repräsentirt wurde, wenig geistige Nahrung gefunden haben. Weitere drei Jahre studirte er auf den Universitäten Wittenberg, Leipzig, Jena, Straßburg, das durch Johann Sturm, den berühmtesten Schulmann seiner Zeit, in großen Ruf gekommen war, und im 16. und 17. Jahrh. viel frequentirt wurde, auch in Basel und Marburg. Die eine oder die andere dieser Universitäten mag er denn freilich nur im Fluge besucht haben; aber in Wittenberg ist er nicht vergebens gewesen. Die theologischen Lehrer der dortigen Universitäten erfreuten sich damals vorzugsweise des Rufs der reinen Lehre und der gelehrten Tüchtigkeit, ohne daß ihre Orthodoxie sich auch schon damals in Schulstreitigkeiten verloren hätte. Noch wurde als letzter Zweck der reinen Lehre die Reinheit des christl. Lebens nicht nur ausgesprochen, sondern auch angestrebt. Zu den Wittenberger Professoren in jener Zeit gehörte Balthasar Meisner, der sich das Symbolum gewählt hatte: Selig sind die Sanftmüthigen. Als gleichgesinnte Collegen standen ihm Jacob Martini und Wolfgang Franz zur Seite, dieser ein Mann tiefer Frömmigkeit und großer Milde und Liebe, von dem sein Leichenredner rühmt, er habe in seinen Vorlesungen und Predigten die Jugend und männiglich mit gewaltigem Ernst zum wahren Christenthum angemahnt und fürwahr jungen Studenten also das Herz geregt, daß sie nicht viel Geld und Gut genommen hätten, wider ihr Gewissen auch bei der besten Gelegenheit zu sündigen. (Vgl. Tholuck a. a. O. S. 173.) Im J. 1614 kam Weissel in sein Vaterland zurück und wurde Rector an der Schule zu Friedland i. Ostpr.: er legte aber nach drei Jahren sein Amt nieder und ging „mit den besten Empfehlungen"[6]) im Säcularjahre

---

[6]) Vgl. Petr. Cunradti christl. Churpredigt A. 1618 zu Friedlandt gehalten Königsb. 1619. Beigedruckt ist ein Verzeichniß der Friedländischen Prediger und Rectoren, worin es heißt: Georgius Weisselius S. S. Theol. Candidatus in Academiam Regiomontanam studii theologici continuandi gratia optime a nobis commendatus discessit.

der Reformation, 27 Jahr alt, noch einmal auf die Universität nach Königsberg; wie eine alte handschriftliche Nachricht sagt: „um sich in seinen Studiis noch besser festzusetzen.“ Johann Behm docirte hier noch und ließ eine gelehrte Streitschrift nach der andern wider die Reformirten, die Wiedertäufer und die Socinianer ausgehn; daneben als Professor der Hebr. Sprache Georg Möller, zugleich Pfarrer im Dom, und bald auch Cölestin Mislenta, der den Oberhofprediger als orthodoxer Eiferer noch überbot, daneben sich aber auch um die preußische Kirchengeschichte verdient gemacht hat. Mehr als durch ihre Polemik wird Weissel wohl durch den Umgang mit seinen ältern Freunden Hagen und Stobäus gefesselt sein, denen sich die altstädtischen Prediger und geistlichen Dichter Bernhard Derschau und Valentin Thilo der ältere zugesellten. Ob er später auch mit Heinr. Albert, der um 1626 nach Königsberg kam, und mit Simon Dach, der in eben diesem Jahr sich bei der Universität inscribiren ließ, in innigem Verkehr gestanden, ob er namentlich durch seine Dichtergabe auf den 15 Jahr jüngern Dach einen entscheidenden Einfluß ausgeübt habe: darüber sind bisher nur Vermuthungen aufgestellt und noch keine quellenmäßigen Aufklärungen gegeben. Als einen kleinen Beitrag zur Nachweisung einer persönlichen und nicht bloß geistigen Gemeinschaft dieser Männer erlaube ich mir anzuführen, daß zu der Vermählungsfeier eines gewissen Christoph Schimmelfennig (9. Febr. 1632) mit Anna von Weinbeer sowohl G. Weissel als auch Simon Dach je ein Hochzeitlied machten und daß beide Lieder von Stobäus mehrstimmig gesetzt und gemeinsam herausgegeben wurden. So viel scheint gewiß zu sein, daß Weissel Königsberg nicht mehr verließ. Er überstand hier eine abermalige Pestzeit im J. 1620, die der Stadt 15000 Menschen gekostet haben soll, und fand nach längerm Warten im J. 1623 die erwünschte Anstellung im Pfarramte.

Im 16. Jahrhundert waren die Bewohner des Roßgartens in die Löbenichtsche Kirche eingewidmet. So lange nur der vordere Roßgarten bebaut war und auf der Neuen Sorge, der heutigen Königsstraße, nur ein einzelnes Kruggebäude stand, genügte die Kirche zur Noth dem Bedürfnisse der Eingepfarrten. Als aber auch über die Schwanenbrücke hinaus ein stattliches Haus nach dem andern entstand, wollte der Platz

in der Kirche mit der Zeit ziemlich enge werden; und da die Roßgärter keine andern Stände als nur „in einem dunkeln Raum" (in loco obscuro) hinter der Kanzel erlangen konnten, so erbaten und erhielten sie endlich bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm die Freiheit, eine eigene Kirche zu erbauen, welche denn auch im J. 1623 in der Eile aufgerichtet wurde.[7]) Uebrigens ist das heutige Kirchengebäude nicht mehr das, in welchem G. Weissel gepredigt hat; dieses wurde 1684 abgebrochen, nachdem schon 1651 der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt und dieses allmählich in 33 Jahren als Futteral zu der alten Kirche gebaut war, so daß deren Mauern noch als Gerüst beim Täfeln der Decke in der neuen Kirche dienen konnten.

Im Altroßgärter Pfarrarchiv sind noch in einer von Weissels fester und zierlicher Hand herrührenden Abschrift die auf seine Anstellung bezüglichen amtlichen Erlasse vorhanden; ein Schreiben an D. Behm wegen der am ersten Adventsonntage zu vollziehenden Inauguration der Kirche v. 29. Nov. 1623, unterzeichnet von den vier Regimentsräthen, dem Landhofmeister Friedrich Burggraf und Graf zu Dohna, dem Oberburggrafen Hans Truchseß von Wetzhausen, dem Kanzler Merten von Wallenrodt und dem Obermarschall Andreas von Kreytzen; von demselben Datum und von derselben Stelle aus ein Schreiben an Weissel wegen der Mittwoch darauf zu haltenden Probepredigt; und zwei Vocationsschriften, eine Kurfürstliche und eine Seitens der Roßgärtischen Gemeinde, beide vom 16. Decbr. 1623. Jener Erlaß an Weissel lautet:

„Wolgelahrter, lieber getrewer! Wir erinnern vns, daß wir dich vff den Pfarrdienst bei der newerbaweten Kirchen vff unser Freyheit Eußersten Rossgarten, wen dieselbe gefertiget seyn würde, durch einen Abschied vertröstet. Wan dan dieselbe Kirche altem löblichen Brauch nach vff künfftigen Sontag durch den Ehrwürdigen vnsern Hoffprediger vnd lieben getrewen Johann Behm Doctorem und Professorem vnserer Universitet Königsbergk Christlich inauguriret vnd consecriret, vnd darauf Gottes wort geprediget vnd die heiligen Sacramenta ausgetheilet werden sollen. Als

---

[7]) Vgl. Erl. Preußen I, 535 ff. und Geschichte der Kgl. Altroßgärtschen Kirche (von E. G. Kahle und C. H. Weiß) Königsberg 1823.

wollestu dich vff die Mittwoch hernach, welches den Einwohnern daselbst bei der Consecration angedeütet werden wird, mit einer ProbPredigt gefast machen vnd hören lassen, damit vff einkommenen Bericht der Ordination vnd Introduction fernere Anordnung geschehen möge. An dem geschiehet vnseres befehlichs meinung. Datum &c &c." Zur Einweihung dichtete Georg Weissel das Festlied, das sich nicht bloß in dem 2. Theil der Preuß. Festlieder von Eccard und Stobäus, sondern auch in Einzeldrucken erhalten hat, die mit den musikalischen Sammlungen des Cantor Crone in Wehlau (c. 1650) aus der dortigen Kirchenbibliothek in den Besitz des verst. Dir. Gotthold und aus dessen Nachlaß in die hiesige Königl. und Universitäts-Bibliothek übergegangen sind. Der Titel lautet:

„Danck- vnd DenckLiedlein Auff glückliche Inauguration vnd Einweyhung des auff Churfl. Dhrt. Freyheit Roßgarten zu Königsberg in Preussen, Newerbaweten Gotteshauses, so den Andern Sontag des Advents, dieses 1623. Jahrs Durch den Ehrwürdigen, Achtbaren vnd Hochgelahrten Herrn Johannem Bohemum, S. S. Th. Doctorem, P. P. vnd Churfürstl. Preuschen Hoffpredigern &c. mit gebührlichen solenniteten vnd Christlichen Ceremonien, bey Volckreicher Versamlung zu Werck gerichtet: Vorauß der Göttlichen Mayestät zu Lob vnd Preiß, Dan auch der Christlichen Gemeinde daselbsten zu sonderbarem gefallen vnd hertzlicher Glückwünschung, Mit 5. Stimmen componiret vnd in Druck verfertiget, Von Johanne Stobæo Grudentino Borusso, der Thumkirchen im Kneiphoff Königsberg Cantore. Gedruckt zu Königsberg, bei Lorentz Segebaden, im Jahr 1623."

Es sei erlaubt, einzelne Verse daraus mitzutheilen.

V. 5. Zeuch ein, o HErr, in Gnaden,
Laß predgen deine Thaten,
Bewahr dein Kirch für Schaden:
Verleyh getrewe Lehrer,
Gottselige Zuhörer
Und stewr dem Friedensstörer.

V. 7. (Schlußvers.) Laß in den Gnadentagen
Sie hertzlich in sich schlagen,
Mit Jakob rühmn vnd sagen:
Hic ist des Himmels Pforte,
An diesem heilgen Orte
Wohnt Gott mit seinem Worte.

Aus diesem Flugblatte erhellt unzweifelhaft, daß sowohl im J. 1723 als 1823 das Jubiläum der Altroßgärtschen Kirche irrthümlich am ersten Advent statt am zweiten Advent gefeiert ist, sei es nun, daß die Verzögerung durch bauliche Vorkehrungen oder durch persönliche Behinderung des inaugurirenden Geistlichen herbeigeführt war. Daß Weissel seine Probepredigt erst am 13. December, Mittwoch nach dem 2. Advent, hielt, vor ansehnlicher Versammlung der ganzen Gemeinde, steht auch in deren Berufungsschrift; und es heißt dann weiter: „Wan wir dan allesambt vnd sonderlich mit des Herrn Person, vnd dessen getahner Predigt gar woll zufrieden, wofur Gott dem Almechtigen zuforderst, vnd dan ihrer Churfr: Dchll. wir vnderthenigen ewigen Danck sagen, das dieselbe aus gnaden vnd Veterlicher trewer Vorsorge, vns mit einer solchen tuchtigen Person begnadiget und vorsehenn" u. s. w. Die Besoldung wurde von den Regimentsräthen auf jährlich 200 Mark Preußisch (nach jetzigem Gelde c. 45 Thlr.) festgestellt, und „damit derselbige Pfarrer sich so viel besser bei dieser schweren Zeit erhalten möge", sollte er noch jährlich „Eine halbe Last Korn und Eine halbe Last Maltz aus der Metzkammer, ein Priesterkleid aus der Rentkammer und zwei Achtel Brennholz von der Holzwiese gefolget und verrechnet erhalten". Bei der Bestätigung erhöhete der Kurfürst diese Dotation um vier Scheffel Korn „nebst einem gülden geld" und um 6 Achtel Brennholz. Dazu übergab im J. 1625 ein gewisser Jacob Waldhäuer, wie Weissel zu Protocoll gebracht hat, „aus recht christlicher Affection und gutherziger Zuneigung unserer neuerbaueten Kirchen freiwilliglich 100 Mark, je zwanzig Groschen in eine Mark gerechnet, mit dieser beigefügten Condition, daß selbiges Geld an gewisse (sichere) Leute sollte ausgethan und von den Zinsen jährlich auf Jacobi Tag Ihme Herrn Waldhäwern zum rühmlichen Ehrengedächtniß dem Pfarrern 2 Mark, dem Cantori 1 Mark gegeben werden, daß das Uebrige der Kirchen verbleibe." Hiezu fügt Weissel den frommen Wunsch: „Gott lasse Solches als ein reich milder Vergelter alles Guten den Seinen reichlichen genießen!" Sodann findet sich noch von ihm eine handschriftliche Nachricht über ein zweites Legat gleicher Bestimmung von 300 Mark, welches die Erbare vnd Tugentsahme Fraw Catharina, des Ehrenvesthen und wollgeachten Herrn Paul Jeschken Hausfraw im J. 1632 aus Christlichem

und wollgeneigtem Hertzen und Gemüth der Kirchen auf Churfürstlichen Freyheiten Roßgarten verehret — welches dan zu besserer Nachricht vnd unverbrüchlicher Haltung Ich Georgius Weissellus, erster Pfarrer selbiger Kirchen, mit eigner Hand ins Kirchenbuch einverzeichnet habe, mit diesem hertzlichen Wunsch, daß der Segen des Herren von ihrem Hause nimmer weichen möge." Außerdem bietet das Pfarrarchiv noch ein Verzeichniß der Kirchenstände aus dem J. 1631, worin „eine Bank des Herrn Pfarrer Frauen und des Herrn Cantors Frauen" erwähnt wird, was der Muthmaßung Raum giebt, daß Weissel verheirathet gewesen sei, und in einem spätern Kirchenreceß die Notiz: „Weil hiebevor dem Cantori für die Figural Musik in den hohen Festagen Acht Thaler das Jahr vber verordnet, als sollen dieselbe ihm ins Künftige wieder jährlichen gegeben werden"; woraus wir schließen mögen, daß Weissel es an Pflege des Gesags und der Kirchenmusik nicht hat fehlen lassen; aber damit versiegen auch unsre spärlichen Quellen, und wir sind für die Zeichnung seines Charakters und seines Lebens lediglich auf seine Lieder angewiesen, aus denen ein reiner Athem und eine freundliche Ueberlieferung des frommen Mannes zu uns herüberweht, und auf die Zeitverhältnisse, die den Hintergrund bilden, von welchem eines Mannes Bild sich abhebt. Es war ihm nur eine zwölfjährige Amtsthätigkeit beschieden; doch wie wir am Schlusse dieses Jahrs uns bewußt sind, in dem einen Jahr 1866 Mehr erlebt zu haben, als sonst in einer ganzen Reihe von Jahren, so fiel auch Weissels Amtsleben in eine merkwürdig bewegte und ereignißreiche Zeit. Von den Wirren und Wehen des dreißigjährigen Kriegs wurde zwar Königsberg nicht unmittelbar berührt. Während andere Städte und Universitäten entvölkert wurden, fanden hier Künste und Wissenschaften ein Asyl, und Simon Dach konnte Königsberg „den Wohnsitz der Musen" nennen, „da sie in Deutschland vom Kriege verjagt worden. Das gilt indeß mehr von der Zeit unmittelbar nach Weissels Tode. Bei seinen Lebzeiten schlug der schwedisch-polnische Krieg unserer Provinz, die großentheils der Schauplatz desselben war, und auch unserer Stadt tiefe Wunden. König Sigismund III hatte auf dem Reichstag zu Warschau 1627 allen Handel aus Polen und Litthauen nach Preußen gänzlich untersagt, weil derselbe nur zu einer Vermehrung der Hülfsquellen seines Feindes

dienen mußte. Des Handels der Stadt Königsberg nahm sich zwar der schwedische Gubernator von Preußen, der schon genannte Oxenstjerna, an und gebot, ihn auf keine Weise zu stören; allein bei den so hohen Zöllen, die Schweden in Pillau erheben ließ, konnte der Handel nicht gedeihen. Gustav Adolf selbst giebt in einem Briefe den Zoll, den der Pregel 1629 abgeworfen hatte, auf 500000 Thaler an.[8]) Allerdings wurde am 26. Septbr. des genannten Jahrs zu Altmark bei Stuhm ein sechsjähriger Waffenstillstand geschlossen. Aber die Leiden des Kriegs vernarbten nicht sogleich. Die Heere beider Theile wurden aus dem Lande gezogen, allein die ansteckenden Krankheiten, die unter ihnen gewüthet hatten, theilten sich auch den Einwohnern mit, so daß allein in Königsber vom August bis an das Ende des Jahrs 4133 Menschen starben.[9]) So kam es zur Friedensfeier erst im folgenden Jahre, und während in Deutschland der Krieg nun mit Gustav Adolfs Auftreten erst recht anfing, hoffte man hier sich von den reichlich erduldeten Leiden und Verlusten zu erholen und stimmte Lob= und Danklieder an. Wir haben zwei solcher Lieder von Georg Weissel mit Stobäus' Tonsätzen. In dem einen: „Gott ist und bleibt der König", wird der Kraft Gottes die Ehre gegeben;

„Nicht Waffen, Schwerter, Bögen,
Nicht weltlich Hülff und Macht,
Ohn Ihn was schaffen mögen,
Er hats zu End gebracht;"

in dem andern Liede wird im Anschluß an den 85. Psalm die Kostbarkeit und Lieblichkeit des Friedens gepriesen:

V. 8. Nun wird in unsern Landen Ehr
Beym Frieden sicher wohnen,
Die Güt vnd Trew auch leuchten her,
Wie Edelstein in Kronen,
Gerechtigkeit
Und Fried in Frewd
Sich lieblich werden küssen;

---

[8]) Vgl. Geijer, Geschichte Schwedens. III. 152.

[9]) Vgl. Gottschalk, der schwedisch=polnische Krieg in Preußen von 1626—1629. In den Preuß. Prov.=Blättern Jg. 1841. S. 129 ff.

Was sonst mit Leid
Erreget Streit,
Wird alles weichen müssen:
Dafür wir billich loben
Gott in dem Himmel droben.
V. 4. Die Trew wird wachsen auf der Erd',
Als Blümlein in der Awen, u. s. f.

Diese Hoffnung erfüllte sich vor der Hand doch nur theilweise. Und dazu war das kirchliche Leben jener Tage ebenso unruhig wie das politische. In dem Jahre nach Weissels Anstellung entzündete hier Caspar Movius bei seiner akademischen Disputation durch die unvorsichtige Behauptung, daß die Taufe heilskräftig sei, auch wenn ein Heide, ja der leidige Satan sie verrichtete und nur Christi Ordnung dabei beobachtete, einen Streit, zunächst über das Sacrament der Taufe, der länger als ein Decennium loderte. Daneben wurden heftige Streitigkeiten über Joh. Arndt's Bücher vom wahren Christenthum und über seine Rechtgläubigkeit geführt, u. a. der Rathmann'sche Streit, der von Danzig aus auch hier die Wogen des Parteihaders und des Schulgezänkes hoch aufschlagen machte. Wie leicht aber theologische Streitigkeiten von den Kanzeln und Kathedern aus auch störend in die Gemeinden eindringen, mag man daraus abnehmen, daß fünfzig Jahre früher in dem s. g. abstract-concretischen Streit sogar die Weiber auf der Fischbrücke sich der Wörter abstract und concret bemächtigten, um damit das Register ihrer Schimpfwörter zu vervollständigen.[10]) Wo die Boten des Friedens Unfrieden säen, was vermögen da auch Maßregeln der Kirchenzucht? wie wenn es in einem Decret v. 1. Jan. 1631, worin den Roßgärtschen Pfarrkindern anbefohlen wird, sich bei Taufe, Communion und Trauung nur des competenten Pfarramtes zu bedienen, wörtlich heißt: „Wer dawider handelt, wie denn keiner eines Christen Namen führen kann, der sich nicht zum wenigsten zwei oder drei mal im Jahr zum h. Nachtmahl oder Tisch des HErrn halte, und auf obgesagten Fall seine Entschuldigung nicht beibringen kann, soll so viel offters er in vorerwehnten dreyen Stücken vnd Fällen verbricht, alle vnd jedes mahl der Kirchen zehn gülden verfallen seyn." In Rücksicht auf

[10]) Vgl. Erl. Preußen II. 214. Anm.

diese Zeitverhältnisse rechnen wir es Georg Weissel zu um so größerm Verdienste an, daß er von dem Markte, wo die Streithähne sich tummelten, fern blieb, wie denn in der Geschichte jener sein Haupt umschwirrenden Streitigkeiten, so viel ich bemerkt habe, nirgend sein Name genannt wird, und auch das zum Jubiläum der Uebergabe der Augsburgschen Confession von ihm verfaßte Danklied, worin er die Augustana mit dem Wundersterne vergleicht, der bei der Geburt des Heilandes den Weisen aus dem Morgenlande erschien, einen versöhnlichen Geist athmet. Er begnügte sich mit der organisatorischen Thätigkeit, welche die Einrichtung und Ausstattung der neuen Parochie in Anspruch nahm, mit der Ausübung seines Amts, in welchem er Sonntags und Mittwochs und zwar Sonntags auch in der Vesper zu predigen hatte, da ein Diaconus erst einige Jahre nach Weissels Tode angestellt wurde, und mit der speciellen Seelsorge, die bei wiederholentlichen Landplagen und der davon unzertrennlichen Verarmung sowie bei den confessionellen Wirren um so größere Wachsamkeit und Anstrengung erforderte. Kein Wunder, daß unter so erschwerenden Umständen Weissel nicht ein so hohes Alter erreichte, wie mehrere seiner Nachfolger im Altroßgärtschen Pfarramt, von denen Zeidler es bis zum 80sten, Georg Falk bis zum 95sten Lebensjahre brachte. Er starb 45 Jahr alt am 1. August 1635, Nachmittags 2 Uhr, aber in seinen Kirchenliedern lebt er noch und wirkt im Segen.

Es sind uns deren etwa zwanzig aufbehalten. Sie sind sämmtlich kurz, drei bis sechs Verse. Solche Monstra von Kirchenliedern, wie sie der übrigens höchst ehrenwerthe Bunzlauer Woltersdorff geliefert hat, unter denen das Lied „Ja, Jesus nimmt die Sünder an", 70 Verse in zehnzeiliger Strophe, noch nicht eins der längsten ist, denn es giebt deren auch von 200 und mehr Versen, hat die ältere evangelische Kirche nicht hervorgebracht.[11]) In Betreff der Metrik unterscheidet sich Weissel merklich von seinen Vorgängern. Er ist einer der Ersten, die nach dem epoche-

[11]) Ausnahmsweise giebt es von Michael Stifel, der in den Jahren 1550 ff. kurz nach einander das Pfarramt in Memel, Eichholz, Haffstrom bekleidete, ein Lied mit 32 Strophen: „Johannes thut uns schreiben" aus dem Jahr 1522 oder 23. Vgl. Casp. Wezel Anal. hymn. II. 571.

machenden Buche des Martin Opitz „Von der deutschen Poeterei" (1624) Kirchenlieder verfaßt haben, und beobachtet regelmäßig die dem Wortaccent nachgebende Abwechslung der Hebungen und Senkungen. Der Strophenbau in den Weisselschen Liedern ist höchst mannigfaltig, so daß beinahe jedes Lied seine eigene Melodie erfordert, und darin unterscheidet sich Weissel nicht bloß von den meisten neuern evangelischen Dichtern. Im Jahrhundert der Reformation war die Sangeslust in der Kirche so groß, daß zu einer gleichen, einmal beliebt gewordenen Strophe, z. B. Es ist das Heil uns kommen her, eine große Anzahl besonderer Melodien erfunden wurde; aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts machte eine neue Singweise bei ansprechendem Inhalte des Liedes meist nur zugleich mit einer neuen Strophe sich geltend, für die eine bekannte Melodie noch nicht vorhanden war.[12]) Da war es denn für die Melodieenschöpfung und Ausbildung der Singweisen von Bedeutung, daß die Strophen der Lieder, die einem Stobäus vom Dichter entgegengebracht wurden, keiner der gebröuchlichen übereinkamen. In späterer Zeit hinwiederum, als die Blüthezeit des Kirchenliedes vorüber war und dasselbe für längere Zeit sich in trockenes Moralisiren verlor, wurde die Productionskraft der Dichter und Sänger so gering, daß fast nur Lieder auf die Strophe und Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten" zu Stande kamen. Aber grade die Mannigfaltigkeit der Strophen und der Melodieen in Weissels und annähernd auch in Simon Dach's Liedern ist für dieselben verhängnißvoll geworden. Ein Lied gilt nur so lange und so weit, als es gesungen wird. So hat es geschehn können, daß werthlose Lieder mit bekannter Melodie sich in kirchlichem Gebrauch erhalten und köstliche Lieder ihrer schweren Weise wegen erst eine Zeit lang als ein todter Schatz in den Gesangbüchern begraben gewesen sind und allmählich sich ganz daraus verloren haben. So ist es den Weisselschen Liedern mit ihren Stobäus'schen Melodien besonders deßhalb ergangen, weil ihnen der aus den Volksliedern des 16. Jahrhunderts herübergenommene rhythmische Wechsel eigenthümlich ist. Diejenige durch Auf- und Niederschlag bedingte Gliederung des Gesanges, die bald nach zwei, bald nach drei

[12]) Vgl. Winterfeld a. a. O. II. 128.

oder vier Theilen geregelt wird, ohne eine dieser Formen dauernd festzuhalten, vertrug sich je länger je weniger mit den Begriffen von dem, was der Kirche zieme, und wenn eine Melodie sich nicht ohne wesentliche Entstellung dem Gleichmaß unsers heutigen Taktes fügen wollte, wurde sie aufgegeben, zog das Lied nach sich und brachte es in Vergessenheit. Daher kommts, daß sich in den meisten preußischen Gesangbüchern nur diejenigen Lieder von Weissel erhalten haben, deren Strophe es zuläßt, daß sie statt ihrer Stammmelodie auf irgend eine bekannte Weise gesungen werden; und daß selbst diejenigen Lieder, die dem Namen Weissel weithin durch Deutschland einen guten Klang verschafft haben, unsern Gemeinden fehlen und erst ganz neuerdings im Anhange zu der neuesten Ausgabe des Alten Quandt'schen Gesangbuchs dem kirchlichen Gebrauche wieder zugänglich gemacht sind.

Es sind das namentlich die beiden Adventslieder: „Such, wer da will, ein ander Ziel" und „Macht hoch die Thür, die Thor macht weit." Jenes, wenn man will, mit einer Reminiscenz aus der ersten horazischen Ode beginnend, ist auf eine Melodie gedichtet, die Stobäus 1613 als Hochzeitgesang zur Vermählung des kneiphöfschen Rathsverwandten Christoph Klein mit Regina Stiemer auf die Worte: „Wies Gott bestellt, mir wohlgefällt", gesetzt hatte. Im dritten Verse spricht der treue Seelsorger:

Ach sucht doch den,
Laßt Alles stehn,
Die ihr das Heil begehret;
Er ist der HErr,
Und keiner mehr,
Der euch das Heil gewähret.
Sucht ihn all Stund
Von Herzensgrund,
Sucht ihn allein,
Denn wohl wird sein
Dem, der ihn herzlich ehret.

Das Lied schließt mit den Worten:

Hilf, daß ich mag
Nach dieser Klag
Dir ewig dort lobsagen.

Der ebenso poetische als charakteristische Ausdruck, daß das ganze Leben

„diese Klage“ genannt wird, hat vielen neuern Gesangbuchsredactoren vor den Kopf gestoßen, und sie haben dafür „nach mancher Klag'“ oder Aehnliches substituirt. Das andere: „Macht hoch die Thür“, ist ein echtes Festlied, schwunghaft und kunstvoll. Palmer nennt es ein wahres Triumphlied zum Einzug des Königs der Ehren“. Zum Grunde liegt der 24. Psalm, der Lieblingspsalm Philipp. Melanchthons, und die Geschichte des Einzugs Christi in Jerusalem aus dem ersten Adventsevangelium. Zugleich ist der Spruch aus Jeremias (32, 18. 19) benutzt: „Herr Zebaoth ist dein Name, groß von Rath und mächtig von That“, neutestamentlich erweitert durch den Zusatz „voll Gnad“ und durch die Beziehung dieses dreifachen Epithetons auf die Dreieinigkeit. Eigenthümlich ergreifend ist der dritte Vers:

O wohl dem Land, o wohl der Stadt,
So diesen König bei sich hat!
Wohl allen Herzen insgemein,
Da dieser König ziehet ein!
Er ist die rechte Freudensonn,
Bringt mit sich lauter Freud' und Wonn.
Gelobet sei mein Gott,
Mein Tröster früh und spat.

Auch in andern seiner Lieder hat es Weissel verstanden, diese Seligpreisung, womit der Psalter und womit die Bergbredigt anhebt, und die überhaupt in der h. Schrift ein so weites Gebiet hat, an der rechten Stelle eintreten und auf die Herzen wirken zu lassen. So in dem Liede, welches anhebt:

Ein rein Gewissen jederzeit
Bleibt Obermann in allem Streit,
Erhält mit Lust den Sieg,
Dringt freudig durch, geht sicher hin,
Unschuld behält Ehr zum Gewinn,
All stifft der Satan Krieg.

Nachdem nämlich im 2. Verse der Trost des guten Gewissens bei Verleumdungen hervorgehoben ist, heißt es weiter:

Ei, wie glückselig ist der Mann,
Der solche Ruh genießen kann,

Ein rein Gewissen hat;
Ei, wie wol ists um den bestellt,
Der sein Gewissen rein behält,
Gott ist sein Schirm und Raht;

und dann folgt noch ein Gebet, daß Jesus uns als Herzog vorangehn und mit seiner heiligen Geduld uns rüsten möge, damit wir einmal mit ihm auch triumphiren. Obwohl das Lied unter den Weissel'schen nicht die erste Stelle einnimmt, so steht es doch ohne Frage nicht bloß in poetischer, sondern auch in ethischer Beziehung unvergleichlich höher, als z. B. das **Gellert'sche**:

Besitz' (sic) ich nur ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich,
Wenn Andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Zugleich sehen wir an diesem Liede besonders deutlich, daß wir uns bei Weissel nicht mehr in der Periode der Glaubens- und Bekenntnißlieder, sondern in der Uebergangszeit zu der Periode der Kreuz- und Trostlieder befinden, worin der wenig spätere **Paul Gerhard** so Großes und bis heute Unübertroffenes geleistet hat. Noch Eccard sang und setzte Lieder, welche einfach eine Festgeschichte vortrugen; jetzt gewinnt in den Liedern die andächtige Betrachtung, Lehre und Ermahnung an Terrain, aber das Bekenntniß der geschichtlichen Heilsthatsachen und der Glaubenswahrheit wird von der Reflexion noch nicht in dem Maße überwuchert, daß der lyrischen Poesie dadurch Eintrag geschähe. Uebrigens steht das Weissel'sche Lied dem Gellert'schen auch in der Beziehung nicht nach, die den Hauptvorzug der Gellert'schen Lieder ausmacht, daß sie, wie **Nitzsch** einmal sagt [13]), aus Einem Gusse geboren sind. Diese organische Einheit und Ganzheit, die zu den Erfordernissen der Vollkommenheit des Liedes zu rechnen ist, und nicht sowohl als eine Frucht des Studiums, sondern vielmehr der sich ergießenden, einigen, lebendigen Gesinnung des Verfassers sich kund giebt, glauben wir auch den Weisselschen Liedern nachrühmen zu dürfen.

---

[13]) Ueber Lavater und über Gellert. Zwei Vorträge. Berlin 1857. S. 70.

Andre Adventslieder von Weissel sind noch: „Wer durch sein eigne Wunderkraft", im Anschluß an das Ev. des 3. Advents: Die Blinden sehen, ꝛc., und zum Ev. des 4. Adventsonntages: „Sich einen Christen nennen". Der Plan, den vor ihm Bartholomäus Ringwaldt (1581), gleichzeitig mit ihm Johann Heermann (1630) und nach ihm Laurentius Laurenti, ein Dichter aus der Spener'schen Schule, ausgeführt haben, zu sämmtlichen Sonn- und Festtagsevangelien geistliche Lieder zu verfassen, scheint auch Weissel vorgeschwebt zu haben; jedenfalls hat auch er zu diesem Werke treffliche Beiträge geliefert.

Ihm verdanken wir ferner das Weihnachtslied: „Im finstern Stall, o Wunder groß", das in unsern Gesangbüchern irrthümlich den Namen Derschau trägt,[14]) das Osterlied: „Wo ist dein Stachel nun, o Tod", ähnlich dem Paul Gerhard'schen „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden", und das schöne Pfingstlied: „Ich will gießen aus", in der Strophe seines von Stobäus im Motettenstyl gesetzten Hochzeitsliedes für Anna v. Weinbeer, und mit dem Refrain:[15])

Darumb zu Ehren seinem großen Namen,
Ihr Menschen, stimmet all mit Lust zusammen.

Wie es im Erleuterten Preußen von Simon Dach's Liedern heißt: „Einige derselben sind auch in Teutschland bekannt, aber ziemlich ihrer Schönheit durch eine ungereimte Ausbesserung beraubet worden", so ist es auch dem Weissel'schen Weihnachtsliede selbst im Porst'schen Gesangbuche ergangen; unter andern ist die Eigenthümlichkeit verwischt, daß Weissel diese Welt zufolge einer Vergleichung mit der Höhle bei Bethlehem, in welcher die Tradition die Geburtsstätte des Heilandes nachweist, eine „Trübsalhöhle" genannt hat. Der Eccard'sche Tonsatz zu dem angeführten

---

[14]) Vgl. Pisanski, Entwurf der preuß. Literärgesch. II. Herausgegeben von Meckelburg. Königsb. 1853. S. 244.

[15]) Außerdem findet sich der von Ludwig Helmbold, Eccards Zeitgenossen und Landsmanne, ins Kirchenlied eingeführte Refrain noch in dem Liede: „Gott ist mit mir, weg schnöde Lust", welches im Alten Danziger Gesangbuche (1782) den Namen Georg Weissels führte. Doch glaubt ein gewiegter Hymnologe unserer Provinz, Pred. Rhode in Elbing (vgl. dessen Aufsatz: Kirchenlieder preuß. Liederdichter im Ev. Gemdebl. 1857 S. 144), dieses Lied Weissel absprechen zu müssen, weil es sich sonst nirgend mit Weissels Namen finde und nach Sprache und Inhalt größere Verwandtschaft mit den Liedern der pietistischen Periode als mit den Weissel'schen habe.

Osterliede war ursprünglich für die Vermählung Martins von Wallenrodt mit Maria Freiin von Kittlitz (1605) bestimmt, und Weissel hat erst in der Folge ihm sein Lied angepaßt; aber Winterfeld findet in diesem und in einigen ähnlichen Fällen die untergelegten Worte so trefflich die Töne deutend, daß wir, sagt er (a. a. O. I, 449), „kaum anstehn würden, wenn wir den Zusammenhang nicht wüßten, jene später angeeigneten Gedichte für die ursprünglichen, diese dagegen für einen der Würde des Tonwerks nicht angemessenen, sie für fremde Zwecke in Anspruch nehmenden Text zu halten."

Weissel'sche Festlieder sind noch das Epiphaniaslied „Nun, liebe Seel, nun ist es Zeit", daß sich in unserer Provinz im Elbinger und im Littauischen Gesangbuche erhalten hat (Freylinghausen hat es mit dem veränderten Anfange: „Steht auf, ihr Christen, es ist Zeit"), das Trinitatislied: „Mein Mund soll fröhlich preisen", wieder über das Festevangelium, und das Himmelfahrtslied: „Der HErr fährt auf mit Lobgesang", dem der 47. Psalm zum Grunde liegt. Es hat einen festlichen Charakter und steht sowohl im Rogall'schen als im Quandt'schen Gesangbuche, eignet sich aber zum kirchlichen Gebrauch darum weniger, weil es ein Abendlied ist. Im polnischen Gesangbuch ist es für den Gebrauch beim Hauptgottesdienste umgewandelt, hat aber dabei auch ein andres Versmaß bekommen. Ins Littauische ist es von M. Matthäus Prätorius übersetzt, einem merkwürdigen Manne, der vor 200 Jahren Pfarrer in Nibudzen war, sein Amt aufgab, weil er bereits in der 97sten Commissorial-Untersuchung stand und als katholischer Pfarrer in Kassuben gestorben ist.[16])

Ein Passionslied fehlt unter den bisher entdeckten Weissel'schen Liedern, es müßte denn das schöne Lied „O Jesu, Gottes Lämmelein", welches im hiesigen Gesangbuch unter dem Namen Martin Möller's steht (gest. als Pastor in Görlitz 1606) von Weissel verfaßt sein, dem Wetzel (Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter. Dritter Theil. Herrnstadt 1724. S. 406) es zuschreibt. In diesem Falle gehört es wahrscheinlich zu den älteren, vor dem Jahre 1624 gedichteten Liedern, eben wie auch das vorhin angeführte Weihnachtslied, da seitdem die alten

[16]) Vgl. Beiträge zur Kunde Preußens. VII. 336 ff.

schönen Fügungen: „o Wunder groß", und in diesem Liede: „so viele Striemn und Wunden roth", durch Opitz verpönt worden sind.

Von den Weissel'schen Abendmahlsliedern: „Kommt, o ihr Menschen all" und „Das große Mahl des HErrn", ist das letztere nicht bloß sprachlicher Härten wegen, sondern vielleicht auch eines dogmatischen Anstoßes halber in den neuern Gesangbüchern weggelassen, indem darin das Lebensbrod im Sacrament mit dem Worte des Herrn als dem Lebensbrode identificirt wird; das andere aber, das sich im Elbinger Gesangbuche (1746) erhalten hat, schließt sich den besten Liedern würdig an. Zu Grunde liegt das Evangelium von königlicher Hochzeit, und abweichend von so vielen Abendmahlsliedern, die nur im Buß- und Klageton sich bewegen, ist darin die Sacramentsfeier als der seligste Genuß des Christen gepriesen. Die herzbringende Einladung macht auch in diesem Liede ein Hauptingrediens aus.

Endlich haben wir von Weissel noch vier Sterbelieder. Sie laden am meisten zu einer Vergleichung mit Simon Dach ein. Wohl ist Weissel von Simon Dach als dem fruchtbarern, mit Martin Opitz, der ihn einmal „das reinste Musenherz" nennt, (candidissimum Musarum pectus) befreundeten und von Fürstengunst bestrahlten Poeten verdunkelt worden. Aber, daß die Dach'schen Sterbelieder im Allgemeinen an poetischem Werth und an Glaubenskraft höher stünden, vermögen wir kaum zu entdecken. Jedenfalls ist Simon Dach's auch sonst wahrnehmbare Eitelkeit mit im Spiele gewesen, wenn er von sich rühmte:

Phöbus ist bei mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir.
Meine sind die ersten Saiten;
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn Geschick und Zier. [17])

Gleich das erste unter den Weissel'schen Sterbeliedern, das innige „Wenn meiner Seelen bange wird", zeigt viel „Geschick und Zier"; denn der erste und der letzte Vers correspondiren sich so, daß der erste die Sterbensnoth darstellt, der letzte im zeilenweisen Anschluß die Hülfe in dieser

[17]) Vgl. Erl. Preußen. I. 166.

Noth aneignet, nachdem Vers 3—5 dieselbe gepredigt, Vers 2 zum Aufmerken ermuntert hat. Dieses ringartige Zusammenschließen des letzten Verses mit dem ersten findet sich auch sonst in Weissel'schen Liedern. Bekannter sind die Sterbelieder: „Gar wohl mein Herz entschlossen ist" und „Kurz ist die Zeit, kurz sind die Jahr"; dieses letztere namentlich ohne allen Zweifel ein Kernlied, das in allen Zungen der Provinz oft bei Begräbnissen gesungen wird und reichlich Trost spendet. Es mag wohl Weissel's Schwanengesang sein, denn er hat es ein Jahr vor seinem Tode bei der Gelegenheit verfaßt, als des durch seine irenischen Bestrebungen bekannten Theologen Nic. Hunnius einziger Sohn Aegidius Ernst 1634 den 21. Mai allhier entleibt ward. Wenn es im zweiten Verse heißt:

Gott lässet zwar die Menschenkind
Absterben wegen ihrer Sünd,

so ist Kind für Kinder nicht etwa eine Nachlässigkeit, die sich der Dichter um des Reims willen gestattet hätte — im Gegentheil zeichnet sich seine Sprache durch Correctheit aus — sondern es ist die in der ältern Sprache übliche Nebenform. So sagt z. B. Rudolf von Monfort von Josafat, als ihm Barlaam das Christenthum unter dem Bilde eines köstlichen Steins angepriesen hatte:

„Die Rede er weltliche (sinnlich) verstund,
Als je die Kint der Welte thunt."

Es giebt zu dem Liede „Kurz ist die Zeit" eine alte Melodie mit echoartigen, die Sehnsucht malenden Wiederholungen, die in vielen Gemeinden der Provinz noch üblich ist. Das vierte Sterbelied gestatten Sie mir, hochgeehrte Anwesende, statt daß ich Worte darüber mache, Ihnen schließlich im Wortlaute mitzutheilen.

Ich bin dein satt, o schnöde Welt,
Dein Thun mir nimmermehr gefällt;
Fahr hin mit deinem Wesen,
Ohn dich will ich genesen.
Ich bin ganz müd zu schauen an,
Was übels immer wird gethan,
Fahr hin mit deinen Sitten,
Ich such die ewgen Hütten.
Mein Herr und Heiland Jesus Christ

Mir fest ins Herz gepflanzet ist;
Der ist mein Theil, den ich erwählt,
Der ist mein Trost, der mich erhält,
Was könnt' ich mehr erbitten.

Wer an der Welt sich hat vergafft,
Sehr kurze Lust und Freud sich schafft
Und wird dort ewig müssen
Die Lust mit Angst verbüßen.
Wer aber sucht mit Innigkeit
Allein in Christo Lust und Freud',
Der hat Gewinn am Sterben,
Muß ewges Heil ererben.
O lieber Mensch, wähl doch das Best,
Ergreif im Glauben Christum fest,
Das ist der rechte Lebensbaum;
Ohn ihn ist alles nur ein Traum,
Ohn ihn ist nur Verderben.

Dieß sei mein Fels und Glaubensgrund,
So lang sich reget Zung und Mund,
So lang mir warm zum Herzen,
Dieß lindert alle Schmerzen:
Ja meinen Tod mir eben dieß
Macht unempfindlich, sanft und süß;
Ich will den Geist aufgeben
Ohn alles Widerstreben.
Komm, Jesu, komm, wenn dirs gefällt,
Erlös mich von der schnöden Welt.
Ich fahr mit Fried und Freud dahin,
Denn Sterben ist doch mein Gewinn
Und Christus ist mein Leben.

Ueber Crispin Herranth und ein Gemälde seiner Hand.

Von

August Hagen.

Pisanski in seiner Preußischen Literärgeschichte, um die Dürftigkeit des Abschnitts über Werke der Kunst zu entschuldigen, bemerkt: „in keinem Theil der Geschichte fehlt es so sehr an Nachrichten als in diesem.“ Die Mühe, solche zu sammeln, ist unfruchtbar, als nur in seltenen Fällen, das, was über einen Künstler aufgezeichnet ist, mit dem, was er leistete, verglichen werden kann und also nur ein knöchernes Namensverzeichniß ohne Mark gegeben werden kann. Um so erfreulicher ist es, wenn den wenigen Beispielen anderer Art sich ein neues anreihen läßt.

In Achtung bei dem Markgrafen Albrecht stand nicht weniger Albrecht Dürer als Lucas Cranach, wenn auch keine Arbeit des ersteren in herzoglichen Besitz überging. Mit vielen Männern in dem kunstreichen Nürnberg stand er in brieflicher Verbindung, wie mit Goldschmieden, um den Luxus am fürstlichen Hof ein würdigeres Ansehn zu geben. Dadurch ward der Blick der Künstler Nürnbergs auf Königsberg hingelenkt und bei ihrer großen Zahl kann es uns nicht Wunder nehmen, daß sie, der weiten Entfernung ungeachtet, in den Dienst des Markgrafen von Brandenburg zu treten wünschten, wie Paul Vischer und Gregor Pentz, oder wirklich traten, wie Crispin Herranth und Jacob Binck, die in Königsberg wirkten und ihr Leben beschlossen. Dieser nimmt unter den Kupferstechern eine beachtungswerthe Stelle ein, jener ist unbekannt geblieben oder nach seiner Uebersiedelung von Nürnberg hierher in Deutschland ganz vergessen worden. Crispin Herranth's Namen kommt nur in Urkunden unseres geheimen Archivs und auf einem Bilde der Königl. und Universitäts-Bibliothek vor. Auf

dieses kann als auf einen Beleg seiner nicht unrühmlichen Thätigkeit hingewiesen werden.

Crispin Herranth (Herant), Dürer's Gesell genannt, wird nach dem Tode des Meisters den Wunsch geäußert haben, eine Anstellung am Hof des Markgrafen zu finden. Der Empfehlung eines gewissen Sebaldus von der Thiel[1]) hatte er es zu danken, daß er 1529 ein Schreiben empfing des Inhalts, man wolle ihn als Diener annehmen und er möge sich förderlichst nach Königsberg verfügen. Es wird angedeutet, daß seine Geschicklichkeit zu dekorativen Zwecken in Anspruch genommen werden solle, denn es wird ihm aufgegeben, Zeichnungen von „Gebäu, Panel-[2]) oder Wälschtäfelwerk" mitzubringen.[3]) Ein Vierteljahr nach seiner Berufung ist Meister Crispin hier als Hofmaler beschäftigt. Er bezieht einen Jahrgehalt von 200 Mark,[4]) wie der später angestellte Jacob Binck, welcher, alle Vortheile mit eingerechnet, sich auf 700 Mark stand und dem die gelieferten Werke noch besonders bezahlt wurden. Bei dem Hofmaler Crispin ist von einem Abzug vom Gehalt die Rede, wenn er Arbeiten, was ihm nicht verboten war, für andere Personen als den Markgrafen fertigt. In einer amtlichen Berechnung, die von Weihnachten 1539 bis zu Michaelis 1540 gehalten wird, werden ihm für ein Vierteljahr 50 Mark entrichtet, für drei Vierteljahre dagegen die Bezahlung vorenthalten, da man für ihn 100 Mark nach Nürnberg gesandt und er ein Bild für 31½ Mark verkauft habe — indeß getröstet er sich der Hoffnung, ihm werde die Schuld von 131½ Mark in Gnaden erlassen werden. Wurde der ganze Preis eines nicht für seine Herrschaft gemalten Werkes beansprucht, so war der Künstler nur auf das Geschenk gewiesen, das von Seiten der Vornehmen bei Ablieferung eines Kunstwerks verabfolgt zu werden pflegte. Einer seiner Beschützer wird Johannes Bischof von Culm gewesen sein, der 1534 von ihm Copien verlangte nach Bildern, die sich im Besitz des Markgrafen

---

[1]) Neue Preuß. Provinzial-Blätter IV, S. 195.

[2]) Unter pannelli scheinen die Italiener ein Deckengetäfel, das mit Malerei und metallischen Zierden versehen war, verstanden zu haben. v. Rumohr's Italienische Forschungen II. S. 227.

[3]) Beiträge zur Kunde Preußens III, S. 248.

[4]) Da 10 Mark 28 Thlr. betragen sollen, so 280 Thlr.

befanden, wahrscheinlich Porträts. Crispin, der sich (wahrscheinlich in Preußen) verheirathet hatte, hatte ein Malergeschäft eingerichtet, in welchem sogenannte „gemeine Malerei und andre grobe Arbeit", die von Binck's Kunstthätigkeit ausgeschlossen war, wird besorgt worden sein. Für einen Krüger zum Einsiedel (bei Braunsberg) malte Crispin 1540 „etliche Schild und Wappen[5])." Im Jahr 1547 empfing er gegen Quittung verschiedene Posten,[6]) vielleicht auch den Lohn für das zu beschreibende Gemälde.

Nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in Preußen verschied der Meister 1549. Er hinterließ eine Wittwe, die sich Crispin Malerin nannte und die das Malergeschäft ihres Mannes unter einem Werkführer fortsetzte. Die Hofmaler-Stelle übergab der Markgraf dem in Heilsberg wohnenden Maler Hans Heffener, einem Schwager Crispins.[7])

Das Gemälde auf der Königl. und Universitäts-Bibliothek stellt über einer Balustrade die Brustbilder Luther's und Melanchthon's dar und dazwischen die Aussicht auf eine Stadt.

Die Absicht des Malers ging offenbar dahin, die beiden Gottesmänner — jeder hält in beiden Händen ein Andachtsbuch — so zu malen, als wenn sie auf der Kanzel stünden, in ihrem weltbeglückenden, von Wittenberg ausgehenden Wirken, denn die Stadt mit dem Fluß davor, in der mitten eine Kirche mit zwei Thürmen sich bemerkbar macht, soll Wittenberg sein.[8]) Eine genaue Aufnahme liegt dem Prospekt nicht zu Grunde und die Aehnlichkeit, wie sich heute Alles ausnimmt, tritt um so mehr zurück, als die Stadtkirche, die wir sehn, eine auffallende Veränderung erfuhr, indem die gothischen Thurmhelme 1546 (in Luther's Todesjahr) abgetragen und zehn Jahre darauf durch Spitzen in anderem Geschmack ersetzt wurden. Warum der Maler hier nicht lieber die Schloßkirche anbrachte, an deren Thüren die Thesen angeschlagen waren und in deren Innerem sich das Begräbniß des ersten Reformators befindet, begreift man nicht.

---

[5]) A. Hagen's Beschreibung der Domkirche in Königsberg S. 156. 157.

[6]) Im geheimen Archiv: „Ampt-Register der Ausgaben, geendet den letzten Tag Decembris 1548."

[7]) Ebendaselbst. Markgräfliches Schreiben „An Hans Heffener 8. Okt. 1549."

[8]) Erleutertes Preußen I, S. 764.

Das Gemälde, um von den Porträts zuletzt zu sprechen, ist geschmacklos in der Anordnung. Es zeigt zu viel Architektur, Panelwerk möchte man sagen, um angemessenen Raum der eigentlichen Vorstellung zu gewähren. Wie man auf den kleinen holländischen Bildern des 17. Jahrh. häufig durch einen großen offenen Bogen blickt, wie durch ein Fenster, in welchem in halber Gestalt charakteristische Figuren stehn, wie man in die Stätte ihres Schaffens und Treibens sieht, so nimmt man hier etwas Aehnliches wahr. Das Gewände bilden zwei viereckige Pfeiler oder Ständer mit goldenem Fußgesimse — wenn diese auch nicht durch einen Bogen verbunden sind, so ist doch oben ein Ansatz dazu bemerkbar. Bogen als Verzierung sieht man unten, die nebst kreisrunden Vertiefungen der übermäßigen Mauerfläche bis zum Brüstungs-Gesimse etwas Abwechslung gewähren. An dieser wenig vortretenden Bogenstellung erkennt man, daß der Maler sich den Beschauer davor in der Mitte stehend dachte. Die sich sonst leicht aufdrängende Vermuthung, weil hinter den Ständern die Mauer — wenn auch schmuckloser gehalten — sich fortsetzt, daß das Gemälde nur ein Theil eines Werkes sei, welches als eine dem damaligen Geschmack gemäße Zimmerdekoration eine Reihe gelehrter Männer in der Art dargestellt habe, wird dadurch unhaltbar. Jene Brüstungsmauer wird mitten von einer korinthischen Säule mit goldenem Knauf unterstützt.

In nur zu bescheidener Größe als Brustbilder ragen dahinter Luther und Melanchthon hervor. Beide sind barhäuptig und schauen sich nicht an, sondern in heilige Gedanken vertieft blicken sie vor sich hin. Zu Luther gab ohne Zweifel Lucas Cranach das Vorbild, wenn auch die Behandlung des Haars die Dürer'sche Manier bekundet, wenn auch weniger lebensfrisch als bei jenem die Bildung eine Stille ausdrückt, auf die nach Winckelmann sich der Ausdruck des Göttlichen begründet. Luther's Freund konnte der Maler darstellen, wie er ihn selbst gesehn und vielleicht in Dürer's Werkstatt porträtirt hatte, damals als Melanchthon in Nürnberg 1526 das Gymnasium einrichtete und der deutsche Apelles gegen ihn sich über den Werth seiner Gemälde aussprach.[9])

Nicht die unerheblichste Verzierung der Balustrade sind je zwei Distichen

---

[9]) Meusel's Miscellaneen I. III. S. 62.

unter jedem Porträt in goldenen Lettern. Sie lehren uns, daß Crispin der Maler, daß damals Luther verstorben und daß Melanchthon nach dem Leben gemalt sei. Mag auch der Künstler selbst die Inschrift auf die Tafel gesetzt haben, so war sie nicht in seinem Sinne verfaßt. Luthers Angesicht „vom Alter aufgerieben" wollte er nicht malen und hat es nicht gemalt. Die Inschrift ist eine Anrede an den Maler, sie ist ein schmeichelhaftes Ehrenzeugniß für ihn, denn wenn es auch heißt, daß so großartige Erscheinungen, als die beiden Männer darboten, über alle Kunst erhaben seien, so glaubt man doch zwischen den Zeilen zu lesen, daß wie Lucas Cranach durch die Luther-Bilder, so errang Crispinus durch die Melanchthon's den Namen eines Künstlers.

Die Verse lauten:

Qualis erat facies senio confecta Lutheri,
Haec distincta suo forma colore docet.
Ora, genas, oculos et corporis aspicis artus:
Pictor eras animi, docte Luthere, tui.

(Wie vom Alter verzehrt das Antlitz Luther's gewesen,
Stellet sich ausdrucksvoll hier in dem Bilde sich dar.
Augen, Wangen und Mund, du erblickst des Leibes Gestaltung:
Weiser Luther, von dir ward deine Seele gemalt.)

Docta quod ad vivum, Crispine, Melanchthonis ora
Pinxeris, artificis nomen habere potes:
Ipse tua superest praestantior arte Philippus,
Exhibet ingenii qui monumenta sui.

(Weil nach dem Leben Crispin du die Züge des weisen Melanchthon
Maltest, so bist du es werth, daß man dich Künstler nun nennt:
Deiner Kunst ist voraus des Philippus höheres Ansehn,
Welcher durch seinen Geist selbst Monumente sich baut.)

Das Gemälde ist zwischen 1546 und 1549 entstanden, in dem ersten Jahre starb Luther und in dem zweiten Crispin.

Sieht man von dem langweilig, nichtssagenden Gerüst hinweg, so ist das Gemälde als werthvoll zu beachten und empfiehlt sich durch die Liebe und Sorgfalt der zarten Behandlung. Die Porträts sind edel und ausdrucksvoll.

Zu bedauern ist es, daß die eine Hand Luther's beschädigt und eine Hand Melanchthon's gänzlich abgerieben ist. An einer der obern Ecken der Tafel ist ein kleines Stück abgebrochen. Sonst ist das Gemälde, wie man ungeachtet der dunklen Staubverschleierung deutlich erkennt, ziemlich wohl erhalten.

Ohne den alten, schwarzen, nur zu schlichten Rahmen ist das Werk, in Oel auf Holz gemalt, 5 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 11 Zoll hoch.

Kritiken und Referate.

Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß von Dr. Otto Liebmann. Stuttgart. Carl Schober's Verlag. 1866.

Welcher Scharfsinn und Witz, welcher Reichthum an Citaten in Prosa und in Versen ist hier aufgewendet, um zu beweisen, was kein ernster Denker bestreitet, und zu bestreiten, was dem Verfasser nach der Tendenz seines Büchelchens zu beweisen müßte angelegen sein! Denn jene Freiheit, welche Aufhebung des äußeren Zwanges, aber nothwendige Bestimmung des Willens durch eine Ursache ist, die von dem Willen selbst nothwendig gewollt wird, bestreitet kein verständiger Determinist. Spinoza nicht. Schopenhauer ebensowenig. Diese Freiheit verstattet indeß noch lange nicht eine moralische Zurechnung. Nun ist die Rettung der moralischen Zurechnungsfähigkeit trotz Einräumung einer ausnahmslosen Wirksamkeit des Causalitätsgesetzes das, was Liebmann's Hauptinteresse bei der vorliegenden Abhandlung ausmacht. Er hätte daher für die transscendentale Freiheit einstehn müssen. Die transscendentale Freiheit ist jedoch gerade das, was er mit Entschiedenheit bekämpft. Er läßt nur eine relative Freiheit, keine absolute gelten.

Nun hat Kant, sollte man meinen, die Frage nach der Freiheit des Willens längst richtig gestellt und das Gerede über eine relative Freiheit gründlich beseitigt (Kritik der prakt. Vernunft. Ausgabe v. Rosenkranz und Schubert VIII, 226 u. ff.) Trotzdem nimmt Liebmann sich rüstig „der Freiheit des Bratenwenders" an.

Er macht einen Anlauf, gründlich dabei zu Werke zu gehen. Denn dem ersten Abschnitt seiner Untersuchung steckt er das Ziel, die Thatsachen

des sittlichen Bewußtseins festzustellen. Er gelangt zu dem Satze: „Der Unterschied des Guten und Bösen, Gewissen, Pflicht, Reue, Verantwortlichkeit sind mit dem Selbstbewußtsein unzertrennlich verknüpft und von ihm bedingt," — oder: „Ohne Selbstbewußtsein sei kein Wille." Ist denn aber der Gedanke so unfaßbar, daß alles durch das Bewußtsein bedingte Wollen etwas durchaus anderes ist als der sittliche Wille. Wer an diesem Gedanken festhält und den Folgerungen nachgeht, die sich aus ihm für die Erkenntniß des sittlichen Willens ergeben, sieht natürlich alle weiteren Deductionen Liebmann's in nichts zusammenfallen.

Der zweite Abschnitt, „über den Erklärungsgrund der Thatsachen des sittlichen Bewußtseins", führt zu dem Problem der Willensfreiheit, beleuchtet die Philosopheme des Determinismus und Indeterminismus und wirft einen Rückblick auf die Entwickelung des Kampfes zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten.

Was Kant zur Lösung des Problems beigebracht, wird auf zwei Seiten dargelegt und auf einer halben zurückgewiesen. Aber wie dargelegt? Zu sagen: Kant suchte die „in der Kritik der reinen Vernunft behauptete Möglichkeit der Freiheit in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und in der Kritik der praktischen Vernunft zur Wirklichkeit und Nothwendigkeit zu erheben", heißt: Kant's Unterscheidung zwischen einer Erweiterung der reinen Vernunfterkenntniß in praktischer und einer Erweiterung derselben in theoretischer Absicht verwischen, und eine Darlegung seiner Ansicht über die transscendentale Freiheit ohne Berücksichtigung dieses Unterschiedes kann nicht anders als oberflächlich sein. — Und wie zurückgewiesen? Da Liebmann in der Einbildung verharrt, daß es nicht mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als seine Schulweisheit sich träumen läßt, so muß er natürlich Kant's „Ding an sich" für ein Wort ohne Bedeutung halten. Wenn er es aber „ein Etwas" nennt, „welches nicht in der Zeit sein soll d. h. doch wohl: welches weder jemals war, noch jetzt ist, noch je sein wird und dabei doch existiren soll", so verlangt er wahrscheinlich selbst nicht, dieses Wortspiel einer ernsten Erörterung unterzogen zu sehen.

Im dritten Abschnitt, um deßwillen die vorliegende Untersuchung, wenn auch nicht angestellt, so doch, wie das Vorwort andeutet, schon jetzt

veröffentlicht worden, wird Schopenhauer's Freiheitslehre beurtheilt. Schopenhauer's Freiheitslehre erklärt nicht die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins, und sie ist nicht logisch unantastbar — das ist das Ergebniß dieser Kritik. Dies Resultat ist nicht richtig, wenigstens nicht richtig unter den Gesichtspunkten, die Liebmann festhält.

Denn die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins soll Schopenhauer nicht genügend erklärt haben, weil sich aus der transscendentalen Freiheit, welche er annimmt, die Verantwortlichkeit nicht herleiten lasse. Nun hat Schopenhauer allerdings den Begriff der transscendentalen Freiheit mit unzulässigen Bestimmungen versetzt. Wenn aber die Verantwortlichkeit des Menschen für alles, was er als sittliches Wesen ist und thut, zugegeben wird, wie sie denn muß zugegeben werden, will man nicht die Richtersprüche des Gewissens bei der Protocollirung derselben verfälschen, so ist für denjenigen, dem jene Thatsache Gegenstand des philosophischen Nachdenkens wird, die Annahme einer transscendentalen Freiheit durchaus nothwendig. Die Verantwortlichkeit wird freilich durch eine solche Annahme nicht erklärt, denn sie kann auf keine Weise erklärt werden; aber sie wird durch dieselbe wenigstens in ihrer Möglichkeit denkbar, und auch durch Schopenhauer's transscendentale Freiheit immer noch eher denkbar, als durch gar keine.

Das Streitroß der Schullogik tummelt hier Liebmann zunächst nur, um es einige parademäßige Bogensprünge machen zu lassen. Denn alles, was er von Seite 79 bis S. 93 über den Widersinn eines transscendentalen, außerzeitlichen Willens, über den Beweis gegen das liberum arbitrium und den durch ein Würfelspiel herbeizuführenden Entschluß zu einer Reise nach Paris statt der gleich sehr erwünschten nach Rom vorbringt, verfängt nichts, wie er selbst indirect eingesteht. Sagt er doch S. 93: „Schopenhauer stellt den merkwürdigen Satz auf: Der individuelle Charakter des Menschen sei constant und unveränderlich; er bleibe derselbe das ganze Leben hindurch; der Mensch ändere sich nie." —

Wir sind hiermit auf den Kern des Beweises gestoßen; wir stehen vor dem Satze, mit welchem die ganze Argumentation steht und fällt. Ist es richtig, daß Motiv und Charakter die beiden einzigen Factoren des Willensactes sind, und daß der Charakter des Individui von der Geburt

bis zum Tode unabänderlich derselbe bleibt, dann folgt gemäß dem Gesetze der Causalität nothwendig, daß dieses so geartete d. h. mit einem solchen Charakter begabte Individuum unter Einwirkung des gleichen Motivs nur so und nicht anders wollen und handeln kann."

Hier ist es, wo Liebmann Schopenhauer einen Vorwurf macht, der erheblich wäre, wenn er Grund hätte. Schopenhauer soll sich nämlich selbst widersprochen haben. „Er redet an anderer Stelle von einer katholischen, transscendentalen Veränderung, ja gänzlichen Aufhebung des individuellen Characters." Liebmann citirt zu diesen Worten: die Welt als W. und V. Bd. I, §§. 68—70. Nun spricht Schopenhauer freilich oft genug von der katholischen, transscendentalen Veränderung, ebenso von der gänzlichen Aufhebung des empirischen Characters, er sagt auch: das ganze Wesen des Menschen wird von Grund aus geändert und umgekehrt, aber er geht schwerlich an irgend einer Stelle seiner Werke von Veränderung zu Aufhebung mit jenem „ja" über, das in dem angeführten Citat gebraucht worden. Dieses „ja" ist ein Zusatz, welcher Schopenhauer's Ansicht durchaus entstellt, Liebmann aber weiter zu schließen verstattet: „Ist also unter bestimmten Bedingungen, in einem gewissen Falle eine Veränderung, ja Aufhebung des individuellen Charakters doch möglich, so durfte man nach einem nicht gerade unbekannten logischen Axiome, dem Dictum de omni et nullo, nicht den allgemeinen Satz aufstellen: der Charakter des Menschen ist (in allen Fällen) constant: er bleibt das ganze Leben hindurch. Der Mensch ändert sich nie. Dieser Satz also gilt, wenn jene Thatsache constatirt ist, zunächst nicht in dieser Allgemeinheit. Der Character ist so wenig unabänderlich, daß ich ihn vielmehr durch eigenen Entschluß ex fundamento zu ändern, gänzlich zu exstirpiren, mit Stumpf und Stiel auszurotten im Stande bin."

Hier ist, wie das „ja" hinzugesetzt, so das „derselbe" in dem auf S. 93 genau gegebenen Citat: „der Charakter bleibt derselbe, das ganze Leben hindurch" ungenau fortgelassen worden. Jener Zusatz aber und diese Fortlassung bewirken, daß Liebmann's Schluß die Ansicht, welche Schopenhauer vertreten hat, gar nicht trifft, auch nicht von ferne beweist, daß er durch die Behauptung: der empirische Charakter bleibt derselbe, das ganze Leben hindurch, — einerseits, und durch die Behauptung: der

empirische Charakter kann eine transscendentale Veränderung erfahren — andererseits, sich selbst widersprochen habe.

Denn, hätte Schopenhauer eine transscendentale Veränderung, ja Aufhebung des empirischen Charakters behauptet, so würde er die Aufhebung des empirischen Charakters als eine Steigerung der transscendentalen Veränderung und, da jede Steigerung eines Zustandes eine unendliche Stufenfolge von Graden in sich schließt, auch eine unendliche Stufenfolge in der Veränderung des empirischen Charakters angenommen haben. Diese Annahme nun würde allerdings mit seiner Aussage, daß der empirische Charakter constant sei, in diametralem Gegensatze stehen und den Schluß, daß seine Behauptungen über die Umwandlung des empirischen Charakters in der Abhandlung über die Freiheit des Willens und in der Welt als Wille und Vorstellung sich widersprächen, durchaus rechtfertigen. Jenes „ja“ und diese Annahme ist indeß im Sinne seines Systems völlig unzulässig. Ferner, hätte Schopenhauer behauptet: der empirische Charakter bleibt das ganze Leben hindurch, und dann wieder: der empirische Charakter kann eine Aufhebung erfahren während des Lebens, so würde er sich auch widersprochen haben. Denn bleiben weiset auf ein Sein in der Erscheinung und Aufhebung erfahren auf ein Nichtsein in der Erscheinung hin, und das erstere als nothwendig, das letztere als möglich von demselben Zustande und in demselben Zeitraume gesetzt, giebt allerdings einen handgreiflichen Widerspruch. Wenn Schopenhauer jedoch sagte, der empirische Charakter bleibe derselbe das ganze Leben hindurch, so durfte er, ohne sich zu widersprechen, auch sagen, der empirische Charakter könne aufgehoben werden während des Lebens. Er meinte, es wäre nothwendig, daß der empirische Charakter derselbe bliebe, so lange er bliebe, aber es sei möglich, daß er überhaupt nicht bliebe, daß er aufgehoben würde, daß er gänzlich verschwände. Kurz, nach seiner Ansicht ist das Bleiben des empirischen Charakters nothwendig unter der Voraussetzung von dessen Bleiben überhaupt, aber dieses Bleiben überhaupt durchaus nicht nothwendig, im Gegentheil ganz und gar dem Gesetze der Causalität entrückt.

Liebmann's Irrthum hinsichtlich der transscendentalen Veränderung des empirischen Charakters besteht in Folgendem: Er nimmt an, daß, wenn in dem empirischen Charakter das vorgeht, was Schopenhauer transscen-

dentale Veränderung nennt, dann an die Stelle eines zuerst vorhandenen individuell bestimmten empirischen Charakters ein anderer, zweiter individuell bestimmter empirischer Charakter treten müsse. Er nimmt ferner an, daß transscendentale Veränderung des empirischen Charakters etwas anderes sein solle, als Aufhebung desselben. Diese Ansicht aber ist nicht die Ansicht Schopenhauer's.

Für Schopenhauer ist transscendentale Veränderung und Aufhebung des empirischen Charakters identisch, und wenn die transscendentale Veränderung, die Aufhebung des empirischen Charakters, die Resignation, die Verneinung des Willens, die Wiedergeburt des Menschen eintritt, so hört der empirische Charakter auf; er verschwindet, er fällt fort, ohne durch einen anderen ersetzt zu werden. Es versteht sich daher auch von selbst, daß in Schopenhauer's Sinne ein Heiliger gar keinen empirischen Charakter hat, daß die Freiheit nur dann in die Erscheinung eingetreten, wenn im Menschen kein empirischer Charakter vorhanden ist.

Daß diese Bemerkungen richtig sind, muß auf den ersten Blick einleuchten, wenn man sich an die Lehre Schopenhauer's vom empirischen Charakter erinnert. Der etwaige Einwurf, daß, da Veränderung ein Wechsel von Zuständen sei, jeder Wechsel aber ein Beharrendes voraussetze, an dem er sich vollziehe, auch die transscendentale Veränderung des empirischen Charakters als ein Wechsel von Zuständen müsse betrachtet werden, welchem der empirische Charakter als das Beharrende und Bleibende zu Grunde liege, — dieser Einwurf ist vollkommen stichhaltig. Der Ausdruck „transscendentale Veränderung" ist unpassend für den Hergang, welchen Schopenhauer im Sinne hat. Schopenhauer aber wußte dies selbst so gut als irgend ein anderer. Er wählte daher auch nicht den Ausdruck für sich, sondern adoptirte ihn nur, als er Veranlassung hatte, darauf hinzuweisen, daß die günstige Umwälzung, die Revolution im Innern des Menschen, welche er kennzeichnen wollte, frommen Gemüthern wie z. B. Claudius von jeher nicht fremd gewesen, und er unterließ es nicht, wiederholentlich bei dem Gebrauch jenes Ausdrucks auf den Urheber desselben mit „Claudius im Wandsbecker Boten" oder „Asmus" hinzudeuten, während er aus der Anschauung seines Systems heraus angemessenere Bezeichnungen wie die oben angeführten: Aufhebung des empirischen

Charakters, Verneinung des Willens oder, im Anschluß an die alte Kirchenlehre, Wiedergeburt anwandte. Wenn er so allerdings dazu kam, dem Worte nach die Veränderung des empirischen Charakters zuzulassen, so hat er doch dem Gedanken nach stets und überall die Unabänderlichkeit desselben streng festgehalten. Verlangt man zum Beleg dafür eine einzelne Stelle, so lese man nach die Welt als W. u. V. I, 477, 3. Aufl.: „Die Aufhebung des Charakters ist es, welche Asmus als die katholische, transscendentale Veränderung bezeichnet und anstaunt. — Nicht von einer Aenderung, sondern von einer gänzlichen Aufhebung des Charakters ist die Rede." Liebmann kann also den Satz: der Mensch ändert sich nie, keineswegs mit der Erwiderung abtrumpfen: Nach Schopenhauer's eigenen Auseinandersetzungen gilt dieser Satz zunächst nicht in dieser Allgemeinheit. Nach Schopenhauer's eigenen Auseinandersetzungen ist der Charakter so wenig unabänderlich, daß ich ihn vielmehr durch eigenen Entschluß ex fundamento zu ändern, gänzlich zu exstirpiren, mit Stumpf und Stiel auszurotten im Stande bin." Er kann es um so weniger, als sich in dieser Erwiderung eine neue Unrichtigkeit findet, welche entweder von einem Mißverständniß der Lehre Schopenhauer's oder von einer Flüchtigkeit in der Wiedergabe derselben herrührt.

Ich kann den Charakter durch eigenen Entschluß ex fundamento ändern, exstirpiren? Durch eigenen Entschluß? — Was sind denn Entschlüsse nach Schopenhauer's Ansicht? Nichts anderes als die einzelnen, aus der Wirkung der stärksten Motive auf den individuellen Charakter nach dem Gesetze der Causalität sich ergebende Willensacte des Menschen. Einer von diesen Willensacten, deren Gesammtheit den empirischen Charakter ausmacht, soll im Stande sein, den empirischen Character aufzuheben? Das heißt nicht Schopenhauer's Lehre wiedergeben, sondern sie auf den Kopf stellen. Schopenhauer lehrt: Der Mensch kann nicht beschließen, ein Solcher oder Solcher zu sein (W a. W. u. V. I, 345), die Verneinung des Wollens, der Eintritt in die Freiheit ist nicht durch Vorsatz zu erzwingen (I, 478), und er erkennt in Augustinus' und Luther's Lehre, daß der Glaube nicht aus Vorsatz und freiem Willen entsteht, die mit dem Resultate seiner Betrachtungen übereinstimmende Wahrheit (I, 480 ff).

Dies ist was Liebmann „zunächst" gegen den Satz vorbringt, daß

der Charakter constant sei. Er fährt dann fort: „Ferner scheint die Erfahrung zu lehren, daß eine solche fundamentale Charakterveränderung nicht nur — wie Schopenhauer will — von der Sünde zur Heiligkeit, sondern auch umgekehrt vom Guten zum Bösen vor sich gehen kann. Derselbe Nero z. B., den er als Exemplar eines unverbesserlichen, schlechthin bösen Charakters anführt, war bekanntlich während seiner Jünglingsjahre noch ein leidlicher Mensch und schlug dann erst um, als er systematisch verderbt wurde." Schopenhauer soll also eine fundamentale Umwandlung des Menschen nur von der Sünde zur Heiligkeit, nicht auch umgekehrt vom Guten zum Bösen zugelassen haben. Die Behauptung ist dreist genug, wäre sie nur wahr. Denn was steht in d. W. a. W. u. V. I, 462? „Wir dürfen nicht meinen, daß, nachdem durch die zum Quintiv gewordene Erkenntniß die Verneinung des Willens zum Leben eingetreten ist, sie nun nicht mehr wanke, und man auf ihr rasten könne, wie auf einem erworbenen Eigenthum. Vielmehr muß sie durch steten Kampf immer aufs Neue errungen werden. Schopenhauer führt dann aus, daß diejenigen, die einmal zur Verneinung des Willens gelangt sind, sich auf diesem Wege durch die Askese, die vorsätzliche Brechung des Willens, die büßende Lebensart und Selbstkasteiung mit Anstrengung zu erhalten suchen. Wenn hier eine vorsätzliche Brechung des Willens zur Sprache kommt, so bedarf es, um einem Mißverständniß des darüber oben Gesagten vorzubeugen, wohl kaum der Erinnerung, daß dieselbe nicht als die Verneinung des Willens nothwendig herbeiführend oder sichernd gedacht werden solle. Denn nach Schopenhauer's Ansicht geht aus dem Leiden, sei es selbstgewählt, oder nicht, keineswegs die Verneinung des Willens mit der Nothwendigkeit der Wirkung aus der Ursache hervor, sondern der Wille als Ding an sich bleibt frei. — Ebenso deutlich, aber Liebmann's Behauptung noch schlagender ist die Stelle in d. W a. W. und V. I, 467: „Eine Erkenntniß der oben erwähnten Art, von der Beschaffenheit dieses Daseins," — nämlich die Erkenntniß des Widerspruchs des Willens zum Leben mit sich selbst und die Einsicht in die Nichtigkeit alles Strebens — „kann jedoch auch wieder mit ihrem Anlaß" — nämlich großem Unglück und Schmerz — „zugleich sich entfernen, und der Wille zum Leben, und mit ihm der vorige Charakter, wieder eintreten. So sehen wir den leiden-

schaftlichen Benvenuto Cellini, ein Mal im Gefängniß und ein anderes Mal bei einer schweren Krankheit, auf solche Weise" — nämlich durch die katholische, transscendentale Veränderung — „umgewandelt werden, aber nach verschwundenen Leiden wieder in den alten Zustand zurückfallen." Schopenhauer hat demnach nicht bloß eine Umwandelung des Menschen vom Bösen zum Guten, sondern auch vom Guten zum Bösen anerkannt.

Wenn Liebmann aber in Betreff Nero's hervorhebt, daß derselbe während seiner Jünglingsjahre noch ein leidlicher Mensch gewesen und erst später umgeschlagen, und deshalb behauptet, daß jener nicht als Beispiel eines schlechthin bösartigen Menschen dürfe angeführt werden, so kann im Sinne Schopenhauer's dagegen Folgendes bemerkt werden. Ein leidlicher Mensch ist nicht ein guter, ein heiliger. Wenn auch das Wollen ganz dasselbe bleibt, so kann doch das Handeln sehr verschieden zu verschiedenen Zeiten sich darstellen, dieselbe Bosheit einmal — bei einem so genannten leidlichen Menschen — fein und leise en miniature, das andere Mal — wenn der leidliche Mensch mittlerweile einige Jahre Weltherrscher gewesen — in groben Zügen, in Mord und Kannibalismus sich aussprechen. Der individuelle angeborene Charakter offenbart sich freilich dem scharfblickenden Beobachter schon im Kinde, zeigt dort im Kleinen, was er im Großen sein wird; die Thaten aber sind nicht das nothwendige Produkt des individuellen Charakters allein, sondern das nothwendige Produkt des individuellen Charakters und der sie hervorlockenden Motive zusammen und, so lange die Motive, durch welche sie bedingt werden, nicht eingetreten, können sie selbst auch nicht eintreten. Daher wird der Mensch in den einzelnen Abschnitten seines Lebens einen andern Eindruck machen, — auch der böse unter Umständen einen leidlichen, wenn die Beschaffenheit seines Charakters aus unbedeutenden Aeußerungen vermuthet wird, und einen ganz anderen, wenn nach dem Eintritt gewisser Motive und der auf Veranlassung derselben sich ergebenden Thaten, die Beschaffenheit des Charakters klar und deutlich zu Tage gekommen ist. Derselbe Nero, der als Jüngling leidlich erschien, braucht nur in seinem 23. Jahre von der aberwitzigen Vorstellung erfüllt zu werden, er sei „unter allen Sterblichen erkoren, der Götter Stelle auf Erden zu vertreten, den Völkern ein Richter über Leben und Tod," und er wird dann unverkennbar in der Bösartig-

keit sich darstellen, die ihm von jeher in gleich hohem Grade, nur verhüllt, anhaftete.

Schopenhauer läßt jeden Menschen vom Bösen ausgehen, da er die Geburt als die erste Sünde desselben ansieht. Dann aber kann der Mensch erkennend oder erkennend und leidend zugleich das Böse überwinden und nach dieser Ueberwindung wiederum in das Böse zurückfallen. Nur daß man hinter der Annahme dieser Möglichkeit nicht eine Inkonsequenz vermuthet, als sei mit ihr doch eine Veränderlichkeit des individuellen Charakters eingeräumt! Die Individualität inhärirt nur dem Willen in seiner Bejahung, welche als der individuelle Charakter hervortritt, nicht in seiner Verneinung, welche Aufhebung des individuellen Charakters ist.

Der Augenblick, in welchem der Mensch das Böse überwindet, ist, wenn er wieder in dasselbe zurückfällt, gleich jeder einzelnen Handlung der Gerechtigkeit und der Liebe, „ein momentaner Durchgang durch den Punkt, zu welchem die bleibende Rückkehr die Verneinung des Willens zum Leben ist."

Endlich bemerkt Liebmann gegen Schopenhauer: „Man scheint aus der Erfahrung schließen zu dürfen, daß der Mensch innerhalb gewisser Schranken sich perpetuirlich ändert. Man dürfte den Satz aufstellen: des Menschen Willensact ist in jedem Augenblicke bedingt durch die Summe aller seiner früheren Willensacte und Thaten; der Charakter aber ändert sich mit jedem neuen Entschlusse, indem er entweder in seiner gewohnten Handlungsweise bestärkt oder von ihr abgeführt wird. — Mit viel mehr Recht könnte man aus der Erfahrung hierauf schließen, als Schopenhauer auf das Gegentheil."

Diese Veränderlichkeit des Menschen innerhalb gewisser Schranken leugnet Schopenhauer aber wiederum gar nicht. Denn er unterscheidet bekanntlich von dem intelligiblen und dem empirischen Charakter den erworbenen als die genaue Kenntniß des letzteren in dessen guten und schlechten Eigenschaften, welche den Menschen befähigt, zu wissen, was er sich zutrauen und zumuthen darf, und was nicht, und die Rolle, die er vermöge seines empirischen Charakters nur naturalisirte, kunstmäßig und methodisch, mit Anstand und Festigkeit durchzuführen. Es versteht sich indeß von selbst, daß diese Kenntniß einer unendlichen Berichtigung, und diese

Sicherheit des Verfahrens einer unendlichen Verbesserung fähig, damit aber beide einer perpetuirlichen Veränderung unterworfen sind.

Liebmann hat Schopenhauer's Ethik da, wo sie angreifbar ist, theils nur obenhin, theils geradezu gar nicht angegriffen. Nicht daß Schopenhauer überhaupt eine transscendentale Freiheit annimmt, sondern daß er das Ding an sich im Widerspruche mit Kant für erkennbar hält, ist verfehlt. Diesen Punkt hat Liebmann nur oberflächlich abgehandelt. Die beiden anderen Irrthümer Schopenhauer's aber, die Identificirung des Begehrens und des sittlichen Willens, ferner die Anerkennung des Mitleids als der alleinigen ächt moralischen Triebfeder hat er direct gar nicht berücksichtigt.

Der vierte Abschnitt der Liebmann'schen Schrift enthält den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. „Frei ist ein Mensch nur, wenn er durchweg nach Maximen handelt, d. h. wenn in keinem Falle ein Motiv im Stande ist, ihn zu einem andern Entschlusse zu bewegen, als ihn seine Maxime verlangt." — Liebmann räumt ein, daß, wenn Jemand auch bei der Befolgung seiner Maximen frei, er doch bei der Wahl derselben abhängig ist, und daß es keine absolute Freiheit, sondern nur eine relative geben könne. Da aber die relative Freiheit keine Freiheit ist, so läuft der angebliche Beweis für die Freiheit in einen Beweis gegen die Freiheit des Willens aus.

Emil Arnoldt.

Norica das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. Dritte Aufl. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1867. (XVI u. 284 S. 8.)

Es ist gewiß eine anziehende und dankbare Aufgabe, das lebendige Leben und Treiben auf dem Gebiete der Kunst zu schildern, welches zu Nürnberg, während seiner Glanzperiode, am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts herrschte. Und Prof. A. Hagen hat diese Aufgabe mit poetischem Sinn erfaßt und in oben genanntem Werk mit großer Geschicklichkeit ausgeführt.

Auf dem Titel liest man „nach einer Handschrift des sechzehnten

Jahrhunderts". Daß dem aber nicht so ist,[1]) trotz der in der Vorrede gegebenen genauen Bezeichnung des alten Buches, darin dieselbe sich befinden soll, erkennt man sehr bald. Dieser Hinweis auf eine alte Handschrift ist gleichsam nur eine Motivirung der Form des Buches. Der Verfasser wollte nicht strenge Geschichte schreiben, sondern eben historische Novellen, welche im Großen und Ganzen dem Geist nach Wahrheit, in vielen Einzelnheiten aber Dichtung enthalten. Alle Einzelnheiten **könnten** in der geschilderten Weise sich ereignet haben, ohne daß sie sich historisch nachweisen lassen. Der Verfasser giebt seiner Composition, die er überall auf Grund der besten Geschichtsquellen aufgebaut, die Form eines Reiseberichtes eines jungen kunstsinnigen Kaufmanns, Jakob Heller[2]) aus Frankfurt, welcher mit Nürnberg in Handelsverbindung steht und bei A. Duerer ein Altargemälde bestellt hat. Zur weitern Entschuldigung mehrer theils absichtlichen, theils unabsichtlichen Abweichungen von der historischen Wahrheit hat A. Hagen das angebliche Reise-Journal Hellers erst zehn Jahre nach der Reise entstehen lassen, „da der Verfasser das früher Geschehene von später Hinzugekommenem nicht mehr zu scheiden wußte und mit eigenen Augen gesehen zu haben glaubte, was er nur von Hörensagen kannte."

Der Verfasser führt uns in 16 Abschnitten eben so viele in sich abgeschlossene und abgerundete Bilder vor, in welchen er nach und nach alle ausgezeichneten und berühmten Männer jener Zeit, Künstler wie Gelehrte, in lebendiger und charaktervoller Weise schildert. Er führt uns in ihre Häuslichkeit, beschreibt ihre Person, ihren Charakter, ihre Umgebung, ihre Art und Weise des Umgangs, alles in sehr anziehender Weise. Wir werden auf die angenehmste Weise unterhalten und zugleich belehrt, indem

---

[1]) In ähnlicher Weise hat A. Hagen ein anderes vielgelesenes und beliebtes Buch, Florentinische Künstler-Novellen unter dem Titel die Chronik des Ghiberti, angeblich ebenfalls nach einer alten Handschrift der Biblioteca Magliabecchiana zu Florenz, bearbeitet. Die Handschrift existirt freilich, aber sie enthält etwas ganz anderes als A. Hagen gegeben, wie man sich durch Vergleichung der in Lemonniers neuer Ausgabe des Vasari erfolgte Publication dieser Handschrift mit Hagens reizvollem Buch leicht überzeugen kann. —

[2]) Der Name ist vielleicht mit Rücksicht auf Josef Heller gewählt, welcher ein großes, leider unvollendetes Werk über Duerer geschrieben.

vor uns ein treues Bild einer der wichtigsten und bedeutendsten Perioden der Deutschen Culturgeschichte entrollt wird.

Im ersten Capitel führt der Verfasser uns in die reiche, kunstsinnige Handelsstadt Nürnberg, führt uns zu den bedeutendsten öffentlichen Denkmalen derselben, etwa in ähnlicher Weise wie A. Hagen selbst zu ihnen geführt worden ist, und läßt uns zugleich einen Blick thun in das lustige Treiben in derselben, während des Festes des heiligen Sebaldus, des Schutzpatrons dieser Stadt, dessen Lebensgeschichte wir aus dem Munde eines Mannes aus dem Volke erfahren. Zugleich wird eine Liebesgeschichte angeknüpft, welche wie ein rother Faden durch den ganzen Novellenkranz sich hinzieht und mit der Vermählung Hellers mit einer natürlichen Tochter des seiner Zeit berühmten Feldherrn und Gelehrten Wilibald Pirckheimer schließt.

Mit besonderer Vorliebe ist — und gewiß mit Recht — Albrecht Duerer dargestellt. Im vierten Capitel des ersten Abschnitts werden wir in die Werkstätte Duerers geführt, lernen seine Person, seine Arbeiten, seine Frau ꝛc. kennen. Im fünften Capitel erhalten wir in Form eines von Duerer verfaßten „Erinnerungbuches" eine kurze Uebersicht über seinen Lebensgang und im siebenten Capitel des zweiten Abschnittes endlich, bei Gelegenheit des Besuches eines Künstlers aus Bologna, erfahren wir Näheres über Duerers frühern Aufenthalt in Venedig und sein Verhältniß zu Rafael. Auch einen Theil seiner Schüler lernen wir kennen und sehen ihn in seinem Umgang mit Kaiser Maximilian, dessen Anwesenheit in Nürnberg, nebst den ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten geschildert wird. Auf diese Weise wird nach und nach der ganze Duerer, in allen seinen charakteristischen Eigenschaften, als Mensch und als Künstler, während seines fast sechzigjährigen Lebens dargestellt. —

In andern Capiteln lernen wir die Bildhauer Peter Vischer, Adam Krafft und Lindenast kennen, werden zum Besuch nach Neunhof, dem mit allem Comfort und Luxus jener Zeit reich ausgestatteten Ruhesitz des gelehrten Rathsherrn Pirckheimer, der allen Verehrern der Werke Duerers so wohlbekannt ist, und in die Werkstatt des biedern Adam Krafft geführt.

Im zweiten Abschnitt schildert A. Hagen dann noch den als Dichter bekannten Schuhmacher Hans Sachs, den Broncegießer Peter Vischer in

seinem schönen Familienleben mit seinen Söhnen, den alten Bildschnitzer Veit Stoß, in der Kunstgeschichte besonders durch seinen „Englischen Gruß" in der Lorenz-Kirche bekannt, den berühmten Johanniskirchhof mit seinen Kunstwerken, die Meistersänger und endlich Pirckheimers Dichterkrönung durch Kaiser Maximilian. —

In dem kleinen Buche werden also eine Fülle der anziehendsten Bilder in anspruchsloser Form gegeben. Die dem Styl altdeutscher Chroniken geschickt nachgeahmte Redeweise ist sehr wohl geeignet, das Harmonische des Ganzen noch zu erhöhen. Und in der That hat das Werkchen den verdienten Beifall erlangt, denn nachdem es zuerst im Jahre 1829 (in 2 Bdn. Breslau im Verl. von Josef Max u. Komp.), dann 1855 in zweiter durchgesehener Auflage (in Leipzig bei J. J. Weber) ausgegeben worden, erscheint es jetzt in dritter Auflage, in einfacher, sehr würdiger, äußerer Ausstattung.

R. Bergau.

Mittheilungen und Anhang.

Das Hevelius-Kästchen.

Herr Geheimer Kommerzien-Rath Jebens in Danzig besitzt ein kleines Kästchen von Ebenholz, von der Art derjenigen, wie sie im siebenzehnten Jahrhundert vielfach,[1]) besonders zur Aufnahme von Schmuckgegenständen, angefertigt wurden. Dasselbe zeichnet sich vor allen andern aber nicht nur durch die auf dem Deckel liegende Figur und den Reichthum an Silber, sondern besonders auch durch den Namen des großen Danziger Astronomen Hevelius aus, der daran haftet.

Das Kästchen ist äußerlich einfach viereckig, (10 Zoll lang, $6^3/_4$ Zoll breit und ohne Füße und Aufsatz $8^3/_4$ Zoll hoch) mit einfachem Fuß- und Haupt-Gesimse. Es ruht auf 4 silbernen Kugeln. Auf dem Deckel ist ein Aufsatz, in welchem sich ein kleines Behältniß befindet. Derselbe dient zugleich als Postament für eine darauf liegende ($4^1/_4$ Zoll lange,

---

[1]) Aehnliche Kästchen oder Schränkchen, die größeren auch wohl „Danziger Schränkchen" genannt, befinden sich in Danzig bei den Herren Kupferschmidt, Inspector Rothländer, Stadtrath J. C. Block, Prof. Schultz, Grohte und in meinem Besitz, sonst noch bei dem Pfarrer Bialk in Zarnowitz, bei dem Grafen v. d. Gröben-Gr. Schwansfeld, und dem Maler Güterbock in Berlin. Doch hat unter den mir bekannten nur noch das des Stadtrath J. C. Block gravirte Silberplatten, während die meisten andern statt derselben mit sehr dünnen Plättchen einer silberähnlichen Metall-Legirung versehen sind, auf welchen figürliche (meist aus der biblischen Geschichte) oder ornamentale Darstellungen, die Niellen nachahmend, eingepreßt sind. Die kleineren Schränkchen sind meist von Ebenholz, die größern aber von Nußbaum- oder Eichenholz. Letztere haben meist keine Metallplättchen, sondern sind nur durch verkröpfte Leisten und verschiedenartige Hölzer geschmückt. Das des Pfarrer Bialk ist über und über mit biblischen Darstellungen in Marquetterie bedeckt. Das Alter dieser kleinen Möbel ist verschieden: Sie sind aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert; die größesten meist die jüngsten. —

2 Zoll hohe), wenig bekleidete weibliche Gestalt von massivem Silber. Sie hat mit dem linken Arm einen Knaben umfaßt und hält in der rechten Hand ein brennendes Herz, stellt also wohl eine Pietas dar. In den Seitenwänden des Kästchens befinden sich innerhalb schmaler, sehr zierlich profilirter Umrahmungen, vorne und hinten je 4 kleinere (2 Zoll breit, 1 1/2 Zoll hoch) auf den beiden Seiten je ein größeres (2 1/2 Zoll lang, 3 3/4 Zoll hoch) in Silber getriebene Plättchen mit allegorischen Darstellungen en relief. Darunter stehen in Deutschen Lettern kurze Sinnsprüche:

Halte nur fest an
Hoffe Erquickung
Wirdt nicht Müde
Nutz vnd Lieblich
Biß in den Todt
Nicht ohne die ander.
Vertrawe GOTT.
ER verwundet vnd heilet.
ER wird Dich nicht verseumen
Mit GOTTES Hülfe.

Nachdem man die beiden Thüren, welche das Kästchen vorne schließen, geöffnet, sieht man 4 größere und 6 kleinere Schiebladen von je 1 1/4 Zoll Höhe, deren Vorderseiten durch gravirte Silberplättchen, umrahmt von schmalen profilirten Leisten aus Ebenholz gebildet werden. In der Mitte, rings von Schiebladen umgeben, befindet sich eine kleine Thür aus Ebenholz mit reichen Verkröpfungen, mit Perlmutter eingelegt und in der Mitte mit einer gravirten Silberplatte geschmückt. Die verhältnißmäßig langen, silbernen Bänder sind arabeskenartig durchbrochen und gravirt. Aehnlich wie die Schiebladen ist auch die Innenseite der beiden Hauptthüren mit je 2 gravirten Silberplättchen geschmückt. Auch die Schlösser und Ober- und Unterriegel und die 4 Kugeln sind von Silber und mit eingravirten figurlichen Darstellungen resp. Ornamenten versehen.

Auf den Plättchen der Schiebladen sind Landschaften mit Architektur, meist Kirchen und befestigte Schlösser (darunter, unten rechts eine Ansicht von Oliva) in etwas trockener Manier dargestellt; auf den Plättchen der innern Seite der Thüren aber Landschaften, meist mit alten Bäumen im Vordergrunde und figürlicher Staffage. Letztere ist dabei die Haupt-

sache. In jeder Landschaft befindet sich je eine Figur, meist Landsknechte in der malerischen Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts, nur einmal kommen darin zwei vor. Selbst auf dem Ober- und Unterriegel und auf der mittleren kleinen Thür befinden sich je eine Figur (im Ganzen also 8). Alle diese mit großer Geschicklichkeit gezeichneten und gravirten Figuren sind treue Copien nach J. Callot und zwar den beiden Folgen

EXERCICES MILITAIRES
fait par Noble I. CALLOT
Mis en lumière Par ISRAEL son amy

und

LES FANTASIES
de Noble I. CALLOT. Mises en
Lumière par ISRAEL son amy
1635

entnommen. Die auf der kleinern mittlern Thür befindliche Figur ist nach einem Blättchen, welches E. Meaume in seinem Werke „Recherches sur la vie et les ouvrages de Jacques Callot (Paris 1860) unter No. 586 verzeichnet hat. Auf der rechten Thür befinden sich die 3 Figuren des Blattes No. 874. Die Figuren der linken Thür sind nach No. 583 und 872, am Ober- und Unterriegel nach No. 588 und 585 copirt. — Wahrscheinlich sind auch die Landschaften Copien, deren Originale mir jedoch nicht bekannt.

Auf der Innenseite der rechten Thür befindet sich auf dem Schlosse, unten am Rande unter der landschaftlichen Darstellung, in sehr zierlichen Buchstaben folgende Inschrift:

I. HEVELKE. A°. 1639- GEDANI.

Alle Leisten, Verkröpfungen &c. sind mit bewunderungswürdiger Sauberkeit und Genauigkeit in Ebenholz gearbeitet. Man erkennt überall die große Liebe, den Aufwand von Zeit und Geld, welche daran verwendet wurde und sieht sehr bald ein, daß nicht Jemand um des Gewinnes Willen dasselbe gefertigt, sondern aus Liebe zur Sache und Lust an der Arbeit selbst. Die mitgetheilte Inschrift, scheint (obgleich daß „sculp.“ oder „fec.“ fehlt) die Tradition, daß die Gravirungen von der Hand des großen Hevelius sind, zu bestätigen.

Joh. Hevelius war nach fast 4jährigen Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz im Jahre 1634 nach Danzig zurückgekehrt. Seine frühere Lieblingsbeschäftigung mit der Mathematik trat jetzt mehr in den Hintergrund. Er widmete sich dem Studium der Verfassung und der Rechte seiner Vaterstadt, und unterstützte seinen alternden Vater († 1649) in der Leitung seiner großen und einträglichen Bierbrauerei. Nachdem der junge Hevelius 1635 sich verheirathet hatte, wurde er 1636 in die Brauer-Zunft aufgenommen. Im Jahre 1639 aber trat plötzlich eine Wendung in seiner Beschäftigung ein. Sein alter Lehrer Peter Krüger hatte ihn auf seinem Todtenbette inständigst gebeten, Mathematik und Astronomie, darin er einen so guten Grund gelegt, nicht ferner ruhen zu lassen. Die Bitte des Sterbenden hatte Erfolg. Was Hevelius dann für die Wissenschaft gethan, ist weltbekannt. —

Es ist nun durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Hevelius in der Zeit der Muße von 1635 bis 1639, da er noch nicht Besitzer der Brauerei war, die Astronomie aber noch ruhen ließ, sich u. A. auch mit dem Graviren der Silberplättchen dieses Schränkchens nach den von seinen Reisen mitgebrachten Kupferstichen des berühmten Meisters beschäftigt hat. (Im Jahre 1639 war er 28 Jahre alt.) Ja ich möchte annehmen, daß er sogar das ganze Kästchen, als Geschenk für seine junge Frau, selbst gefertigt. Daß Hevelius in allen mechanischen Arbeiten, Drechseln, Glasschleifen, Uhrmachen, Zeichnen und Kupferstechen wohl geübt war, daß er einen großen Theil der Instrumente seiner reich ausgestatteten Sternwarte selbst verfertigt und den größesten Theil der Kupfertafeln für seine großen astronomischen Werke mit eigener Hand gestochen hat, ist ja allgemein bekannt. (Lengnich Hevelius S. 54, Westphal. S. 18.)

Das Kästchen stammt aus der Familie Ferber. (Die jüngste Tochter des Astronomen, Flora Constantia Hevelke († 1737) war mit dem Rathsherrn K. A. Ferber verheirathet.) Von der Familie Stadtmüller kaufte es später der Goldschmied Schultz für 70 Thaler; von demselben dann um das Jahr 1828 der bekannte Kunstfreund Ernst für 75 Thaler. Als dieser gestorben war, erstand Herr D. B. Lindenberg das Kästchen in der Auktion (1851) für 108 Thaler. Von letzterem kaufte es endlich vor etwa

10 Jahren für 116 Thaler der Geheime Kommerzien-Rath F. W. Jebens, welcher es noch besitzt und hoch in Ehren hält.

Danzig im April 1867. R. Bergau.

Beitrag zur Lebensgeschichte von Aennchen von Tharau.

Ein in der Bibliothek der lutherischen Stadt-Parochie zu Insterburg befindliches Exemplar von Friedrich Pastenaci's, weiland Hospitalpredigers und Rectors zu Gumbinnen, bekannter Schrift: „Kurzgefaßte historische Nachrichten von allen im Königreich Preußen befindlichen Kirchen und Predigern ꝛc. — Erstes Stück: Vom Insterburger Erzpriesterthum" (nach der Dedication vom J. 1757) ist mit Papier durchschossen, auf welchem sich handschriftliche Notizen zur Vervollständigung der im Text gegebenen Presbyterologie finden, besonders reichlich für die Stadtpfarre Insterburg, theilweise aus handschriftlichen Aufzeichnungen der betreffenden Geistlichen selbst herstammend. Zu dem Namen des Adjuncten Friedrich Portatius (1675—1687 im Amt) findet sich folgende Notiz:

„Aennchen von Tharau, auf welche Simon Dach als Studiosus das Hochzeitslied: „Anke von Tharau ös de mi gefôllt" dichtete, war die Tochter des Pfarrers Neander in Tharau, welcher 1630 starb. Sie war 1619 geboren, kam 1630 zu ihrem Vormunde, dem Mälzenbräuer Stolzenberg in Königsberg, heurathete 1637 den Pfarrer Joh. Portatius in Trempen, später in Laukischken, nach seinem Tode seinen Nachfolger Grube, und nach dessen Tode wieder dessen Nachfolger Melchior Beillstein, gieng dann als Wittwe zu ihrem Sohne erster Ehe Friedrich Portatius, Pfarrer (Adjunct) in Insterburg, welcher am Osterfeste 1688 starb (im Text steht 1687 als Todesjahr) wurde von dessen Wittwe verpflegt und starb (in Insterburg) 1689 um Michaelis, 74 Jahr alt."

Beiläufig ist die letztere Angabe unrichtig; falls ihr Geburtsjahr (1619) richtig angegeben ist, wurde sie nur 70 Jahr alt.

Insterburg. Th. Preuß.

Universitäts-Chronik 1867.

4. Juli. Med. Doctordiss. von **Jul. Schuetze** (aus Woiditten): De labiorum orificii uteri prolationibus. (32 S. 8.)

9. Juli. Philol. Doctordiss. v. **Oscar Erdmann** (aus Thorn): De Pindari usu syntactico capita quinque. Halis, typis orphanotrophei. (28 S. 8.)

12. Juli. Jurist. Doctordiss. v. **Alfr. Wyszomierski** (aus Kgsbg.): De secundis nuptiis e jure canonico sive de bigamia successiva. (48 S. 8.)

17. Juli. „**Bekanntmachung**" der v. den Facultäten gestellten 4 Aufg. zur Bewerbung um die von dem Comité ehemaliger Universitäts-Genossen zur Verfügung gestellten 4 Prämien à 100 Thlr. Ablieferungstermin 24. Juni 1868. Prämien-Vertheilung 20. Juli 1868.

1. Theol. Facult.: Die Hypothese von Markus als Urevangelisten histor. u. kritisch untersucht u. nach ihrem Werthe rücksichtl. des Problems der Verwandtschaft der synoptischen Evangelien beurtheilt.
2. Jurist. Facult.: Darstellung der Lehre vom Binnen-Frachtgeschäft mit Ausschluß der Beförderung durch Post u. Eisenbahn nach dem Allg. Hdls.-Gesetzbuche.
3. Medic. Facult.: Ueber den Bau des **Hunter**'schen Leitbandes u. des von E. H. Weber beschriebenen Inguinal-Bläschens u. deren Einfluß auf das Herabsteigen der Hoden. Es sind vergleichende Untersuchungen an menschlichen u. Säugethierfrüchten, sowie an den Thieren anzustellen, denen das Stadium des Herabsteigens der Hoden bleibend eigen ist (Kaninchen). Zeichnungen sind wünschenswerth.
4. Philos. Facult.: Kritische Sichtung der Quellen zur Geschichte der Marken unter dem Ascanischen Hause.

20. Juli. Jahrestag der Einweihungsfeier des neuen Universitäts-Gebäudes. Prämien-Vertheilung (nur eine an stud. philol. C. F. E. Th. Plew aus Arnau mit einem doppelten Preise).

22. Juli. Theol. Licentiatendiss. von Cand. theol. **Fridericus Sieffert** (aus Kgsbg.): Nonnulla ad apocryphi libri Henochi originem et compositionem nec non ad opiniones de regno Messiano eo prolatas pertinentia. (4 Bl. u. 32 S. 8.)

24. Juli. Med. Doctor-Abhandlung v. **Hugo Adalb. Bille** (aus Culm): Ueber Exfoliation der Epidermis der Neugebornen. (32 S. 8.)

— — Philol. Doctor-Diss. v. **Hans Flach** (aus Pillau): De veteris Graecorum hexametri hiatu et digammo. (32 S. 8.)

— — Jurist. Doctor-Diss. v. **Rob. Ioan. Simon** (aus Kgsbg.): Juris Saxonici medii aevi de foro competenti praecepta. (106 S. 8.)

— — Ad audiendam lectionem cursoriam quam . . . publice habebit **Frid. Ant. Aemil. Sieffert** theol. Licentiatus invitat Henr. Joan. Matth. Voigt, theol. Dr. P. P. O. ord. theol. h. t. Decanus. S.

Schul-Schriften 1867.

Culm. Programm d. **höh. Bürgerschule** ... 2. Aug. .. Prüfung ... Dr. Kewitsch, Rector. Nr. 37. Culm. Gedr. bei Ignacy Danielewski. (19 S. 4.) [**Fischer**, Die Warthe, nicht die Weichsel, der Grenzfluss des alten Germaniens. Eine hist.-geograph. Untersuchung. (9 S.) — Jahresber. (7 L. 90 Sch. 2 — 1 Abit.)]

Danzig. Programm ... 9. Apr. ... Prüfung ... des **städtisch. Gymnas.** ... Dr. Fr. Wilh. Engelhardt, Direct. Danzig. Druck v. Edw. Groening. (20 u. 13 S. 4.) [Dr. F. **Bresler.** Ueber den platonischen Phaedrus. — Schulnachr. (19 L. 451 Sch. 5 — 5 Abit.)]

— — No. 8 (46). — **Real-Schule I. Ordnung zu St. Johann** ... 5. Apr. .. Prüfung ... Dr. Panten. Danzig. Wedelsche Hofbuchdruck. (17 u. 45 S. 4.) [Jahresber. (17 L. 469 Sch. 6 Abit.) — Dr. **Bail.** Mittheilungen üb. d. Vorkommen u. die Entwicklung einiger Pilzformen.]

— — Progr. der **Realschule I. Ordnung zu St. Petri u. Pauli** ... 8. Apr. ... Prüfung ... Dr. F. Strehlke, Director. Danzig. Druck v. A. W. Kafemann. (30 S. 4.) [Dr. **Richard Wulckow**, Die lateinische Deklination. (16 S.) — Schulnachr. (17 L. 476 Sch. 2 Abit.)]

— — Bericht üb. d. **jüdische Religionsschule** ... 14. Apr. ... Prüfung ... der Rabbiner der Altschottl. Israeliten-Gemeinde Dr. J. Wallerstein. Danzig. Druck von A. W. Kafemann. (7 S. gr. 8.) [3 L. 49 Zöglinge.]

Elbing. ... Prüfung ... d. **Gymnas.** ... 8. u. 9. Apr. ... Dr. Adolph Benecke, Prof. u. Director. Elbing. Druck v. A. W. Kafemann in Danzig. (11 u. 34 S. 4.) [Schulnachr. (12 L. 304 Sch. 4 — 2 Abit.) — Dir. Dr. **Ad. Benecke**, Ueber die geometrische Hypothesis in Platons Menon.]

— — Prüfung ... der **städtischen Realschule** ... 8 ... 9. Apr. ... Elbing. Druck der Neumann-Hartmann'schen Offizin. (22 u. 28 S. 4.) [Schulnachr. (14 L. 386 Sch. 9 Abit.) — Dr. **Lutz**, Grundriß der mathematisch. Geographie.]

Graudenz. Programm des **Gymnas.** ... 9. Apr. ... Prüfung ... Direct. Dr. Hagemann. Graudenz. Druck v. Gust. Röthe. (40 u. 22 S. 4.) [Oberl. **Joh. Gust. Cuno.** Die Elemente der mathematischen Geographie. Für die Schüler der oberen Klassen unserer Anstalt bearbeitet. 1. Hälfte m. 2 Taf. — Schulnachrichten. (12 L. 232 Sch.)]

Königsberg. Bericht üb. d. **Altstädt. Gymnas.** ... Prüfung ... 9. ... 10. Apr. Dir. Prof. Dr. R. Möller. Kgsbg. Druck der Univers.-Buch- u. Steindr. von E. J. Dalkowski. (45 S. 4.) [Oberl. Dr. **O. Retzlaff**, Proben aus einer Homerischen Synonymik II. (30 S.) — Jahresber. (17 L. 462 Sch. 9 — 2 Abit.)]

— — Bericht üb. d. **Kneiphöfische Gymnas.** ... 8. u. 9. Apr. ... Dr. Rud. Ferd. Leop. Skrzeczka, Direct. Ebd. (36 S. 4.) [Prof. Dr. **Carol. Schwidop**, Observationum Lucianearum Specimen IV. (28 S.) — Schulnachr. (17 L. 310 u. 47 Sch. 3 — 5 — 8 Abit. Nr. 433—446.)]

Königsberg. Programm der **städtisch. Realschule** ... Prüfung ... 9. Apr. ... Direct. Dr. Alexander Schmidt. Ebd. (24 S. 4.) [Dr. **Friedr. Krosta**, Wilhelm v. Modena als Legat von Preußen. Ein Beitrag zur ältesten preußischen Kirchengeschichte (13 S.) — Jahresber. (14 L. 330 Sch. 2 Abit.)]

— — Jahresbericht der **städtischen Mittelschule** ... Prüfung ... 9. Apr. ... Rektor J. Erdmann. Ebd. (10 Bl. 4.) [Schulnachr. 5 L. 132 Sch.]

Marienburg. **Städtisches Gymn.** ... 8. Apr. ... Prüfung ... Dr. Fr. Strehlke, Direct. Danzig. Druck v. A. W. Kafemann. (27 u. 15 S. 4.) [Oberl. Dr. **Ludov. Botzon**, Sophroneorum minorum reliquias conquisivit disposuit explanavit. (27 S.) — Schulnachr. (15 L. 288 Sch. 8 — 1 — 6 Abit.)]

Pillau ... Prüfung ... **höheren Bürgerschule** ... 15 ... 16. Apr. ... A. Zander, Rector. Pillau. Gedruckt bei H. Hartung in Kgsbg. (34 S. 4) [Prorect. Dr. **Kretzschmar**, Ueber die Nothwendigkeit der lateinischen Nomenclatur im Unterricht der organischen Naturgeschichte. (21 S.) — Schulnachr. (8 L. 132 Sch. 5 Abit.)]

Thorn. 9. Jahresbericht üb. die **städtischen Töchterschulen** ... von Dr. A. Prowe, Direktor. Thorn. Schnellpressendruck der Rathsbchdr. (Ernst Lambeck.) (32 S. 4.) [Jahresber. S. 1—9. (22 L. 757 Sch. — 291 in d. höh. Töchtersch. 269 Mittelsch. 197 Elementarsch. —) **O. Wunsch**, städtische höhere Töchterschulen im Norddeutschen Bundesgebiet. S. 10—16. — Dr. **M. Schultze**, Katalog der Lehrer- und Schülerbibliothek. S. 16—32.]

Tilsit ... Prüfung ... **Kgl. Gymnas.** .. 8. .. 9. Apr. .. Direktor Gottl. Theod. Fabian. Tilsit. Druck v. Heinr. Post. (48 S. 4.) [Dr. **Franz Wilh. Fischer**, die Erforschung des australischen Continents. I. Theil. (25 S.) — Schulnachr. (19 L. 499 Sch. 2 — 1 — 10 Abit. Nr. 238—250.)]

— — 23. Jahresprogr. der **Städtischen Realschule I. Ordnung** ... Prüfung ... 8 ... 9. Apr. ... Director L. Koch. Ebd. (30 S. 4.) [Lehr. **Aug. Thiel**, Ueber den Zeichenunterricht auf Realschulen. (10 S.) — Schulnachr. (13 L. 325 Sch. 5 Abit. No. 84—88.)]

ẟ

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Dröse, Aug., Sammlung v. pädagogisch. Kernsprüchen und Musteraufsätzen. Zu e. Erziehungslehre geordnet. Danzig. Kafemann. (VI u. 229 S. 8) 16 Sgr.

Goltz, Bogumil, Dorfmemoiren. Aus meinem Jugendleben. Für das Daheim bearbeitet. [Daheim. No. 50. 51.]

Jolowicz, Dr. H., Israel Jacob. Ein jüdischer Charakter aus der jüngsten Vergangenheit. [Illustr. Monatshefte f. d. gesammt. Interessen des Judenthums. Bd. II. S. 202—205.]

— — Dr. Eduard Kley. [Ebd. S. 419—424.]

— — Das Vergängliche und Ewigwährende im Judenthum. Bruchstück einer Vorlesung. [Ben Chananja. Wochenbl. f. jüd. Theol. Nr. 28. S. 515—518.]

Jolowicz, Dr. H., Bruchstück aus der Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr. [Ebd. Nr. 32. S. 582—584.]

Kalischer, Dr. Alfr., Observationes in poësim Romanensem Provincialibus in primis respectis scripsit. Berol. Ferd. Dümmler. (Thoruni, typis Dombrowskii.) (114 S. 8.)

Lehmann, Dr. August, Gymn.-Direct., Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. [Deutscher Sprachwart. Zeitschr. f. Kunde und Kunst der Sprache. Hrsg. von Max Moltke. N. F. 1. Bd. No. 1—5. 7—12.]

[Lehndorff.]

Hosäus, Dr. Wilh., Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff. (1637—1688.) Nach hdschriftl. Quellen dargestellt. Dessau, 1867. (1866.) Baumgarten & Co. (VII u. 192 S. gr. 8. mit 1 Ahnentafel in Fol.) 1 Thlr.

Lenormand's berühmtes Zahlenorakel oder: die Kunst das Alter einer jeden Person oder jede Zahl unfehlbar zu errathen. Kgsbg. i. Pr. Alfr. Richter. 7 Karten in Etui. 2½ Sgr.

Lentz, Dr. A., Lateinisches Vocabularium nach Gegenständen geordnet nebst 2 Anh., Sprüchwörter u. homonyme Wörter enthaltend. 2. neu durchgeseh. u. verm. Aufl. Graudenz. G. Röthe. (VII u. 86 S. 8.) 8 Sgr.

Lesse, Kreisricht. in Thorn, Inwieweit hat das A. D. Hdlsgesetzbuch den Produzenten vom Gebiete des Handelsrechts ausgeschlossen? [Central-Organ f. d. dtsche Hdls- u. Wechselrcht. N. F. 2. Bd. S. 11 f.]

— — Bemerkungen zu W.O. Art. 16. 36. [Ebd. 3. Bd. S. 29 f.]

— — Bemerkungen zu H.-G.-B. Art. 300—305, vom Standpunkt des Preuß. Landrechts. [Busch's Archiv. X. S. 10—16.]

— — Die Schuldhaft gegen Ausländer. [Dtsche Gerichtsztg. No. 22.]

Lewald, Aug., Moderne Familiengeschichten. 3 Bde. Schaffhausen. Hurter. (XIX u. 852 S. 8.) 3 Thlr. 12 Sgr.

— **Fanny**, Erzählungen. I. Vornehme Welt. Das Mädchen von Oyas. Berlin. Grote. (150 S. mit eingedr. Holzschn. u. 1 Holzschntaf.) II. Die Dilettanten. Ebd. 1867. (1866.) (158 S. mit eingedr. Holzschn. u. 1 Holzschntaf.) cart. à 24 Sgr. In engl. Einb. mit Goldschn. à 1 Thlr.

Leyden, Prof. E. (in Kgsbg.), Beiträge u. Untersuchungen zur Physiol. u. Pathol. d. Gehirs. I. Ueber Hirndruck u. Hirnbewegungen. [Virchow's Arch. f. path. Anat. u. Phisiol. 37. Bd. 4. Hft. S. 519—559.]

Leyden u. **Jaffe**, Ueber prutide (fötide) Sputa nebst einigen Bemerkungen üb. Lungenbrand u. putride Bronchitis. [Dtsch. Arch. f. klinische Medic. 2. Bd. 4—5. Hft.]

Liebreich, R., Eine Modification der Schieloperation. [Archiv für Ophthalmologie 12. Jahrg. 2. Abth.]

Lieder für freie religiöse Gemeinden. Kgsbg. Dr. u. Vlg. der Böhmerschen Bchdr. (4 Bl. u. 153 S. 8.)

Liederbuch für frohe und heitere Kreise. 7. Aufl. Thorn. Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (288 S. 16.)

Lietz, M. (in Marienau, früh. Mitgl. des Hauses der Abgeordn.), Das konstitutionelle Princip u. das Staatsinteresse von Preußen. Stettin u. Elbing. Léon Saunier's Bchhdlg. Druck v. Herrcke & Lebeling in Stettin. (16 S. gr. 8.) 2½ Sgr.

Lippe-Weissenfeld, Rittmstr. a. D. Ernst Graf, Westpreussen unter Friedrich d. Grossen. Nach urkundl. Quellen bearb. Thorn. Lambeck. (VIII u. 195 S. gr. 8.) ⅚ Thlr.

Lipschitz, Prof. Dr. R. (in Bonn), Ueber die asymptotisch. Gesetze von gewissen Gattungen zahlentheoretischer Functionen. [Monatsberichte d. Kgl. Preuss. Akad. d. W. zu Berlin. Aus d. J. 1865. Berlin. S. 174—185.]

— — Ueb. gewisse Beziehungen zwischen räumlichen Gebilden. [Journal f. d. reine u. angewdte Mathem. 66. Bd. 3. Hft. S. 267—284. 4.]

— — Ueb. einen algebraisch. Typus der Bedingungen eines bewegten Massensystems. [Ebd. 66. Bd. 4. Hft. S. 363—374.]

Lobeckii dissertationis de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis iterum editae pars I. II. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (14 u. 13 S. 4.) 8 Sgr.

— — Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit **Christ. Aug. Lobeck.** Editio III. Berlin. Weidmann. (VIII u. 431 S. 8.) 1⅚ Thlr.

Löschin, Direct. Dr. G., Im hellsten Glanze die dunkelsten Schatten. Vortrag z. Besten der Kl. Kinder-Bewahranstalten gehalten am 7. November 1866. [Westpr. Ztg. No. 262—264.]
Łowiński, Prof. A. in Konitz, Glossematum Aeschyleorum specimen. [N. Jahrb. f. Philol. 93. Bd. 5/6. Hft. S. 315. 316.]
— — Zur Kritik des Aeschylos. [Ebd. 93. Bd. 7. Hft. S. 452—454.]
Ludwich, Dr. Arth., De hexametris poetarum graecorum spondiacis. Halle. Buchh. d. Waisenh. (IV u. 168 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.
Maretzki, Ldw. (Boruss. orient.), Historia pyretologiae usque ad exitum saeculi XVIII. Diss. inaug. medico-hist. Berol. (32 S. 8.)
Markull, F. W. (Kgl. Musik-Dir. u. erst. Organist an d. Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig), Choral-Melodien f. d. evangel. Gottesdienst. Vierstimmig bearb. u. außerdem mit e. 2ten bezifferten Basse versehen. Für Kirche, Schule u. Haus. 2. gänzl. umgearb. u. verb. Aufl. Danzig. Th. Bertling. (VIII u. 80 S. qu.-4.) 1 Thlr.
Maroński, Oberl. S., die stammverwandtschaftlichen u. politischen Beziehungen Pommerns zu Polen, bis zum Ende der ersten polnischen Herrschaft in Pommerellen, im Jahre 1227. [Fest-Progr. d. Gymnas zu Neustadt i. Westpr. (54 S. 4.)]
Mehler, F. G. (zu Danzig), Ueb. d. Entwicklung einer Function von beliebig vielen Variablen nach Laplaceschen Functionen höherer Ordnung. [Journal f. d. reine u. angewandte Mathem. 66. Bd. 2. Hft. (S. 161—176.)
— — Ueb. die Anziehung eines homogenen Polyeders. [Ebd. 4. Hft. S. 375—381.]
Meinertz, Otto, Vindiciae Juvenalianae. Diss. inaug. philol. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (36 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.
Meschede, Dr. Frz. (2. Arzt d. Provinzial-Kranken-Anstalten zu Schwetz), Fettige Degeneration u. Erweichung der hinteren Rückenmarksstränge bei paralytischer Geisteskrankheit. Vorläuf. Mittheilung. [Centralbl. f. d. medic. Wissenschaften. 4. Jahrg. S. 17 ff.)
— — Meningitis cerebro-spinalis epidemica intermittens. Vorläuf. Mittheilg. [Ebd. S. 883 ff.]
— — Ein Fall von paralytischer Geisteskrankheit mit Degeneration der Hirnrinde, Sklerom des kleinen Gehirns u. partieller Obliteration des Circulus Willisii. [Virchow's Archiv f. path. Anat. u. Physiol. 36. Bd. 3. Hft. S. 460—464.]
— — Ein Fall von Erkrankung, hervorgerufen durch verchluckte u. lebend im Magen verweilende Maden. [Ebd. 2. Hft. S. 300—301.]
— — Die Verrenkung der ersten Daumenphalanx nach der Volarseite. [Ebd. 37. Bd. 4. Hft. S. 510—518.]
— — Zur Casuistik der Lungen- u. Darm-Syphilis. [Ebd. S. 565—567.]
— — Ein neuer Fall von abnormer Einlagerung grauer Hirnsubstanz innerhalb der Medullarsubstanz des grossen Gehirns. [Ebd. S. 567—570.]
Michelis (Prof. in Braunsberg), Alternative (zum neuen Jahre.) [Natur u. Offenbarung. 12. Bd. 1. Hft.]
— — Bemerkungen z. dem neuesten Erklärungsversuche des 1. Cap. der Genesis. [Ebd. 2. Hft. vgl. 4. Hft.]
— — Ueber d. naturwissenschaftl. Begriff der Verwandtschaft. [Ebd. 4. Hft.]
— — Der Organismus u. die Societät. [Ebd. 5. Hft.]
— — Genesis u. Zoologie. [Ebd. 6. Hft.]
— — Moleschott's Rede „Zur Erforschung des Lebens" u. der 4. Bd. der „Gesammten Naturwissenschaften." [Ebd. 6 Hft.]
— — Der Organismus u. die Fragmententheorie. [Ebd. 8. Hft.]
— — Zur Genesisfrage. [Ebd. 8. Hft.]
— — Schelling's Naturphilosophie. [Ebd. 9. Hft.]
— — Cotta üb. die Geologie der Gegenwart u. die 2. Aufl. v. Reusch's „Bibel u. Natur." [Ebd. 9. Hft.]
— — Bedeutung natürlich-organischer Processe in Anwendung auf höhere Gebiete. (5. Der Organismus u. die Sprache.) [Ebd. 11. Hft.]
— — Das Weltgericht u. d. Naturwissenschaft. [Ebd. 12. Hft.]
Moll, C. B. (General-Sup. in Kgsbg.), Johann Wessel. 30. Juli. [Piper's evangel. Kalend. Jahrb. für 1866. S. 154—163.]

Mühl, Anton (Priester der Diözese Culm), Lyrische Versuche. Danzig. Gedr. u. in Comm. bei H. F. Boenig. (Berlin, Jansen.) (95 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Müller, Aug. (Prof. in Kgsbg.) Ueber die erste Entstehung organischer Wesen u. deren Spaltung in Arten. Berlin. Lüderitz' Verl. (46 S. gr. 8.) 1/3 Thlr. [Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hrsg. v. Rud. Virchow u. Fr. v. Holtzendorff. Hft. 13. Subscript.-Preis 1/6 Thlr.]

Müller, F. G. (Lehrer am Kgl. Waisenhause u. Schullehr.-Seminar zu Kgsbg. i. Pr.), Handbuch der Provinz Preußen zum Schul- u. Privat-Gebrauch. Nach den besten Quellen zusammengestellt u. hrsg. Kgsbg. Verl. H. W. Gräfe. (IV u. 108 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Mülverstedt, G. A. v., Neuer Beitrag zur Frage üb. d. sächs. Rautenkranz. Ein neues Rautenkranz-Wappen u. üb. d. Thüringischen v. Heilingen. [Neue Mittheilungen a. d. Gebiet hist.-antiquar. Forschungen hrsg. v. d. Thüring.-Sächs. Verein. 11. Bd. S. 1—22.]

— — Das Landrecht von Burg. Zum ersten Male aus d. Handschrift hrsg. [Ebd. S. 159—169.]

— — Nachtrag zu d. Untersuchung üb. die Edlen von Maketserve. [Ebd. S. 170—175.]

— — Urkunden-Regesten zur Geschichte u. Genealogie der Herren v. Kotze. Nebst e. Einleitg. in die Familien-Geschichte, kurz. Uebersicht derselben u. d. Familien-Grundbesitzes, Stamm-, Ahnen-, Wappen- u. Siegel-Tafeln, auch einer Ansicht des Schlosses Germersleben im 17. Jahrh. u. einem Register. (Auf Veranlassung der Familie hrsg.) Magdeburg. Bänsch jun. (2 Bl. u. 583 S. 8.)

Nesselmann, R. (Licent. der Theol., Pred. z. St. Marien in Elbing), Christliche Predigten. Elbing. Im Verl. des Verf. (Druck der Neumann-Hartmann'schen Offizin.) (VIII u. 368 S. gr. 8.) 1 1/3 Thlr.

Neugestaltung, die politische, der alten u. neuen Welt, auf Grund des naturrechtlichen Nationalitäts-Princips u. unter möglichster Berücksichtigung der historischen Verhältnisse. Suum cuique. Kgsbg. Druck u. Verlag v. Emil Rautenberg. (16 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Neumann, Prof. Dr. Carl, Die Haupt- u. Brenn-Puncte eines Linsen-Systemes. Elementare Darstellung der durch Gauss begründeten Theorie. Leipzig. Teubner. (VIII u. 41 S. gr. 8. m. eingedr. Holzschn.) 1/2 Thlr.

— — Ueber Hamilton's partielle Differentialgleichung, mit besonderer Rücksicht auf die Probleme der relativen Bewegung. [Zeitschr. f. Mathematik u. Physik. 11. Jahrg. 4. Hft. S. 265—279.]

Neumann, Dr. E., Ueber das Verhalten d. Blutkörperchen gegen Inductionsströme. Vorläufige Mittheilung. [Centralbl. f. d. medic. Wissensch. 4. Jahrg. S. 1. 2.]

Neumann, Doc. Dr. Max, Der Rechtsschutz der Photographie gegen Nachdruck nach den deutschen Nachdrucksgesetzen. Eine Denkschrift. Leipzig. R. Hoffmann in Comm. (50 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

— — Beiträge zum deutschen Verlags- u. Nachdrucksrechte bei Werken der bildenden Künste, im Anschluss an die Frage vom Rechtsschutze der Photographie gegen Nachdruck. Berlin. Guttentag. (XII u. 142 S. gr. 8.) 24 Sgr.

Nicolai, Dr. Otto (in Elbing), Eine Bemerkung in Betreff des Wachsthums der Wurzel. [Botanische Zeitung. No. 22.]

Nietzki, Carl, Die Stimme des Vaterlandes oder der deutsche Pole. Novelle. Der Reinertrag ist zum Besten der Invalidenstiftung bestimmt. Kgsbg. Bon's Buch- u. Musikalien-Handlung. (Gedr. bei Gruber u. Longrien.) (260 S. 8.) 2/3 Thlr.

Nothnagel, Zur Lehre von den vasomotorischen Neurosen. [Deutsch. Archiv f. klinische Medicin. 2. Bd. 2. Hft.]

Oelrichs, H., Kgl. Regierungsrath, Der Regierungs-Bezirk Danzig seit dem Jahre 1816. Zur Erinnerung an die 50jährige Stiftungs-Feier der Königl. Regierung zu Danzig am 1. Juli 1866 im amtlichen Auftrage bearb. Danzig. Druck v. A. Schroth. (56 S. gr. 8.)

Orakel, Das Delphische, oder: Wer wird mein Mann sein? Wie wird mirs ergehen? Prophetisches Gesellschaftsspiel allen Damen zur Aufheiterung u. Belustigung in Familien, Soirees u. Kränzchens bestens empfohlen. (Aus griechisch. Hexametern in deutsche Knittelverse übersetzt.) Mit 36 Kärtchen. Kgsbg. i. Pr. (1866.) Alfr. Richter's Buchhdlg.

[Ostsee.]

Fischer, Conrect. Dr., Die Ostsee eine Strasse der Geschichte. Abhdlg. Colberg. (8. Jahresber. üb. d. Domgymn. zu Colberg. S. 1—20. 4.)

Parey, Landrath (Deich-Regulirungs-Commissarius), Ueber die Aufhebung der Deichfreiheiten in dem neu zu bildenden Weichsel-Nogat-Delta-Deichverband . . . dat. Marienburg, d. 31. Januar 1866. (Danzig, Druck v. A. W. Kafemann.) (Circular 4 Bl. fol.)

Passauer, Dr. O. (zu Trempen i. Ostpr.), Angeborne Hyperplasie der linken Gesichtshälfte. [Virchow's Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. 37. Bd. 3. Hft. S. 410—411 m. 1 Taf.]

Passow, Wilh. Arth. (weil. Gymn.-Dir. in Thorn), Ueber das ältere deutsche Kirchenlied. Aus dem Nachlasse. [Deutsch. Museum. No. 42. 43.]

Pawlowski, J. N., Historisch-geographische Karte vom alten Preussen während der Herrschaft d. deutschen Ritterordens. M. e. Uebersicht der allmäl. Entwickelung, Vergrösserung u. der Hauptbegebenheiten d. preuss. Staates bis auf unsere Zeit. Nach zuverlässig. Hilfsquellen entworfen u. gezeichnet. 2. verb. Aufl. Lith. u. color. qu. gr. Fol. Danzig. (Anhuth.) 2/3 Thlr.

Perels, Martin (aus Danzig), Die deutsche Schaubühne, ein Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur u. sociales Leben. Hrsg. u. redig. von Mart. Perels. Jahrg. VII. jährl. 12 Hfte. à ca. 4—6 Bog. gr. 8. Leipzig, Leiner in Comm. 4 Thlr.

— — Ein geheimer Kanzleirath; eine Burleske. (vgl. Danz. Dampfboot 1866. No. 106.)

Pfahl, A. W. (Lehrer in Weichselmünde), Durch Kampf zum Siege u. zur Einheit! Dem tapfern Preußenheere gewidmet. (Als Mscr. gedr.) Danzig. Druck von Edw. Groening. (18 S. gr. 8.)

Pfundtner, Johs. Otto, Pausanias Periegeta imitator Herodoti. Diss. inaug. philol. Kgsbg. (Schubert & Seidel.) (57 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Pierson. Duller's, Ed., Geschichte des deutschen Volkes. Völlig umgearbeitet von Dr. **Will. Pierson**. 2 Bde. Neue bis zum Schluß d. J. 1865 vervollständ. Ausg. Berlin. Kortkampf. (1100 S. gr. 8.) 2 Thlr. geb. 2½ Thlr.

Pincus, Dr. J. (Kgsbg.), Zur Diagnose des ersten Stadiums der Alopecie. [Virchow's Archiv f. path. Anat. u. Physiol. 37. Bd. 1. Hft. S. 18—42.]

Plehwe, Rudolf, Die Christenverfolgungen der ersten drei Jahrhunderte nach äußerer Veranlassung u. geschichtlichem Verlaufe geschildert. Eine Studie. Posen. (26 S. gr. 4.) 1/3 Thlr.

Plew, Dr. E., (Kgsbg.), Ueber den in einem viersilbigen Worte bestehenden Versschluss lateinischer Hexameter. [N. Jahrbüch. f. Philol. u. Paed. 93. Bd. 9. Hft. S. 631—642.]

Preuß, A. E. (weiland Dir. d. Kgl. Waisenhauses u. des Seminars zu Kgsbg. i. Pr.), Kurzer Unterricht in der Erdbeschreibung nach einer stufenweisen Fortsetzung. Vermehrt u. verbessert. 15. Aufl. Aufs Neue durchgesehen u. berichtigt von Seminarlehrer **Lettau**. Kgsbg. bei H. W. Gräfe. (VIII u. 95 S. 8.) 1/6 Thlr.

— — Biblische Geschichten, mit Berücksichtigung der Zeitfolge u. ihres innern Zusammenhanges bearbeitet, und mit passenden Liederversen u. Sprüchen versehen für Schulen u. Familien. 46. bericht. Aufl. Ausg. ohne Anhang. Kgsbg. Verl. v. J. H. Bon. (2 Bl. u. 276 S. 8.) 7½ Sgr.

Preuss, Lic. Doc. Dr. Ed., **Gerhard**, Loci theologici . . . [cf. Altpr. Monatsschr. III, 185.] Lfg. 8—10. Berlin Schlawitz. (III: S. 145—520.) à ½ Thlr.

— — **Winer**, weil. Kirchenrath Prof. Dr. Geo. Bened., comparative Darstellung d. Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien nebst vollständ. Belegen aus den symbolischen Schriften derselben. 3. wohlf. Ausg. besorgt von Doc. Dr. **Ed. Preuss**. Ebd. (VII u. 180 S. gr. 4. m. 8 S. Tabell.) 1 Thlr.

[Preußen.]

Schmidt-Mellin, J., der deutsche Orden der Marianer u. d. Verfall seiner Macht in Preußen. Histor. Erzählung für die Jugend u. das reifere Alter. Neustadt-Eberswalde, 1867 (1866.) Lemme in Comm. (151 S. gr. 16.) cart. 10 Sgr.

Periodische Literatur 1867.

„**Schlesische Provinzialblätter.**" Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 6. Jahrg. Juni. Juli. (S. 321—448.) Th. Oelsner, einige Kst.= u. Natur=Altthüm. Goldberg's. II. der Meister vom Stuhl u. d. Medaillon. III. der Schatz im Acker (m. Abbild.) IV. die Rabendocken. Dr. H. Adler, üb. d. national. Urspr. d. heidn. Begräbnißstätt. in Schles. Dr. Junge, z. Gesch. d. Burschenschft. F. W. Jäkel, d. Basalte Niederschles. u. d. Lausitz. (Schl.) Die Kategorien d. schles. Grdbesitzer gegüb. d. Zehntablösungsgesetze v. 10. Apr. 1865. Ueb. d. „Josephinischen Curatien," m. 2 Actenstück. Dr. Lagmann, aus d. Papier. e. burschenschftl. Schlesiers. — Der Erzähler. Bilder u. Züge aus Vggh. u. Ggw. — Blumenlese. — Stimmen aus u. f. Schles. — Vereinsblatt. D. „landwirthsch. Centralverein f. Schles." im 25j. Bestehen. (Forts. u. Schl.) Th. Bach, Nachricht. üb. d. Turnwes. im Schles. — Lit.= u. Kstblatt. — Zur Cronik u. Statistik. — Briefkasten. — Anhang.

Rud. Bergau, die Polychromie in der Baukunst des **Ordenslandes Preußen**. [Organ f. christl. Kunst. 11.]

Convertiten aus **Altpr.** [**Danz. Kirchenbl.** 16.]

Unsere Communal=Gesetzgebung. I—VI. [**Danz. Ztg.** 4340. 4344. 4348. 4358. 4362. 4372.]

Die Mäklerfrage. I. II. [Ebd. 4350. 4352.]

Der 6te Congreß der **volkswirthsch.** Gesellsch. f. **Ost- u. Westpreußen**. [Ebd. 4360. 4364. 4370. 4378. (Beil.)]

Provinzial=Vereinstag (der **Genossenschaften**) zu Insterburg 21—23 Juni. [**Insterb. Ztg.** 73. 74. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 145. **Pr. Litt. Ztg.** 146 u. a.]

D. 8te **preuß. Sängerfest** (in Kgsbg. 21—23. Juli. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** u. **Ostpr. Ztg.** 169. 170. **K. N. Ztg.** 169—171.]

5tes **preuß.** Provinzial=**Turnfest** in Marienwerder 28—29. Juli. [**Graud. Gesellige** 89. 90. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 177 (Beil.) 180 (1. Beil.) u. a.]

Kleist-Spandienen, üb. d. Bedeutg. d. Rindviehzucht u. Mastung f. **uns. Provinz.** Vortr. [**Land- u. forstw. Ztg.** d. Prov. Preuß. 26.]

K. Z. Die Remontemärkte in d. **Prov. Preuß.** i. J. 1866. [Ebd. 28 (Anzeiger.)]

Dr. **J. Conrad**, kleine Beiträge z. Agrarstatistik der **Provinz**. [Ebd. 24. 25.]

Berichte üb. d. Ernte u. d. zeit. Zustd. v. Feld u. Vieh in d. **Prov. Preuß.** im Mon. Juni 1867. [Ebd. 30.]

Aendert sich **unser** Klima? [**N. Elbing. Anz.** 162.]

Bericht üb. d. 150j. Jubiläum d. **Ostpr.** Kürassierregimts „Graf Wrangel" 28. Juli 1867 in Kgsbg. [**Ostpr. Ztg.** 175. 176. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 175.]

Zustand d. Fonds der **Ostpr. ländl.** Feuer-Societ. in d. Reg.=Bez. Kgsbg. u. Gumb. f. d. J. 1866. [**Kgsbg. Amtsbl.** 29. **Gumb. Amtsbl.** 28 (Extra-Beil.)] Desgl. der **Ostpr. Städte**=Feuer=Societät. [**Kgsbg. Amtsbl.** 31. **Gumb. Amtsbl.** 30.]

W. Oncken, Friedr. d. Gr. Wirthschftspolitik u. d. schwäb. Colonien i. **Westpr.** [Preuß. Jahrbüch. 19. Bd. 6. Hft. S. 707—717.]

Seeunfälle an d. **preuß. Küsten** (einschließl. d. neu. Provinzen) i. J. 1866. (78 im Ganz., davon 13 i. Kgsbg., 9 i. Danz. Reg.=Bez.) [Pr. Sttsanz. 160. **Ostpr. Ztg.** 161.]

Mehlsack 15. Juni. (Mitth. üb. e. in **Bornitt** beim Pflüg. gemacht. Goldmünzen-Fund, der leider durch voreilig. Verkauf um das numismat. Interesse gebracht ist. Die Goldstücke v. d. Größe und Dicke unsrer Achtbalber bis Thaler, soll. mit e. klein. Loche verseh. gewes. sein.) [**Braunsb. Kreisbl.** 49.]

Zur **ermländisch.** Geschichte. (betr. d. 9. Lfrg. der v. d. histor. Verein f. Ermld. hrsg. Ztschr. u. Monumenta. [Ebd. 44.]

Das **Insterthal** (betr. d. Regulirg. der Inster, an die schon fast 50 J. hindurch gemahnt wird.) [**Pr. Litt. Ztg.** 153.]

Die Ueberbrückung der **Memel** (bei Tilsit 1440 Ruth., bei Ragnit 445 Ruth.) [**Kgsbg. Hrtg. Ztg.** 126 (1. Beil.) **Ostpr. Ztg.** 158 (Beil.). Vgl. jedoch **Insterburg. Ztg.** 81. **Kgsbg. Hrtg. Ztg.** 163 (Beil.)]

Der **Weichsel**verkehr mit Polen im 1. Halbjahr 1867. Von der poln. Grenze 9. Juli. [**Danz. Ztg.** 4325.]

Die Ueberfluthung der **Weichsel** u. die Calamität, welche d. Holzhandel betroff. hat. Bromberg, 23. Juli. [Ebd. 4350. 4351.]

Die **Weichsel**überschwemmung (i. Juli 1867 die bedeutdste seit Sommer 1844.) [**Graud. Gesell.** 85. **Westpr. Ztg.** 169. u. a.]

Aus d. Elbinger Niederung. (Die **Nogat**-Ueberschwemmungen.) [**Kgsbg. Hrtg. Ztg.** 171 (Beil.)]

P. **Beynuhnen.** (Gemälde-Gallerie, Antiken-Saal, Bronzen- u. Kpfstich-Sammlg. in d. Schlosse des Hrn. Fr. v. Farenheid in Kl. Beynuhnen bei Darkehmen.) [**Pr. Litt. Ztg.** 175–177. **Ostpr. Ztg.** 178.]

Sitzg. d. polytechn. Vereins z. **Braunsberg** 9. Apr. (Geomet. v. Borell legt e. im kleinern Maßstab angefert. Copie seiner vom Magistr. angekauft. **Generalkarte d. Stdt. Braunsberg** u. d. dazu gehör. Ländereien vor.) [**Braunsb. Krbl.** 38. (Beil.)]

Braunsberg. Histor. Notizen üb. **Braunsb.** u. d. **Braunsberger** als Antwort auf d. Frage (cf. 46), wie oft die Bürger Braunsbergs m. e. Strick um d. Hals vor ihr. Landesherrn hab. erschein. müss., um „Misericorde" zu sagen? [Ebd. 47.]

Danzig. (Eine „theuere" Erinnerg. an d. weiland Napoleon. Protektorat der ehem. Republ. Danzig wird in ds. Jahre durch Tilgung der letzt. 5829 Thaler freistädt. Schuld verschwinden. Danzig, 1806 nur m. 473,071 Thaler Schulden, hatte 8 J. darauf 12,280,845 Thlr. D. Staat übernahm $^4/_5$, d. Stdt. $^1/_5$, = 2,456,169 Thlr. z. allmäl. Tilgg., jener ht. s. Antheil schon seit mehr. J. getilgt, diese konnte erst 1825 damit beginnen.) [**Graud. Gesell.** 74.]

R. Bergau, die Allee nach **Langfuhr** (bei **Danzig,** 1767–69 v. Bürgmstr. Gralath angelegt, 1416 Bäume in 4 Reihen, üb. 100,000 Danz. Gulden Kosten.) [**Danz. Dampfb.** 127.]

Statut des **Danz.** Sparkassen-Aktien-Vereins. [**Danz. Amtsbl.** 26.]

Die Waisenhäuser **Danzigs** als Proselyten-Anstalten. [**Danz. Kirchenbl.** 20. 22.]

Verlegung u. Erweiterung des Arbeitshauses zu **Danzig.** [**Danz. Ztg.** 4362. 4364. 4368.]

Probeschießen m. e. vom **Danz.** Bezirksverein z. Rttg. Schiffbr. beschafft. Raketen-Apparat z. Neufahrwasser 30. Juli. [Ebd. 4360.]

Ein Kirchweihfest (zu **Demmin,** Filiale v. Schönau, Diöcese Conitz 7. Juni, d. aus Kalk-Pisé-Steinen erricht. Kirche der klein. sehr arm. Gemeine 58' lang, 38' tief kost. ca. 2500 Thlr.) [**Ev. Gmbl.** 28.]

E. H. Das Gemeingut der Altstadt (dat. v. J. 1325) u. die Dammschau (in **Elbing**). [**N. Elb. Anz.** 174. 175.]

Grundsteinlegung z. neu. Kirche in **Heinrichswalde** (R.-Bez. Gumbinn.) 17. Juni 1867. (Die alte erste Kirche 1686 eingeweiht, wurde 2. Nov. 1862 weg. Baufälligk. geschloss.) [**Ev. Gmdbl.** 26.]

Frdr. Dentler, Im Seebad. Original-Novelle. (betr. d. Seebad **Kahlberg** u. den sogen. „Admiral Hildebrandt.") [**N. Elb. Anz.** 154. 156–159.]

Die neue Börse (in **Kgsbg.**) [**Kgsbg. N. Ztg.** 160.]

E. **Kgl. Physik.-ökom. Gesellsch.** Privatsitzg. 7. Juni. Geschenk (Blattabdrücke u. Braunkohlenhölz.) des K. Ob.-Bergamts z. Breslau. — Dr. **Berendt** legt d. 2. Sekt. d. geol. Karte unsr. Prov. (kur. Nehrg.) vor. — Prof. Dr. **Friedländer** Vortr. üb. d. Vbreitg. d. Kulturpflanz. durch d. Römer. — Dr. **Berendt** zeigt e. v. Lehrer Stamm in Hubnicken erhalt. **Bernsteinstück** mit schön. Blattabdr. — Gutsbesitz. **Minden** Mitth. üb. d. Vorkomm. d. Flußperlmuschel in livländ. u. esthländ. Gewäss.; er fragt, ob für d. Perlenzucht in **unsr. Prov.** nicht etwas gescheh. könne? Dr. **Hagen** giebt hist. Notiz., Prof. Dr. **A. Müller** biolog. Erörterg. u. schlägt Versuche vor. — Prof. Dr. **Werther** bericht. üb. Dr. **Pincus'**-Insterburg Untersuchgn. betr. d. Ammoniak- u. Salpet.-Säure-Gehalt der atmosphär. Niederschläge währd. d. J. 1864–66. **Ders.** Mitth. üb. Bunsen's u. Bahr's Beobachtgn. üb. d. Spectralerscheinungen der Erbinerde m. erläut. Versuchen. **Ders.** zeigt d. Experimente, betr. d. Erkenng. sehr geringer Mengen Phosphors nach Dusart's Methode an d. grün. Färbg. der Wasserstoffflamme. [**Kgsbg. Hrtg. Ztg.** 148 (Beil.)]

Handwerkerbund zu **Kgsbg.** [**Ostpr. Ztg.** 180 (Beil.)]

Verein z. Rttg. Schiffbr. z. **Kgsbg.** Die auf Veranstaltg. der K. Reg. 30. Juli in Pillau gemacht. Rettgsversuche mit Raketen. [**Kgsbg. Hrtg., Kgsbg. N. Ztg., Pr. Litt. Ztg.** 177. **Ostpr. Ztg.** 178 (Beil.)]

Ernst Strehlke, e. Geschäftsbrief aus d. Mitte des 14. Jahrh. (als Vorstoßblatt des vord. Deckels in d. wohlerhalt. Pergamentfolianten der bischöfl. kulm. Seminar-bibl. zu **Pelplin** V J. d. 6 („Sermones Bartholomei de Cassimaria habiles") eingeklebt.) [**Ztschr.** f. preuß. Gesch. u. Ldskde. 7. Hft. S. 430–432.]

Ernst Strehlke, d. Statut d. Brüderschft U. L. F. auf d. Neustadt **Thorn** v. 1409. [Ebd. S. 433—435.]

Die Grdsteinlegung d. Kirche z. **Gr. Wittenberg** i. Westpr. 7. Juli. [**Kgsbg. Hrtg. Ztg.** 158 (Beil.)]

R. Bergau, die Danziger Kpfstecher **Samuel** u. **Joh. Donnet.** [Naumann's Archiv f. d. zeichnend. Künste. Bd. XIII. S. 145—151.]

Nahlowsky, Prof. J. W., Einige Worte üb. **Herbart's** reformator. Beruf auf d. Gebiete der Pädagogik. [Ztschr. f. exacte Philos. Bd. VII. Hft. 4. S. 381—397.]

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verf. der „Vier Fragen eines Ostpreußen." [D. Grenzboten. 25. 26.]

Schloß Krockow b. Neustadt i. Westpr. 10. Juli. Feierl. Beisetzg. der Leiche des 30. Juni zu Ems i. Alter v. 67 J. verst. Graf. **Carl Gust. Ad. Krockow v. Wickerode**, Herrn der uralten „Krockow'sch. Güter," Erblandmundschenken v. Hinter-Pommern, Mitgl. d. Herrenhauses ꝛc. zu Krockow 6. Juli. [**Westpr. Ztg.** 160.]

Nekrol. d. Domherrn **Ed. Kühnapfel** (31. März 1808 z. Elbing geb., † 24. Juni zu Frauenburg.) [**Braunsb. Krbl.** 52]

A. v. **S.**, Nekrolog des Privatdoc. d. Bresl. Univers. Dr. jur. **Max Neumann** (geb. 1835 z. Graudenz, † 7. Juli zu Danzig.) [**Danz. Ztg.** 4331.]

D. 50j. Amtsjubiläum d. Bürgmstrs **Püschel** z. Braunsberg 13. Juni 1867. [**Braunsb. Krbl.** 48.]

Chr. A. Thilo, üb. **Schopenhauer's** ethisch. Atheismus. [Ztschr. f. exacte Philos. Bd. VII. Hft. 4. S. 321—356.]

Anzeige.

Antiquarischer Katalog der Theod. Bertling'schen Buch- und Antiquar-Handlung in Danzig, Gerbergasse No. 2. — Militaria. — Gymnastik. — Jagd- u. Pferdebücher. — Feuerwehr. — Marine. — Mathematik u. Mechanik. — Karten u. Atlanten. — Schach. — Nachtrag. — Varia. — (Der militär. Theil grösstentheils aus d. Nachlasse des Gen. v. Clausewitz.) Danzig 1867. (43 S. 8.)

Berichtigung.

S. 375. Z. 12 v. u. statt Schwangenberg lies Schrendenberge.

S. 377. Zu Z. 17 v. o. (am Ende der Anfrage) füge hinzu: Ueber einige der genannten Kirchen sind inzwischen einige freilich noch sehr dürftige Nachrichten gegeben in Monumenta historiae Warmiensis III. S. 400 ff.

S. 377. Z. 1 v. u. statt Amgunden lies Ampunden.

S. 378. Z. 1 v. u. statt Straubeesen lies Straubensee.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Der landräthliche Kreis Stargard in Westpreussen in historischer Beziehung von den ältesten Zeiten bis jetzt

von

Dr. Bernh. Stadie,

evangel. Prediger und Lehrer.

Einleitung.

Die Geschichte Pommerellens hat lange im Dunkel geruht. Erst in neuerer Zeit, durch Voigt's, Barthold's, Roepell's, Hirsch's, Strehlke's, Quandt's u. A. Bemühungen ist es gelungen, Licht in die oft dunkele Vergangenheit zu bringen und zu historischer Forschung anzuregen. So ist man denn nun bestrebt, die Thaten, Denkmäler, Gebräuche und Sprache der Bewohner dieses Theiles unseres Vaterlandes gehörig zu würdigen, Vorhandenes zu erhalten, das, was der Vergessenheit anheimgefallen war, wieder in Erinnerung zu bringen und Verborgenes aufzusuchen. Die Todten müssen aus den Gräbern aufstehen, um von vergangenen Zeiten zu uns zu reden. Die Sage wird ihres poetischen Gewandes entkleidet, um uns die Thaten der Vorzeit in nackter Wirklichkeit zu zeigen. Moosbedeckte Ruinen und Steine müssen zu uns sprechen. Das Volksleben muß uns Rechenschaft geben, woher es seine Sitten und Gebräuche hat.

Die Wissenschaft der Geschichte hat den Vorhang weggezogen von dem Theater, auf welchem Jahrtausende vorher Helden auftraten und ihre Rollen abspielten, die eine spätere Zeit vergaß. Auf die Heimat hat sie unsern Blick gelenkt, die dann erst „heimisch wird, wenn der Boden sich belebet und zu uns redet."

So wollen denn auch wir den Boden, auf dem wir stehen, sich beleben und reden lassen und die historischen Thatsachen, soweit sie den Stargarder Kreis betreffen, in der Kürze überschauen.

Der Boden, auf dem wir stehen, ist auch ein Theil des großen Schlachtfeldes, auf welchem der Germanismus mit dem Slavismus einst Jahrhunderte hindurch rang und noch heute ringt.

Es sondert sich nach den hervortretenden Erscheinungen die Geschichte des Kreises Stargard in sieben Abschnitte. Nämlich:

1. Geschichtliche Anfänge. Der Kreis vor 800 Jahren.
2. Die Zeiten der Unterjochung dieses Landes durch die Polen — 1108.
3. Allmähliche Befreiung von der Herrschaft der Polen. Entstehen pommerellischer Herzogthümer. Eindringen des Germanismus 1108—1295.
4. Ringen des polnischen und deutschen Elements 1295—1310.
5. Sieg des Germanismus 1310—1466. Erneuter Kampf um Pommerellen — 1525.
6. Polnische Gegenströmung gegen das deutsche Element seit dem Krakauer Frieden. Polonisirung des Landes — 1772.
7. Sieg des Germanenthums. Preußischer Besitz und Verwaltung.

I.

Geschichtliche Anfänge. Der Stargarder Kreis vor 800 Jahren.

Derjenige Theil des norddeutschen Tieflandes, welcher durch den Südrand der Ostsee im Norden, im Osten durch die Weichsel, im Westen durch die Elbe begrenzt ist, hatte einstens einem Theile des gothischen Volkes, den Burgundionen und Gepiden, zu Wohnsitzen gedient. Aus diesen Gegenden waren sie allmählich durch das Volk der Veneder, Vineder oder Wenden verdrängt. Mit diesem Namen bezeichnete man einen großen Volksstamm, der im Mittelalter durch Mitteleuropa weit verbreitet und verzweigt war.

Aus diesem Stamme treten schon frühe zwei Sonderstämme hervor, von denen der eine Slavinen oder Slaven, der andere Anten sich nannte. Die Slaven bewohnten ursprünglich, in den Osten Europas vordringend,

die Gegenden vom Dniestr an nördlich von den Karpathen bis zur Weichsel und längs dieser hinab bis an die Drewenz. Die Anten wohnten östlich von den Slaven, zwischen Dniestr und Don im südlichen Rußland. Im Laufe der Zeit drangen slavische Völkerschaften in den Südwesten Europas vor und ließen sich in dem heutigen Kärnthen und Krain, in Dalmatien und Slavonien und in den Donaugegenden nieder. Von hier wandten sie sich wiederum nach Norden und bevölkerten Polen, die Weichselländer und das norddeutsche Tiefland zwischen Weichsel und Elbe. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts etwa zogen sie unter dem gemeinsamen Namen Lechen, dem Laufe der Weichsel folgend, gen Norden und nahmen nach den Gegenden, in welchen sie sich niederließen, verschiedene Namen an. Ein Theil nannte sich Polanen, ihren Namen von pol (Feld also Feldbewohner) ableitend, weil sie die reichen Felder um die Weichsel inne hatten. Ein anderer Stamm nannte sich Masovier und wohnte um die Drewenz, nach Osten sich ausbreitend, völlig unabhängig von den Polanen. Der dritte Stamm, welcher das Land zwischen Elbe und Oder besetzte, hieß Lutizier und zerfiel in kleinere Stämme, von welchen die Wilzen (von wilk Wolf) die mächtigsten waren. Der Rest endlich ließ sich südlich vom baltischen Meere, westlich von der Weichsel nieder als freies Volk unter eigenen Herzögen und indem sie sich mit den vorhandenen Einwohnern mischten, bildeten sie eine besondere Volksthümlichkeit.

Das Land, das sie inne hatten, hieß Jahrhunderte lang nach den alten Bewohnern Wendenland, bis später die Bezeichnung Pommern, d. h. Meeresanwohner, die gewöhnliche wurde. Von einander unabhängig, verband die Gemeinsamkeit der Sitten und Sprache diese Volksstämme nur äußerlich; aber die Gemeinsamkeit der Ortsnamen in Brandenburg, Pommern, Meklenburg, Schlesien, Posen bezeugt ihren gemeinsamen Ursprung.

Uns beschäftigen zunächst die pommerischen Wenden, welche die Gegenden einst inne hatten, die wir jetzt bewohnen, und von ihrem ganzen Lande besonders der Stargarder Kreis. Wie sah es wohl aus in diesem östlichen Theile Pommerns vor 800 Jahren? Das ist die Frage, welche wir zuerst beantworten wollen. Diese Frage läßt sich natürlich nur dadurch beantworten, daß wir aus den bis in die geschichtliche Zeit hineinragenden Denkmälern Rückschlüsse auf die Vergangenheit machen.

Der Stargarder Kreis vor 800 Jahren.

Zum größten Theil bedeckten dunkle Nadelwälder (czarnibor oder czarnilass) den Boden unseres Kreises; nur hier und da zeigten sich lichte Stellen, wo gruppenweise in Dörfern und Städten das Wendenvolk seine Wohnsitze hatte. So erhob sich an der Nordostecke des Kreises am linken Ufer der Visla (Weichsel) das uralte Trsew oder Trsow (Dirschau) die Weberstadt. Eine große Straße verband diesen Ort mit Wysino (Wyschin), die durch grünen Laubwald bei Spangowe und Thure (Turze), von dort durch dunkle Fichtenhaide gen Gotzow (Gartschau) mit seinem uralten Burgwall führte und hier beim Stencosee, in welchen Stina und Jastrimba flossen, den heutigen Kreis verließ und in die alte Landschaft Garzen (Garczyn im Berenter Kreise) eintrat. Südlich von Trsew fließt in die Visla der Dryboc aus ihr das fischreiche Wasser Slanca.[1]) Auf den Höhen westlich von Trsew erhob sich etwa in einer Meile Entfernung das stattliche Lubissow (Lübschau)[2]), mit seinem Schloß, dessen in die Tiefe gesunkene Trümmer noch heute von ihm Kunde geben. Um dasselbe lagen mitten unter dunkelm Eichengrün Dambrowo (Damerau), Lubissow (Lübschau) und Gozcin; üppige Wiesen und fruchtbare Saatfelder bei Moscino (Mestin), Zagonscowo (Liebenhoff), Rokittke, Ricosino (Rokoczin), Beale (Baldau), Thissow (später Czizikow, jetzt Zeisgendorf).

Im Süden blickt, hart am Weichselufer gelegen, Gordin oder Gardin (Gerdin), einstens Stadt, mit seiner Burg auf seine Schwesterburgen Slance und Garceke und schaut mit ihnen hinüber in das Werder, das damals meistens noch Sumpf war. Saftige Wiesen umsäumten des Dryboc's Ufer. Folgen wir stromauf, dem Laufe der Weichsel, so treten wir ein in die Landschaft Gniew (Mewe) und Jatlun,[3]) welche zum Theil den südöstlichen Theil des Kreises erfüllen. Wenige Orte, darunter Polpelyn (Pelplin), Rudno (Rauden), sind in diesem Theile damals zu finden, erst in späterer Zeit hat deutscher Fleiß hier blühende Dörfer ge-

---

[1]) Das Wasser Slanca ist ein ehemal. Weichselarm, auch Pelpliner See genannt.

[2]) Auf einem von verfallenen Gräben umgebenen Hügel, auf dem die Kirche von Lübschau steht, findet sich noch heute in der Tiefe altes Gemäuer. Hier ist wohl das alte Schloß zu suchen.

[3]) Jatlun, davon das heutige Jellen im Kreise Marienwerder östlich von Thymau.

schaffen. Meistens bedeckt dichter Fichtenwald im nördlichen Theile Zosna (von żosna Fichte) geheißen, während im südlichen Theile um die Ufer der Janna, eines Nebenflusses der Wangromatnissa oder Wangromitza, des Muränenbaches, diese Heide den Namen Beliskile [1]) führt. Hier jedoch scheint — aus dem Namen zu schließen — Laubwald vorgeherrscht zu haben, da Namen wie Olszewice auf Erlen, Bresno auf Birken, Grabau auf Weißbuchen hindeuten und der Name Beliskile selbst von bel d. i. weiß, auf weiße Birkenstämme geht.

Wenden wir uns von der Quelle der Janna und Wangromatnissa westwärts, so kommen wir wieder in undurchdringlichen Nadelwald, der von dem Flusse Wdo d. i. wda Wasser oder Czarniwodda d. i. Schwarzwasser durchströmt wird. Ein Weg von der Burg Swece (Schwetz) nach Starigrod (d. i. Altenburg) durchschneidet diese Wildniß. Gehen wir diesen Weg entlang, so kommen wir vorbei an grün und braunschimmernden Brüchern voll von Simsen und Binsen mit Sumpfmoos bedeckt, auf welchen Storch und Kranich in ungestörter Ruhe einhergehen. Dort schaut unser Auge ein Torfmoor, auf dem tausend und abertausend Flocken von Wollgras im Luftzug erzittern und pfirsichfarbene blühende Büsche von Haidekraut von zahlreichen Bienenvölkern umschwirrt werden, die duftenden Honig in die in Bäume gehauene Beuthen [2]) sammeln, aus dem der Seidler Meth und Wachs bereitet. Jetzt erschauen wir eine Lichtung, auf welcher der Theerschweler oder Bienenzüchter sein Blockhaus erbaut hat. Hie und da sehen wir einen Meiler dampfen und Theer gesotten werden. Zahlreiche Vögel mit buntem Gefieder bevölkern die Gipfel der Bäume. Die Stille des Waldes unterbricht der wilde Ruf des Auerochsen, der sich in noch tiefere Wildniß zurückzieht. Dort schleicht der Fuchs, hier blinken die Augen der tückischen wilden Katze, dort glüht der Blick des blutgierigen Luchses im Dunkel des Gebüsches. Ein schüchternes Reh huscht vorüber, ihm folgt in eiligen Sprüngen der schnelle Hirsch, es kommt im raschen Trabe das Elenn. Der gierige Wolf hält Treibjagd. An den

---

[1]) Von diesem Beliskile-Wald, würde der Name des Ortes Bielsk sich ableiten, welches im Kreise Marienwerder an der Südostgrenze des Stargarder Kreises liegt.

[2]) Der slavische Name für Beuthe ist barc, woher der Name Barchenau kommt, also gleich Beuthendorf, ein Gut in der Nähe Stargard's.

Ufern der Bdo lauert der vorsichtige Otter, und der Biber baut ungestört in zahlreicher Menge an Seeen und Flüssen seine künstlichen Wohnungen. Auch er ist der Cultur der späteren Zeit zum Opfer gefallen, zahlreiche Privilegien der pommerschen Fürsten stellten ihm den Todtenschein aus.[1])

In der Hütte eines vereinzelten Jagdwärters, der bei Scossow, der alten Burgwarte bei Grabau im Sumpfmoor auf dem Wege nach Borkau, seinen Dienst versehen muß, halten wir kurze Rast und Umschau. Wir erblicken laubumkränzte Seen, welche zwischen dem Melissabach (Lieske) und der Wangromatnissa bei dem heutigen Smolong liegen: den Lango oder Sumpfsee (von ląk Sumpf), den Dubelno- oder Döbelsee (von dubiel Döbel, ein Fisch), den Sitno- oder Binsensee (von sit Binse), den Bresno- oder Birkensee, die hier die Eintönigkeit des Waldes unterbrechen, der sich nach Südwesten weithinein nach Westpommern fortsetzt.

Weiter über Babau und Dambrowo (Dambrowken d. h. Eichenwald) geht unser Weg vorbei an Sandhügeln, welche frühere Fluten aufgethürmt. Braunes Moos und Bärlapp fristen hier ihr kümmerliches Dasein, blaugrünes Wachholdergebüsch bedeckt den dürftigen Boden. Da erblicken wir vom Sonnenschein übergossen die festen Mauern des Schlosses Starigrod[2]) auf dem linken Ufer der Verissa (Verse) und nordwestlich davon den Burgwall Wissoke. Starigrod ist eine volkreiche Stadt. Von Gdansk (Danzig) bringen auf alter bekannter Handelsstraße Kaufleute überseeische Waaren und tauschen Wachs, Honig und köstliches Pelzwerk ein. Eine zweite Straße führt nach Trsew und vermittelt so den Verkehr von Preußen her. Eine dritte Straße führt gen Kyschau durch gut angebaute Gegenden. Wir finden dort Rokketin (Rokoczyn), Sczemeli (Semlin), Crang, Somino, Miradowe (Miradau), Stubelowe (Zblewo) im Besitze wendischer Pane. Ebenso führt die Straße gen Trsew bei Pangow (heute Spengawsken) vorbei an mummelbedeckten Seeen gen Sdunt, durch saftigen Buchenwald

---

[1]) Der Biber wurde zu jener Zeit für ein Amphibium gehalten und während der Fasttage gegessen.

[2]) Das alte Schloß stand wohl hinter der Schmiede des heutigen Amtes, wo noch mächtige Steine gefunden werden. Nach dem Ankauf des Dorfes Starigrod durch den deutschen Orden wurde dieses Schloß gebrochen und auf die rechte Seite der Verse gebaut und hat in der Nähe der heutigen Synagoge gestanden. Später ist durch Casimir IV. ein Schloß zum Wohnsitz der Starosten auf dem heutigen Amtsvorwerk erbaut.

über Swarocin und Warsemir (Waczmir), schon damals Sitze wendischer Edeln, nach Trsew zurück.

Sehen wir nun auf das Volk, das diese Gegenden bewohnte und spüren wir ihren Gebräuchen nach.

Der germanischen Sitte entgegen, lebten die Wenden gemeinschaftlich in Dörfern und Städten. In Körperbeschaffenheit glichen sie den benachbarten Polanen. Ihr Körper war kurz, gedrungen, die Linien des Gesichtes sanft und rund. Das Auge, das nicht offen blickte, war dunkel, braun und grün, das Haar straff und meistens von dunkler Farbe. Ihr Körper war an Entbehrungen gewöhnt, abgehärtet, den Wechsel des Klimas verspottend, zur Ertragung schwerer Arbeiten vorzüglich geeignet.

Es gab unter ihnen Freie und Sklaven. Das Zeichen des freien Mannes war der Speer, der beim Ausgehen stets getragen wurde. Ursprünglich alle gleich, erhob Tapferkeit im Kampfe, Kühnheit und Muth auf der Jagd den Einzelnen zu bevorzugter Stellung. In öffentlicher Versammlung wurde über Gemeindeangelegenheiten entschieden, in denen ein Pan oder Zupan den Vorsitz führte; in späterer Zeit entwickelte sich in Folge ihrer vielen Kämpfe gegen die benachbarten Völker ein Kriegsadel der Woiwoden (d. i. Anführer im Kriege), die sich wiederum ihre Unterfeldherrn (Bojahren) aus den Tapfersten wählten. Oft hießen sie auch Knäsen, Gnesen oder Gnesiota (d. h. Fürstlichkeit). [1])

Die Pommern liebten Gesang und Tanz. Sackpfeife, Hörnchen, Flöte, Zither durften bei keinem Schmause fehlen. An Gelagen fanden sie großen Gefallen.

Der Mann hatte soviel Frauen, als er ernähren konnte, doch hatten sie die Stellung von Sklavinnen und mußten ihm, wenn er starb, auf den Scheiterhaufen folgen, sonst traf sie Verachtung und Schmach.

Ihre Todten verbrannten sie, sammelten ihre Knochen in thönernen Urnen, welche sie nebst Geräthen in viereckige mit Steinplatten gestützte, mit Steinplatten bedeckte Gräber beisetzten. Noch heute zeugen viele solcher Grabstätten bei Dirschau, Kniebau, Borroschau, Gartschau, Kokoschken,

---

[1]) Der Slave liebt das Abstractum und bedient sich desselben bei besonders feierlicher Anrede.

Bonczek, Jablau u. s. w. von jenem untergegangenen Leben. Bei Beginn des Frühlings zog man hinaus an die heiligen Orte und indem man die Thaten der Verstorbenen pries, stärkte man das sehnsuchtsvolle Herz im Glauben an ein Jenseits, wo das, was der Tod getrennt, sich wieder vereint. Doch vergaß man des Leibes auch nicht, sondern ein festliches Gelage vereinte die Feiernden.

Ackerbau, Jagd, Viehzucht, Bienenpflege war des freien Mannes Beschäftigung. Roggen, Hafer, Gerste, Mohn, Flachs und Hanf waren die Produkte, die der pommersche Wende dem Boden abgewann; Obstzucht, höchstens Kirsche und Pflaume, wurde wenig cultivirt.

II.
Unterjochung durch die Polen.

Die pommerschen Wenden lebten ursprünglich unabhängig unter eigenen Fürsten, allmählich aber kamen sie in Abhängigkeit von den benachbarten Polanen. Die Polanen oder Polen, von Ostpommern getrennt durch die Braa, zerfielen in eine Menge kleiner Stämme und Gemeinschaften, die kein gemeinschaftliches Band zusammenhielt. Unter dem Adel des Landes erhob sich am Ende des 9. Jahrhunderts der Stamm der Lescheks zu bedeutendem Ansehn und fürstlicher Macht. Gnesen und Kruschwitz ist ihrer Herrschaft unterworfen. Durch Ermordung der vornehmsten Pane, durch Vertilgung der letzten Sprossen aus dem Stamme der Lescheck's befestigte Semovit, dem Stamme der Piasten entsprossen, seine Herrschaft. Sein Reich soll nach des polnischen Chronisten Dlugosz Erzählung Preußen, Pommern und Cassubien umfaßt haben; doch ist diese Erzählung historisch nicht beglaubigt. Selbst sein Sohn Lescheck und sein Enkel Ziemomysl, ja sogar Miesco, der Ende des 10. Jahrh. regierte und das Christenthum[1]) annahm, haben nach Lelewel's vorurtheilsfreien Forschungen nicht über Pommern geherrscht.

---

[1]) Mag an dieser Stelle erwähnt sein, daß nach den Untersuchungen des Prof. Dr. Brandstäter zu Danzig Adalbert, jener bekannte Apostel des Christenthums, in unsern Gegenden, nicht bei Tenkitten im Samlande 997 den Märtyrertod fand, sondern großer Wahrscheinlichkeit nach bei Culm erschlagen wurde. Vgl. darüber dessen Abhandlung in der Altpr. Mtsschr. I, Hft. 2—4.

Erst Boleslav Chrobri, d. i. der Tapfere, ausgerüstet mit einem Privilegium des deutschen Kaisers Otto III., unternahm es im J. 1015 die Pommern zu unterjochen und sie dem Christenthume zuzuführen. Ganz Pommern und Theile Preußens mußten sich seinem starken Arme beugen. Lange aber und dauernd ist dieser Besitz für ihn nicht gewesen, denn schon 1016 eroberte Kanut der Große, König von Dänemark, das ganze Land längs dem Gestade der Ostsee bis zum Samlande und setzte seinen Sohn Sweno zum Statthalter über Pommern. Noch heute bezeugen dänische Münzen des 9. und 10. Jahrhunderts, welche zahlreich im Stargarder Kreise gefunden sind, daß Dänen einstens Herren hier waren. Doch hat sich die Herrschaft der Dänen nicht tief ins Land hineinerstreckt; einzelne Theile Pommerns blieben dem Scepter Boleslav's unterthan, die sich unter der Regierung seines Sohnes, Miesco II., der 1025 seinem Vater folgte, frei machten. Wenn überhaupt von einer Unterwerfung der Pommern die Rede ist, so haben wir nicht ein Beherrschtwerden in unserm Sinne zu denken, sondern durch Entrichtung eines gewissen Tributs wurde nur der Schein der Unterwürfigkeit aufrecht erhalten, sonst aber hatten die Einwohner Pommern's keine weiteren Verpflichtungen und haben nie Heeresdienste den Herzögen oder Königen Polens geleistet. Die Regierung Miesco's ist ausgefüllt durch fortwährende Kämpfe mit den Bewohnern Ostpommerns, die sich gegen Bela, den Feldherrn Miesco's wehrten, aber 1026 doch überwältigt wurden.

Nach dem 1035 erfolgten Tode Miesco's folgte sein Sohn Casimir, der, beschäftigt durch innere Parteikämpfe, die Unterwerfung Pommerns nicht vollenden konnte. Er starb 1058 und hinterließ seinem kühnen und tapfern Sohne Boleslav II. die Herrschaft, der es als die Aufgabe seines Lebens ansah, Pommern seinem Scepter zu unterwerfen. Die Pommern mit den benachbarten Preußen im Bunde vertheidigten den heimatlichen Boden; als aber 1064 am Ossaflusse das preußische Hilfsheer den Schwertern der Polen erlag, beugten die Pommern den stolzen Nacken unter das polnische Joch, in ihrem Herzen wieder auf Abfall sinnend.

Unter dem Sohne Boleslav II., Wlasdislaw Hermann, entbrannte der Aufruhr in ganz Pommern aufs Neue. Sie riefen Suantibor, den Fürsten Vorpommerns, zu ihrem Herrn aus, verjagten die polnischen

Vögte und tödteten die polnischen Besatzungen. 1091 brach Wladislaw in Pommern ein, um Rache zu nehmen und schlug in blutiger Schlacht bei Nakel der Pommern Heer. Mit grausamer Härte verfuhr er nun gegen die Besiegten und durch Frohnvögte und Zwingburgen unterdrückte er jeden Keim zur Freiheitsregung. Der starke Druck trieb zu neuer Empörung; glückliche Kämpfe hoben den Muth der Pommern. Da erschien 1093 Wladislaw aufs Neue und mit Raub, Brand, Mord, Verheerung überzog er das unglückliche Land, das den Anblick einer trostlosen Einöde bot. Wie viele Schöpfungen jahrelangen Fleißes mögen da schon untergegangen sein! Die Pommern empfahlen sich der Gnade des Siegers. Wladislaw versprach Gnade, aber er brach sein gegebenes Wort. Er ließ, wie der polnische Chronist Boguphal erzählt, die vornehmsten Pane theils hinrichten, theils verbrennen.

So war eine Zeit lang die Herrschaft der Polen wieder durch Blut befestigt. Doch nicht lange dauerte diese Ruhe. Als Sbignew, Wladislaw's unehelicher Sohn, sich gegen seinen Vater empörte, schloß er mit den Pommern ein Bündniß. Jedoch in der Schlacht am Goplosee wurden sie mit Sbignew geschlagen und in ihr Gebiet zurückgetrieben. Der ewigen Kämpfe müde, legte Wladislaw seine Herrschaft nieder und theilte sein Reich unter seine Söhne Boleslaw Krzywousty und Sbignew, dem die Herrschaft Pommerns zufiel. Diese Theilung führte zu einem langwierigen Bruderstreit, in welchem die Pommern für Sbignew gegen Boleslaw's polnische Heerhaufen fochten und in Folge dessen ihr Land häufigen Verheerungen der Polen aussetzten. Während dieser Kämpfe versuchte Gnewomir, polnischer Statthalter zu Czernikow, die pommerschen Edelinge zum Abfall zu bewegen. Doch Boleslaw erzwang durch die Schlacht bei Nakel, in welcher die Pommern vernichtet wurden, Unterwerfung 1109. Von jetzt ab herrschten die Polen in Pommern. Als 1119 Suantepolc, ein polnischer Statthalter aus dem Geschlechte der Griffonen, einen neuen Aufstandsversuch machte, wurde er ebenfalls mit Leichtigkeit besiegt. Es war dies auf lange Zeit die letzte Erhebung.

Im östlichen Theile Pommerns, also in unsern Gegenden, fanden zahlreiche Wendenflüchtlinge aus dem Netzebruch und der Neumark und aus Vorpommern, von wo sie theils durch die Deutschen, theils durch die

Polen verdrängt wurden, eine Zufluchtsstätte. Hier erbauten sie nach des Chronisten Kantzow Erzählung die Burgen Gdansk, Dyrsowe und Mewe und bewahrten lange ihre Nationalität, welche von Deutschen und Polen gleichmäßig zurückgedrängt wurde.

Aus dem Vorstehenden erhellt klar, daß bis zum Jahre 1109 ein nur feindliches Verhältniß zwischen Polen und den Bewohnern Pommerns bestand und daß nur mit Waffengewalt die Polen sich in den Besitz des Landes gesetzt hatten. Noch heute zeigen die Physiognomien und Gestalten des hier angesessenen polnischen Adels im Vergleich zu der arbeitenden polnischen Bevölkerung einen andern Typus. Dort große Gestalten mit schönen Gesichtern und blitzenden Augen, hier kleine verkümmerte Körper mit häßlichen Gesichtern, denen der Stempel der Knechtschaft und Unterjochung aufgedrückt ist. — Wo bleibt nun das Recht der Polen, mit welchem sie Pommerellen, also auch den Stargarder Kreis als von Alters her zu ihnen gehörig beanspruchen? Mit welchem Recht sprechen sie den Deutschen den Besitz dieser Länderstrecken ab, die sie durch blutige Fehde entvölkerten, durch Brand und Plünderung verwüsteten, durch Knechtschaft und Tyrannei im Zaume hielten, während Deutsche durch fleißige Cultur, auf legale Weise, durch die Segnungen des Christenthums es friedlich erwarben.

III.

Allmähliche Befreiung Ostpommerns von polnischer Herrschaft. Selbstständige Herzogthümer. Landschaften in denselben. Eindringen des Germanismus.

Boleslaw theilte sein Reich unter seine fünf Söhne. Hierdurch schon, aber noch besonders durch den hieraus sich entwickelnden Bruderstreit wurde die Macht der Polen zerstückelt und geschwächt. Aus diesem Streit ging Boleslaw, der Krause genannt, als Sieger über seine Brüder hervor, aber fortwährende Kämpfe mit Kaiser Friedrich I., der für die Rechte der unterdrückten Brüder Boleslaw's eintrat, besonders aber die Niederlage, die er im Kampfe gegen die benachbarten Preußen erhielt, brachen sein Herz. Er starb 1173 und hinterließ ein geschwächtes, durch Fehde zerrissenes Reich. Diese Zeit benutzten die eingebornen Fürsten Ostpommerns, welche als Statthalter der Polen hier walteten, um sich frei zu

machen. Der erste dieser Fürsten, der zwar noch den Namen Markgraf[1]) führt, **Subislaw**, der Nachfolger jenes Griffonen Suantepolc, tritt schon selbstständig auf. Ohne Bestätigung der Fürsten Polens gründet er 1170 das Kloster Oliva und eröffnet hier eine Pflanzschule christlicher Erkenntniß und Sitte, deren Wirkungen sich über ganz Pommerellen erstreckten und deutschem Leben, deutscher Sitte, deutscher Cultur Bahn brachen. Deutsche Mönche lichteten die Wälder, deutsche Priester legten Moräste trocken und schufen Wiesen und Getreidefelder, deutscher Fleiß und Schweiß verwandelte diese Oede in fruchtbares Land.

Die Söhne **Subislaw's**, **Sambor I.** und **Mistwin I.**, treten als bestimmte historische Persönlichkeiten auf. Sie sind es, welche die Schenkung ihres Vaters erweiterten, den Titel Dux (Herzog) Pommerns annahmen und selbstständig ohne Genehmigung irgend eines polnischen Fürsten Länder verschenkten, Beweis genug für ihre Unabhängigkeit. 1178 sicherten sie dem Kloster Oliva einen großen Besitz zu, der in den Stargarder Kreis hineinreichte.

Um die territorialen Verhältnisse besser übersehen zu können, wollen wir ein Bild von den Landschaften,[2]) in welche der Stargarder Kreis zu jener Zeit zerfiel, zu entwerfen suchen.

1. Beginnen wir bei **Lübschau** mit seinem **Burgbezirk**. Längs der Nordgrenze des Kreises, nördlich parallel der jetzigen Chaussee von Dirschau gen Schöneck bis zum Burgwall Gnosna (Jungfernberg im Berenter Kreise) über Kamerau, Demlin, Malsau, Goszin, Gnieschau, Felgenau, Raikau, Radostowo, Brzucz vorbei, längs dem Flusse Dryboc bis zu seiner Mündung, längs der Weichsel nordwärts gen Dirschau bis zur Nordgrenze des Kreises nach dem heutigen Liebenhof hin lag dieser Bezirk.

2. Der **Distrikt Starigrod** umfaßte alles Land zwischen der Verse, Wangromatnissa (Wengermutze), der Wildniß bei den Seen bei dem heutigen Ossek und Czarnen und dem alten Schwetzer Wege, der über die

---

[1]) Die Bezeichnung Markgraf für Statthalter beweist wohl auch, daß schon viel germanisches Element hier vorhanden war.

[2]) Ich folge hier meistens der von Quandt in dem 16. Jahrg. der Balt. Studien aufgestellten Distrikts-Eintheilung und weiche nur in Einigem von ihm ab.

heutigen Dörfer Kottisch, Dombrowken, Wissoka, Selgosz, Bda nach Schwetz führte.

3. Der Burgbezirk von Wissoka, welches heute nicht mehr vorhanden, jedoch an der Verse nicht weit von Kuczborowo[1]) gelegen haben muß, ging längs der Verse bis Krangen, dann der nordwestlichen Kreisgrenze folgend bis an die Schwarzwasser bis Wda, und von dem heutigen Wda kehrt die Grenze auf dem alten Schwetzer Wege nach Stargard zurück.

4. Der Burgbezirk Gordin,[2]) reichte vom Einfluß des Dryboc in die Weichsel bis Mesland, die Weichsel aufwärts bei den heutigen Ortschaften Garz, Gremblin, Slance (Schlanz), Subkau, Brust (Brzucz), bei Felgenau vorbei zum Dryboc, wo er mit dem Bezirk Lübschau grenzte.

5. Der Burgbezirk von Scossow,[3]) einer untergegangenen Burg zwischen Borkau und Grabau, war begrenzt von der Wangromatissa, der Verse, der Janna und Lieske, umfaßte also die Südostecke des heutigen Kreises Stargard.

6. Endlich reichte der Burgbezirk von Rudno[4]) (Rauden) bei Pommeio (Pommei) nach Raikau, Rathstube, Starrenczin, Riewalde bis zum Retimabach (ein Bach, der zwischen Stargard und Owitz zur Verse fließt), längs der Verse nach Pelplin und Rauden zurück in den heutigen Stargarder Kreis hinein.

Diese Theile des Kreises gingen allmählig in deutsche Hände d. h. an die Klöster Oliva und Pelplin, an den Johanniter-Ritterorden, an den deutschen Ritterorden und an einzelne Ritter über, denen sie später der deutsche Orden abkaufte.

Zuerst gab Sambor I., welcher noch unter dem Namen eines polni-

---

[1]) Bei Kuczborowo, heute Conradstein, erhebt sich noch heute ein Ringwall.

[2]) Vom Schloß Gordin sind an dem durch die Weichsel stark angegriffenen Ufer nur noch wenige Trümmer vorhanden.

[3]) Noch heute erhebt sich auf dem halben Wege von Grabau nach Borkau an einem halbausgetrockneten See (in der Eichwalder Forst) ein künstlich aufgeworfener Wall, der offenbar der Burgwall von Scossow gewesen ist.

[4]) Südlich von Rauden auf dem Wege nach Liebenau, links vom Wege, erhebt sich der sogenannte Mühlenberg, welcher früher den Namen Schloßberg trug. Zahlreiche Steine und gewaltige Fundamente, zum größten Theile bereits überackert, zeigen an, daß hier eine Veste der Vergangenheit gestanden.

schen Präfekten oder Statthalters 1178—1207 Herzog von Danzig war, dem Kloster Oliva 1178 Theile dieses Gebiets und zwar die Gebiete Radostow (Rathstube), Ratzkow (Raikau) Stannadzin (Starrenczin), Bresnow (Brzesno), Brust (Brzusz) und zwei nicht mehr vorhandene Orte Storcow und Sarow, welche wohl in der Nähe gelegen haben mögen. Außerdem die bei Liniewko (Linewken) mit einem dabei befindlichen Hofe (wahrscheinlich Goszin) gelegene Mühle Irsignin (früher Hirsegrün, dann Hirsenmühle, jetzt Ludwigsthal),[1]) überhaupt ein Gebiet, das, durch die Feldmarken von Subkau, Gremblin, Pangow (Spengawsken) Warsemir (Waczmir), Velglowie (Felgenau) begrenzt, etwa drei Viertel Quadratmeilen südlich von Dirschau im westlichen Theile des Kreises umfaßte.

Sambors Bruder, Mistwin I., war Fürst zu Belgard an der Leba und beschenkte hier ebenfalls das Kloster.

Innerhalb der Besitzungen Sambors hatte er noch zwei Vettern sitzen, die sich auch principes Pommeraniae, d. h. Fürsten Pommerns, nannten und selbstständig walteten. Es ist dies Grimislav II., Herr zu Schwetz und Stargard, und Martinus, Fürst zu Lübschau, beides Söhne eines vor 1111 gebornen Fürsten Grimislav, der um Stargard sein Fürstenthum hatte.

Grimislav II. rief 1176 zum Schutze des Landes und zur Colonisirung desselben die Johanniter-Ritter in sein Land und trat ihnen zu verschiedenen Malen, auch 1198, ein großes Stück Land um Stargard ab, welches zum größten Theile um Schöneck gelegen bis in den Berenter Kreis reicht. Es fing an von der Brücke am Schützenhause zu Stargard längs dem Retimabach, der dort in die Verse fließt, und ging, dem Laufe der Verse stromauf folgend, dann bei Kraugen in den Berenter Kreis über Lindenberg nach Jarischau, Mallar, Decka, Jungfernberg zur Vitze, zum Einfluß der Struga nach Nikowitz, über Wyschin an den Weg, der nach Dirschau führt, dann weiter über Szadrau, Kamerau, Kornalken, Krebsberg, Demlin, Gartschau, auf dem Ostufer des dortigen (Stenco-) Sees nach Kokoschken[2])

[1]) Der Name Ludwigsthal ist von dem jetzigen Besitzer, Herrn Baron v. Paleske auf Spengawsken, diesem Eisenhammer gegeben.

[2]) Der Name Chocholce erinnert an Kornalken, während Litokrew in seiner letzten Silbe einen Anhalt zu Krebsberg bietet.

und Kochankenberg zum Kochankenberger See und dessen Abfluß an die Dirschauer Straße nach der Verse zurück. Ein Gebiet von mehr als einer Quadratmeile. Zudem noch Lubissow und das Einkommen der Dörfer Thissow oder Thiscow (polnisch CzICzikow, Zeisgendorf) und Beale[1]) (Baldau), sowie das Dorf Riccsino (Rokoczin) bei Dirschau. Ueber Grimislaw ist nichts mehr bekannt; er stirbt zwischen 1198 und 1207, denn seit diesem Jahre, dem Todesjahre Sambors I., ist Mistwin alleiniger Herrscher über ganz Ostpommern.

Unter Mistwin I. Herrschaft kam etwa ums Jahr 1209 oder 1210 der Stargarder Kreis unter die Herrschaft der Dänen, welche unter Waldemars Führung alle Länder südlich vom baltischen Meere einnahmen. Waldemar, von Danzig kommend, durchzog ganz Pommern und so wird auch wohl der Stargarder Kreis von den Gräueln jenes Zuges nicht verschont worden sein. Unter Mistwin dringt das germanische Element schon mehr und mehr vor, besonders als er durch Stiftung des Nonnenklosters Zuckau 1210—1214 an der nördlichen Grenze des Kreises dem Deutschthum einen neuen festen Stützpunkt in diesen Gegenden verschaffte. Zugleich verlieh[2]) derselbe den von seinen Vettern herbeigerufenen Johannitern das Dorf Thure mit einem Waldbezirk (Groß- und Klein-Thurze) und Malenhno (Mahlin), welche mit deutschen Ansiedlern besetzt wurden.

Auch der Stadt Dirschau, einer meistens von Deutschen bewohnten Stadt, hat er vielfach seine Gunst zugewandt, ja er wird häufig als Erbauer[3]) der Stadt genannt.

Er hinterließ sein Herzogthum seinen vier Söhnen: Swantepolc II., welcher als der älteste über seine Brüder eine gewisse Vormundschaft führen sollte, Wartislav, Sambor II. und Ratibor. Von diesen vier Söhnen Mistwins geht uns besonders Sambor II. an, welcher auf der Burg zu

---

[1]) Mir scheint es passender Thessow oder Thiscow und Beale in der Nähe Lübschau's zu suchen, statt wie Quandt es thut, diese Ortschaften bei Neuenburg in Bialla und Thassow aufzufinden. Zeisgendorf heißt bis auf den heutigen Tag bei den Polen Czicziłow-Thissow und die Ableitung Baldau von Beale scheint mir auch gerechtfertigt, da z. B. der bei Baldenburg vorbeifließende Fluß Balde früher auch Beale, d. h. der weiße Fluß heißt.

[2]) Dreger, Nr. 183. S. 269.

[3]) Preuß, Historische Denkwürdigkeiten Dirschaus. S. 6.

Lübschau seine Residenz hatte. Sein Gebiet umfaßte den heutigen Stargarder Kreis; nur um Pelplin herum hatte sein Bruder Wartislav oder Warcislav seinen Besitz, die Landschaft Gymev, die von der Burg Rudno (Rauden) aus verwaltet wurde.

Die von Mistwin I. vollzogene Theilung des Landes unter seine vier Söhne führte zu mannigfachen Bruderfehden, in welchen Swantepolc Sieger blieb, und seine Brüder theils vertrieb, theils gefangen nahm, deren Land aber dem seinigen zufügte. So ist denn auch der Kreis Stargard unter Swantepolc's Herrschaft gelangt.

Inzwischen war der deutsche Ritterorden nach Preußen gekommen, den Swantepolc anfänglich begünstigte und ihm vielen Zuschub leistete. Die Folge hiervon war, daß 1234 die benachbarten Preußen in seine Länder fielen und den Stargarder Kreis, besonders die Johanniter-Güter Lübschau, Thure, Mahlin arg verwüsteten. Die Ritter flohen und kehrten erst nach mehreren Jahren zurück. Sie erhielten dann aufs Neue von Swantepolc ihre Güter Malelyno (Mahlin) und Thure (Thurze) bestätigt.

Bald aber erkannte Swantepolc, daß der deutsche Orden ihm ein gefährlicher Gegner wurde. Dessen fortwährende Siege über die Preußen machten Swantepolc um sein eigenes Land besorgt. Er befürchtete von dem immer mächtiger um sich greifenden germanischen Elemente, das bereits fest jenseits der Weichsel und auch in seinem Lande wurzelte, ein allmähliges Erdrücktwerden der Nationalität seines Volkes. Deshalb schlug er sich zu den Feinden des Ordens, mußte aber nach dem blutigen Kriege mit der Ueberzeugung Frieden schließen, daß es besser sei, mit dem deutschen Orden in Freundschaft zu leben.

Er ahnte bereits den Untergang des Slavismus in diesen Gegenden. Durch diese vielfachen Kämpfe litt auch der Kreis Stargard bedeutend, besonders als 1248 ein Ordensheer in Swantepolcs Gebiet fiel und es so furchtbar vernichtete, wie noch nie zuvor. Manche Ortschaften, wie Gordin, eine ansehnliche Stadt, und Bresno (Brzesno) lagen Jahre lang wüst in Folge dieses Zuges und sind erst Ende des 13. Jahrhunderts wieder in Cultur gestellt.

Im Jahre 1229 war Swantepolcs Bruder Wartislaw gestorben und hatte in dem ihm zugehörenden Theile dem Kloster Oliva am 27. Dec. 1229

15 Dörfer[1]) in der Landschaft Gniew oder Gymev (Mewe) vermacht, welche sich an die 1224 von Sambor an dieses Kloster gemachte Schenkung von Raikow und Radostow anschlossen und zum Theil wohl noch in den Osten des Kreises Stargard hinein reichten. Diese Besitzungen bestätigte Swantepolc, als er seinen Bruder vertrieben hatte, ebenfalls dem Kloster. Doch blieb Swantepolc bloß bis 1253 in dem Besitz des Herzogthums Lübschau, denn in diesem Jahre schloß er mit Sambor II. auf Betrieb seiner Schwäger Nicolaus und Johannes, der Herren Cassubiens,[2]) Frieden und gab ihm sein Land zurück. Sambor ist für uns der wichtigste Fürst, denn durch ihn wurde dieser Theil Pommerellens dem Germanismus vollständig geöffnet. Er verlegte seine Residenz von Lübschau nach Dirschau, einer schon damals vollständig deutschen Stadt, baute sich dort 1253 ein stattliches Schloß[3]) und verlieh dem Orte 1260 deutsches Recht. — Am meisten jedoch trug zur Förderung deutschen Wesens und deutscher Sitte die Stiftung des Klosters Samburia, Marienberg oder Neudobberan, bei, welche er 1258 am 10. Juli vollzog. Obgleich der ursprüngliche Besitz dieses Klosters nicht in den Stargarder Kreis fiel, so ist doch seine Geschichte mit der des Kreises zu sehr verwachsen und kann nicht übergangen werden. Der von Cistercienser Mönchen verehrten Mutter Gottes schenkte er zur Gründung einer Abtei die Güter Poguttkow (Poguttken) im Districte Garczen (heute Garczyn im Kreise Berent) nebst

---

1) Gymew (Mewe), Sympno (Sibsau), Glowitz (Globen), Mesvezydol (Mäusethal?), Lelicowe (wohl nicht Lalkau?), Wissola (auf den Höhen bei Kurschstein), Pyrowitz (Eierspitz), Clessowe (vielleicht in Zusammenhang mit der Forst Clossowo jenseits der Weichsel), Danisowe (Klein-Janischau), Janissow (Groß-Janischau), Sprudow (Sprauden), Brod (deutsch Brodden), Sosnica (Fichtenwäldchen).

2) Da hier zwei Herren Cassubiens genannt sind, die nicht in unsern Gegenden sitzen, so folgt daraus, daß Ostpommern damals noch nicht zu Cassubien gezählt wurde, vielmehr dies im westlichen Theile Pommerns zu suchen ist.

3) Das von Sambor erbaute Schloß lag parallel der alten Stadtmauer an der Weichsel. Heute ist dort ein von alten Mauern umschloßner Garten, in dessen Mitte sich ein alter Kastanienbaum erhebt. Den noch vorhandenen Mauerresten nach, deren Höhe 6 bis 10 Fuß, Dicke 3 Fuß beträgt war es 180 Fuß lang. Zum Andenken an die Verleihung mit deutschem Recht feierte Dirschau 1860 das Fest seines 600jährigen Bestehens als deutsche Stadt, u. ließ von Kullrich in Berlin eine schöne Erinnerungsmedaille schlagen, deren Avers die Gestalt Herzogs Sambor, deren Revers die Dirschauer Weichselbrücke zeigt.

den Gütern Cobyllow (Kobylla), und Cosmenyn (Koschmin), sämmtlich im Berenter Kreise gelegen, und verspricht die dort gebaute Holzkirche in eine Steinkirche zu verwandeln. Dieser Gütercomplex erstreckte sich von der Grenze des Johanniterbesitzes bei Krangen[1]) ziemlich längs der nordwestlichen Kreisgrenze an Szemely (Semlin) gränzend bis an die von Dobenym (heute Stobbenkrug) nach Poguttken führende Straße, und umfaßte dann mit Einschluß der Dubbrikmühle und Malkau, Palublyn (Gr. Palubin), Gr. und Kl. Czirnkau (Soernkow damals genannt) ein, ging dann durch das Moor und das Dorf Winjento (bei Lippinken, Stephanowo und Cladau) und die Bitze entlang bis zum Einfluße des Rudkownitzabaches (heute Rikowitz-Struga) und von dort über die Hälfte von Jungfernberg, Decka, Mallar, Jarischau (alle drei ausgeschlossen) nach Krangen zurück. Zugleich erhielt das Kloster die Mühle zu Spangow (Spangau) bei Dirschau. Hierher zogen Cistercienser-Mönche aus Dobberan in Meklenburg und wurden Vorkämpfer für den Germanismus. —

Außerdem umgab sich Sambor II. mit deutschen Rittern, unter denen besonders Johann von Weißenburg oder Witten von 1253—66 stets in seinem Gefolge auftritt und in hoher Gunst steht. Er erhält 1256 zusammen mit dem Rathmann Heinrich Schilder von Dirschau einen großen Gütercomplex mit den bei Mylobauce (Mühlbanz) liegenden Gütern Zagontzkowo (Liebenhoff) und Unesino (wahrscheinlich Moscino d. i. Mestin), welches zwischen Mühlbanz und Spangau liegt. Außerdem besaß er Malelyno, welches Sambor einst den Johannitern überwiesen hatte und Godesewo oder Gotzow (Gartschau). Dieses Gut, sowie 50 Hufen in Malelyno schenkte er an das Kloster Pelplin, welches es später an den Bischof von Leslau abtrat. Er selbst wurde Laienbruder des Klosters und ist dort gestorben. Außer ihm begegnen uns im Gefolge Sambors zwei Brüder Johann und Conrad von Logendorf oder Legendorf, Ahnen des in Ostpreußen lebenden Grafengeschlechts von Lehndorf. Dieses Geschlecht ist in unsern Gegenden lange Zeit hindurch von Einfluß gewesen und

[1]) Der hier in der Urkunde genannte See Orsechow muß bei den westlich von Lindenberg liegenden kleinen See'n gesucht werden, die damals wohl nur einen gebildet haben mögen. Der Name kommt von orzech d. h. Haselnuß her, wahrscheinlich wegen der ihn umgebenden Haselsträucher so benannt.

hat der spätern Woiwodschaft Pomerellen in Fabian v. Legendorf einen Woiwoden gegeben, der 1484 starb und in der Kirche zu Pr. Stargard begraben liegt. Ebenso treten Herman von Sommerfeld, Heinrich Schilder, Rathmann zu Dirschau, Heinrich von Bruns, Johann von Brunschwig, Michael von Calve, Hermann Diabolus oder Düvel, Heinrich de Indagine d. i. von Hagen, Heinrich von Stomarn, Hermann Bolko, Besitzer von Malsowe (Malsau) und Thure, (Turze) und der fremde Voigt Alexidius im Gefolge Sambors auf.

Während so durch Sambor dem Germanismus Thür und Thor geöffnet wurde, verrieth Swantepolcs Sohn und Nachfolger Mestwin II., der bereits 1264 in den Besitz der Lande Schwetz von seinem Vater gesetzt war, die Absicht, dem Deutschen Orden und damit dem vordringenden deutschen Elemente einen Damm entgegenzustellen. Zu diesem Zwecke setzte er seinen Vetter Barnim von Slavien zum Erben seines Theiles, Schwetz's und aller noch an ihn dereinst kommenden Theile ein. Er überging seine beiden Oheime Sambor II. von Dirschau und Ratibor von Belgard, von denen Ratibor in den Deutschen Orden trat und sein Land demselben vermachte, Sambor aber Beförderer der Deutschen war. Bald nach Swantepolcs Tode 1266 entbrannte denn auch der schon im Stillen längs von Mistwin II. beschlossene Krieg gegen den Orden, wegen gewisser bei Zanthir liegender Besitzungen, welche Mistwin für sich wollte. Dieser Krieg schlug denn aufs Neue dem Lande Wunden, die auch dem Kreise Pr. Stargard zufielen. 1270 fiel der Landmeister Ludwig von Baldersheim in die Gebiete von Neuenburg, Mewe und Dirschau, verwüstete die Umgegend und brach die Stadt Dirschau [1]) in Grund. Nachdem Mistwin auf diese Weise vom Orden gedemüthigt war, wandte er sich gegen seinen Oheim Sambor II., den er aus seinem Gebiete trieb. Seit 1274 vereinigte er letzteres mit dem seinigen. Sambor II, seiner Länder beraubt, lebte auf dem Gebiete des Ordens. Im Jahre 1274 [2]) bewog Herzog Mistwin, da die neue Stiftung zu Poguttken wegen ihrer Unwohnlichkeit, ungesunder Luft und ihrer unfruchtbaren Umgebung unterzugehen drohte,

[1]) Kantzow. I. 259.
[2]) Scriptores rer. Pruss. I. S. 813.

den Palatin von Schwetz, Waysil,[1]) den diesem und seinen Brüdern Glabuna und Radik gehörigen Ort Pölplin an jene Cisterciensermönche abzutreten und verlieh gleichzeitig am 2. Januar 1274 zu Ehren der h. Jungfrau, der h. Bekenner Benedictus und Bernardus und des h. Märtyrers Stanislaus einen Landstrich in der Landschaft Thymau, der den zum jetzigen Stargarder Kreise gehörigen Burgbezirk von Skossow umfaßte. Von der Verse und von der Wengermutze von Bobau ab und der Jahna und den von Brczesno nach Norden sich hinziehenden See'n eingeschlossen, dehnte er sich bei Pelplin selbst bis gegen die Weichsel aus. Diesen Besitz bestätigte der vertriebene Sambor 1276 am 24. März und fügte demselben die Güter Raykow und Radostow nebst den nicht mehr vorhandenen Goschelko und Raszelko zu, von welchen er früher Theile dem Kloster Oliva verliehen hatte. Wahrscheinlich hat das Kloster Pölplin auf dem ihm gehörigen Theile von Radostow sehr bald nachher das heutige Vorwerk Subkau erbaut. Ferner versprach Sambor, falls Jemand Ansprüche auf diese Theile erhob, das Kloster Pölplin anderweitig zu entschädigen. Durch eine am 29. März 1276 ausgestellte Urkunde übergab er dem deutschen Orden das ganze Gebiet von Wanzeke oder Gymev (Mewe), wie er es früher dem Kloster Oliva bestätigt hatte,[2]) und erweiterte dasselbe zu seiner ganzen Ausdehnung. Hierdurch erhielt der Orden einen Besitz im Stargarder Kreise, der von dem Besitzthum der Johanniter, den Besitzungen des Klosters Pölplin im heutigen Berenter Kreise, vom alten Schwezer Wege bis zur Bda, von der Wildniß im Süden des Kreises, von der Wengermutze einerseits begrenzt war, dann durch einen schmalen Streifen südlich von Raikau mit dem jenseits zwischen Verse und Weichsel liegenden Burgbezirke von Rudno verbunden war, mithin den Klosterbesitz von Pölplin in sich faßte. Für diese Schenkung leistete Sambor zugleich das Versprechen den deutschen Orden zu entschädigen, falls ihm der Besitz des Landes von irgend welcher Seite (des Klosters Oliva, seines Schwiegersohnes Ziemomysl, Herzogs von Cujavien oder dessen Ge-

[1]) Nachkommen dieser wohnten später unter dem Namen Nicolaus und Glabune de Golewicz 1378 als Vasallen des Bischofs von Pomesanien auf diesem Gebiete. Script. rer. Pruss. I. S. 702. No. 81.

[2]) S. vorher die verliehenen Dörfer.

mahlin Salome) streitig gemacht werden sollte. So hatte der deutsche Orden in dem fruchtbarsten Theile des Stargarder Kreises Fuß gefaßt und fing nun an, das schon hier vorhandene deutsche Element mehr und mehr zu kräftigen. Noch heute bezeugen die zum Theil noch vorhandenen deutschen Namen in diesen Theilen des Kreises von den Bemühungen des Ordens, und wie viele seiner Stiftungen haben nicht die nachherigen verwüstenden Kriege verschlungen! Im Jahre 1278 ist Sambor II. gestorben. Seine beiden Neffen Mistwin II. und Warcislaw waren nun alleinige Erben aller ostpommerischen Lande. Zwischen beiden Brüdern kam es zur Fehde, in der Mistwin II. den Markgrafen von Brandenburg Conrad und dessen Sohn Johannes zu Hilfe rief und ihnen 1268 die seinem Bruder abgenommene Stadt Danzig als Kriegsentschädigung übergab; während Warcislaw den Schwiegersohn seines Oheims Sambor II., Ziemomysl zu Hilfe rief. Indessen machte der Tod Warcislaw's 1281 dem Kriege ein Ende und Mistwin II. zum Alleinherrscher des ganzen Gebietes. Da er nun der Hilfe der Brandenburger nicht mehr bedurfte, wollte er ihnen die Stadt Danzig wieder nehmen, und da jene es gutwillig nicht gaben, so verband er sich mit Boleslav von Polen und suchte Brandenburg zu verdrängen. Auch suchte er dem Orden die von Sambor ihm gemachten Schenkungen zu entreißen und gab am 1. November 1281 alles diesem zugehörige Land an Oliva; doch wich der Orden nicht aus dem ihm einmal gehörigen Lande, und selbst ein päbstliches Schiedsgericht sprach 18. Mai 1282 dem Orden diesen Besitz zu.

Inzwischen hatte auch Herzog Mistwin dem am 27. October 1276 von Pogutkow nach Pölplin übersiedelten Convente der Cistercienser zu Pelplin, damit er nicht an Fischen Mangel litte, das aus der Weichsel ausfließende fischreiche Wasser Slanza[1]) nebst den gegen Gremblin liegenden Orten Garz und Zacrewo (nicht mehr vorhanden) verliehen. Die zur Landschaft Wanzeke oder Mewe gehörigen Ortschaften vereinigte 1283 der Orden zur Comthurei Mewe, wo er aus den Trümmern der gebrochenen Feste Butterberg[2]) bei Culm ein eignes Schloß erbaute.

---

[1]) Slanca ein todter Weichselarm auch Pelpliner See genannt.

[2]) Heute Laurentiusberg.

Nachdem der Orden einmal in Pommerellen Fuß gefaßt hatte, suchte er, die in verschiedenen Districten liegenden durch fremde Besitzungen getrennten Güter zu einem Ganzen zu vereinigen und kaufte daher einzelnen Baronen Pommerellens ihre dazwischen liegenden Güter zum größten Theil ab. Vor Allem galt das von den längs der Weichsel liegenden Landstrecken; daher erstand er von einem Lehnsmanne des Herzogs Mistwin, mit Namen Alexius, das nördlich von dem Burgbezirk von Rauden liegende Dorf Slanca (Kl. Schlanz) und setzte von hier aus die Arrondirung seiner Güter fort.

Inzwischen traten Verhältnisse ein, welche den Orden bald in den Besitz von ganz Pommerellen setzten. Sie wurden durch den Tod Mistwins II. herbeigeführt. Wir müssen diesen Ereignissen, wenn sie auch nur im Allgemeinen den Stargarder Kreis berühren, größere Aufmerksamkeit schenken, weil in den daraus hervorgehenden Kämpfen zwischen dem absterbenden Slavismus und dem aufstrebenden Germanismus letzterer Sieger blieb, und das deutsche Element für alle Zeiten hier so tiefe Wurzeln schlug, daß eine Ausrottung desselben garnicht mehr denkbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber preussische Lischken, Flecken und Städte.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gemeindeverfassungen in Preußen.

Von

Dr. M. Töppen.

Eine noch wenig beachtete Bezeichnung für eine gewisse Gattung von Ortschaften ist der Ausdruck Lischke.[1] Es giebt noch gegenwärtig ein Liska-Schaaken neben dem Amt Schaaken. In alten Zeiten wird der Ausdruck nicht selten gebraucht.

Ueber die Lischke Barten, aus welcher die heutige Stadt Barten hervorgegangen ist, und ihre Verhältnisse um das Jahr 1419 entnehmen wir folgendes dem großen Zinsbuche der Ordensregierung, welches, nachdem es den Zins der Stadt Drengfurt und mehrerer Zinsdörfer aufgeführt hat, so fortfährt: „Barthen die lyschke hat 9 kreczemer, iczlicher czinset 3 mark, summa 27 mark, item dieselbin als die gemeyne daselbist hat 7 huben, die czinsen 5 mark und 1 firdung; item czinsen sie 9 mark vor 12 huben waldes; item czinsen sie 2 mark und 3 firdung vor 2 huben 40 morgen; item die gertener doselbist czinsen 11 mark und 1 firdung.“ [1b])

Die meisten dieser Angaben kehren in einem Zinsregister von 1437 wieder, nur ist der Posten von $2^3/_4$ Mark für 2 Hufen und 40 Morgen weggefallen, und die Gärtner zahlten zusammen nur noch $10^3/_4$ Mark.[2])

---

[1]) Ueber diesen Ausdruck in anderer Bedeutung ist in dem Aufsatze: Einige Reste der altpreußischen Sprache ꝛc. oben S. 148 f. gehandelt. Daß Hennig in seinem preuß. Wörterbuch den Ausdruck nicht erwähnt, ist ein Irrthum; er schreibt nur Loeschke und stellt das Wort daher an eine andere Stelle, an der man es nicht leicht sucht.

[1b]) Großes Zinsbuch im Königberger Archiv p. 109. Eine Mark (etwa 4—5 Thaler) hat 4 Firdung, 1 Firdung hat 6 Skot.

[2]) Ebenda p. 180.

Die Lischke Brandenburg wird in dem Zinsregister von 1437 zuerst als solche erwähnt: „Die Liske czu Brandenburg hat 11 huben, iczliche czinset 16 scot; do sien 9 kreczemer, iczlicher czinset 3 marg."[2b]) Den Zins der Lischke Brandenburg hob der Hauskomthur zu Brandenburg, den Zins der Lischke Barten der Pfleger zu Barten.

Wenn die Zinsregister für die einzelnen Komthureien in dem Ordenszinsbuche nach demselben Plane und Schema angelegt wären, was aber keineswegs der Fall ist, so würden wir die Lischken der anderen Komthureien ebenso leicht namhaft machen können, wie so eben die der Komthurei Brandenburg. Aber nur noch eine Lischke wird in dem ganzen Zinsbuche, und zwar ganz gelegentlich, erwähnt, bei dem Zinse des zur Komthurei Balga gehörigen Waldamtes Leunenburg. Es heißt hier in Bezug auf die Zinshühner: „die zu Lunenburg us der lyske, die gehoren dem pfleger"[3]) Es lagen aber bei Leunenburg, wie wir aus den Zinsregistern von 1419 und 1437 weiter leicht entnehmen können, acht Krüge und zwanzig Zinshufen. Die acht Krezmer (oder Krüger) zahlten nach dem älteren Zinsregister, in welchem der Hufenzins mitgerechnet sein mag, je 4 Mark 10 Skot, nach dem späteren je 2 Mark. Diesen Zins hob der Hochmeister.[4])

Als der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen im Jahre 1450 seinen Umzug durch Preußen hielt, um in den einzelnen Aemtern sich huldigen zu lassen, wurde ein Register aller einzelnen Huldigungsakte angelegt. In diesem Register[5]) findet sich folgende Stelle: „Rat, scheppen und die gemeyne der lischken czur Ilaw [ergänze: huldigten] am Sontage nach Petri ad vincula" (2. August). Es ist hier die jetzige Stadt Preußisch Eylau gemeint, wie aus dem Zusammenhang mit Sicherheit hervorgeht. Das große Zinsbuch führt eine Lischke Preuß. Eylau unter dieser Bezeichnung nicht auf, sondern bemerkt nur, daß vor dem Hause Eylau (nämlich Preuß. Eylau) 14½ Zinshufen, und an einer andern Stelle, daß vor eben diesem Hause acht Krezmer (Krüge) lagen.[6])

[2b]) Ebenda p. 148.
[3]) Ebenda p. 217.
[4]) Ebenda p. 94, 212.
[5]) Königsb. Archiv. Fol. A. a. 12. p. 764.
[6]) Gr. Zinsbuch p. 144, 146.

Mit Eylau und Leunenburg wird Seesten in der Primordialverschreibung vom Jahre 1401 in einer Weise zusammengestellt, daß man nicht Anstand nehmen wird, auch Seesten in die Reihe der Lischken zu stellen. Der Komthur von Balga, Ulrich von Jungingen, überträgt nämlich in derselben einem gewissen Jacob Kegemal bei Seesten 8 Krezmer und 40 Hufen zu besetzen. Zu jedem Krezem soll eine dieser 40 Hufen geschlagen und mit demselben untrennbar verbunden werden. Dann heißt es weiter: „Den Besitzern der Krezmer erlauben wir freien feilen Kauf binnen ihrer Häuser zu haben allerlei Trankes und Speise, Gewand, Eisen und welcherlei das sei. Des so sollen sie uns von jeglichem Krezmer mit seiner Hufe jährlich auf Lichtmeß zinsen und geben drei Mark gewöhnlicher Münze und dazu warpoten und beleiten [Kriegswagen stellen], als andere unsere Krezmer zu Ilaw und Lunenburg thun." Die Besitzer der übrigen Hufen sollten Zins, Decem, Pflugkorn liefern, als andere deutsche Dörfer.[6b])

Ueber Tapiau — in der Komthurei Königsberg — enthält das Zinsregister von 1437[7]) folgende Notiz: „Primo so sint do vorm husze 6 kreczemer, iczlicher czinset 4 marg, summa 24 marg; item so gebin sy rosgartengelt 6 schilling und wartgelt $1/2$ firdung, summa 5 firdung 2 scot 1 schilling, item die gertener vor dem husze geben 19 mark 10 scot." Als Lischke wird die Ortschaft hier nicht bezeichnet; sie war es aber, wie wir später aus Urkunden (die älteste derselben ist von 1438) nachweisen werden.

Ueber die Ansiedelung bei dem Schlosse Labiau — in der Komthurei Ragnit — geben die Zinsregister keine so befriedigende Auskunft, doch können wir ihnen so viel entnehmen, daß es daselbst mehrere Krüge gab.[8]) Daß diese Ansiedelung ebenfalls zu den Lischken gehörte, zeigt schon eine dem 14. Jahrhundert angehörige Urkunde, wird auch von einigen alten Chronisten erwähnt.[9])

6b) Verschreibung über Seesten Fol. B. 22. des Kgsbg. Archivs Fol. 24.

7) Ebenda p. 195.

8) Ebenda p. 75.

9) Simon Grunau Trakt. XVI. cap. 1. Nach ihm Hennenberger, Erklärung der Landtafel S. 246.

Vor dem Hause Ragnit wohnten nach dem Zinsregister von 1437 neun Krezmer, welche dem Komthur daselbst je 6 Mark, zusammen also 54 Mark zinsten; auch erhob derselbe von 33 Gärten, welche ohne Zweifel ebenfalls unmittelbar vor dem Hause zu suchen sind, 14 Mark Zins.[10]) Daß die Ansiedelung bei Ragnit eine Lischke gewesen sei, wird man schon aus der Analogie der Zinsverhältnisse zu schließen berechtigt sein.

Denn das Gemeinsame der bis dahin erwähnten Lischken läßt sich leicht erkennen. Sie liegen sämmtlich neben Ordensschlössern, neben welchen eine Stadt noch nicht entstanden ist. In allen findet sich eine auffallend große Zahl von Krügen und eine Anzahl von Hufen ist gegen Zins an kleine Besitzer, sogenannte Gärtner, vertheilt. Sie haben eine Art Gemeindeverfassung, ja das erwähnte Register der Huldigungsakte vom Jahre 1450 erwähnt schon — mit uneigentlichem Ausdruck — „die burger von Labiaw“, „die burger von Taplaw“, „die gemeyne der stadt Lewnenburg“ und „etliche von den reten und gemeynen der stete Barthen und Dringefort.“[11])

Wirkliche Städte waren es noch nicht, doch sind mehrere derselben in späteren Zeiten Städte geworden. Leunenburg und Seesten haben nie Stadtrecht erhalten, obgleich auch Hennenberger (um 1595) und Hartknoch (um 1684) diesen Ort als Städtlein bezeichnen;[12]) Brandenburg, von den beiden genannten Schriftstellern mit Recht als Flecken aufgeführt, war nahe daran Stadt zu werden, ja König Friedrich Wilhelm I. führte es in einem Patente von 1726 bereits unter andern neu zu gründenden Städten auf;[13]) doch kam die Sache nicht zu Stande. Barten und Preußisch Eylau sind zu Städten erhoben, doch fehlen uns die näheren Nachrichten hierüber, und selbst den Zeitpunkt, wann es geschehen sei, müssen wir ganz dahingestellt sein lassen, wiewohl schon Hennenberger und Hartknoch beide Ortschaften Städtlein nennen.[14])

---

10) Gr. Zinsbuch p. 201.

11) Königsberger Archiv Fol. A. a. 12. p. 764. 765.

12) Hennenberger S. 129. Hartknoch, Altes und Neues Preußen S. 421.

13) S. u. Sowohl Hennenberger S. 35, als auch Hartknoch S. 399 nennen Brandenburg Flecken.

14) Hennenberger S. 26. 254. Hartknoch S. 398. 419.

Labiau ist im Jahr 1642 mit Stadtrecht bewidmet, konnte also von Hartknoch mit Recht Stadt genannt werden,[15]) Ragnit und Tapiau erreichten dieses Ziel erst durch die Patente König Friedrich Wilhem I. von 1722 und 1726, und wenn Hartknoch schon fast 40 Jahre vorher Tapiau Städtchen, Ragnit sogar Stadt zubenennt,[16]) so zeigt dies nur, wie wenig er darauf bedacht war, durch eine solche Titulatur das staatsrechtliche Verhältniß des Ortes genau zu bezeichnen.

Es hat aber kein geringes Interesse, das staatsrechtliche Verhältniß dieser Lischken oder Flecken etwas näher zu verfolgen. Das Material zur Geschichte derselben ist im Allgemeinen noch wenig bekannt und über mehrere der genannten Ortschaften sind überhaupt keine näheren Nachrichten aufzufinden gewesen. In Barten z. B. sind alle älteren Urkunden und Akten nach einer Mittheilung des dortigen Magistrats durch Brandschaden verloren gegangen. In Tapiau und Labiau dagegen hat sich an alten historischen Documenten noch so viel vorfinden lassen, daß man daraus eine ziemlich befriedigende Anschauung von der allmähligen Entwickelung dieser Städte gewinnen kann. Die Magisträte dieser Städte haben mir mit dankenswerther Liberalität diese Akten zur Benutzung mitgetheilt.

Labiau.

Die älteste bekannte Labiauer Urkunde,[17]) zur Zeit des Hochmeisters Conrad von Jungingen durch den Komthur zu Ragnit, Kuno von Lichtenstein, also zwischen 1392 und 1396, ausgestellt, zeigt uns „die Krezmer vor dem Hause zu Labiau und die Gemeinde der Leute daselbst", als bereits vorhanden. Der Komthur verleiht ihnen und ihren Nachkommen 2 Hufen Wald und Strauch, welche sie räumen und in Roßgärten verwandeln, und wofür sie nichts weiter zu entrichten haben sollen, als jährlich eine sehr mäßige Anzahl fetter Gänse.[18]) Die zweite läßt uns bereits

---

15) Hartknoch S. 397.

16) Hartknoch S. 409. 426.

17) Von Labiau erhielt ich außer dem Pergamentprivilegium von 1642 ein Convolut von Akten, die (bis 1857 in der Kirche zu Friedland, seitdem zu Labiau bewahrt) zumeist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben, ältere Urkunden in Abschriften enthalten.

18) Die Namen Conrad's von Jungingen und Cuno's von Lichtenstein, welcher zwischen 1392 und 1396 Komthur von Ragnit war (Voigt, Namencodex der Ordensbeam-

einen Blick in die Verfassung der Ortschaft und ihrer Bewohner thun. Im Jahre 1462 nämlich verlieh der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen um treuer Dienste willen, welche ihm und seinem Orden seine Getreuen „Schulz und Schöffen und die ganze Gemeine der Lischke vor dem Hause Labiau“ in dem damals noch fortdauernden Kriege geleistet hatten, denselben etwa 3 Hufen Bruchland, „vorm Schloß und der Lischke Labiaw obengemeldet“ nahe der Mühle und dem Damme an der Deime gelegen, zur Viehweide, wovon sie jährlich zu Martini nur 20 fette Gänse liefern sollten.[19]) Die Zahl der Krezmer zu Labiau betrug gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts acht oder neun. Dies zeigt „die Verschreibung über den Roßgarten der Lischke Labiau“ vom Jahre 1495: Der Komthur zu Ragnit, Hans Scherffchen, verschrieb damals den lieben getreuen acht Krügern und Einwohnern, den Dehmkrüger [d. h. wohl Deimekrüger] allein ausgenommen, einen Roßgarten, „da ihre Scheunen stehen“ zu kölmischem Rechte, ohne ihnen dafür irgend eine neue Verpflichtung aufzuerlegen.[20])

Alle diese Verschreibungen setzten die Lischke Labiau als schon vorhanden voraus. Sie war aber gewiß viel älter. Ein Schloß Labiau hatte der Orden schon erbaut, als Schalauen und Nadrauen mit ihm noch um ihre Freiheit kämpften.[21]) Dieses Schloß hatte eine besondere Wichtigkeit durch seine Lage an der Mündung der Deime in das kurische Haff. Hier versammelten sich von jenen ältesten Zeiten her oft die Schiffe der Ordensritter und ihrer Unterthanen, wenn es galt eine Kriegerschaar schnell über Haff und Memel in Feindes Land zu führen oder einer solchen, wenn sie zu Lande vorgedrungen war, auf dem Wasserwege die Lebensmittel nachzuführen. Es ist darnach gar nicht zu bezweifeln, daß sich neben diesem Schlosse sehr früh, jedenfalls schon im 13. Jahrhundert, eine Ansiedelung, namentlich eine Anzahl von Krügen in sich begreifend, erhoben hat, wobei sich sogleich die Bemerkung aufdrängt, daß Tapiau und Ragnit als Haupt-

ten S. 46), bezeichnen das Alter der Urkunde hinlänglich. Das Datum ist vielleicht verdorben: „Labiau in der Jahrzahl u. H. Christi ultimo, am Tage Mathei evangeliste.“

[19]) Urkunde d. d. Königsberg, am Tage Peter Paul 1462.

[20]) Urkunde d. d. Labiau, Jacobi 1495.

[21]) Dusburg, Chron. Prufs. III. c. 184.

stationen desselben Wasserweges sich ganz in derselben Lage befanden. Nun giebt es aber über alle diese Lischken keine ursprüngliche Fundationsurkunde, wie sie bei Gründung von Dörfern und Städten regelmäßig ausgestellt sind. Es ist das Eigenthümliche der Lischken, daß sie sich aus einer Reihe von Einzelverleihungen zu einer Ortschaft erst allmählig erweitert und ihre Bewohner aus ihrer Vereinzelung zu einer Art von Gemeindeverfassung erst allmählig zusammengeschlossen haben. Die ältesten Verschreibungen, auf welche das Recht solcher Lischken sich gründete, sind überall die Verschreibungen für einzelne Krüge, deren Originalien freilich großentheils verloren sind.

So sind uns denn auch von den Krugverschreibungen der Lischke Labiau nur spätere Erneuerungen übrig. Wir lassen dieselben, soweit wir sie erlangen konnten, hier ihrem Inhalte nach folgen. Konrad Nothaft, Komthur zu Ragnit, ertheilte einem gewissen Valentin Schröter, dessen Eltern die ursprüngliche Verschreibung über ihren Krug verloren hatten, mit Genehmigung des Hochmeisters im Jahre 1486 eine neue. Er verleiht ihm also den Krug mit einem Garten, einen Morgen groß, in der Vorgasse hinter Meister Mattis Regisbogen vorm Hause Labiau gelegen, und einer Hufe Ackers, zwischen Balzer Rude und Nicolaus Eberhard gelegen, ferner eine Wiese von 20 Morgen in den Rodeländereien, eine zweite an der Deime zwischen Meister Mattis Regisbogen und Hans Rehen, und eine dritte in dem Walde hinter Gertlauken gelegen, „zu kölmischem Rechte erblich und ewiglich zu besitzen," wovon er jährlich zu Martini 6 Mark zu zinsen hat. Weitere Verpflichtungen werden nicht erwähnt.[22]) Der schon erwähnte Komtur Hans Scherffchen verleiht mit Genehmigung des Hochmeisters dem Hans Bauch, welcher einen Krug vor dem Hause Labiau erkauft, aber die Handfeste verloren hat, im Jahre 1493 den Krug und eine Hufe zwischen Valentin Schröter's Hufe und Wiese gelegen, zu kölmischen Rechten, wofür er jährlich zu Martini 6 Mark und 12 Hühner zu geben und dem „Orden wie andere Krüger zu dienen" hat, ferner eine Wiese an der Deime, an Valentin Mordenbier's und der Gemeine Wiese stoßend, für die er jährlich zu Jacobi 4 Hühner zu liefern hat.[23]) Der-

[22]) Urk. d. d. Labiau, Mathei apostoli 1486.
[23]) Urk. d. d. Labiau, Trium Regum 1493.

selbe Komthur erneuerte dem Paul Siebeneich die Handfeste über seinen Krug, welche ihm verbrannt war. Er verlieh ihm damit den vor dem Hause Labiau gelegenen Krug zu kölmischem Rechte, „und auch eine Hufe, zu dem Kruge gehörend, wie die Handfeste über die fünf Hufen ausweiset, die die vier Krüger sämmtlich [d. h. zusammen] haben," wofür er jährlich 6 Mark und 12 Hühner zu geben „und davon andern Krügern gleich zu scharwerken hat", endlich noch ein Stück Acker, das Labiausche Werder genannt, welches sein Vater von dem Vorbesitzer Revle erkauft hatte, gegen einen Jahreszins von 4 Hühnern.[24])

Die ganz aus Feldsteinen erbaute sehr alte Kirche zu Labiau stammt ohne Zweifel schon aus Ordenszeiten. Evangelische Geistliche daselbst sind seit dem Jahre 1549 bekannt.[24b])

Die drei Hufen Bruchland, welche der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen den Lischkenern im Jahre 1462 verschrieben hatte, sind später — man sieht nicht unter welchen Umständen — wieder zum Schlosse gezogen. Die Lischkener haben dagegen remonstrirt und bei Gelegenheit einer Haushaltungsvisitation haben die churfürstlichen Commissarien die Zurückgabe derselben unter der Bedingung in Antrag gebracht, daß die Lischkener für dieselben in Stelle der früher ausbedungenen 20 Gänse 10 Mark ins Amt erlegen sollten. Diesen Antrag bestätigte Churfürst Joachim Friedrich im Jahre 1607.[25])

Erweitert wurde das Gebiet der Lischke noch durch eine Verleihung des Churfürsten Georg Wilhelm an den Amtsschreiber Caspar Reinwald. Es mag dabei bemerkt werden, daß in der churfürstlichen Zeit gerade die Amtsschreiber in den verschiedensten Gegenden Preußens außerordentlich glücklich und geschickt in dem Streben waren, Grundbesitz an sich zu bringen. Dem bezeichneten Reinwald verlieh Churfürst Georg Wilhelm zwei Hufen Landes zwischen der Deime und der Reicknicker Grenze gegen einen Kaufpreis von 200 (à 100) Mark und einen Jahreszins von 6 (à 3) Mark, womit noch andere demselben zugehörige Grundstücke vereinigt wurden:

---

[24]) Urk. d. d. Labiau, Freitag nach Valentini 1493.

[24b]) Beckher, Beschreibung des Schlosses und der Stadt Labiau, im Erläuterten Preußen Bd. 2. S. 716 f. 721.

[25]) Urk. d. d. Königsberg, 23. December 1607.

eine 1597 erkaufte Hufe, ein 1614 erkaufter Baumgarten, eine 1589 erkaufte Wiese ꝛc. ꝛc.[26]) Als bald darauf, 1626, die „Aecker und Wiesen der Stadt [so] Labiau gehörig" durch den Landmesser Georg Herzog vermessen wurden, fanden sich im Ganzen 31 Hufen 3 Morgen und 101 Ruthen. Die Felder zerfielen in zwei Hauptabtheilungen nach ihrer Lage im Galgenfelde und hinter Brandlauken.

Ein zweites Privilegium des Churfürsten Georg Wilhelm für denselben Amtsschreiber Reinwald hat in sofern besonderes Interesse, als es uns einige allgemeine Berechtigungen der Krüger im Labiauschen Gebiete nachweist. Der Churfürst verlieh demselben einen von ihm erkauften Krug im Dorfe Tawe am kurischen Haff [zwischen Ruß und Gilge], gestattete ihm die Fischerei im kurischen Haff „gestalt derselben auch die andern Krüger in der Gilge und Wiepe [Dörfer südlich von Tawe] berechtigt sind", ferner, „daß er möge das Brauwerk in seinem Hause zu Labiau gebrauchen, denselben Krug zu verlegen", endlich freie Holzung in den churfürstlichen Wäldern „gleich den andern Krügern im Labiauschen" zu seines Feuers Nothdurft, doch dürfte das Holz nur nach Anweisung des churfürstlichen Wildnißbereiters gehauen werden. Dagegen zahlt er statt der 8 Mark, welche der Krug bisher gezinst hat, hinfort 20 Mark.[27]) Es ist wahrscheinlich, daß die hier erwähnte Fischerei- und Holzgerechtigkeit auch den Krügern in Labiau selbst von Anbeginn her verliehen war.

Der große Churfürst Friedrich Wilhelm III. hat dem Flecken Labiau im Jahre 1642 Stadtrecht verliehen. Denn bis dahin war Labiau in der That, wenn es auch in der erwähnten Aufzeichnung von 1626 Stadt genannt wird, doch nur eine Lischke oder wie man in jenen Zeiten lieber sagte, ein Flecken. Das sehr ausführliche und für die Kenntniß des damaligen Städtewesens sehr interessante Fundationsprivilegium ordnet zunächst im Allgemeinen an, daß „der Flecken vor dem Schlosse zu Labiau, wie derselbe allbereit angeleget, in Gassen und Straßen ausgetheilet, mit Kirchen, Schulen, ganzen und halben Erben, dazugehörigen Aeckern, Wiesen und Gärten, zu einer Stadt fundiret und mit aller

[26]) Urk. d. d. Königsberg, den 15. May 1624.

[27]) Urk. d. d. Königsberg, 7. May 1630. Reinwald erhielt über beide Privilegien eine Bestätigung des Königs Wladislaw IV. von Polen, d. d. Wilna, 30. August 1636.

Nothdurft, wie solches einer ordentlichen und confirmirten Stadt gebühret und von Nöthen, nebst der Neustadt und Kahlenberg[27b]) Labiau heißen soll", . . . daß dagegen die Gemeinde zu Labiau außer dem bisher erlegten Zinse und den bisher geleisteten Pflichten, 100 Reichsthaler bei Uebergabe des Privilegii und ebensoviel jährlich von Martini 1643 an „ihrem gutwilligen Anerbieten gemäß" in die preußische Rentkammer zu erlegen verpflichtet sein sollen.

Die besonderen Bestimmungen des Privilegii beziehen sich zunächst auf das Stadtregiment. Um Recht, Gericht und Gerechtigkeit auch andere gute löbliche Polizei und Ordnung nach der Lehre göttlicher und reiner Wahrheit in gebührlichen Schwang zu bringen und zu erhalten, sagt der Churfürst, „haben wir nothwendig erachtet, obgedachter Stadt Labiau mit Bürgermeistern, Rath, Richtern und Gerichten auch einem namhaften gewissen Rechte und Stadtgerechtigkeit, deren sich die Einwohner nunmehr zu halten und zu leben, gleich andern unsern kleinen Städten zu versehen, verordnen derowegen, setzen und wollen, daß es mit Raths- und Gerichtspersonen oder Schöppen, auch mit Chur und Erwählung eines Bürgermeisters, Richters und anderen dergleichen Aemtern und Personen alle Jahr auf Reminiscere durch unsern jederzeit zu Labiau wesenden Hauptmann, gleich wie es diesfalls in andern Städten unsers Herzogthums Preußen, die zu kölmischem Rechte gesessen, gehalten wird, bestellet und fürgenommen, daselbst auch von denen so das vergangene Jahr über in Städteämtern gesessen, von allen ihren Einnahmen und Ausgaben der Stadt, als Kirchen, Schulen, Hospitale, Badstuben, Brodbänken und allen Anderen zu gemeinem Nutz verordnet und gehörig ist [so], gute richtige klare Rechnung gethan und abgelegt werden solle, und sollen dieselbige Rathspersonen, Richter und Schöppen richten und sprechen nach kölmischem Rechte, mit welchem Rechten wir die Stadt Labiau und derselben Einwohner hiemit und in Kraft dieses Briefes für uns, unsere Erben und nachkommende Herrschaft begaben und zu ewigen Zeiten begnadigen. Die Einwohner dieser Stadt sollen nichts

[27b]) In Becker's Beschreibung &c. S. 716 wird eine Feuersbrunst auf dem Kahnenberge im Jahre 1721 erwähnt. Sollte beide Mal derselbe Berg gemeint und einmal der Name verschrieben sein?

weniger zu demselbigen Rechte ihre Erbe und Güter besitzen, innehaben, genießen und gebrauchen und sich neben andern unsern Städten dieses unseres Herzogthums Preußen Stadtrecht und Freiheit vermöge vorbenannten kölmischen Rechtens zu erfreuen haben. Wir wollen auch vielgedachter unserer Stadt Labiau ein eigen und gewisses Insiegel, sich desselben [lies: dessen sie sich] in vorfallenden nothwendigen Gezeugnissen, gerichtlichen oder sonst urkundlichen Besiegelung und Ausfertigung der Missiven und allen andern ehrlichen Sachen zu gebrauchen haben mögen, gegeben und geordnet haben, als nämlich einen weißen Schild, darinnen aus einer blauen Wolke ein halb grüner Arm, so in der Hand ein Jägerhorn hält, und unten ein grüner Baum, über dem Schild aber ein Auer, inmaßen denn solches allhie mit Farben scheinbarlichen vorgemalet und eingeleitet. Die Einwohner vorbenannter Stadt Labiau sollen dem Bürgermeister, Richter oder Schulteisen, wie auch den Raths- und Gerichtspersonen in allen billigen Sachen schuldigen und gebührlichen Gehorsam leisten, auf ihr Erfordern und Gebot unweigerlich willig erscheinen, derselben Weisung und Bescheides gewarten. Auch soll ein jeder, was die Wilkühr, so ihnen gleich andern unsern neuen Städten gegeben wird, und in unserer oder unserer Erben und nachkommender Herrschaft Willen und Wohlgefallen stehen, dieselbe, so oft es von Nöthen sein wird, zu ändern oder zu mehren, ausweiset und mit sich bringet, unweigerlich vollziehen, sich derselben gehorsamlich verhalten und willig erzeigen, wer aber widerspänstig erfunden wird, der soll ordentlicher Weise vermöge der Wilkühr der Stadt büßen. Da auch einer wider den andern zu sachen oder zu sprechen und Zuspruche nicht zu erlassen vermeinte, soll einem jeden frei und in seinem guten Willen stehen, sich zuvor an einen Rath und dann an den verordneten Hauptmann zu Labiau, ehe denn sie mit einander zu Rechte gedeihen, zu berufen, sühnliche und christliche billige Unterhandlung zu suchen und zu bitten, wie dann der Haubtmann und Rath Fleiß verwenden sollen, ob sie die Parteien ohne weitläufige Rechtfertigung und also in der Güte vergleichen und entscheiden könnten; wo aber in den Sachen durch Güte nichts Fruchtbarliches geschafft und ausgerichtet werden könnte, alsdann die Parteien zu ordentlichem Rechte ordentlich zu procediren, Urtheil und Recht zu gewarten weisen; was darauf zu Rechten

oder sonsten vom Rath, wie in Anderm, befohlen und erkannt wird, demselben soll ein jeder unweigerlich gehorsame Vollziehung leisten, oder da er in solcher Erkenntniß und Weisung beschweret zu sein vermeinet, sich recta an uns und nachkommende Herrschaft, als die landesfürstliche hohe Obrigkeit, und unser churfürstlich preußisches Hofgericht ordentlicher Weise berufen und hernach in landesbräuchlicher rechtlicher Frist, inhalt Landrechts die Appellation, wie sichs gebühret, prosequiren und daselbst, was Recht ist gewarten."

Die folgenden Abschnitte des Privilegii haben die „Verbesserung der bürgerlichen Nahrung" in Handel und Gewerbe zu ihrem Gegenstande. „Wir wollen auch vielermeldeter Stadt Labiau mit einem freien Jahrmarkt, als nämlich den vierten Sonntag nach Trinitatis zu halten, gnädigst begabt und zugelassen haben; desgleichen soll auch wöchentlich des Sonnabends ein freier Wochenmarkt in der Stadt Labiau gehalten werden, an welchem Wochenmarkt ein jeder seine Waaren, und was er zu Markt bringet, feil haben, auch ein jeder Einwohner kaufen und verkaufen mag; damit aber darinnen der gemeine Mann seine Hausesnothdurft desto besser kaufen und schaffen mag, soll des Morgens und zum Anfange des Wochenmarktes eine Fahne ausgesteckt und um 9 Uhr wiederum abgenommen, inmittelst aber und ehe die Fahne abgenommen wird, soll allen Vorkäufern an essender Speise oder Waaren zu kaufen keinesweges frei noch zugelassen, sondern gänzlich verboten sein, bei Vermeidung der Strafe, so ein Rath nach gleichmäßigen billigen Dingen darauf verordnen mag. So wollen wir auch uns hiemit den Vorkauf vor unsere Nothdurft und Haushaltung in allem vorbehalten haben, und denselben weder unserm Hauptmann, noch andern unsern Dienern zu ihrem Vortheil, andern unsern Unterthanen aber zum Nachtheil, keinesweges gestatten noch zulassen. Ueber jetzt erwähnten freien Jahr- und Wochenmarkt wollen wir unserer Stadt zu besserem dero Aufnehmen drei große Montag, als den ersten den Montag vor Ostern, den andern den Montag vor Pfingsten und den dritten den Montag vor Weihnachten zu halten in Gnaden nachgeben und zulassen."

Ferner „so wollen wir auch den Einwohnern unserer Stadt Labiau, so zu brauen vermögend, gnädigst gönnen und zulassen, daß ein ganzes

Erbe das Jahr über nicht mehr denn vier, ein halbes Erbe aber nur zweimal, jedesmal von einer Last, im Jahr zu brauen und das Bier selbst zu verthun und auszuschenken, des Branntweinschankes aber sie sämmtlich von ihrem eigenen gebrauten Branntwein berechtigt sein sollen; die bereits angelegten Krüger sollen zu Labiau in den Krügen Bier brauen lassen, damit die Gemeine an Tafel- und Schenkbier, auch Träbern für ihr Vieh keinen Mangel leiden dürfe. Dafern nun durch dieses Brauwerk und Freiheit unserm Brauhause auf unserem Hause Labiau Intraden und Nutzen etwas abgehen oder verkürzt werden sollte, sollen die Einwohner ihrem Anerbieten und Versprechen gemäß verpflichtet sein, je und allewege so viel vor dasselbe nebst dem Vorwerk zu Labiau jährlich baar zu erlegen, als wie dasselbe anjetzo einträgt, und solches so balde und so lange es von ihnen begehret würde, anzunehmen. Es soll aber unser Hauptmann nothwendige Verordnung und fleißige Aufsicht haben, damit an gebührender Erbzeise nichts unterschlagen werde. Da auch jemand Wein oder Meth einlegen wollte, soll solches mit unserm gnädigsten Vorwissen und Beliebung oder, in unserm Abwesen, unserer Oberräthe geschehen. Wir sind auch in Gnaden zufrieden und bewilligen hiemit, daß mit den Freibieren auf Köstung und Kindbier, also wie es zur Tilsit, Insterburg und andern dergleichen Städten üblich und gebräuchlich, auch zu Labiau forthin soll gehalten werden."

„Auch wollen wir die Einwohner unserer Stadt Labiau begnadigen, daß allerhand Waaren, so zu Lande eingeführt werden, sie an sich kaufen und verhandeln mögen; die Waaren aber, so über Haff aus dem Großfürstenthum Littauen oder anderswoher mit Wittinnen und anderem Gefäß herabgeflößet werden, damit soll aller Handel und Gewerbe den Labiauern auf den Wiederkauf gänzlich verboten sein. Es soll auch ein Fremder von einem andern Fremden in Labiau die zu Lande einkommenden Waaren nicht zu erhandeln, sondern von einem Bürger und Einwohner daselbst zu kaufen befugt sein, wie auch keinem Krüger im ganzen Amt vermöge der Landesordnung [28]) Kaufmannswaaren an sich zu bringen nachgegeben werden soll, er sei denn dessen von der hohen Obrigkeit privilegirt."

---

[28]) Landesordnung von 1640 (gedruckt) S. 41.

„Wir bewilligen auch, daß zu Labiau sechs Hakenbuden allerhand Höckerei zu treiben angelegt werden sollen, welche aber mit dem Brauen und anderer Handlung nichts sollen zu schaffen haben. Die Ellen und Stofe, deren sie sich hinfüro gebrauchen mögen, sollen kölmisch sein, Gewicht und Scheffel, wie zu Welau, und was also von der Waage und zu Mäßgeld gefällt [einkommt], soll der Stadt bleiben, und soll der Bürgermeister und Rath allewege fleißige gute Aufsicht und Ordnung machen, daß alle Waaren, welche dahie zu Markt gebracht, desgleichen der Scheffel, Maaß und Gewicht nicht falsch sei, oder unrichtig damit umgegangen, sondern allem Betrug vorgekommen, niemand wider Gebühr beschweret, und ein jeder die Stadt und Markt daselbst mit Waaren und sonst zu besuchen um so viel mehr geursacht, geneigter und williger gemacht werde. dazu soll auch der Hauptmann zu jeder Zeit einen mitschicken, der auf die Gewichte und Maaße Acht gebe."

„Auch sollen sie allerlei Handwerker halben von den Böhnhasen befreit sein, derselben keinen auf eine Meile Weges von Labiau, ausgenommen der Edelleute Höfe, auch vornehme große Dörfer und die Schmiede, die man in Dörfern haben muß, nicht zu geduldeu, solche auch, die sich näher, denn eine Meile Weges von der Stadt unterschleifen würden, aufzuheben Macht haben; doch sollen sie keinen Böhnhasen ohne unseres Hauptmanns Bewilligung oder Vorwissen aufheben, noch sich an denselbigen vergreifen, sondern jedesmal mit Vorwissen des Amts handeln, ihnen auch, da sie Erlaubniß zum Aufheben erlangt, jemand von den Amtsdienern zugeordnet werden, damit verbotener unordentlicher Gewalt und anderer Unrath nachbleiben möge, doch uns und nachkommender Herrschaft an unseren habenden Rechten und Gerechtigkeiten der Böhnhasen und Freibriefe halben unvorgreiflich. Es soll auch den Einwohnern der Stadt Labiau frei sein, so viel Stöcke Bienen, als sie können und vermögen, in ihren Gärten zu halten, und sollen ihnen solche Bienen gar bleiben."

Endlich folgen noch einige Bestimmungen über die städtischen Gefälle. „Von den Bußen und Strafen, so in den Gerichten gefallen, Straßengericht und alle hohe Obrigkeit aber in alle Wege ausgenommen, soll der Schulteis, der zu jeder Zeit sein wird, den dritten Pfennig haben, als, wenn die Herrschaft zwei nimmt, alsdann der dritte dem Richter ge-

bühren, doch soll in unserm oder des Haubtmanns an unserer Statt Willen und Wohlgefallen stehen, viel oder wenig an solcher Strafe und Bußen nachzulassen. Was aber Blut und Blau antrifft, soll dem Schulzen allein bleiben und gelassen werden. Zu jeder Zeit, wenn sie Bürgerding und Gericht halten, soll der Haubtmann den Amtschreiber oder sonst einen Andern an seiner Statt hinunterschicken, der den Gerichten beiwohne. Und damit die Einwohner der Stadt Labiau unsere Gnade um so viel mehr zu spüren, wollen wir den Zins von den Brod- und Fleischbänken, auch der Badstube, welche sie jederzeit halten werden, der Stadt zum Besten geben und zueignen. Die Krambuden im Jahrmarkt und sonsten soll die Stadt allein bauen und genießen."

Das Privilegium, welches mit einer Vermahnung an Bürgermeister und Rath obigen Bestimmungen gemäß gute Polizei und Ordnung in der Stadt zu erhalten schließt, ist zu Königsberg den 28. Juli 1642 ausgestellt und von dem Churfürsten selbst unterzeichnet.[29]) Das Interesse, welches der Churfürst durch Ertheilung dieses Privilegiums für die Stadt zeigte, war kein vorübergehendes. Da er während der schwedisch-polnischen Kriege sich für seine Allianzen freie Hand schaffen und eventuell auch auf Angriffe von Livland her gefaßt machen mußte, so trat auch die alte militärische Wichtigkeit Labiau's wieder hervor. Friedrich Wilhelm hat es um das Jahr 1657, als Oberst Christoph Hildebrand von Nettelhorst daselbst Amtshauptmann und Commandant war, auf der Süd- und Westseite durch Wall und Graben befestigen lassen: denn die Nord- und Ostseite, wo das Schloß steht, ist von jeher von Wasser umgeben gewesen.[30]) Schon als er den berühmten Vertrag über die Souveränetät Preußens am 20. No-

---

[29]) Das Privilegium, auf einer Seite einer sehr großen Pergamentrolle geschrieben, mit zierlich gemaltem Wappen in der Mitte, befindet sich, wie gesagt, unter den Magistratsakten zu Labiau. Das Siegel, welches Bedher a. a. O. S. 711 (um 1725) noch kannte, ist nicht mehr vorhanden.

[30]) Bedher S. 712 f. Ich habe unter den Labiauer Akten mehrere Urkunden des Churfürsten gefunden, welche Entschädigungen für die zum Behufe des „Festungsbaues" abzutretenden Grundstücke betreffen, die ältesten vom 18. April 1657 und vom 3. October 1657. Der Bürgermeister Neumann erhielt zur Entschädigung für die ihm gehörigen, in die Bewallung gezogenen und verschütteten Grundstücke eine Kruggerechtigkeit auf sein Haus in der Stadt, laut Urk. vom 9. October 1663.

vember 1656 mit den Schweden zu Labiau abschloß, müssen die Vorbereitungen zu dieser „Fortification" getroffen sein.

Dies Privilegium vom Jahre 1642 wurde hart angefochten. „Die in Labiau vor Alters gewesenen 12 Krüger" fühlten sich durch dasselbe b.einträchtigt und erhoben „über dem durch das Stadtrecht in gewisser Maaß auf eine gewisse Anzahl Bürger verliehenen Brauwerk" gerichtlichen Proceß; während der zwanzigjährigen Litispendenz wurden die in dem Privilegium ausbedungenen 100 Thaler Jahreszins nicht bezahlt. Endlich entschloß sich der Churfürst „durch Commission und andere Mittel die Sache und den Proceß zu unternehmen" und stellte im Jahre 1665 Folgendes fest: Die von Alters her vorhandenen 12 privilegirten Krüger und noch vier [nach den Besitzern bezeichnete] Häuser wollen wir „aus höchster landesfürstlicher Vollkommenheit und Oberherrschaft" bei dem Brauen conservirt und erhalten haben, dergestalt, daß sie allein das Brau- und Schenkwerk haben und treiben, die andern Krüger aber sich dessen enthalten sollen. Dagegen sollen diese 16 „über ihre vorige Zinser, Dienst und Pflichten" jährlich 60 Thaler auf den gewöhnlichen Zinstag unserm Amte Labiau entrichten und damit auf nächst bevorstehenden Martinitag den Anfang machen. Ob wir auch von den 12 alten Krügen, wie wir Vorhabens sind, 2 Krüge an unser Amt Labiau bringen möchten, bleiben doch die 60 Thlaler auf den übrigen Krügen und Häusern. Die andern Bürger aber wollen wir von dem Scharwerk, so sie vor und nach erlangtem Stadtrecht zu leisten schuldig gewesen, jedoch währender Litispendenz nicht geleistet, fortmehr und zu ewigen Zeiten befreit und enthoben wissen, wogegen sie denn über die vorige alte Zinser noch 40 Thaler uns auch auf den gewöhnlichen Zinstag abstatten sollen.[31])

Die ursprünglichen Zinsverhältnisse der Stadt hatten sich theils durch Haushaltungsvisitationen, theils durch Privilegien der späteren Zeit völlig verändert. In einer Tabelle über den „Grundzins der Stadt Labiau 1680 gefallen", in welcher zuerst die 16 Krüger und noch andere 38 Hausbe-

---

[31]) Von dieser Urkunde fand sich nur eine Abschrift mit dem mangelhaften Datum Cöln an der Spree . . . 1665.

sitzer der Altstadt, dann 13 Grundbesitzer auf dem Kahlenberge, endlich noch 9 Grundbesitzer in der Neugasse aufgeführt werden, ist der alte und der neue Zins gegenübergestellt. Von den 16 Krügern zahlte der eine (Bürgermeister Neumann) damals 12 Mark 22½ Schilling, früher nur 4 Mark Zins; die übrigen 15, von welchen früher 5 ganz frei gewesen waren, einer 26 Mark, die übrigen 9 verschieden 20, 21, 22 Mark gezinset hatten, zahlten damals ganz gleich 16 Mark 52½ Schilling. Die 38 übrigen Grundbesitzer der Altstadt, welche früher beträchtlich weniger entrichtet hatten, standen damals auf je 3 Mark; desgleichen die 13 Besitzer auf dem Kahlenberge; die 9 Besitzer der Neugasse zahlten damals 1 Mark 36 Schilling, ihr früherer Zins ist nicht angegeben. Bei neun Krügern (solchen, die früher 20—26 Mark gezinst hatten, offenbar den ältesten der Stadt) kamen noch zwei Groschen Hühnergeld, bei allen außer den Bewohnern der Neugasse noch 12 Groschen Buttelgeld, bei mehreren einzelnen Besitzern aus der Altstadt und vom Kahlenberge verschiedene Posten Wiesengeld dazu.

Die Zahl der Krüge betrug um das Jahr 1725 achtzehn, worunter sich zwei Chatoul- oder Amtskrüge befanden; aber eben diese Krüge existirten wohl auch schon in der Zeit, als die Braugerechtigkeit der Krüger definitiv regulirt wurde, 1665, und wohl schon viel früher: denn die Namen der beiden Amtskrüge waren der Telsche- und der Deimkrug;[32]) den Deimkrug aber fanden wir schon im Jahre 1495 angeführt. Daß die Amtskrüge in dem Privilegium von 1665 und in der Consignation von 1680 nicht berücksichtigt sind, ist natürlich, weil sie eben nicht zur Stadt — sondern zur Amtsfreiheit gehörten. In einer „Untersuchung der Stadt Labiau" vom Jahre 1692[33]) werden 100 Häuser aufgeführt und abgeschätzt. Um 1725 wurden 110 Bürgerhäuser gezählt, doch fehlte es auch damals noch an einem Rathhause.[34])

---

[32]) Becher S. 714.

[33]) Schon vom Jahre 1686 ist eine solche „Untersuchung der Stadt Labiau" vorhanden. In jener Zeit wurde nämlich das Vermögen aller Städte Preußens zum Behuf außerordentlicher Besteuerung festgestellt.

[34]) Becher S. 714.

Tapiau.

Die Stadt Tapiau hatte nach dem „Rathhäuslichen Inventarium de anno 1731"[35]) in diesem Jahre nur 28 Hufen 7½ Morgen Grundeigenthum, von welchem zu den sechs privilegirten Krügen je drei, im Ganzen also achtzehn Hufen gehörten. Die übrigen Bewohner derselben werden als Sechzehner und Neunzehner unterschieden; sie besaßen nur sehr kleine Ackerflächen, einige nur 75 oder 150 Quadratruthen, die meisten zwischen 4 und 9 Morgen, nur einer 13, einer 18 Morgen, zusammen 8 Hufen 27 Morgen; außerdem gab es noch „die sogenannte Hufe und Fischerwiese". Der Krüge Acker lag in zwei Feldern, an der Mühle hin und an dem Moterauschen Wege oder die Deumeäcker, der Acker der Sechzehner und Neunzehner aber lag zwischen dem Moterauschen und Pomandischen Wege und ferner nach der Mühle wärts, wie auch etwas am Kleinschleusischen Wege. Die sechs Krüge waren der Rückerische, der Drostische, der Panzerische, der Steinhöfelische, der Schultzische und der Münchenbergische, alle nach ihren Besitzern sogenannt. Die Primordialverschreibungen dieser Krüge waren fast sämmtlich im großen Kriege von 1454 bis 1466 verloren gegangen, und nach demselben, wohl mit einigen Aenderungen, erneut. Die Handfeste über den Rückerischen Krug ist im Jahre 1469 zu Tapiau von dem Ordensstatthalter Heinrich Reuß von Plauen ausgestellt. Er verleiht in demselben dem Mattes Scholze, „Einwohner in der Lischke zu Tapiau", „den Krug zu Tapiau gelegen in der Lischke, dazu den Garten mit der Wiese, die zum Kruge gehöret zu Büschen, Brüchern, Sträuchern" in angewiesenen Grenzen frei erblich und ewiglich zu kölmischem Rechte zu besitzen, desgleichen freie Viehweide auf des Ordens Freiheit zu Tapiau gelegen; dafür soll Scholze und seine Nachkommen jährlich zu Martini zinsen von dem Kruge, dem Garten, Roßgarten und der Wiese 6 Mark und 12 Scheffel Hafer und dazu 14 Hühner; auch sollten sie verpflichtet sein dem Orden zu „dienen mit Wagen und Pferden gleich andern Krügern zu allen Reisen, wann und wie oft ihm das von des Ordens Brüdern wird geheißen."[36]) Die Hand-

[35]) Dies ist das wichtigste der aus Tapiau mir zugegangenen Aktenstücke. Es enthält auch die meisten der im Folgenden angeführten Urkunden.

[36]) Urk. d. d. Tapiau, Antonii 1469.

feste über den Drostischen Krug ist schon von Herzog Albrecht, also nach 1525 (nicht, wie in der uns vorliegenden Copie verschrieben sein muß, 1520) ausgestellt. Herzog Albrecht verschreibt dem Martin Andruntz, Einwohner der Lischke Tapiau, „den Krug in der Lischke, welchen man Kuhlenkrug nennt, nächst der Schulen gelegen, mit 16 Morgen Ackers und Wiesen im Felde nach der Mühlen wärts und Mühlwiese gelegen, desgleichen etliche Aecker im Felde nach Motterau, von Alters zu solchem Kruge gehörig an Wiesen, Büschen, Brüchern und Sträuchern" in den alten Grenzen, frei erblich und ewiglich zu kölmischem Rechte, außerdem frei Bau- und Brennholz zu seiner Nothdurft im Frischingwalde unter gewissen forstwirthschaftlich gebotenen Einschränkungen; dagegen sollen Andruntz und seine Erben jährlich zu Martini für den Krug und zugehörigen Acker 8 Mark und 14 Hühner zinsen und auf Lichtmeß für den Acker nach Motterau gelegen 45 Schillinge und für die Holzung im Frisching 14 Scheffel Waldhafer, auch mit Wagen und Pferden gleich andern Krügern wie bisher zu allen Reisen 2c. dienen.[37]) — Die Verschreibung für den Schulzischen Krug ist von Herzog Albrecht im Jahre 1533 ausgestellt. Der Herzog verschreibt seinem Getreuen Georg Lehwald, Krüger zu Tapiau in der Lischke, den Krug, Perschkenkrug genannt, zu Tapiau in der Lischke gelegen, sammt allen seinen Zubehörungen an Acker, Wiesen und Gärten in den alten Rainen und Grenzen zu kölmischen Rechten erblich und ewiglich zu besitzen. Davon sollen sie jährlich zu Martini 8 Mark und zu Lichtmeß 3 Vierdung vom Acker und 1/2 Schock Hühner von der Wiese, desgleichen 14 Scheffel Hafer Waldzins und 14 Hühner zinsen, „nicht weniger das Scharwerk nach altem gewöhnlichen Gebrauch von dem Kruge neben andern seinen Nachbarn zu leisten schuldig sein."[38]) — Die Verschreibungen für den Steinhöfelschen und Münchenbergschen Krug sind von Herzog Albrecht gleichzeitig, am 17. Mai 1542 ausgestellt; sie stimmen nicht bloß miteinander, sondern auch mit der ersten Verschreinung des Herzogs von angeblich 1520 wörtlich überein. Der erstere dieser beiden Krüge, der Steinhöfelsche Krug, früher Jachßen Krug genannt, wurde von Herzog

[37]) Urk. d. d. Königsberg, 17. Mai 1520.
[38]) Urk. d. d. Königsberg, 27. August 1533.

Albrecht an Tewes Klebtke, der Münchenbergische, früher Klingenbergische Krug, an Lange George verliehen.[39]) — Endlich die Verschreibung über den Panzerischen Krug ist ebenfalls noch von Herzog Albrecht, im Jahre 1561, ausgestellt. Er verleiht in derselben „dem Schulzen in der Lischke zu Tapiau und lieben Getreuen Gregor Kaddig" den von ihm erkauften Krug zu Tapiau sammt dem zugehörigen Acker, Wiesen, Roß- und Hopfengarten (für eine zugehörige Wiese zwischen Kleinhof und Majotten waren schon seinem Vorbesitzer 4 Morgen Ackers und eine andere Wiese tauschweise übergeben); der Zins betrug vom Kruge 8 Mark, vom Acker 45 Schilling, vom Hopfengarten 1 Mark, vom Roßgarten 4 Groschen, und dann 14 Scheffel Waldhafer und 14 Hühner; Scharwerk sollte nach altem Gebrauch geleistet werden.[40])

Viel weniger Interesse haben einige Verschreibungen, durch welche einzelnen Krügern noch besondere Verleihungen gemacht werden. Doch gehört zu denselben die älteste von allen, welche auf die Lischke Tapiau Bezug haben. Der oberste Marschal verleiht zu Tapiau 1416 dem Getreuen Paul Richau 10 Morgen Wieswachs, gelegen zwischen der alten Deime und dem „Deimischen Graben" und zwischen Erdmanns und Borchers Wiesen, zu kölmischem Rechte, dazu das alte bei der Tapiauer Mühle gelegene Burgwall und „die Grube zwischen der Herrschaft und der Kretschmer Grenze und die See gelegen" gegen 1 Mark jährlichen Zinses."[41]) Die Besitzung gehörte nachmals zum Rückerischen Kruge. Die übrigen hieher gehörigen Verschreibungen, welche im 17. Jahrhundert ausgestellt sind, können wir hier übergehen.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich deutlich, welche Bedeutung die sechs Krüger für die Lischke Tapiau hatten. Wir fanden sie, wie im Jahre 1731, auch schon im Jahre 1437; und schon in der Urkunde von 1416 wird ihrer, wenn auch ohne Nennung der Zahl, gedacht. Ohne Zweifel waren sie aber schon viel früher vor dem Schlosse angesiedelt, wohl bald nach der Gründung des letztern (um 1265).[42]) Es ist schon bemerkt, daß die

---

39) Zwei Urkk. d. d. Königsberg, 17. Mai 1542.

40) Urk. d. d. Königsberg, 1. März 1561.

41) Urk. d. d. Tapiau, Donnerstag zwischen den acht Tagen der heil. Ostertage 1416.

42) SS. rerum Pruss. T. I. p. 109.

zahlreichen Krüge bei Tapiau, Labiau und Ragnit, da diese drei Schlösser an der belebten Wasserstraße von Königsberg nach Ragnit lagen, welche der Orden auch zu seinen Kriegsreisen überaus häufig benutzte, besonders diesen letzteren ihren Ursprung verdankten. Etwas ähnliches läßt sich auch von den Krügen in den Lischken Preußisch Eylau, Barten und Lünenburg vermuthen, welche an der oft zu Kriegsreisen benutzten Straße von Balga und Brandenburg her nach den mittleren Memelgegenden liegen.[43])

Es zeigt sich ferner, daß die Aecker der Krüger wie im Jahre 1731, so schon in der Zeit, aus welcher ihre Handfesten stammen, wohl schon im Jahre 1416, in welchem „der Kreзmer Grenzen" erwähnt werden, in zwei Feldern, theils nach der Mühle und Mühlwiese hin, theils nach Motterau zu neben einander lagen. Auch das ist jedenfalls eine aus den frühesten Zeiten her stammende Einrichtung. Wie umfangreich der Grundbesitz der Krüger an Aeckern, Wiesen und Gärten gewesen sei, läßt sich aus ihren Handfesten zwar nicht ersehn, da er nur nach schon vorhandenen Grenzen verschrieben, und nur der Umfang einzelner zugehöriger Parcellen, in mehreren namentlich 16 Morgen Ackers an einer bestimmten Stelle, genau bezeichnet wird. Da aber im Jahre 1731 zu jedem Kruge 3 Hufen gehörten und eine spätere Ausgleichung des Landbesitzes ohne alle Analogie und Wahrscheinlichkeit ist, so kann man nur annehmen, daß auch dieser Zubehör von 3 Hufen zu jedem Kruge etwas Ursprüngliches gewesen sei, einzelne kleinere Accidenzen aber zu diesem ursprünglichen Besitzthum des einen und des andern Krügers nachmals hinzugekommen sind. Die Krüger zahlten um 1437 4 Mark Krugzins und 6 Schilling Roßgartengeld (das später abgekommene Wartgeld können wir hier übergehen); später ist der Zins gestiegen, ein Krüger zahlte nach der Handfeste von 1469 6 Mark und 14 Hühner, die fünf übrigen, deren Handfesten Herzog Albrecht zwischen 1525 und 1561 erneuerte, 8 Mark und 14 Hühner und außerdem für den nach Motterau zu gelegenen Acker noch 45 Schilling oder 3 Firdung. Allen gemein war das Recht Brenn- und Bauholz

[43]) Daß sich bei Balga nicht ähnlich wie bei Brandenburg eine Lischke gebildet hat, ist auffallend; es scheint aber, daß die Localität der Bildung einer solchen hinderlich war, und daß in Stelle dessen das benachbarte Bladiau die ungewöhnliche Zahl von 4 Krügen erhielt. So viel hatte es nach dem Zinsregister von 1437 p. 151.

für den eigenen Bedarf, nicht zum Verkauf, aus dem herrschaftlichen Frischingforste zu entnehmen, wofür sie 14 Scheffel Waldhafer (in dem Privilegium von 1469 steht auffallender Weise 12 Scheffel) zu liefern hatten, an deren Stelle vor dem Jahre 1731 14 Mark in baarem Gelde traten. Zufällige Besonderheiten waren es, daß ein Krüger für eine Wiese außerdem noch ½ Schock Hühner, ein anderer für einen Hopfengarten 1 Mark und für einen Roßgarten 4 Groschen zu zahlen hatte. Die Verpflichtung dem Orden mit Wagen und Pferden zu allen Heerfahrten zu dienen lag den Krügern sämmtlich in gleicher Weise ob, nur daß sie in einigen der Handfesten der Krüger in dem allgemeinen Ausdruck, daß sie das gewöhnliche Scharwerk leisten sollen wie ihre Nachbarn, enthalten ist.

Die Gärtener vor dem Hause Tapiau und ihren Zins im Gesammtbetrage von 19 Mark 10 Skot fanden wir schon in dem Zinsregister von 1437 erwähnt. Wir haben noch mehrere Handfesten, welche ihnen gemeinschaftlich ertheilt sind. Der oberste Marschall Heinrich von Rabenstein verschrieb zu Tapiau am 14. October 1438 „den Gärtnern in der Lischke zu Tapiau" eine Hufe zwischen der alten Deime und dem Damme [? der Deime?] „zu denen gemeinen Nutzen und zu Wiesen und Weiden ewiglich zu kölmischen Rechten zu besitzen", ferner freie Holzung zu ihrer Nothdurft im Walde Frisching, endlich auf des Ordens Feldern zu Tapiau freie Viehweide, mit dem Pfleger daselbst gemeinschaftlich zu benutzen; dafür sollten sie jährlich zu Lichtmeß 1 Mark zinsen, ferner vom Rauch 3 Scheffel Hafer für die freie Holzung liefern, auch dem Pfleger 5 Tage jährlich im „Augste" scharwerken, alles ungewöhnlichen Scharwerks aber, das sie vormals nicht gethan haben, enthoben sein.[44]) Wenige Jahre darauf 1443 verlieh ihnen der oberste Marschall Kilian von Exdorf, da sie der Viehweide halben großen „Gebroch" hatten, noch „15 Morgen Strauch und Wieswachs zwischen dem Mühlfließe an der Kehr an einem und dem Damme am andern Theile viereckigt und im Gebiete Tapiau gelegen" gegen 1 Mark jährlich zu Lichtmeß zu zahlenden Zinses zur Viehweide.[45]) Das Ackerland der Gärtner wurde in der Zeit des Markgrafen Georg

---

[44]) Urk. d. d. Tapiau, Calixti 1438.
[45]) Urk. d. d. Königsberg, Assumptionis Marie 1443.

Friedrich ebenfalls vermehrt. Der Hauptmann von Tapiau einigte sich mit ihnen auf den Satz von 12 Groschen Zins von jedem ihnen zu überlassenden Morgen, welchen der Markgraf, obwohl er noch mehr erwartet hatte, bestätigte, 1583. In Folge dessen erhielten 20 kölmische Gärtner je 2, 3, 4 bis 5½ Morgen à 12 Groschen, der Pfarrer 7½ Morgen zu demselben Zinse, zusammen 2 Hufen 23½ Morgen für 50 Mark 6 Schilling, bei Großhof angewiesen.[46]) Bei Gelegenheit der Haushaltungsvisitation vom Jahre 1585 wurde in Betreff der Viehweide, welche den Gärtnern durch die Handfeste von 1438 und einem Krüger durch die Handfeste von 1469 auf der Schloßfreiheit verliehen war, eine Aenderung getroffen. Die Haushaltungsvisitatoren eröffneten den Betheiligten einfach, daß es jetzt „nach Veränderung der Zeit und des Ortes" nicht gestattet werden könne, daß sie ihr Vieh neben der Herrschaft Vieh trieben, und wiesen zur Vergütigung über der Pregelbrücke längs dem Pregel nach der großen Wiese zu den Gärtnern 2 Hufen, dem entsprechend priviligirten Krüger 7 Morgen, auf welchen die Herrschaft sich den Grasschnitt zu Johannis vorbehielt, für ihr Vieh zur Vor- und Nachweide an.[47])

Die Gärtner sind die nachmaligen Sechzehner, dies ergiebt sich aus der vom Jahre 1731 her überlieferten Notiz, daß die Sechzehner und der Rückerische Krug das Recht der Vor- und Nachweide auf den bezeichneten 2 Hufen 7 Morgen hatten, und daß nur sie, die Sechzehner, das Recht der freien Holzung im Frisching gegen Erlegung von 3 Scheffel Waldhafer oder 3 Mark vom Rauche hatten. Ueber die besondere Stellung der Neunzehner ist uns sonst nichts bekannt, als daß sie früherhin mit den Sechzehnern gegen Erlegung desselben Waldhafers geholzt haben, daß dann die Forstverwaltung sie dieses Privilegii nicht genießen ließ, daß sie, nachdem sie zwei Jahre lang anderwärts Holz geholt hatten, zwar wieder zugelassen wurden, dann ihnen aber „das kleine Stammgeld" von 6 Groschen angeschlagen wurde. So stand es 1731.

Wenn hienach unter den Gärtnern ein Gemeindeverband durch gegemeinschaftliches Besitzthum und gemeinschaftliche Rechte, wie sie ihnen

---

[46]) Urk. d. d. Königsberg, 9. April 1583.

[47]) Urk. vom 26. Febr. 1585.

1438 verschrieben wurden, mindestens seit diesem Jahre, faktisch aber gewiß schon früher bestand, so fehlt es uns für die ältern Zeiten an sicheren Spuren einer die Krüge und Gärtner zugleich umfassenden Gemeindeverfassung. Man wird annehmen dürfen, daß es eine solche gegeben hat, seitdem die Gesammtheit der Ansiedelungen vor dem Schlosse als eine Lischke bezeichnet wurde, also mindestens seit 1438. Ein „Schulze in der Lischke zu Tapiau", Gregor Kuddik wurde, wie erwähnt, im Jahre 1561 mit einem Kruge belehnt; ein „Tapiauscher Richter", Tobias Derschau, war 1619 mit dem Pfarrer Christoph Rudike zugleich Hospitalinspector. Daß Tapiau um 1616 ein Gericht von 9 Personen und eine eigene Wilkühr hatte, erfahren wir durch eine Ortelsburger Urkunde von dem Jahre. Das „Sigel eines erbaren gerichts zu Tapiau" mit der Jahrzahl 1628 war noch im Jahre 1731 und ist vielleicht auch noch jetzt vorhanden. Was Handel und Verkehr betrifft, so gab es 1731 — man weiß aber nicht seit welcher Zeit — 4 Fleisch- und 4 Brodbänke, deren Zins die Gemeinde damals selbst erhob. Ferner verlieh der Churfürst Johann Sigismund zufolge einer Vorverhandlung der Haushaltungsvisitatoren im Jahre 1615 dem Amtsschreiber zu Tapiau, Johann Bachmann, mit dem fürstlichen Jägerhause und seinen Pertinenzen das Recht der Höferei, „weil ohne das die Einwohner des Fleckens Tapiau sich dessen gebrauchen". [48]) Auch ist nach einer amtlichen Ueberlieferung von 1731 „dem rectori scholae nach alter Observanz in der Vocation solche pro parte salarii verschrieben. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. war die Höferei in dem Flecken Tapiau ein Gegenstand der Arrende; vor 1719 hatte ein Wildnißbereiter dieselbe für 8 Thaler 80 Groschen, seidem eine Wachtmeisterfrau für 10 Thaler gepachtet. Wann Tapiau das Recht der Jahrmärkte erhielt, ist nicht bekannt, doch heißt die Ortschaft in der neuen Wilkühr, welche 1684 entworfen wurde, nachdem die ältere bei einem Brande untergegangen war, ein Marktflecken. Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurden in Tapiau 6 Jahrmärkte gehalten, von welchen die Gemeinde laut Arrendecontrakt von 1729 an Stand- und Marktgeldern eine Einnahme von 28 Thalern hatte. In Betreff der kirchlichen Einrichtungen bemerken wir

[48]) Urk. d. d. Tapiau, 20. August 1615.

nur, daß eine Schule zu Tapiau, welche nach den Verhältnissen jener Zeit ziemlich sicher auf eine Pfarrkirche schließen läßt, um 1520, ein Pfarrer um 1583, 1616 rc., ein Hospital 1619 erwähnt wird.

Im Jahre 1722 oder 1723 wurde die Lischke oder wie man damals lieber sagte, der Flecken oder Marktflecken Tapiau zu einer Stadt erhoben. König Friedr. Wilh. I. erklärte nämlich in einem Patente vom 6. April 1722, daß er sich entschlossen habe, den Marktflecken Stallupönen, Ragnit, Tapiau, Biala und Nicolayken „Stadtgerechtigkeit, mithin die Freiheit Handel und Wandel auch allerlei bürgerliche Nahrung, Handwerk und Profession darinnen zu treiben, beizulegen und solche wegen der Jurisdiction und Polizei auf gleichen Fuß derer übrigen Städte des platten Landes in dero Königreich Preußen traktiren zu lassen, und sicherte denjenigen Einheimischen oder Fremden, welche in diesen neuen Städten sich anbauen wollten, nebst dem freien Bürger- und Meisterrecht einen Platz zum Hause nebst einem Stück Acker zum Garten unentgeltlich, ferner 30 Prozent Baufreiheitsgelder und drei Freijahre von der Accise, sechs Freijahre von Einquartierung und Servis, auch allen übrigen bürgerlichen Lasten zu. Die hierauf Reflectirenden sollten sich bei dem Commissariat in Königsberg, bei dem Steuerrath oder bei dem neuzubestellenden Bürgermeister des Ortes melden. Handwerkern wurden auch, wenn sie sich nur zur Miethe in diesen Städten niederließen, drei Freijahre von Accise und allen anderen bürgerlichen Lasten zugesichert, den Wollarbeitern überdies „nöthiger Verlag und Arbeit durch besondere desfalls aufzusuchende Kaufleute. Braunahrung in diesen Städten zu treiben, wurde vorerst keinem als den in denselben bereits befindlichen Braukrügern" gestattet, doch wurde für die Zukunft nach Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung einzelnen die Concession der Braugerechtigkeit in Aussicht gestellt. Desselben Inhalts ist das „Patent betreffend die Immunitäten und Freiheiten, so seine königliche Majestät denenjenigen, welche sich in den preußischen Städten Stallupöhnen, Ragnit, Tapiau, Bialla, Pillau, Rhein, Willenberg, Brandenburg, Gumbinnen, Pillkallen, Arys, Darkehmen und anderen dergleichen neu anzulegenden neuen Städten possessionirt machen wollen, zu accordiren allergnädigst geneiget sein," datirt Berlin den 10. Januar 1726.[49])

[49]) Beide Patente sind gedruckt.

Schon im Jahre 1723 wird Tapiau unter den Städten des Landes amtlich mit aufgeführt.[50]) Die Stadt Tapiau hatte um 1726 an Kammerprästandis 110 Thaler 42 Groschen, an Kriegsprästandis 354 Thaler 16 Groschen, an Fourage und Servis 141 Thaler 85 Groschen 9 Pfennige, in Summa jährlich 606 Thaler 53 Groschen 9 Pfennige zu zahlen. Die beiden letzteren Posten wurden aus dem Ertrage der Consumtionsaccise, der erste aber direct von den Einwohnern der Stadt erhoben, bis derselbe im Jahre 1728 ebenfalls auf die Accisekasse übernommen wurde.

---

[50]) In dem Patente vom 12. Juni 1723 über die Combination der Magisträte und Gerichte. Gedruckt auch bei Sahme, Einleitung zur preuß. Rechtsgelahrtheit S. 858.

(Schluß folgt.)

Kritiken und Referate.

Der Kriegsschaden und seine Versicherung. Ein Beitrag zur Einigung deutscher Kraft. Denkschrift zur Begründung einer Kriegsschäden-Versicherungs-Anstalt für Deutschland von Theodor Körner, Oberbürgermeister (in Thorn). Berlin. Burmester & Stempell in Comm. 1867. (IV u. 72 S. Lex.-8°.) 1/3 Thlr.

Der Wunsch der Altpreußischen Monatsschrift, den literarischen Erzeugnissen der Provinz gebührende Beachtung zu Theil werden zu lassen, mag es rechtfertigen, daß auch über obige Schrift einige Worte hier Platz finden. — „Schon ein flüchtiger Blick auf die Bedeutung von Kriegsschäden", so sagt der Verfasser selbst, „muß die Versicherung gegen dieselbe als etwas ganz Ungewöhnliches, wenn nicht Absonderliches erscheinen lassen", und wir müssen ihm gestehen, daß wir auch nach Durchlesen seiner Schrift schwere Bedenken gegen die Ausführbarkeit seines Vorschlages nicht zu unterdrücken vermochten. Niemand wird den vom Verfasser an die Spitze seiner Untersuchung gestellten „Trieb des Menschen, das Erworbene zu erhalten und sicher zu stellen" verkennen, und den Nutzen, den „das auf diesem natürlichen Fundamente beruhende Versicherungswesen" hat, zu gering anschlagen, und doch wird Niemand sich der Ueberzeugung verschließen, daß es gewisse Gefahren giebt, gegen die eine Versicherung entweder unmöglich, oder, wenn sie versucht werden sollte, zweckverfehlend ist.

Gerade die Gefahren, die ein Krieg mit sich bringt, fallen in diese Kategorie. Wenn ein Krieg ausbricht, wenn die ganze waffenfähige Bevölkerung aufgeboten wird, das Vaterland zu vertheidigen und ihr Leben aufs Spiel zu setzen, so müssen auch die Besitzenden darauf gefaßt sein, in den Gefahren zu schweben, welche der Krieg unvermeidlich mit sich

bringt. Gegen das unermeßliche Elend, welches ein ernstlicher Krieg mit sich führt, lassen sich keine Versicherungs-Anstalten gründen. Durch die Thaler, welche die Erben eines gefallenen Soldaten erhalten, wird das Opfer des Getödteten nicht kleiner, die ruinirte Landwirthschaft, das darniederliegende Gewerbe, der zerrüttete Handel, der unvermeidliche Verlust vieler und großer Capitalien läßt sich nicht versichern, und so beschränkt sich denn auch der Verfasser darauf, unter ausdrücklicher Ausschließung des Mobiliars, die Gebäude gegen Kriegsschaden versichern zu wollen. Daß nicht für alle Kriegsschäden mittelst Versicherung Ersatz geboten werden kann, ist freilich kein Grund, da, wo sichernde Vorkehrungen wie bei Gebäuden möglich sind, solche zu unterlassen; die Untersuchung, wie Gebäude gegen Kriegsschaden zu versichern sind, wird also als keine müßige zu betrachten sein. Man muß dem Verfasser die Anerkennung widerfahren lassen, daß er diese Untersuchung ebenso gründlich wie vielseitig unter vielleicht etwas zu spezieller Behandlung aller mit seinem Thema in Verbindung stehender Materien angestellt, und besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß er die Bedenken, die gegen die Ausführung seines Planes sprechen und erhoben worden, gewissenhaft und ausführlich angeführt hat, daß es ihm augenscheinlich darum zu thun scheint, nicht eine Lieblingsidee unter allen Umständen ausgeführt zu sehn, sondern sie nur einer gewissenhaften Prüfung zu überantworten.

Er will eine Kriegsschaden-Versicherungs-Gesellschaft für Deutschland gründen, welche die Versicherung von Kriegsschaden für Gebäude übernimmt. Das Actien-Capital soll eine Million Thaler, die Jahresprämie ein Drittel von Tausend, in Festungen fünf Zwölftel betragen, der Versicherer einen einmaligen gleich hohen Betrag als Einkauf zum Haupt-Reservefonds zahlen und zum Nachschusse in Höhe der sechsfachen Jahresprämie für den Fall verpflichtet sein, daß die Prämien- und Reservefonds zur Zahlung der Versicherungssumme nicht ausreichen sollten. Aus den Prämien werden die Verwaltungskosten einschließlich fünf Procent des Actien-Capitals, soweit solche nicht aus dessen zinsbarer Unterbringung gedeckt werden, und die Entschädigungssummen gezahlt. Aus dem Restbetrag wird ein Spezial-Reservefonds des gedachten Jahres zu Gunsten der in diesem Jahre Versicherten gebildet, der nach fünfzehn Jahren zur Verthei-

lung gelangt. Zur Zahlung der Entschädigungssumme werden in nachfolgender Reihe verwendet: 1) die Jahresprämie, 2) der Haupt-Reservefonds, 3) die Nachschußprämie und die Spezial-Reservefonds, insoweit die Beschädigten als Antheilshaber auf dieselben Anspruch haben, 4) das Actien-Capital. Die Jahresdividende der Actionäre beträgt außer den Zinsen des Actien-Capitals zehn Procent der Zinserträge aller Haupt- und Reservefonds.

Wir wollen ganz von der Schwierigkeit absehn, das Actien-Capital auch nur von einer Million zusammenzubringen. Financiers werden es sehr entschieden ablehnen, sich an dieser Kriegsschaden-Versicherungs-Anstalt, dessen Mittel der erste ernste Krieg wie einen Strohhalm wegfegen könnte, und die ihnen auch nicht annähernd einen entsprechenden Ersatz durch die zu erwartende Dividende gewährt, zu betheiligen. Wir wollen annehmen, daß die in Aussicht genommene eine Million im Hinblick auf den „guten Zweck" etwa durch Betheiligung der Communen oder Personen, die sich für das Zustandekommen einer solchen Anstalt interessiren, zusammengebracht werde. Zum Reussiren einer solchen Gesellschaft sind zwei Erfordernisse nöthig: 1) daß das Bedürfniß thatsächlich gefühlt wird, daß sich eine genügende Betheiligung findet, genügend Versicherer sich melden, 2) daß das Institut unzweifelhaft im Stande ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Wir ziehen beides in Zweifel. Zunächst sind, wie der Verfasser citirt, vierzehn auf Gegenseitigkeit gegründete öffentliche Versicherungs-Gesellschaften in Preußen, deren Versicherungssumme 846 Millionen Thaler beträgt, welche Kriegsschaden versichern; für die betreffenden Landestheile ist also die Benutzung einer solchen speziellen Anstalt kein Bedürfniß, es würde sich, soweit es unser engeres Vaterland betrifft, nur um die Orte handeln, in welchen dreizehn Versicherungs-Gesellschaften, deren Versicherungssumme 865 Millionen beträgt, Kriegsschaden nicht versichern. Aber auch diese schließen nur den Kriegsschaden aus, welcher „zu Kriegsoperationen oder zur Erreichung militairischer Zwecke auf Befehl eines militairischen Befehlshabers vorsätzlich erregt werden", während sie andere Brandschäden durch kriegerische Ereignisse vergüten (u. A. Zusatzbestimmungen zur Ostpreuß. Land-Feuer-Societät 27. Febr. 1865). Also die Anstalt würde nur im Hinblick auf die Fälle, in welchen Befehlshaber

die Zerstörung der Gebäude vorsätzlich anordnen, benutzt zu werden brauchen. Es hieße die menschliche Natur schlecht kennen, wenn man annehmen wollte, daß sich wirklich eine genügende Anzahl Versicherer — und dieselbe müßte sehr beträchtlich sein, wenn sie ausreichend sein sollte — finden sollte, welche auf das Eintreten solcher Vorkommnisse ein jährliches Opfer zu bringen entschlossen sind. Der vorjährige Krieg, der ohnedies außerhalb der Grenzen des Vaterlandes geführt wurde, und selbst etwaige Kriegsbefürchtungen für die Zukunft würden die Leute nicht aus der Ruhe aufschrecken, welche der mehr als fünfzigjährige Frieden erzeugt hat. Gegen Ereignisse, die eben nach Menschenaltern eintreten, und auch dann sich unter ganz besondern Umständen vollziehn, Vorkehrungen zu treffen, ist wenig Hang vorhanden. Hierzu kommt noch, daß es eben nur ganz bestimmte an der Grenze gelegene Gegenden sind, welche eine erhöhte Anregung haben, sich speziell gegen Kriegsschaden zu versichern, während die in der Mitte des Landes gelegenen, wenn auch die Möglichkeit, daß sie von einem solchen Unglück betroffen werden können, nicht in Abrede gestellt ist, es sicherlich ablehnen werden, dieses zu thun. Die Gefahr, gegen die man sich versichern soll, ist in zu weiter Ferne, tritt unter zu vereinzelten Fällen auf, als daß auf eine genügende Betheiligung im großen Umfange zu rechnen wäre.

Nicht minder zweifelhaft ist, ob die Anstalt, selbst wenn sich genügend Interessenten finden, im Stande ist, im Falle eines redenswerthen Krieges bei großen Schäden ihre Verpflichtungen zu erfüllen, und somit dem Zwecke, den sie sich gesetzt, zu dienen. Der Verfasser giebt zu, „daß von einer statistischen Wahrscheinlichkeitsberechnung der durchschnittlichen Kriegsschäden nicht die Rede sein kann", damit ist aber auch seinem ganzen Gebäude das Fundament entzogen. Ist der von ihm vorgeschlagene Betrag von ein Drittel resp. fünf Zwölftel für Tausend genügend oder nicht? Es läßt sich dieses nicht beantworten. Nehmen wir an, daß jährlich fünfzig Millionen versichert werden, gewiß keine kleine Summe, daß diese Prämien selbst zehn Jahre bis zu einem ausbrechenden Kriege gesammelt werden (nach fünfzehn Jahren sollen sie den Interessenten zurückerstattet werden), so würde der Fonds, aus dem die Kriegsschäden zu entrichten sind, wie ihn der Verfasser dotirt hat (außer dem Actien-Capital), etwa

300,000 Thaler betragen. Was will dieses sagen, wo es sich leicht um Millionen handeln kann? Selbst wenn hundert Millionen versichert und zehn Jahre gesammelt, würde die Gesellschaft schon beim ersten Kriege ihre Verpflichtungen nicht erfüllen können, ohne ihr ganzes Vermögen opfern zu müssen und selbst dieses möglicherweise nicht ausreichen.

Somit vermögen wir einer solchen Versicherungs-Gesellschaft Lebensfähigkeit nicht zuzusprechen. Doch wollen wir uns gern bescheiden und dem Verfasser zugeben, daß nicht die vorgefaßten Ansichten Einzelner, sondern nur der Erfolg Richter sein kann. Sollte eine solche Anstalt ins Leben zu rufen sein und sollte sie Erfolg haben, so werden wir die Ersten sein, die uns darüber aufrichtig freuen und dem Verfasser seinen dann wohl verdienten Triumph gönnen werden.

Auf alle Fälle hat derselbe auf eine höchst interessante Frage aufmerksam gemacht, und vor Allem sollten die bestehenden Feuer-Versicherungs-Gesellschaften, in erster Linie die öffentlichen, die den Kriegsschaden nicht vergüten, sich die von ihm angeregte Frage vorlegen, ob sie nicht auch die Kriegsentschädigung in den Kreis ihrer Wirksamkeit ziehen sollen. Es ist nicht abzusehn, weshalb ebenso wie die vierzehn Feuer-Societäten, die 846 Millionen versichert haben, unbedingt Kriegsschaden versichern, dieses nicht auch die übrigen dreizehn mit 865 Millionen ebenfalls thun.

A. Samter.

A. Andresen, Deutsche Maler-Radirer. Leipzig. Rudolf Weigel.

Dr. Andreas Andresen, bis 1862 Conservator der Kunstsammlung des germanischen Museums in Nürnberg, seitdem in näherem Verhältniß zu dem als Kunstsammler und Kenner bekannten, um die Kupferstichkunde vielfach verdienten Kunsthändler Rudolf Weigel[1]) in Leipzig stehend, hat in neuester Zeit zwei für die Geschichte der Kupferstechkunst der letzten Jahrhunderte wichtige Werke unternommen, welche eines allgemeinen Interesses werth sind.

Zuerst begann er eine Fortsetzung des großen Peintre-Graveur von Bartsch unter dem Titel: „Deutscher Peintre-Graveur des sechs-

[1]) Leider am 22. August d. J. verstorben.

zehnten bis achtzehnten Jahrhunderts", worin er ein kritisches Verzeichniß aller Kupferstiche dieser Zeit zu liefern verspricht. Bis jetzt sind drei Bände desselben erschienen.

Im Jahre 1866 publicirte Andresen sodann den ersten Band der „Deutschen Maler-Radirer des neunzehnten Jahrhunderts", also eine Fortsetzung des ersten, freilich noch lange nicht beendigten Werkes, welches da anknüpft, wo jenes aufhören soll, in der Periode des Auflebens der deutschen Kunst durch Carstens. Andresen unternimmt damit das sehr verdienstliche Werk, die Materialien zu einer gründlichen Kunstgeschichte der neuesten Zeit zu sammeln, was sonst vielfach vernachlässigt wird. Zugleich will er durch sein Werk, indem er den ältern Meistern der Radirkunst Denksteine setzt, zu fleißigerem Gebrauch der in letzter Zeit etwas in den Hintergrund getretenen Radirnadel anregen. Und Andresen ist der rechte Mann für dies Werk. Er weiß durch seine weit verbreiteten Verbindungen die besten Quellen für seine Künstler-Biographien aufzufinden und führt seine Arbeiten mit unermüdlichem Fleiß und größter Liebe aus. Er ist ein ausgezeichneter Kenner der Kupferstiche und ist in Leipzig, inmitten reicher Sammlungen, an der Seite des trefflichen Rudolf Weigel, welchem jährlich viele tausend Kupferstiche durch die Hand gehen, am richtigen Orte. Nur durch diese Umstände begünstigt, ist Andresen im Stande, so Vortreffliches zu leisten, wie er geliefert hat.

Der erste Band enthält die Künstler Koch, M. v. Wagner, Haach, Berthold, Dahl, Sprosse, W. v. Kobell, Heinel und Reinhard. Von jedem derselben ist eine mehr oder weniger ausführliche Biographie gegeben, welche zugleich ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Werke derselben (nebst Angabe der Reproductionen) enthält. Daran schließt sich dann ein genaues beschreibendes Verzeichniß aller eigenhändigen Radirungen und Lithographien der betreffenden Künstler.

Der zweite Band, von welchem kürzlich die erste Hälfte ausgegeben wurde, ist für unsere Provinz noch von besonderem Interesse, indem er außer W. Tischbein, F. Rehberg, Füger, Vogel v. Vogelstein, Schumacher, Simmler, R. Wiegmann, C. Wagner und F. Loos auch unsern trefflichen Danziger Künstler J. C. Schultz, als Architekturmaler allgemein bekannt und beliebt, als Radirer von Kennern hochgeschätzt, enthält. Die kurze

Biographie desselben ist auf Grund meiner in diesen Blättern (Bd. III. S. 448 ff.) publicirten Mittheilungen, jedoch durch Notizen des Künstlers bedeutend erweitert, mit großem Fleiße gearbeitet. Das Verzeichniß der Radirungen zählt 58 Blatt, darunter einige noch nicht ganz vollendete Platten (Nr. 1 und 3) und die 6 Blatt der letzten Lieferung des großen Werkes „Danzig und seine Bauwerke in malerischen Original-Radirungen" (vgl. Bd. IV. S. 83 dieser Blätter), davon nur erst Probedrücke gemacht wurden, mitgezählt sind.

Zuletzt hat Dr. Andresen in „Naumann's Archiv für die zeichnenden Künste" noch einen „deutschen Künstler-Nekrolog" begonnen, davon soeben das erste Heft, sechs Nekrologe enthaltend, erschienen ist. Er will nämlich alle Sterbefälle der deutschen Künstlerwelt registriren, will den Dahingeschiedenen kurze Nekrologe nachsenden, welche auf sicheren und beglaubigten Nachrichten von Seiten der Familie oder der Freunde des Verstorbenen beruhen sollen. Weil aber Deutschland so groß und auch in kleinen entfernten Städten wackere Künstler leben, ist es für Andresen nicht möglich Alle zu kennen. Er fordert daher Gleichgesinnte auf, im Interesse der Kunstgeschichte ihn möglichst vielseitig unterstützen zu wollen.

Danzig, 11. September 1867.

R. Bergau.

Die Servische Befestigung Rom's.

Zu den interessantesten und wichtigsten Capiteln der älteren Geschichte Rom's gehört dasjenige, welches von den großartigen Bauten der halb sagenhaften Könige Tarquinius Priscus und Servius Tullius handelt. Reste dieser Bauten sind bis auf unsere Tage erhalten. Sie gehören zu den ältesten Denkmalen der Geschichte Rom's. Von besonderer Wichtigkeit ist aber der große Mauerbau, dessen Beginn die Sage dem Tarquinius Priscus, dessen Vollendung durch Ausführung des berühmten Walles auf der Ostseite der Stadt Rom sie dem Servius Tullius zuschreibt und durch welchen die bis dahin gesonderten fünf Bergstädte Capitol, Palatin, Quirinal, Aventin und Caelius zu einer einzigen einheitlichen Stadt verbunden wurden. Mit diesem Wallbau erst wurde die Gründung der Stadt Rom in architektonischer Hinsicht vollendet.

Um die Erforschung des Ganges der Stadtmauer, die Zahl und Lage ihrer Thore, haben besonders Nibby, Bunsen und Becker sich viele Mühe gegeben, ohne daß sie jedoch zu einem sichern Resultat gekommen wären. Becker (Alterth. I, 129) sagte im Jahre 1843 „die Nachweisung des Ganges der Mauer gehört jetzt zu den Unmöglichkeiten" und noch Schwegler beschreibt ihn zehn Jahre später (1853), freilich im Allgemeinen richtig, nur nach „Muthmaßungen". Diese trefflichen und verdienten Gelehrten konnten nicht überall das Richtige finden, weil sie die Beschaffenheit der Mauer, ihre Construction, nicht kannten, darüber zum Theil auch nicht ernstlich nachgedacht haben. Niebuhr hatte das Richtige schon angedeutet. Abeken hatte die Befestigung anderer Städte Mittel-Italiens beschrieben, aber man machte nicht die richtige Folgerung aus diesen Hinweisungen. Ueberreste der römischen Stadtmauer waren nicht bekannt. Nur ein großer Theil des Walles des Servius Tullius war schon lange richtig erkannt. L. Canina gab eine durchaus willkührliche, ganz falsche Restauration der Servischen Mauer, welche auch noch der neueste Geschichtsschreiber Rom's, A. v. Reumont, für richtig hält, obgleich Schwegler schon das Bessere angedeutet hatte.

Unsere Kenntniß von der Beschaffenheit der Servischen Befestigung trat aber in ein neues Stadium, als im Jahre 1852 am Fuß des Palatin Reste der ältesten Befestigung der Palatinischen Stadt ausgegraben wurden. Darauf folgten dann bald die Entdeckungen anderer Mauerreste am Aventin und am Quirinal. Im April des Jahres 1862 endlich wurde gelegentlich der Anlage des Centralbahnhofes für Rom der Agger des Servius Tullius in der Villa Negroni durchstochen. Man fand die Futtermauer, welche den Wall stützte, konnte den Wall selbst in seinen Dimensionen genau messen. Von dem archäologischen Institut zu Rom mit der Aufnahme dieser ehrwürdigen Reste beauftragt, habe ich dieselben im Frühjahr 1862 genau untersucht und gemessen und die Resultate meiner Forschungen, nachdem Prof. Henzen[1]) in der feierlichen Sitzung des archäo-

---

[1]) Siehe Gerhard's archäologischen Anzeiger 1862 Nr. 160 S. 307. Vgl. auch den Bericht des Prof. Henzen in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 12. Juni 1862.

logischen Instituts vom 25. April 1862 darüber berichtet, in Gemeinschaft mit meinem Freunde Dr. Ed. Pinder in einer Abhandlung: „Gli avanzi dell' aggre e del muro di Servio Tullio, scoperti nella Villa Negroni“ in den Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica, Tom XXXIV., publicirt.

Während des Winters 1865/66 endlich habe ich die Terrain-Verhältnisse der Stadt Rom genau studirt, habe alle ächten oder zweifelhaften Ueberreste dieser alten Mauern einer genauen Untersuchung unterzogen, und dieselben mit den Befestigungsmauern anderer, benachbarter Städte und mit den betreffenden Nachrichten der alten Autoren verglichen und bin auf diese Weise zu völlig neuen Resultaten, besonders in Betreff der Beschaffenheit der Mauern und Anzahl der Thore (deren ich nur 7 bis 8, statt der bisherigen 17 bis 26 annehme) gekommen, welche aber mit allen andern beglaubigten Nachrichten über die Urzeit Rom's in bester Uebereinstimmung sind und über manche andere Verhältnisse neues Licht verbreiten. Ich habe meine Arbeit unter dem Titel: „die Befestigung Rom's durch Tarquinius Priscus und Servius Tullius“ im „Philologus“ Bd. XXV. Heft 4 (Göttingen 1867) publicirt. Es war meine Absicht, darin alle diese Befestigung betreffenden Verhältnisse, den Gang der Mauer, ihre Construction, ihre Thore, ihre Bedeutung, ihre Geschichte, die erhaltenen Reste derselben möglichst vollständig darzustellen. Ich habe versucht, die Ergebnisse meiner Local-Untersuchungen mit den schon bekannten Thatsachen, soweit sie vor der Kritik stichhaltig waren, zu einem Ganzen zu verweben und auf diese Weise eine möglichst erschöpfende Monographie dieses hochberühmten Werkes zu liefern.

Neue Entdeckungen werden gewiß noch Einzelnes berichtigen, das Wesentliche aber hoffe ich festgestellt zu haben. Ob ich mein Ziel erreicht, werden Andere beurtheilen.

Danzig im Juni 1867.

R. Bergau.

Der gegenwärtige Stand der Bernstein-Angelegenheit in der Provinz Preußen.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches in letzter Zeit die Frage erregt hat, ob das Bernsteinlager des Samlandes durch unterirdischen Bergbau oder durch Tagebau in Zukunft zu gewinnen sei, in Folge dessen sogar Berliner und andere Tagesblätter darauf bezügliche Nachrichten brachten, glauben wir dem vielfach ausgesprochenen Wunsche, nähere Details über die Angelegenheit zu hören, durch folgende Zeilen nachkommen zu sollen.

Die Anregung der ganzen Frage verdanken wir in erster Reihe der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg und in derselben demnächst dem Geologen Dr. G. Berendt. Die genannte Gesellschaft hat sich, wie bekannt, die Aufgabe gestellt, durch eine geologische Untersuchung und Kartographirung der gesammten Provinz Preußen nicht nur manche wissenschaftlich interessante und wichtige Frage zu lösen oder der Lösung näher zu bringen, sondern namentlich auch Landwirthschaft und Technik durch die Kenntniß unserer Bodenschätze zu fördern. Wie bald und in wie ausgedehntem Maße ihr dies gelingen sollte, beweist die in Rede stehende Angelegenheit.

Bereits im Winter 1865/66 hielt der mit dieser Untersuchung speziell beauftragte Dr. Berendt in der genannten Gesellschaft einen Vortrag über „die Bernstein-Ablagerungen und ihre Gewinnung", in welchem er, unter regster Theilnahme der Zuhörer, als praktisch wie theoretisch ausgebildeter Bergmann nachzuweisen suchte, daß die bisherigen Gräbereien im Samlande den Bernstein mit verhältnißmäßig so bedeutendem Kostenaufwande zu Tage förderten, daß nur der hohe Werth desselben die trotzdem sich herausstellende Rentabilität der offenen Gräbereien möglich mache. Ein regelrecht geführter unterirdischer Bergbau verspreche jedoch nicht nur einen noch bei weitem höheren Gewinn, sondern sei auch praktisch ausführbar, vorausgesetzt, daß man weit genug vom Strande entfernt im Innern des Landes selbst den Schachtpunkt ansetze.

Der Vortrag erschien im Druck im ersten Hefte des Jahrgangs 1866

der Gesellschaftsschriften[1]) und folgte ihm direct, als Erläuterung zu der im Erscheinen begriffenen geologischen Karte des Samlandes, ein Aufsatz desselben Verfassers, in welchem das Vorhandensein der bisher nur an der Küste bebauten und bekannten, von Prof. Zaddach hier schon seit Jahren beobachteten und im Auftrage der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gegenwärtig aufs neue und eingehendste beschriebenen Lagerstätte des Bernsteins, auch im Innern des Samlandes auf einem Areale von circa 4 Quadratmeilen nachgewiesen wurde. Ein beigegebenes Uebersichtskärtchen bezeichnete gleichzeitig den ungefähren Verlauf der Striche, innerhalb welcher das Lager in nicht zu großer Tiefe zu finden und die Punkte für eine erste Inangriffnahme eines Bergbaues daher zu wählen seien.

Die große Bedeutsamkeit der angeregten Frage erweckte denn auch in dem Grade die Aufmerksamkeit des Königl. Oberberghauptmann Krug v. Nidda, daß derselbe bereits im August 1866 Dr. Berendt von seinem Vorhaben, eine Bereisung der samländischen Küste zu unternehmen, in Kenntniß setzte. Die schon festgesetzte Ankunft wurde jedoch durch anderweitige dringendere Reisen verzögert und demnächst durch die eintretende ungünstige Jahreszeit verhindert.

Inzwischen näherte sich die zwölfjährige Pachtperiode des Bernstein-Regals an der samländischen Küste ihrem Ende, und da mannigfache, durch die offenen Gräbereien bisher verursachte Mißstände bereits seit langem die Aufmerksamkeit der Königl. Regierung erregt hatten, so wurde in Folge Bestimmung des Finanz-Ministers mit dem 1. Juni 1867 das Graben des Bernsteins in den See-Uferbergen bei der neuen Verpachtung ganz ausgeschlossen und dem Fiskus die Disposition hierüber vorbehalten.

Um höheren Ortes demnächst die geeignetsten Vorschläge machen zu können, forderte die Königl. Regierung im Februar 1867 das Gutachten des genannten Geologen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft ein, welche Erwerbungsarten, sowohl im Binnenlande, als auf dem Strandgebiete der Ostsee für geeignet erachtet werden könnten. Mit Bezug auf seine genannten beiden Schriftchen sprach Dr. Berendt sich in demselben nochmals mit

---

[1]) Auch in Separat-Abdrücken durch jede Buchhandlung zu beziehen. In Commission bei W. Koch hier.

Entschiedenheit für einen unterirdischen Bergbau aus und beantragte zugleich die Niederbringung von wenigstens zwei Bohrlöchern ganz im Innern des Landes, um durch die Aufschlüsse derselben nicht nur das dem Laien vielfach zweifelhaft erscheinende wirkliche Vorhandensein der blauen Erde,[1]) sondern auch die Tiefe ihrer Lage unwiderleglich nachzuweisen und die vor der Neuheit etwas zurückschreckende Unternehmungslust neu aufzumuntern. In der That war auch bereits eine Anzahl von Grundbesitzern im Samlande gewillt, mit der Königl. Regierung behufs Pachtung in Verbindung zu treten, und es bedurfte nur einer derartigen Anregung, um ein gemeinsames großartiges Unternehmen ins Werk zu setzen. Die Kgl. Regierung machte denn auch die Ansicht zu der ihrigen und beantragte zu genannten Bohrungen die Summe von 2000 Thalern.

Da inzwischen dringende Klagen, sowohl von Seiten der bisherigen Bernsteinpächter wie Arbeiter, über den so nahe bevorstehenden Schluß der Gräbereien und vielfache in einem derartigen Uebergangsstadium unausbleibliche Mißstände an das Ober-Präsidium und selbst bis ins Ministerium drangen, so gab der Finanz-Minister die Erlaubniß zur einstweiligen Fortführung der Gräbereien bis zum September 1868 und ersuchte das Königl. Handels-Ministerium, zu dessen Ressort die einzig in dieser Angelegenheit competente Bergbehörde gehört, um Entscheidung über Zweckmäßigkeit, beziehungsweise Möglichkeit eines unterirdischen Bergbaues auf Bernstein.

Mittlerweile war auch Berg-Assessor Ribbentrop durch die genannten Aufsätze in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft auf die ungemeine Tragweite der angeregten Veränderungen in der Gewinnungsart des Bernsteins aufmerksam geworden und unternahm selbst bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Elbing, Ende März 1867 eine Reise ins Samland, um die Lagerungs-Verhältnisse und die bisherige Gewinnungsart des Bernsteins aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Eine dem Königl. Ober-Präsidium hierselbst, sowie dem Königl. Ober-Bergamte zu Breslau demnächst eingereichte „Denkschrift über die Gewinnung

[1]) Spezieller Name der Berstein führenden vier bis fünf, an Stellen auch fünfzehn bis achtzehn Fuß mächtigen Schicht.

des Bernsteins im Samlande" war der Erfolg dieser Reise. Der Verfasser bekräftigt darin nicht nur die von seinem Collegen ausgesprochene und vertheidigte Ansicht, macht vielmehr directe Angaben auch seinerseits über die Ausführbarkeit derselben, berechnet die Anlagekosten eines unterirdischen Betriebes auf ca. 30,000 Thaler und erörtert schließlich, aus welchen Gründen es sich empfehlen würde, wenn der Staat, wenigstens vorläufig, einen solchen Bergbau selbst unternähme, statt ihn schon jetzt gegen Entschädigung Privaten zu überlassen, wie bisher mit den Strandgräbereien geschehen.

Gleichzeitig hatte der Handels-Minister den Ober-Bergrath Runge in Breslau mit Erstattung des gewünschten amtlichen Gutachtens beauftragt und langte letzterer am 15. Mai d. J. zur Beantwortung der so hochwichtigen Frage in Königsberg an. Von der Königl. Regierung, der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, wie von sämmtlichen in die Angelegenheit Eingeweihten wurde demselben während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes und bei Bereisung des Samlandes aufs Bereitwilligste jede nur gewünschte Auskunft ertheilt, sodaß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, es werde die Bernstein-Angelegenheit nach allseitig gründlicher Abwägung schon in nächster Zeit zur definitiven Entscheidung gelangen. Ueber den den Ministerien des Handels und der Finanzen vorliegenden gutachtlichen Bericht verlautet Näheres zur Zeit noch nicht. Der Hauptsache nach scheint Ober-Bergrath Runge jedoch die Ansicht der genannten beiden jüngern Fachmänner völlig zu bestätigen, da derselbe einen am 17. Juli c. in der Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehaltenen Vortrag, in welchem er das durch die Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft und anderer Provinzialblätter hierorts hinlänglich bekannte verschiedenartige Vorkommen und die Gewinnungsarten zusammenfaßt und mit der Bemerkung schließt:

„daß der Bergbau in der blauen Erde sehr bedeutenden, nicht zu „unterschätzenden Schwierigkeiten begegne, daß diese Schwierigkeiten „indeß doch nicht von der Art seien, um von einem energischen Versuche abzuschrecken. Der Bergbau würde auf einem sehr ausgedehnten Terrain die Bernsteingewinnung ermöglichen und wenn er gelingt, sehr bedeutende Güterwerthe erzeugen können, da bei dem

„ausgedehnten und sichern Absatzgebiete für die nächste Zeit an ein „Sinken des Preises gar nicht zu denken ist, aber wenn dieses auch „einträte, die Rentabilität immer eine sehr hohe bleibe."

H. C. Elditt,

z. Z. Secretair der Kgl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft.

Mittheilungen und Anhang.

Ein Manuscript zur altpreußischen Geschichte in der Gräflich Stolberg'schen Bibliothek zu Wernigerode.

(Vgl. Altpr. Mtsschr. III, S. 752 u. Anm.)

Cod. chartaceus. Zh. 84. Folio. $12^1/_4$" hoch, $8^3/_4$" breit. Erneuerter Einband, doch möglicher Weise noch aus dem 17. Jahrhundert. Von außen ist mit Goldschrift auf Roth aufgedruckt: Polnische Chronica. Der Besitzer des gesammten Codex war offenbar ein Rechtskundiger, was sowohl der Inhalt des letztern Theils, als auch eine Anzahl von letzter Hand hinzugefügte juristische Distinctionen beweisen. Zu bemerken ist die auf dem hinteren Vorsetzblatt umgekehrt eingeschriebene Notiz:

„An heut den 19. Martij Anno z. 1635 hat der feindt vor dem „Altperck beim Alexthurn ain grosse Preß geschossen."

Daraus ist zu folgern, 1) daß der letzte Besitzer ein Oberdeutscher war; 2) daß die Sammlung und wahrscheinlich der jüngere Einband bereits aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt. Aus den obigen Angaben werden wir auch darauf geführt, daß die nicht genannte Stadt Speier ist, auf deren Vorstadt am 19. März 1635 ein Sturm beim St. Alexiithurm gemacht wurde.[1])

Die Handschrift belangend, so ist diese zwar keineswegs von einer Hand, auch nicht ganz gleichzeitig, gehört aber entschieden dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts an.

---

[1]) Barthold, Gesch. des Gr. Deutschen Krieges I, S. 241; Dr. M., Gesch. u. Beschr. von Speier S. 147.

Die verschiedenen Bestandtheile dieses Sammelbandes sind zur leichteren Handhabung durch Lederstreifchen am äußeren Ende des jedesmaligen ersten Blattes (nach Art alphabetischer Rechnungsbücher) angedeutet. Die einzelnen Abtheilungen sind besonders paginirt und zwar, wie es scheint, alle von derselben letzten Hand. Einzelne Seiten sind aber auch leer geblieben.

Erster Bestandtheil. Fol.[1])

Dieser Abschnitt ist — entgegen der Angabe auf dem Vorsetzblatte — nicht von 99, sondern von 1—74 fortpaginirt. Bis ins 14. Jahrh. nur aus kurzen annalistischen Notizen bestehend, wird er von da ab reicher und ist mit verschiedenen selbständigen Stücken und Anhängen: Huldigungen, Artikeln, Namen der Biere in Preußen u. s. w. untermischt. S. 75—82 sind leer gelassen.

Nun folgte nach dem ursprünglichen Plane die „Colmische Handtfeste" von S. 83 an. Aber wie die Spuren der heraus-

[1]) Damit sind jedoch nicht Blätter, sondern nur Blattseiten gemeint.

Fol.

gerissenen Blätter noch zeigen, kam sie, wahrscheinlich um des bessern Zusammenhangs willen, später an einer andern Stelle zu stehen. Ebenso „Des gantzen Landes der Stett in Preussen Willkore", die früher von S. 88 an gefolgt war, später aber ebenfalls weiter unten folgte. (Vgl. S. 173 ff. und S. 181 ff.)

Nun folgt ein fast leeres Blatt mit einigen Federproben, darnach wie auf dem alten Titel angegeben:

[1]) Bis hier ist die Inhalts-Uebersicht von einer dem Ende des 16. Jahrhunderts angehörigen Hand geschrieben, das Folgende von einer Hand aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Fol.

Priuileg. des Landes zue Preussen, von Casimiro Kön. Mt: zu Polen gegeben Anno 1454 d. 6. Martij [1]) . . . . . 116—138

[a) Kurtzer Auszug volnscher vnd preusischer Cronica, was sich von Anno 976 bis 1548 in beyden Lendern vngeferlich verlauffen Fol. 1

b) Genealogia Regum Poloniȩ ex Jagellonis familia . . . . „ 48

c) Das Preuser Landt vor Zeiten in 12 Furstenthumb ausgeteilet [1]) „ 51]

Weiter enthält nun der Codex folgende Bestandtheile:

S. 139 ff. Der ewige friede zwischen Röm. Majest. zu Polen vnd Marggraf Albrechten, hertzogen im Lande zu Preussen. (Handschrift aus dem Anfange des 17. Jahrh.)

S. 147—150 sind leer gelassen.

S. 151 ff. Constitutiones Terrarum Prussiae, Gedani primum editae, deinde in publicis Comitijs Thoruniae conciliatae, Regia tandem authoritate pro commodo publico confirmatae M. D. LXXII. (Lateinisch und deutsch.)

S. 170—172 wieder leer.

S. 173 ff. Dis ist die Colmsche Handtfeste.

S. 181 ff. Dies seind des gantzen Landes der Stette in Preussen wilkore.

S. 192 ff. Anno 1436 Diß ist der Contract vnnd friede zwischen Wadislao (so!) herr vnnd konnigk in Polenn Sigismundo Starodubsky Grosfurstenn in Littawenn vnnd Semiutto (?) Casimiro Wadislao furstenn zu Pommernn vnnd zur stolpe u. s. w.

Nun folgt von S. 199 auf anderem Papier von einer andern Hand des 17. Jahrhunderts:

Gemeyne Priuilegia Der lande vnd Stedte yn Preussenn des Konigs Sigismundi vnsers gnedigen Herren.

Von S. 213 folgt dann wieder auf demselben Papier und von derselben Hand der ewige Friede zwischen dem Lande Preußen und der Krone zu Polen.

---

[1]) a. b. c und noch die vier folgenden Abschnitte bis zum „Conduct Keysers Maximiliani ꝛc." sind nur der Anfang eines Inhalts-Verzeichnisses zu dem erneuerten Einband.

Von S. 246 in derselben Weise Literae Ciuitatum Ordinum Borussiae ad Regiam maiestatem Polonię in conuentu Thuronienſi celebrato in feſto Michaelis Anni 1563.

S 252. Anno 1563 Articuli ex Instructione ſeu propoſitione pruthenorum a polonis excepti.

S. 253. Oblatium Petricouię in communi conſeſsu Regio X̂VI Febr. M. D. L̂XIII

S. 256. Recitatio legatorum Terrarum Prussiae coram Regia Maiestate, recitauit Rev. in Christo D. Tilemannus Giſzus Epiſc. Culmenſ. Anno 1548. Jan. 16. etc.

S. 262—268 sind wieder leer; dann sind ein paar (wie es scheint leere) Blätter herausgeschnitten.

Auf S. 273 stehen einige Federproben von einer Hand des 17 Jahrh. Es sind Eingänge von Schriftstücken im Kanzleistyl. Es ist darin (doch ohne daß sich daraus etwas Bestimmtes schließen ließe) herr Johann onofforio (?) genannt. „Derselb Erindert sich noch beßtermaßen waßgestaldt sowol Jme, alß dem herrn Secretario Jch meinen Sohn Georg Michel recommandirt habe weiln Er mir ꝛc.“ Dann ist von Landtschreiberei daselbst die Rede. Von S. 274 folgt dann weiter:

Von alten Brieffen, so die Konige zu Jhren handen empfangen haben. (Einige kurze Auszüge bis S. 277.)

S. 278. Excerpta ex statutis Polonicis Germanice reddita.

S. 284—288 wieder leer.

S. 289 Federproben, darunter:

Emanuel Lanndtschreib(er)
Lanndtschreiberambtsverweser
Anna Catharina Closmanin.
geborne Waldtheisern (?)
von (das Folgende durchstrichen).

Von S. 291. Copia Priuilegij de fundatione Terre et Ciuitatis Culmenſis.

S. 297. Nahmen der Furstenthume im Lande zw Preussen in der weise wo etwan die deutschen Bruder im besitz gehat habenn.

Verschiedene Geographica und Topographica Terrarum Prussiae bis S. 308. Hier fehlt etwas am Schluß, wie die Wortabtheilung am Ende der

Seite zeigt. Dieser Defect war schon vor der allgemeinen Paginirung des Codex vorhanden.

S. 309. Scriptum D. Martini Gomeri de Indigenis Maiestati Regię et Ordinibus Regni in Comitijs Warsouiæ exhibitum.

S. 312 leer.

S. 313. Obligatio pro certa summa cum hypotheca bonorum quorundam non data tamen posseſsione etc. Sigiſm. Aug. Dei Gr. Rex Poloniae etc. bis S. 318. Dann ein (leeres) Blatt herausgerissen.

S. 321—325 leer.

S. 326. Federproben (Mein dienst: försstner).

S. 328. Recitatio Legatorum Terrarum Prussiae coram Reg. Maiestate habita a Tilemanno Gisto Episcopo Culmensi Anno 1542.

S. 334. Responsum Nuncijs ab Ordinibus Terrarum Prussiae missis etc.

Wieder einige leere Blätter.

Darauf das Culmische Recht mit einigen Vorbemerkungen und Index von S. 1—223.

Wieder ein paar leere Seiten, wieder Federproben, dann mit neuer Paginirung (1—85):

Landes willkur vnd Bundt So bey allen Stadtwillkuren vor angesetzt wirdt.

Von S. 89 Reuisio processus Germanici.

Darauf S. 92—116 Rechtlicher Prozeß rc.[1])

Dann S. 1—68 (wie es scheint nicht ganz vollständig) in 22 Capiteln: Constitutiones Priuilegijs generalibus atque Constitutionibus XXVIII per Diuum parentem nostrum Gedanum primum editis, deinde in publicis Comitijs Thoruniae conciliatis et confirmatis — datæ et conceſſae in Ius et locum Priuilegij seu peculiaris Iuris, quod vulgariter **Wyl Khur** vocatur soli huic ordini militari competentis etc.

Darauf wieder eine Anzahl leerer Seiten.

S. 91 ff. Daß Culmische Recht.

S. 99. De scabinis Iudice et Iudiciis. (Deutscher Text.)

---

[1]) 1) Die erste Vorladung oder Citation; 2) ordentl. Cognition der gantzen streitigen Sachen; 3) das Ritterliche vrteil; 4) die vollentziehung hulffe vnd Execution.

S. 134. De acquirendo rerum Dominio. (Deutscher Text.)
S. 192—213. De mutuo, commodato, pignore et deposito. (Ebenfalls deutscher Text.) Von S. 215—218 (2 Bl.) herausgerissen.
Schließlich S. 219—223 einige juristische Distinctionen.

Dr. Ed. Jacobs.

Ein religiöses Gedicht des fünfzehnten Jahrhunderts.

Mitgetheilt von
A. Bertling,
Gefängnißprediger und erster Bibliothekar der Stadtbibliothek in Danzig.

Die Papierhandschrift F. 171 der Allerheiligenbibliothek der Marienkirche zu Danzig, aus 234 Blättern bestehend, enthält neben sechszehn verschiedenen theologischen Traktaten, wie expositio psalterii Johannis de Turrecremata und dergl., auf den Blättern 232ᵇ bis 233ᵇ das lateinische Original und die deutsche Uebersetzung eines religiösen Gedichtes, das in mehrfacher Hinsicht unser Interesse verdient.

Einmal nämlich ist die Abschrift dieses Gedichts in Danzig gefertigt worden. Wie die Aufschrift auf Bl. 1ᵃ zeigt, war der Besitzer dieses Handschriftenbandes „Johann Rasoris de Nydemburgh.“[1]) Ebenderselbe hat aber auch die einzelnen Bestandtheile des Bandes abgeschrieben und zwar in Danzig, wo er wahrscheinlich an der Marienkirche ein geistliches Amt bekleidete. So heißt es am Schluß des ersten Traktats, Bl. 96ᵇ: „Reverendissimi Cardinalis tituli sancti Sixti domini Johannis de Turrecremata expositio brevis et utilis super toto psalterio: Dantzk conscripta; Anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo nono die Saturni decima sexta Januarii per Johannem Rasoris de Nydemburgh feliciter est consummata.“

Ebenso genaue Zeitbestimmungen stehen am Schlusse eines jeden Traktats, so daß man von Monat zu Monat verfolgen kann, wie der Inhalt der Handschrift wächst. Am 26. März 1479 ist sie in ihrem Haupt-

---

[1]) Aus dem Besitz dieses Johannes Rasoris stammen viele Handschriftenbände der gedachten Bibliothek, so besonders der Band F. 121, der eine Abschrift der Vulgataübersetzung des Neuen Testaments und zwischen den Blättern zwei interessante Kupferstiche von hohem Alter enthält.

theil beendet. Auf den letzten theologischen Traktat folgt eine Aufzeichnung des arbor consanguinitatis und des arbor affinitatis in lateinischem Text und in einer deutschen Uebersetzung. Darauf folgt dann schließlich das religiöse Gedicht, das im Folgenden mitgetheilt werden soll. Es ist unzweifelhaft Johann Scherer's Hand, die auch diese Abschrift angefertigt hat; die Schriftzüge sind von derselben Festigkeit und Deutlichkeit wie in den übrigen Bestandtheilen des Codex. Sonach dürfte die Zeit, da dies Gedicht von Johann Scherer abgeschrieben wurde, das Jahr 1479 sein.

Was den Verfasser ferner betrifft, so ist nach dem Epilog des Gedichts, in der Abschrift „conclusio operis" genannt, ein Verfasser des lateinischen Textes und wieder ein anderer Verfasser der deutschen Uebersetzung anzunehmen.

In dem oben Gesagten ist schon vorweg ausgesprochen, daß Johann Scherer weder das lateinische Original noch die deutsche Uebersetzung verfaßt habe. Denn nach dem Epilog des Gedichts ist diese Uebersetzung im Jahre 1432 verfertigt. Die Festigkeit der Schriftzüge in der Abschrift, die Johann Scherer gemacht, läßt aber schließen, daß er zur Zeit als er unsere Handschrift anlegte und vollendete, in blühendem Mannesalter gestanden haben muß. Wäre er aber der Verfasser des Gedichts, so müßte er um des großen Zwischenraums von siebenundvierzig Jahren willen, der zwischen der Abfassung und Abschrift des Gedichts liegt, von viel höherem Alter gewesen sein, das auf die Schriftzüge gewiß nicht ohne Einfluß geblieben wäre. Das Unbekanntsein des Gedichts, welches weder die Sammlung Polykarp Leyser's noch die Wackernagel's enthält, giebt der Vermuthung Raum, daß der Verfasser sei's des lateinischen Originals und der deutschen Uebersetzung oder auch nur der deutschen Uebersetzung allein unserer Provinz angehört habe. Da der Verfasser sich aber nicht nennt, so ließen sich weitere Nachforschungen nicht anstellen. Schon um dieser Vermuthung willen dürfte wohl das Gedicht unser Interesse erwecken.

Endlich aber verdienen die im Gedichte ausgesprochenen theologischen Gedanken eine Beachtung unsrerseits.

Ueber die äußere Beschaffenheit der Abschrift des Gedichts ist Folgendes zu bemerken. Der lateinische Text und die deutsche Uebersetzung sind neben einander in gleichen Reihen geschrieben, sodaß jede Strophe der

Uebersetzung der Strophe des lateinischen Textes, deren Uebertragung sie ist, gegenüber steht. Vor jeder Strophe ist das bekannte Strophenzeichen in rother Farbe angebracht; durch rothe Striche sind Ueberschriften und Anfangsbuchstaben hervorgehoben.

Für den folgenden Abdruck des Gedichts, der aus den oben entwickelten Gründen vielleicht für nicht ganz unersprießlich gehalten werden dürfte, sind die jetzt allgemein angenommenen Regeln für derartige Publikationen befolgt worden. Der Text der deutschen Uebersetzung ist in seiner überlieferten Orthographie getreu wiedergegeben. Nur die Interpunktion ist nach der heutigen Verwendung hinzugefügt worden. Die deutschen Schlußverse, welche die Abschrift in fortlaufenden Zeilen giebt und hinter deren Reimwort innerhalb der Zeile das Zeichen (/) steht, sind im nachfolgenden Abdruck nicht in den fortlaufenden Zeilen wiedergegeben, sondern nur durch das Zeichen || angedeutet, wie weit sie in der Handschrift gehen.

Contemptus mundi in latino.	In vulgari.
1. ¶ O vos omnes qui transitis Hanc figuram aspicite, Memores mei ſemper ſitis Et mundum hunc despicite.	1. ¶ O alle ir, dy hy vorgeet, Seeth an fleyszlich deſe figur Meyn gedenkit vnd dornoch steet, Das ir vorſmeht der werld vnfur.[1])
2. ¶ Quoniam eram gloriosus Habens aurum et argentum, Nunc a vermibus corrosus Quam horrendum testamentum.	2. ¶ In hoen eren furt ich meyn leben Ich hatt vele silber vnd ouch golt Nu ist meyn leyb den wormen geben Merkt wy eyn grawſam todis solt.
3. ¶ Heu quam male sum deceptus Habens annos iuveniles, Nec sum penitus adeptus Quam ſpreveram seniles.	3. ¶ Ach byn leyder seer betrogen Hoffende in dy iogend meyn Dy iar des aldirs mir entzogen Vnd eer der tzeit vorsneten seyn.
4. ¶ Heu nunc mors me supplantavit, Quum minime credebam, Et mihi vitam amputavit, Qui securus incedebam.	4. ¶ Der tod hat mich obirstreten Do ich is kleynst getrauet han Meyn leben hat her mir abgesneten Do ich mich daucht gar sicher ſtan.

[1]) vnfur = schlechte Lebensweise. Müller u. Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch III, 264.

5. ¶ Quidquid boni intellexi
Vel ab aliis audivi;
Plane totum hoc neglexi,
Quia carni deservivi.

5. ¶ Was mich meyne vornunft gutis leret
Addir andir lewth vorstendicheit,
Altzeit ich das zcum ergsten kert
Vnd dynete ye der fleyschlicheit.

6. ¶ Quicquid mihi dicebatur
De aeterna gloria,
Nihil mihi videbatur
Nisi mundialia.

6. ¶ Was ymand kund mir y gesagen
Von eren der ewigen zelicheit,
Das wold meynem hertzen nicht behagen
Ich lybte vil mehr der wertlicheyt.

7. ¶ Vitiorum fui cultor,
De bonis fuit nulla cura.
Reddit mihi iustus ultor
Multo plus quam cum usura.

7. ¶ In velen lastirn v̊bete ich mich,
Zcu togenden was ich nicht balt;
Des hat der rechte recher sich
An mir mehr wenn mit wucher betzalt.

8. ¶ Curam carnis semper ego
Et vanam gloriam amavi;
Pro his in penam hanc impegi
Sero novi quod curavi.

8. ¶ Meyn sorg zcu leybis lust gewand
Was altzeit vnd zcu eytler eere.
Nu in der peyn hab ich irkant
Das ich hab geirret zere.

9. ¶ Luxuriose et gulose
Vixi temporaliter,
Pro quo pe̊nas copiose
Exolvo aeternaliter.

9. ¶ In vnkeusch vnd in fressicheit
Dy tzeit meyns lebens hab ich vortzert.
Dorvmme in hellen bitterkeyt
Ist mir vnmeszliche peyn beschert.

10. ¶ Peccaverunt pedes, manus
Contra legem domini;
Egi corde vagus
Quae non licet homini.

10. ¶ Meyn hend vnd fusz gesundiget han
Wedir das gesetz des herren meyn.
In hertzen eytelkeyt gethan
Hab ich werk dy vntzemelich seyn.

11. ¶ Mundus mihi repromisit
Multis annis vivere,
In his tormentis me collisit;
Sic solet retribuere.

11. ¶ Dy werld mir geloubte vele iar
Hyr zcu leben in linden tagen,
Sy hat mich betrogen gar
Vnd in dy peyn nidergeslagen.

12. ¶ Multos malo sic fefellit
Variis conatibus
Et in mortem sic impellit
Multis cum reatibus.

13. ¶ Hoc considerate templum,
Quod me mersit in profundum.
Relictus vobis sum exemplum
Deceptus per istum mundum.

14. ¶ Heu sic miser sum delusus
Per meam negligentiam,
In infernum sum detrusus
Iustam per sententiam.

15. ¶ Nemo unquam comprehendit
Quanta patior tormenta,
Nec in cor hominis ascendit,
Quae mala malis sunt retenta.

16. ¶ Qui non volunt penitere,
Sicut ego sunt futuri;
Debent merito timere,
Quod sic semper arsuri.

17. ¶ Oportunum nunc habetis
Tempus aptum penitendi,
Vigilate ne tardetis,
Nec occurrat tempus flendi.

18. ¶ Talem penam prevenite
Cum luctu et doloribus,
Ne vobis dicatur: ite!
Novissimis temporibus.

12. ¶ Alſo hat vele menschen sy
Betrogen mit vil listicheit
Dy sy czum tode treybit hy
In mancher ſchulde mislicheyt.[1])

13. ¶ Merkt nu deses leychnams tempil,
Der mich in abgrund hat getzogen
Vnd euch gelassen zcu eynem exempil,
Wy mich dy werld hat zer betrogen.

14. ¶ Ich dorfftiger mensch leyder vnfro
Durch meyn vorſeumniss betrogen bin
Dorvmme durch rechtis ortel so
Bin ich in dy hell verstossen hin.

15. ¶ Nymand ist der kund wol achten
Meyner peynen herbekeyt
Noch menschlich hertz mag gantz betrachten
Welch obil ist den boesen bereyt.

16. ¶ Dy nu ir sund nicht wellen büssen,
Dy sullen recht besorgen sich,
Das sy ewig burnen mussen
Als sy nu zehen burnen mich.

17. ¶ Ir habt noch dy geneme tzeit
Zcu der man sunden bussen mag;
Dorummo wacht vnd nicht trege seyt,
Welt ir entgeen der ewigen clag.

18. ¶ Mitt leid vnd smertzen musset ir
Dy sunden von euch sneyden,
Welt ir das wort: „geet von mir"
Am iungisten tag vormeyden.

[1]) mislicheyt = Mannigfaltigkeit, Verschiedenheit. Müller u. Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch II, 189.

19. ¶ Quae dampnandis vox dicenda
Magna cum severitate
Est sed multum et timenda,
Contra quam vos preparate.

20. ¶ Nigriores quam carbones
Sunt hi pessimi tortores,
Animarum sunt predones,
Qui vos ducunt in errores.

21. ¶ Nonne vides, quam difformis
Sum per nigligentiam?
Miser homo, cur sic dormis?
Age penitentiam!

22. ¶ Voraci flammae sum sic datus,
Vae quod unquam fui natus!
Propter varios reatus
Sine fine sum dampnatus.

Corpus interrogans animam dicit:

23. ¶ Adhuc loquor breviter
Animo sub tristi,
Si tu apud inferos
Anima fuisti.

24. ¶ Dic mihi, te deprecor,
Quid ibi vidisti,
Si qua spes sit miseris
De dulcore Christi.

25. ¶ Dic, si quid parcatur
Nobilibus personis,
Qui mundo dum viverent
Sedebant in thronis,

19. ¶ Das wort mit herter gestrengeheyt
Mussen heren dy vortumet werden
Wedir das mogt ir seyn bereyt
Mit guttin werken by vff erden.

20. ¶ Vele ſwartzer wenn dy kolen sint
Der zelen gar boze queler,
Sy machen dy menschen in irrsal bereyt[1])
Dy bozen selen steler.

21. ¶ Ach dorfftiger mensche sich an mich
Wy ich bin so gar vngestalt.
Woromme slefistu vnd soumist dich
Thue busz vnd deyn zele behalt.

22. ¶ In hitzigen flammen ich peyne dulde.
We mir das ich bin geborn!
Vmb manchirhande sunde schulde
So bin ich ane ende vorlorn.

Der leib zcur zelen frogende spricht:

23. ¶ Ausz hertzen betrubekeyt
Ich dich zele frage:
Bistu gewest in iamerkeyt
Der hellen/ mir das sage.

24. ¶ Hast du zele icht irkant
Do in hellen glute
Ab den dorfftigen trost gefand
werd) von christi gute.

25. ¶ Sag ab ich geschoned werde
Der edlen personen,
Dy do sy lebten hy vff erden
Soszen vff hogen thronen.

---

[1]) Soll offenbar „blint" heißen.

26. ¶ Si sit illis aliqua
Spes redemptionis
Pro nummis aut prediis
Aut terrenis donis.

26. ¶ Gibt en hoffen ichtis trost
Das sy mit gedinge
Werden vmme goben irlost
vmb gůtter vnd pfenninge.

Anima respondet corpori:

27. ¶ Tibi dico breviter
Querulo sermone,
subeuntes baratrum
Quaecunque personae.

28. ¶ Non est spes ulterius
De redemptione
Nec per elemosinas
neque oratione.

29. ¶ Si tota devotio
Fidelium oraret,
Si tota religio
Ieiuniis vacaret,

30. ¶ Si totam substantiam
Mundus suam daret,
Talis dei gratia
Nempe quisque caret.

Dy zele antwerdt dem leychnam:

27. ¶ Kortzlich ich dir sagen wil
Mit clegelichen worten,
Das alle dy noch todis tzil
Komen in hellen pforten,

28. ¶ Dorffen vorbasz hoffen nicht,
Das alle gutte tete
Sy vfz peynen loesen icht,
noch almosz noch gebete.

29. ¶ Ab nu dy heylige cristenheyt
Mit vasten gantz gemeyne
En zcu helfen were bereyt
Vnd mit gebeten reyne,

30. ¶ Vnd all der werld gůtter by
Vor sy gegebin weren,
So mussen doch ane ende sy
Der gnaden gotis entperen.

Diabolus trahens animam dicit:

31. ¶ Hi, qui nobis serviunt,
Sic sunt ponderati,
Sine fine taliter
Erunt cruciati.

Der teuffel tzerrth dy zeele vnd spricht:

31. ¶ Also werden sy beswert
Dy vns vff erden dynen,
Das ir vnsalt ymmer wert
In den ewigen pynen.

Conclusio operis.

¶ Lob vnd ere well wir sagen/
Gote in der ewicheit/
Dem czu eren in den tagen/
Dis‖ deutsch geticht ist bereyt/,
Do men tawsint vnd vyrhundirt/
Schreyb vnd xxxij iar‖
Nach der iartzal vszgesundirt/
Nach vnsers hern geborte clar/

Ap ymand sey der dasz| vil basz/
Vfz dem latyn gebrengin kan/
Zcu deutscher tzunge der wisse, das/
Ich em das von hertzen gan.
Ydoch mit andacht ich begere/
Das dy leser bitten got/ ||
Das her meyne zcel ernere/ [1])
Von des obelin geistes spot/
Vnd das wir alle ge| bessert werden/
An vnserem leben das sal wir ramen[2])
Vfz dem gelicht vff| deser erden/
Das helff got der ewig. amen/.

Eine neue Quelle zur Translation der heil. Barbara.

In Incun. 828 der Königl. Bibl., früher in Sperat's Besitze, enthaltend: 1) Augustini liber de meditatione (s. l. et. a.), und 2) Bonaventurae sermones de tempore et sanctis (Zwollis 1479), finden sich auf den vier letzten Blättern von einer Hand des XV. Jahrh. folgende Stücke:

a) Legenda de sancta Barbara, in derselben Gestalt, wie sie im Anhange der Legenda aurea vorkommt;

b) Qualiter capud sancte Barbare delatum est a Roma in Pomeraniam;

c) De ortu et conuersione Margarete.

Der Bericht über die Translation des Hauptes der heiligen Barbara stimmt im Inhalte mit dem 3. Capitel der Ausgabe Töppen's (Scriptores rerum Prussicarum II, 400 ff.), in der Fassung dagegen weicht er sowohl von dem Vulgattexte, als auch von den Codd. M, N (Töppen S. 402. N. 1) so durchaus ab, daß er als eine selbständige Quelle angesehen werden muß. Er mag daher nachstehend einen Platz finden.

S—n.

---

[1]) erneren = heilen, retten. Müller u. Zarncke, Mittelhochd. Wörterb. II, 384.
[2]) ramen = trachten. Ebenda II, 549.

Qualiter capud sancte Barbare delatum est a Roma in Pomeraniam, de quo sunt diuerse opiniones, vnam tamen pre ceteris famosiorem ponam.

Temporibus illis quidam rex in Dacia, qui cum suis episcopis et presbiteris in sua prouincia constitutis maxime discordabat, quos nemo ad concordiam poterat reuocare. Tandem venit ad aures sedis apostolice. Sed cum diu de causa disputatum fuisset, propter ipsius multiplicitatem difficiliter potuit inveniri conclusio. Decretum tamen fuit, ut summus pontifex quendam legatum illuc transmitteret, qui, si posset, eorum contrauersiam compesceret. Erat quidem in curia pape quidam reuerendus episcopus, scientia et consilio maturus, et in arduarum causarum examinacione satis expeditus. Hic ab omnibus est electus in loco pape ad eius prouinciam mitti. Qui conseneiens ad viam se preparauit, sumptibus et comitatibus se armavit, et quecunque voluit asportavit. In cetera sua pontificalia suosque ornatos non est oblitus. Et ut prosperum ageret iter, et a periculis esset tucior, quasdam reliquias sanctorum secum habebat. Deliberabat autem, quid assumeret, et visum est ei bonum, quod partem de ligno sancte crucis et caput sancte Barbare virginis et martyris a domino papa postularet. Et quod postulauit, obtinere meruit. Igitur omnibus suis bene dispositis, nauim ascendens, qui missus fuerat, proposuit transfretare. Et ecce, ventus sibi suisque contrarius est exortus. Qui, reniti non valentes, ad terram Pomeranie ad portum, qui dicitur Gedanczke, compulsi sunt applicare. Populus autem illius prouincie habuit talem conswetudinem: Omnes naues sic fluctuantes terre sue applicuerunt, sine mora naues confregerunt, et mercimonia inter se capientes inter se diuiserunt, populum eciam ibidem repertum in seruos redigerunt. Erat autem populus iste crudelis et sine timore dei viuens, absque natura hominum plurimos molestabat. Cum autem episcopus ille reuerendus cum suis illuc venisset, eodem modo cum illo actum est. Nam suos et sua tollentes et afficientes inter se diuiserunt, populum autem licet docentem, mouentem et deprecantem captum duxerunt, ad quandam villam locauerunt, aduersos labores licet in consuetum ad duos annos opportuit exercere. Post talem predacionem ipsi inter se tractauerunt, quid de pontificalibus, reliquijs, ornamentis esset faciendum. Tandem

videbatur illis conveniens, vt darent ad ecclesias. Et sic sancte crucis duos ornatus, vnum rubeum, alterum blaueum, et alia ornamenta ad claustrum Cistersiensium, quod dicitur Oliua, obtulerunt. Sed et thezaurum preciosissimum, qui tunc non reputabatur, caput videlicet sancte Barbare proprie dux Pomeranie ad suam partem adeptus est. Quod ad suum castrum detulit et in suos posteros hereditavit. Sed ipsa sancta Barbara magis ac magis se ad salutem preparavit et propius fidelibus apropinquavit. Hys igitur, ut visum est, sic accidentibus, Romane sedis prelati didicerunt, quod legatus cum suis ad prouinciam missus illuc non venisset. Estimantes, ipsos fore submersos, pro ipsis oraciones fundebant, hostiam offerentes salutarem. Elapsis uero duobus annis, dux predictus, volens suis primatibus conviuium parare, invitat episcopum Caminensem, qui tunc temporis subditus erat archiepiscopo Pomeranensi. Qui, intelligens ducis fauorem et amiciciam, ad veniendum se preparat, assumens sibi familiam congruentem, illuc concitus equitat. Cum esset autem in via, contigit, vt apropinquaret ville, in qua reuerendus ille episcopus, allator capitis sancte Barbare, tenebatur captiuus. Qui, stans ad molam, molebat farinam, prout facere consweuerat. Videns igitur episcopum apropinquantem cum cappellano suo, qui librum in manibus suis ferebat, horas legentem, consternatus in sua miseria, incepit alta voce decantare: Salue, regina. Audiens igitur vocem Latinam, dixit ad suos: Adaudistis et uos aliquem in Latino hec decantantem? Qui dixerunt: Audiuimus. Quibus ait episcopus: Ite et videte velociter, quis sit ille, et adducite eum michi. Adduxerunt ergo illum. Quem cum intuitus fuisset episcopus, dixit ad eum: Es tu ille, qui nuper in Latino decantasti? Et ille: Sum etenim ego, namque in laudem dei genitricis, vt me de hac miseria et angustia liberaret, decantaui Salue regina. Episcopus: Quis docuit te cantare Latine? Et ille: Ego, dum sciui, antequam ad hanc vallem deveni. Volens igitur episcopus scire, quis esset, et vnde veniret, ille narrare incepit per singula suum euentum illi cordialiter declarando. Deinde, propter deum et sancti dei genitricem et sanctam Barbaram, ipsum rogavit, ut ab hac captivitate, si posset, liberaret. Que cum audisset episcopus, contristatus est valde et cordintime sibi compaciebatur, nihilominus exhortans, ut pacienciam haberet et taceret; vellet enim attemptare,

si per aliquem modum posset eum liberare. Hys namque sic habitis, episcopus ad ducem equitauit. Quem reuerenter suscipiens cum suis militibus introduxit. Mansit autem apud illum aliquos dies, quousque conviuium illud claudebatur. Singulis autem ad propria reuertentibus, dux episcopum multis dotat muneribus, supplicans nihilominus, ut apud se diucius remaneret. Quo recusante, et se de mora excusante, ipsum cum magno comitatu conducere ad dyocesim suam disponebat. Episcopus uero, videns ducem sibi ita fauorabilem, et se cunctis muneribus . . . . onerari, apposuit et pro illo captiuo temptare, dixitque: Domine princepes honorabile, si inveni graciam in oculis vestris, dimittere mihi dignemini vnum de captiuis vestris. Cui ille: Non vnum, sed plures, vbicunque volueritis, vobiscum adducatis. Post hoc episcopus, duce valedicens, abscessit securus et gaudens . . . . reuerend. captiuum dimiserat, festinabat. Quem ut prius ad molam stare inveniens assumpsit et secum usque ad Camin abduxit. Haud dubium, quod meritis beate Barbare, cuius deuotus seruitor extiterat, sic solutus fuit. Igitur ille legatus promisit episcono, quod, quam cito Romam rediret, vellet sibi impetrare, ut a iugo archiepiscopatus liberaretur, quia usque tunc subditus erat episcopo Pomeranensi. Qui cum Romam reuerenter fuerit remissus, a domino papa totoque clero honorifice receptus, quibus omnia, que circa ipsum contingerant, enarravit et episcopo Caminensi libertatem, quam promisit, impetravit. Hoc totum factum est ad laudem et honorem sancte Barbare, parante domino ihu xpo.

Wigand von Marburg.

(Vgl. III, 660.)

Bereits im vorigen Jahrgange der Altpr. Monatsschrift wurde auf einen werthvollen Fund zur Deutschen Original-Chronik Wigand's von Marburg aufmerksam gemacht. Dieser Fund ist seitdem, zugleich mit einem anderen gleich bedeutenden Funde, veröffentlicht worden in dem uns verspätet zugegangenen 2ten Hefte, Jahrg. XII. (1867) von Franz Pfeiffer's „Germania" S. 194 ff.:

„Bruchstücke aus Wigands von Marburg Reimchronik. Herausgegeben von K. A. Barack."

Die Bruchstücke umfassen zusammen 274 Verse. Sie bestehen in je 2 zusammenhängenden Quartblättern einer und derselben Handschrift, zu 134 und 140 Versen. Erstere, als Zwischenblätter einer Lage, entsprechen den capp. 34, 35, 36 und 38 der Lateinischen Uebersetzung. Die letzteren geben einen fortlaufenden Text = cap. 43.

Beide Bruchstücke enthalten zugleich, bis auf 7, sämmtliche Verse des von Krömecke entdeckten Fragmentes. Die Vergleichung der Texte und Schriftzüge ergiebt, daß Krömecke's Fragment einer von Barack abweichenden, etwas späteren Handschrift angehört.

In Betreff der beiden Kausler'schen Quartblätter, welche jetzt verschollen sind, wird vermuthet, daß sie mit den vorliegenden Ueberreste eines und desselben Codex sind. Die Verschiedenheit der Zeilenzahl steht dem um so weniger entgegen, als eine solche selbst innerhalb des einen Barack-schen Bruchstücks stattfindet

Die beiden Bruchstücke sind Eigenthum der Fürstl. Hofbibliothek zu Donaueschingen. Ebenso ist das Krömecke'sche Bruchstück für dieselbe erworben, so daß nun sämmtliche handschriftliche Ueberreste der Originalchronik Wigand's dort vereinigt sind.

S—n.

Urkunden-Funde und Briefe.

(Vgl. IV, 382.)

5.

(Original auf Pergament, aus Inc. 825 der Kgl. Bibl.)

IN xpo ſibi dilectis, Nicolao Wegener et barbare vxori eius, cum liberis eorundem deo et beato franciſco deuotis, ffrater Conradus låx, fratrum ordinis minorum de obſeruancia nuncupatorum in terra liuonie et in pruſia Cuſtos immeritus, cum oracionum ſuffragio ſalutari omnium incrementa virtutum. deuocionem veſtram, quam ob dei amorem ad ordinem noſtrum vos habere didici, affectu ſincere caritatis acceptans, xpoque non immerito acceptabile fore credens, pijs ipſam ſpiritualium beneficiorum viſiſſitudinibus reconpencari, vos ad ſingula et vniuerſa conventuum mihi commiſſorum recipio ſuffragia in vita pariter et in morte, plenam vobis participacionem Miſſarum, Vigiliarum, Oracionum, Suffragiorum,

Ieiuniorum, Et omnium bonorum ſpiritualium tenore preſencium tribuendo, que per fratres eorundem conventuum mihi commiſſorum operari dignabitur clemencia ſaluatoris. Inſuper et anime veſtre poſt mortem veſtram, quam miſericors deus ſalubriter differre dignetur, oracionibus fratrum recommendentur, Et alia fiant pro eis ſuffragia, que pro nobiſcum fraternitatem habentibus fieri conſueuerunt, Si obitus veſtri noſtro capitulari congregacioni fuerint nunciati. Datum in conventu noſtro Welawenſi, Anno domini Milleſimoquadringenteſimooctuageſimoprimo, in die ſancti Thome cantuarienſis epiſcopi, mei officij ſub ſigillo preſentibus appenſo.

6.

(Original auf Papier, mit den Spuren eines rothen Wachssiegels, befindlich auf dem inneren Vorderdeckel von Inc. 841 der Königl. Bibl.)

Andreas Dei gratia
Epiſcopus warmien.

HOnorabilj Bartholomeo Stregener,[1]) Conuentorj Eccleſie Sancti ſpiritus Ciuitatis Elbingen., Salutem in domino. Cum paſtoralis officij nostrj interſit, animarum Subditorum noſtrorum ſalutj proſpicere, et ad Nos peruentum exiſtat, pauperes homines in eodem hoſpitalj Sancti ſpiritus degentes in hijs Capellanj ob deffectum non parum negligencie patj: Tibj, de cuius diſcrecione confidimus, vt curam et Adminiſtracionem animarum earumdem habere et ſalutj earum intendere valeas et poſſis, omnimodam auctoritate noſtra ordinaria committimus et indulgemus facultatem. Datum in Elbing, feria ſexta, ipſo die Solenniſ feſtj viſitacionis glorioſiſſime virginiſ marie, Anno domini Milleſimoquadringenteſimoſeptuageſimotercio.

7.

(Original auf Pergament, mit den Einschnitten für das Siegel, rechts beschnitten, aber vollständig zu ergänzen, entnommen dem vorher bezeichneten Bande: Inc. 841.)

IN Xpo ſibi dilecto bertolomeus [!] ſtrikener,[2]) deo et beato franciſco deuoto, ffrater Iohannes kelner, fratrum minorum de ob[ſeruancia]|| nuncupatorum, in terra liuonie ac pruſie exiſtencium cuſtos immeritus

---

[1]) cf. Urkunde 3 (Monatsschr. III, 564), sowie die nächstfolgende Urkunde.

[2]) Eine ähnliche Urkunde auf denselben s. No. 3, vgl. die vorhergehende Note.

Cum oracionum suffragio salutari ac omnium incrementa virtutum. Deuoci-[onem vestram,] || quam ad ordinem nostrum vos habere didici, affectu sincere caritatis acceptans, xque non immerito acceptabile fore credens, pijs ipsam [spiritualium] || beneficiorum vicissitudinibus recompensari, vos ad singula ac vniuersa conventuum mihi commissorum recipio suffragia in vita pariter et [in mor-] || te plenam vobis participacionem missarum, vigiliarum, oracionum, suffragiorum, ieiuniorum, ac omnium bonorum spiritualium tenore pre[sencium tri-] || buendo, que per fratres mihi commissos operari dignabitur clemencia saluatoris. Insuper et anime vestre post mortem vestram, quam m[isericors] || deus salubriter differre dignetur, oracionibus fratrum recommendentur, et alia fiant pro eis suffragia defunctorum, que pro [nobiscum] || confraternitatem habentibus fieri consueuerunt, si obitus vester nostre Custodiali Congregacioni fuerit nunciatus. Dat[um in] || Conuentu nostro Saluelden.,[3]) Anno domini Mcccclxxxv, Die Anunciacionis Innocentissime semper virginis Marie, O[fficij] || mei Sub Appenso Sigillo.

S—n.

Ein Münzfund bei Pr. Stargard.

Ende des Monats August d. J. wurden durch Schweine in dem dreiviertel Meilen von Pr. Stargard belegenen Dorfe Kottisch eine Menge Silbermünzen aus dem Boden gewühlt. Als die Besitzer jener Schweine die emporgeworfenen Münzen bemerkt hatten, stellten sie weitere Nachgrabungen an und hoben gegen 100 Stück heraus.

Die mir in die Hände gefallenen Stücke haben ein dreifaches Gepräge, alle aber sind Solidi und zwar:

1) ältere Solidi stark mit Kupfer versetzt von Michael Küchmeister von Sternberg mit der Inschrift: PRI. MAGST. MICHAEL, auf dem Revers: MONETA DNORVM. PRVS.

2) jüngere Solidi desselben Hochmeisters mit derselben Inschrift, nur statt PRI. PRIM. Sie sind etwas kleiner und dicker und haben bedeutenden Silbergehalt.

---

[3]) Auch der gedruckte Band, welchem obige Urkunde entnommen wurde, ist bezeichnet: Liber conuentus Salefelden.

3) Solidi des Hochmeisters Paul von Rußdorf mit der Inschrift: PRIM. MAGST. PAVLVS, auf dem Revers: MONETA. DNORVM. PRVS.

Da sie mithin den Jahren 1414—22 resp. 1422—42 angehören, so werden sie wohl beim Ausbruch des dreizehnjährigen Städtekrieges im Jahre 1453 dort vergraben sein. Unsere Gegenden sind in jener Zeit stark heimgesucht worden, und es steht historisch fest, daß sämmtliche Dörfer um Stargard niedergebrannt sind, die Bewohner derselben aber wurden theils erschlagen, theils flüchtig.

Pr. Stargard, 3. September 1867.

Dr. Bernh. Stadie, Prediger.

Alterthumsfunde.

(Vgl. IV, 189.)

42) In der Sitzung des polytechnischen Vereins zu Braunsberg am 28. Februar wurden vorgezeigt zwei Keile aus Feuerstein aus Altpr. Heidengräbern, jedenfalls zum Holzspalten bestimmt gewesen. Der eine, aus der Antiquitäten-Sammlung des Hrn. Prof. Dr. Bender (Braunsberg), ist aus einem Feuerstein gefertigt, wie man solchen auch jetzt noch hin und wieder unter dem Geschiebe antrifft, der andere, von Hrn. Bahnhof-Inspector Förstnow (Heiligenbeil) zur Ansicht eingesandt, aus gebändertem, jaspisartigem Feuerstein, den man nicht in Preußen findet. [Braunsberger Kreisblatt 1867. No. 22, Beilage.]

43) In demselben Vereine am 14. März wurden vorgelegt eine eiserne Lanzenspitze aus einer bei Germau im Samlande ausgegrabenen Urne, und verschiedene alte und neue Münzen, darunter eine Schwedische Kupfermünze von Gustav Adolf. [Ebd. No. 27, Beilage.]

44) Am 3. Septbr. wurden in Johannisburg beim Neubau eines Hauses unter einem alten Kamin gegen 50 Stück alte Münzen gefunden, unter denen sich besonders eine Silbermünze auszeichnet, welche die Größe eines kleinen Tellers hat, 12 Loth schwer ist, und das Bildniß des Herzogs Georg von Braunschweig in ganzer Figur zu Pferde mit der Umschrift: „Auf Gott traw ich" trägt. Dieselbe hat die Jahreszahl 1638. [Preußisch-Littauische Zeitung 1867. No. 209.]

45) Auf der Feldmark der Briesener Plebanei am Abhange des Seeufers stießen Arbeiter beim Graben nach Steinen zum Chausseebau auf ein heidnisches Grab. Nach Art jener uralten Grabkammern bildete dasselbe ein Viereck von 6—7 Fuß Länge und gegen 4 Fuß Breite, an den Seiten von etwa 3 Fuß hohen, zum Theil grob bearbeiteten, flachen Granitsteinen umsetzt, woraus ebenfalls die Decke bestand. Im Innern dieser sogenannten Steinkiste befanden sich auf sorgfältig geglättetem Kiesboden 18 Urnen (Henkelurnen) oder Aschenkrüge, theils krug-, theils napfartig, von einigen Zollen bis über einen Fuß Höhe derartig aufgestellt, daß die größeren Exemplare den Mittelpunkt bildeten. Leider wurde durch die Unachtsamkeit und Unkunde der Arbeiter die Mehrzahl der Urnen zerbrochen, und nur einige ziemlich gut erhaltene Exemplare gingen in den Besitz des Hrn. Hartwich auf Prussy über. Die Urnen bargen weder in noch um sich die geringste Spur von Geräthschaften, sondern enthielten nur Asche und gebrannte Knochen. [Der Gesellige. Graudenzer Wochenblatt 1867. No. 107.] S—n.

Ueber einen eigenthümlichen Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien.[1])

Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur. Botanische Section. Sitzung vom 7. Dec. 1865.

Herr Geh. Medicinalrath Göppert hielt folgenden Vortrag über einen eigenthümlichen Bernsteinfund bei Namslau in Schlesien:

Bernstein wird in Schlesien, wie schon oft erwähnt, seit Jahrhunderten häufig, aber meistens nur vereinzelt, gefunden. An 120 Fundorte habe ich notirt, 5 gehören dem Areal von Breslau selbst an, mehr als ein Drittheil den auf dem rechten Oderufer gelegenen Kreisen von Namslau, Oels und Trebnitz. Pfundschwere Stücke sind nicht selten; das größte, ein 6pfündiges Stück mit einem tiefen, einen Wurzelabdruck zeigenden Einschnitt, kam vor 12 Jahren in der Oder bei Rosenthal, unfern Breslau, vor, ein anderes von 21 Loth in der Stadtziegelei bei Schweidnitz, von $1/2$ Pfund Gewicht 2 Fuß tief in lehmigem Boden bei Sprottau u. m. a.

Vor einigen Wochen enthielten unsere Tageblätter eine Notiz über

[1]) Von Herrn Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Göppert eingesandt.

Vorkommen von Bernstein bei Namslau. Da es von großem Interesse ist, die Lagerungsverhältnisse desselben genau zu kennen, ob sie der Geschiebe- oder der tieferen blauen Letten- oder Braunkohlenformation angehören, so bat ich einen sachkundigen Freund und Collegen, Herrn Kreis-Physikus Dr. Larisch in Namslau, um nähere Auskunft und erstaunte nicht wenig, darüber Folgendes zu vernehmen:

„Die Fundstätte liege etwa 300 Schritte westlich von Hennersdorf, zwei Meilen nordöstlich von Namslau, Hennersdorf selbst auf einer mäßigen Erhebung, die von Schadegur bis Wellendorf in der Richtung von Norden nach Süden ein Plateau bilde, welches östlich vielfach von Waldungen mit einzelnen kleinen Höhenzügen begrenzt werde. Der Oberboden sei durchweg sandig, der Unterboden lehmig mit vielen Rollsteinen. An einer kleinen Lehne, die sich nach Westen zu einer Wasserfurche herabsenke, habe ein Arbeiter, Namens Kühnel aus Polkowitz, beim Steinesuchen zunächst Heidengräber von 4—8 Fuß Durchmesser entdeckt, 5—15 Fuß von einander entfernt, 1 Fuß tief in sandigem Boden. Die Asche, Knochen und einzelne bronzene Geräthschaften enthaltenden Urnen hätten unter einer 5 Fuß hohen Rollsteinschicht gelegen, eine in den kleineren Gräbern, zwei in den größeren. Von den kleinen seien 10, von den größern 3 vorhanden. In einem solchen größeren Grabe, zwischen den beiden, 3 Fuß von einander entfernten Urnen, von mauerartig gesetzten Steinen gedeckt — also hingelegt — habe man Bernstein in der ungefähren Menge von mindestens 8 Metzen gefunden. Den bei weitem größten Theil desselben habe der Bernsteinwaarenfabrikant Herr Winterfeld in Breslau gekauft. Bernstein sei übrigens schon oft, zuweilen in Stücken von hohem Werth, in der Umgegend von Namslau, wie bei Nimmersdorf, Rankau u. s. w. vorgekommen, aber stets im Sande, unter welchem übrigens, namentlich an genannten Orten, auch bläulicher Letten und Mergel lagere."

Herr Winterfeld, in weiten Kreisen als Bernsteinwaaren-Fabrikant bekannt, hatte in der That von daher nicht weniger als 120 Pfund gekauft. Der größte Theil bestand aus kleineren Stücken, nur ein paar 8- bis 10löthige befanden sich darunter und alle waren, wohl in Folge der oberflächlichen Lage, mit einer oft tief bis in's Innere gehenden Verwitterungskruste bedeckt, oder zeigten den Charakter des Erdbernsteins, der

sich eben durch diese Kruste von dem mit glatter Oberfläche versehenen frischen Seebernstein unterscheidet. An den umfangreicheren bemerkte man die Eindrücke von Wurzeln, Steinen; die zahlreichen plattenförmigen stammen aus dem Innern der Bäume, die meisten von ihrer Rinde, insbesondere die concentrisch schaligen, welche den zu verschiedenen Zeiten erfolgten Ausfluß des Harzes bezeugen. Spuren von Bearbeitung ließen sich an keinem einzigen Stücke wahrnehmen.

Eine Quantität Rollsteine, Gneis, Syenit, Granit mit prächtigem, rothem Feldspath, also nordische Geschiebe, sah ich auch noch unter dem Bernstein als Zeugen der oberflächlichen Lage. Die ganze Quantität des vorhanden gewesenen Bernsteins vermag man mit Genauigkeit nicht mehr zu ermitteln. Notorisch war schon viel verschleppt worden, ehe Herr Winterfeld seine Ankäufe machte, und bei dem Herausnehmen selbst war man auch überhaupt nur mit geringer Sorgfalt zu Werke gegangen, da Herr Dr. Larisch, der auf mein Ersuchen sich abermals an Ort und Stelle begab, beim Oeffnen der inzwischen zugeschütteten Grabstätte 1½ Mäßel Bernstein zu sammeln Gelegenheit hatte.

Diese jedenfalls höchst **bedeutende Quantität** und die ganze Beschaffenheit der Fundstätte spricht nun, wie sich von selbst versteht, nicht für eine **ursprüngliche** oder **natürliche**, sondern nur für eine **künstliche** oder eine **absichtlich** veranlaßte Ablagerung, deren Ursprung zu erforschen nicht mehr in das Gebiet der Paläontologie, sondern in das der Urgeschichte gehört, der wir es hiermit zur weiteren Beachtung übergeben. Sie möge ermitteln, ob man damit eine Huldigung des Verstorbenen bezweckte, wiewohl man hierzu, so viel ich wenigstens weiß, nur Kunstprodukte aus Bernstein, nicht Rohbernstein verwendete, oder feststellen, ob wir nicht vielleicht das in Vergessenheit gerathene Lager eines Händlers der Vorzeit vor uns sehen. Jedenfalls spricht dieser ungewöhnliche, vielleicht bisher noch nirgends gemachte Fund für die ungemeine Ausdehnung des damaligen Verkehrs mit diesem interessanten Fossil, und vielleicht auch für die Wahrscheinlichkeit eines Landweges oder Karavanenzuges, der sich einst von der Donau aus durch das Waagthal oder Oberungarn nach Mannert's, Kruse's u. A. Angaben durch diese Gegenden bis zur Weichsel und Ostsee bewegte. Daß die Römer sehr viel Bernstein auf dem Landwege bezogen,

geht unter Anderem auch aus Plinius hervor, der sich überhaupt auch über den Ursprung des Bernsteins ebenso verständig wie über viele andere naturhistorische Gegenstände ausspricht. Plinius erzählt von einem von Nero nach der Bernsteinküste geschickten römischen Ritter, der eine sehr bedeutende Menge Bernstein mitgebracht habe. Die Reise sei von der Donau und Pannonien ausgegangen, wo schon lange Handel und Zwischenhandel mit Bernstein getrieben worden sei. Ob das angeblich häufige Vorkommen von Münzen von Nero in Preußen mit jenen Reisen in Verbindung stehe, wie Einige meinen, lasse ich, wie billig, dahingestellt sein. Uebrigens schenkte das ganze Alterthum dem Bernstein von seiner Entdeckung durch die Phönicier an fortdauernd das regste Interesse. Thales von Milet kennt ihn und mehrere seiner merkwürdigen Eigenschaften, desgleichen Plato, Herodot, Aristoteles, Theophrast, Dioscorides, Diodor von Sicilien, Tacitus, Virgil, Ovid; Martial feierte ihn durch Epigramme u. s. w.

Somit schiene dem Bernsteinhandel ein fast zweitausendjähriges Alter vor Christi Geburt gesichert. Könnte man nun nicht hieraus, da unsere sämmtlichen schlesischen bis jetzt bekannten Heidengräber vorzugsweise nur Bronzewaaren enthalten, und unser Bernsteinfund doch jedenfalls mit ihnen in innigster Beziehung steht, nicht auch einen Schluß auf die Zeit der freilich überhaupt schwer zu begrenzenden Bronze-Periode ziehen, welche dann in jenen Zeitraum fallen und nicht so alt sein dürfte, als man gewöhnlich annimmt? Das überall erwachte Interesse für Untersuchungen dieser Art wird auch wohl hier einst zu sicheren Resultaten führen, welche wir auch von unseren historischen Vereinen erwarten dürfen, die sich bereits eifrig mit dem schlesischen Heidenthum beschäftigen. Schließlich nachträglich noch ein Paar hierher gehörende Notizen:

a. In unserem Alterthumsmuseum sah ich ein mit Urnen in einem heidnischen Grabe gefundenes und mit ähnlichem blaugrauen graphitartigen Ueberzug versehenes, ziemlich getreues Conterfei unserer Landschildkröte, vielleicht die älteste plastische Darstellung eines deutschen naturhistorischen Gegenstandes.

b. In einem Urnenbruchstück, welches Herr Theodor Oelsner, der bekannte Herausgeber der „Schlesischen Provinzial-Blätter", schon vor Jahren fand, erkennt man deutlich den Abdruck einer kleinen Blattfieder

des Johannisfarn (Aspi dium Filix mas), der ganz unbestreitbar als das älteste Bild einer Pflanze Deutschlands anzusehen ist. Da er mit der Form der Gegenwart ganz übereinstimmt, geht daraus hervor, daß wenigstens die Pflanze in einer so langen Zeit keine Veränderungen erlitten hat, woran man wohl in unserer Zeit erinnern darf, in welcher so Vielen, bestimmt von dem Glanze der Transmutationslehre, der Begriff der Art und ihrer Dauer bereits ganz verloren gegangen ist.

c. Unser verehrtes Mitglied, der Geheime Regierungsrath Baron von **Wechmar** beschrieb und bildete in unseren Verhandlungen vom Jahre 1854 den Inhalt einer von ihm bei Zeblitz, eine Meile von Steinau an der Oder, ausgegrabenen Urne ab, nämlich Werkzeuge, fertige und halbfertige Arbeiten eines Bronze-Arbeiters, sowie 2 Stückchen rothfarbigen, eigenthümlich geformten und durchbohrten, wahrscheinlich zum Anhängen bestimmten Bernsteins. Insbesondere wegen der letzteren, die mit unseren Mittheilungen in einiger Beziehung stehen, fühle ich mich auch berechtigt, auf jene damals nicht benutzte Abhandlung zurückzukommen, der es gegenwärtig gewiß nicht an der ihr gebührenden Würdigung fehlen wird. Die Bernsteinstücke oder Proben lassen zwar die Facetten noch erkennen, sind aber dennoch schon auf ihrer Oberfläche stark verwittert.

d. Nachdem das Vorstehende bereits gesetzt war, finde ich noch in einer im Jahre 1748 erschienenen merkwürdigen Abhandlung „über den Bernsteinhandel in Preußen vor der Kreuzherrn Ankunft"[1]) einen Brief des berühmten italienischen Botanikers Paul Boccone, vom Jahre 1667 ohne weitere Nachweisung citirt, in welchem er uralte Begräbnisse in Steinsärgen um Ancona, einer alten sicilianischen Colonie beschreibt. In einem solchen habe man in der Gegend des Halses und der Brust der verweseten Leichen angereihete Corallen von Bernstein gefunden, so groß als ein Ei und in solcher Menge, daß man damit wohl hätte einen Scheffel anfüllen können. Ich werde mich bemühen, das Original dieser literarischen Angabe aufzusuchen. **F. Cohn.**

---

[1]) Die merkwürdige Abhandlung steht in der „Preußischen Sammlung" II, 133 ff. vgl. Altpr. Mtsschr. III, 658. R.

Berichtigung in Sachen Aennchen's von Tharau.

Die Quelle, aus welcher Herr Theodor Preuß im letzten (5.) Hefte der Altpr. Monatsschrift den Beitrag zur Lebensgeschichte von Aennchen von Tharau giebt, bedarf in zwei Punkten der Berichtigung. Jedenfalls — zeigt ja doch schon der Styl der Notiz in Pastenaci's Nachrichten einen modernen Notator — datirt die Glosse nach dem Jahre 1757; sie giebt zwar die Gatten von Anna Neander ganz richtig an, verwickelt sich jedoch in einen chronologischen Widerspruch, der auch Herrn Preuß nicht entgangen ist. Sie läßt nämlich Anna Neander 1619 geboren werden und 1689, 74 Jahre alt, sterben. Nach meinen Collectanen über Dach und seine Zeitgenossen hat jedoch Anna Neander im Jahre 1633 (nicht 1637), 18 Jahre alt, Johann Partatius (nicht Portatius,[1]) wie die Insterburger Notiz schreibt) geheirathet; danach wäre sie also 1615 geboren und somit 1689 wirklich 74 Jahre alt geworden. Ferner erwähnt die Insterburger Glosse, Dach habe das Lied „Aennchen von Tharau" als Studiosus zu Anna's Hochzeit gedichtet. Dach ist jedoch zuerst 1620 als minorenn und dann nochmals 1626, 21 Jahre alt, bei der Albertina inscribirt worden; 1633 war er schon Collaborator an der Domschule.[2])

Dr. **Franz Hirsch.**

Universitäts-Chronik 1867.

„Acad. Alb. Regim. 1867. IV." Index lectionum . . . per hiemem A. 1867 a. d. 14. Oct. p. p. o. instituendarum. [Prorector Dr. Gust. Frid. Werther philos. et med. Dr. P. P. O.] (15 S. 4.) Praefatus est **L. Friedlaender** de duobus locis Plinianis. (S. 3. 4.)

Verzeichniss der . . . im Winter-Halbjahre vom 14. Oct. 1867 an zu haltenden Vorlesungen und der öffentl. academ. Anstalten. (4 Bl. 4.)[3])

---

[1]) Es kommen beide Formen vor. R.

[2]) Vgl. Altpr. Monatsschrift I, 690. 692. R.

[3]) Irrthümlich steht in dem deutschen Verzeichniß unter den öffentl. academischen Anstalten: „Die **Raths- und Wallenrodtsche** (Bibliothek) **Dienstag u. Freitag von 2—4 Uhr Nachmittags**", während doch, wie im latein. Index ganz richtig angegeben ist, dies zwei verschiedene zu verschiedenen Zeiten geöffnete Bibliotheken sind, nämlich: die Stadt- oder Rathsbibliothek (bibliotheca civitatis Regim.) Mittw. u. Sonnab. von 2—4 Uhr, und die Wallenrodische (Wallenrodtiana) Dienstag u. Freitag von 3—4 Uhr Nachmittags.

21. Aug. Hist. Doctordiss. v. **Frz. Heyer** (aus Classenthal bei Oletzko): De bellorum a Romanis cum Gallis inter primum et secundum bellum Punicum gestorum scriptoribus. (32 S. 8.)

21. Sept. Philol. Doctordiss. v. **Frz. Siemering** (aus Kgsbg.): Quaestionum Lucretianarum particula I. et II. (50 S. 8.)

22. Sept. Philol. Doctordiss. v. **Henr. Rudolph. Thimm** (aus Kolodo bei Culm): De usu atque elocutione C. Suetonii Tranquilli. (100 S. 8.)

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Nachtrag und Fortsetzung.)

[Preußen.]

Monumenta Germaniae historica . . . ed. Geo. Henr. Pertz. Scriptorum Tom. XVIIII. Hannov. Hahn. Fol. (Ueber die auf Preußen bezügl. Geschichts-Quellen vgl. Altpr. Monatsschr. III, 370 ff.)

Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit Geo. Heur. Pertz. — Annales Poloniae ex recensione Arndtii et Roepellii. Hannov. Hahn. (XII u. 120 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Knödel, chronistische Notizen über die beiden Hochmeister des deutschen Ordens Konrad (seit 1441) und Ludwig (seit 1450) von Ellrichshausen. [Zeitschr. d. histor. Vereins f. d. wirtemberg. Franken. Bd. VII. Hft. 2 & 3. S. 325—328.]

Rosenthal, Dr. Dav. Aug., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrh. I. Bd. 2. Abth. Deutschland II. Schaffhausen. Hurter. (Aus Altpreuß. enthält diese Abth. folgende: **Hugo Lämmer** S. 984 ff. **Aug. Lewald** S. 1010 ff. Polizei-Director **Meier** S. 1048 ff.)

Prowe, Adolf, Das Thorner Blutgericht. Eine Erzählung. Mit 1 (lith.) Titelbild: „Das Thorner Rathhaus." Thorn. Lambeck. (2 Bl. u. 272 S. 8.) cart. 12 Sgr.

Prutz, Hans, Die historischen Volkslieder der Deutschen. I—IV. [Deutsches Museum. Nr. 34—37.]

— — Ludwig Uhland als Literarhistoriker. I. II. [Ebd. Nr. 47. 48.]

— — Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage u. Poesie. [Histor. Taschenbuch. 4. Folge. 7. Jahrg. Lpz. S. 1—96.]

Raabe, Ferd., Kritik der Wiesen-Kultur. Kgsbg. Koch. (25 S. 8.)

Radau, R., Les lacunes du système solaire. [Révue des deux mondes. Tom. 61. livr. 4. S. 1057—1068.

Rahmer, Dr. Albr., Ein lateinischer Commentar aus dem IX. Jahrh. zu den Büchern der Chronik kritisch verglichen mit den jüdischen Quellen. 1. Theil. Thorn. Wallis in Comm. (Gedr. bei C. Dombrowski.) (XII u. 109 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

— Rabbiner Dr. M., Rede am allgem. Bettage, den 27. Juni 1866, gehalten. Der Reinertrag ist für den hiesigen „Verein zur Unterstützg. der ins Feld gezogenen Krieger und ihrer Angehörigen" bestimmt. Ebd. (12 S. gr. 8.) 1/12 Thlr.

Rambach. Jono Jokubo Rambako Apmastimai wiſſű Kentejimű Kriſtaus ir ſeptyniu paſkutiniuju Zodziu nukryżawotojo Jėzaus, lietuwiſkſt Siratſt Butui Elnißkej' ant Paßalpôs lietuwiſskay iſleiſti. Pricaulej'. Druck u. Verl. der Schröderschen Bchdr. (648 u. 72 S. gr. 8.)

Rasche-Briod, A., **A. de Lagerström** et **A. de Möller**. Le trésor d'histoire ou le conteur français; dédié à tous nos petits amis de l'Allemagne. Nouvelle édit. Kgsbg. Bon. (61 S. 8.) 1/6 Thlr.

Rathke, Heinr., Untersuchungen über die Entwickelung u. den Körperbau der Krokodile. Hrsg. v. Prof. **Wilh. v. Wittich**. Mit 10 lith. Taf. in Farbendr. Braunschweig. Vieweg & Sohn. (V u. 275 S. gr. 4.) 4 Thlr.

Rhode. Historische Uebersichtskarte von Preussen u. Deutschland in ihrer Neugestaltung 1866. Gez. v. **C. E. Rhode**. In lith. Farbendruck. Elbing. Neumann-Hartmann. gr. 4. 1 Sgr.

Richelot, Ueber d. Transformation zweiter Ordnung bei den ultraelliptischen Integralen erster Ordnung. [Monatsberichte der Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. z. Berlin. Juni 1866. S. 412—416.]

Richter, Dr. Arth., [Neu-Platonische Studien. Hft. 2 u. 4.] Plotin's Lehre vom Sein u. die metaphysische Grundlage seiner Philosophie. Halle 1867 (1866). Schmidt's Verl. (VIII u. 111 S. gr. 8.) 2/3 Thlr. — Die Psychologie des Plotin. Ebd. 1866 (1867). (VI u. 86 S.) 2/3 Thlr.

Rindfleisch, W., De Pausaniae et Aelii Dionysii lexicis rhetoricis. Diss. inaug. philol. Kgsbg. Schubert & Seidel in Comm. (115 S. gr. 8.) 5/12 Thlr.

Rohn, Sem.-Lehr. R. A., Regeln der deutschen Sprachlehre f. Elementarschulen. Zweite verb. Aufl. Braunsberg. Peter. 2 Sgr.

Rosenheyn, M., Oberl. in Marienburg, Ueber den freudigen Muth des Schulmannes. [Pädagog. Archiv. 8. Jahrg. Nr. 3. S. 171—178.]

— — Miscellen. 1. Ueber wahre Bildung. 2. Welche Anforderungen macht die Schule an denjenigen, der das Amt der Jugendbildung übernimmt? [Ebd. No. 4. S. 241—257.

— — Ueber Prämien-Vertheilungen in den Schulen. [Ebd. Nr. 6. S. 450. 451.]

— — Individualität u. Naturell. [Ebd. Nr. 10. S. 734—745.]

— — Bildung u. Protestantismus. [Berliner Blätter f. Schule rc. 1866. Nr. 44.]

— — Der Schiffsjunge oder die Schule des Lebens. Eine Erzählung. Leipzig 1867 (1866). Waldow. (III u. 115 S. gr. 16. mit 1 Holzschntaf. in Tondr.) 5/12 Thlr.

Rosenkranz, Karl, Diderot's Leben u. Werke. 1. Band. Leipzig. F. A. Brockhaus. (XXVII u. 371 S. gr. 8.) 2. Bd. (VII u. 431 S.) 5 Thlr.

Rudloff, Dr., Die Wiedergeburt Deutschlands, ein Gedicht dem deutschen Volke gewidmet. 2. verm. Aufl. Zum Besten der im Kriege Verwundeten. Danzig. Const. Ziemssen in Comm. 1/12 Thlr.

Rülff, Dr. J. J., Predig., Anoki Adonai Eloheka. „Ich bin der Ewige, dein Gott." Ein Wort der Liebe und der Wahrheit. Erste Predigt von zweien über dieses Thema, gehalten im Betlocale der Synagogengemeinde zu Memel. Auf Verlangen dem Druck übergeben. Den Ertrag erhalten bedürftige Familien, deren Versorger zum Kriegsdienst beordert sind. Memel. Gedr. bei August Stobbe. (11 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Rumpel, Joh. (Insterburg), Die Auflösungen im Trimeter des Aeschylus u. Sophocles. [Philologus 25. Bd. 1. Hft. S. 54—66.]

Salkowski, Dr. Carl, Zur Lehre von der Novation nach römischem Recht Ein Beitrag zum römischen Obligationenrecht. Leipzig. B. Tauchnitz (XIV u. 496 S. gr. 8.) 2 1/4 Thlr.

v. Saltzwedell, Landrath, Statistische Darstellung des Kreises Sensburg. Gefertigt im Jahre 1865. Kgsbg. Schultz'sche Hofbuchdr. (56 S. gr. 4.)

Schaper, Staatsanwalt zu Insterburg, Grundzüge der gegenwärtig herrschenden Beweistheorie in Strafsachen. [Archiv f. Preuß. Strafrecht. XIV. März. S. 180—195. April. S. 245—263.]

Scheele, Wilh., Vorschule zu den lateinischen Klassikern ... 1. Theil. 11. verb. u. verm. Aufl. Elbing. Neumann-Hartmannsche Bchhdlg. (XII u. 183 S. 8.) 1/3 Thlr.

Schiekopp, Jul., Oberlehr. am Kgl. Gymnas. zu Tilsit, Die evangelisch-kirchliche Lehrfreiheit. Ein Vortrag, gehalten auf der Synodal-Conferenz zu Tilsit am 26. Sept. 1866. Gotha. Perthes. (85 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Schlacht, die, bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Nach amtl. Quellen u. den Berichten von Augenzeugen dargestellt von **H. v. B.** Mit 1 (autogr.) Schlachtplan und dem Portr. des Kronprinzen (in Holzschn.) [Separat-Abdr. aus „Der deutsche Krieg im Jahre 1866."] Elbing. Neumann-Hartmann. (47 S. 8.) 4 Sgr.

Schlieben, Erw. (aus Gumbinnen), De antiqua Germanorum poesi aenigmatica. Diss. inaug. Berlin. Calvary & Co. (36 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Schmidt, Julian, Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Berlin. Jul. Springer. (30 S. gr. 8.) 1/5 Thlr.

— — Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. durchweg umgearb. und verm. Aufl. 2. Bd.: Die Romantik. 1797—1813. Leipzig. Grunow. (VIII u. 654 S. gr. 8.) 3 1/6 Thlr. (1. 2.: 5 5/6 Thlr.)

Schriften der Königlichen physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Kgsbg. 7. Jahrg. Kgsbg. In Comm. bei W. Koch. (VII, 220 u. 30 S. gr. 4. m. Taf. I—IV.) 2 Thlr. (Inhalt s. Altpr. Monatsschr. III, 478. IV, 186.)

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. I. Bds. 3. u. 4. Hft. Danzig. Druck von A. W. Kafemann. 3 Thlr. (I, 1—4.: 5 Thlr.) (Inhalt: Bericht üb. d. Verhältnisse u. d. Wirksamk. der naturforsch. Gesellsch. z. Danzig im J. 1865 nebst Mitglieder-Verzeichniss. (19 S. gr. 8.) Ueb. einige bei Danzig gefangene Dipteren, bei denen die Flügel verkümmert sind oder ganz fehlen von Dir. Dr. Loew in Meseritz. (8 S.) Ueb. e. Rhipidopteron u. einige Helminthen im Bernstein von A. Menge. (8 S.) Preussische Spinnen von A. Menge. 1. Abth. (152 S. m. Pl. 1—28 u. 28 Bl. Erklärungen.)

Schrötter, Joseph Adalb., Gerichts-Assessor, Das Ostpreußische Provinzial-Recht unter Berücksichtigung der späteren Gesetze, Verordnungen, Ministerial-Rescripte u. Entscheidungen des Obertribunals hrsg. Braunsberg. Verl. v. J. R. Huye. (2 Bl. u. 136 S. gr. 8.) $^2/_3$ Thlr.

Schulze, Lic. Prof. Dr. Ldw. Theod., Passions- u. Osterfeier, Predigten über die sieben Worte des Herrn am Kreuze u. üb. seine Auferstehung gehalten. Gotha. Perthes. (IX u. 149 S. gr. 8.) $^2/_3$ Thlr.

Schwarz, Karl, Von der geraden Linie u. den Kegelschnitten. Für den Schulunterricht bearbeitet. Wehlau. Druck von Carl Peschke. [Beil. z. Progr. der Realschule.] (68 S. gr. 8. m. 2 Taf. in fol.)

Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preussischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft. Hrsg. von Dr. **Thdr. Hirsch**, Dr. **Max Töppen** u. Dr. **Ernst Strehlke**. 3. Bd. Leipzig. Hirzel. (VI u. 730 S. gr. Lex.-8.) (à) $6^2/_3$ Thlr.

— — rerum Warmiensium oder Quellenschriften zur Geschichte Ermlands. Im Namen des historischen Vereins f. Ermland hrsg. von Domvikar **Carl Peter Woelky** u. Archivar **Joh. Mart. Saage**. 1. Bd. Braunsberg. Peter. (VIII u. 500 S. Lex. 8.) 3 Thlr.

Senftleben. Florence Nithingale's Bemerkungen über Hospitäler nach dem Englischen bearbeitet u. mit Zusätzen versehen in besonderer Rücksicht auf Feld- u. Nothhospitäler von Dr. **Hugo Senftleben**, früherem Assistant Surgeon, Cavalry Brigade British German Legion, vormaligem Assistenzarzt der chirurgischen Universitätsklinik in Berlin. Memel. Verl. v. Johannes Azt. (VII u. 75 S. gr. 8. m. 6 Figuren u. 12 Plänen.) 1 Thlr.

— — (in Memel) Ueber die Erscheinungen u. den anatomischen Befund bei der Phosphorvergiftung. (Aus einer der kgl. Wissenschaftl. Deputation f. d. Medicinalwesen am 17. Juni 1865 eingereichten Physikatsprobearbeit.) [Virchow's Archiv f. pathol. Anat. etc. 36. Bd. 4. Hft. S. 520—560.]

— — Mittheilungen aus den Official-Documents u. Sanitary Commission Bulletins der United States Sanitary Commission to the U. S. forces [Deutsche Klinik. No. 36. 37. Monatsblatt Nr. 7.]

— — Medicinische Briefe aus England. I. Reformen in der Stellung der Militär- u. Marineärzte. [Deutsche Klinik. No. 49.]

Skrzeczka, Prof. Dr., Leichnam. Lebensfähigkeit. Monstrum. [Archiv f. Preuß. Strafrecht. 14. Bd. August-Heft. S. 513—524. (abgedr. aus d. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medic. N. F. Bd. III.)]

Sohnke, Leonh., De aequatione differentiali seriei hypergeometricae

$$x\,(1-x).\,\frac{d^2y}{dx^2} + (\gamma - [\alpha + \beta + 1]\,x)\,\frac{dy}{dx} - \alpha.\,\beta.\,y = 0.$$

Diss. inaug. mathem. Halis. (Kgsbg. Schubert & Seidel.) (22 S. 4.) 8 Sgr.

Stadt-Haushalts-Etat der Haupt- u. Residenzstadt Königsberg pro 1866. Kgsbg. Gedr. in der Böhmerschen Buchdr. (66 S. gr. 8.)

Periodische Literatur 1867.

„**Schlesische Provinzialblätter.**" Hrsg. v. **Th. Oelsner**. N. F. 6. Jahrg. Aug. S. 449—512. Th. Oelsner, d. Herberge „zur Heimat" u. d. evang. Vereinshaus f. innere Mission in Breslau. (m. 2 Holzschn.) Rud. Drescher, Kirmeßfeier unt. d. deutsch. schles. Bauern. C. Muß, Nachr. üb. d. alte deutsche Dorf

Schönwald bei Gleiwitz. Dr. Laßmann, aus d. Papier. e. burschenschaftl. Schlesiers. (Forts.) Burschenschaftl. Nachträge. Die spätere Breslauer Burschenschaft. Haupt u. K. F. W. Wander, der „todte Mann" u. d. „todte Junge". Selbsthülfe, Versicherung, Armenpflege. — Der Erzähler. — Blumenlese aus u. f. Schles. — Vereinsblatt. — Lit.- u. Kstblatt. — Zur Chronik u. Statistik. — Nekrolog 1866. — Briefkasten.

Bruchstücke aus **Wigand's von Marburg** Reimchronik. Hrsg. v. K. A. Barack. [Germania hrsg. v. Franz Pfeiffer. 12. Jahrg. 2. Hft. S. 194—205. (cf. Altpr. Monatsschr. IV, 567.)]
Der Schatz des **deutsch. Ritterordens**. [Kirchenschmuck. XXI. Bd. 2. Hft. S. 57 ff.]
Bertling, e. **Synode zu Kgsbg.** vor 300 Jahr. (26. Mai 1567, währte 13 Tage.) (Abdr. eines v. **Caspar Hennenberger** mit eign. Hand bald nach Abhaltg. der Synode aufgesetzt. Berichts hdschr. in d. Hdschr.-Sammelbde der Danz. Stadtbibl. II. D. f. 10.) [**Ev. Gmdebl.** 33. 34.]
R. Bergau, die kirchl. Kunstdenkmale der Prov. **Preußen**. [**Danz. Kirchenbl.** 30.]
Gumbinnen. Notiz aus e. russisch. Blatte üb. e. Deputation aus d. **Philipponenorte Onifrigowen** bei Sensburg nach Petersburg u. Petition um Rückkehr für sich u. ihre Familien nach Rußld. [**N. Elbing. Anz.** 184.]
Die russische Zoll-Revision u. d. Prov. **Preußen** (für w. d. bisher zu sehr vernachläss. Vmehrg. d. Eisenbahn. immer dringenderes Bedürfn. wird.) [**Pr. Litt. Ztg.** 190.]
Zur Frage der Staatseisenbahnen. [**Danz. Ztg.** 4382.]
Der Segen d. **Gust.-Ad.-Vereins** (für d. Prov. **Preußen**.) (Aus e. amtl. Bericht üb. d. J. 1860—1867. [**Ev. Gmdebl.** 36.]
Entwurf der **Provinzial-Synodal-Ordnung** (für die 6 östl. Provinz. d. Monarchie). [**Amtl. Mitthlgn.** d. Kgl. Konsistor. z. Kgsbg. 7. Stück. (Eine Kritik desselb. ist so eb. ersch. u. d. T.: „Der Entwurf zur Provinzial-Synode. Wissenschaftl. beleuchtet von Lic. Dr. **Hendewerk**, Pfarrer zu Heiligen-Kreuz. Kgsbg. i. Pr. Koch. 1867. (15 S. gr. 8.)]
Der Statutentwurf zur **Provinzial-Synode**. [**Danz. Ztg.** 4374.]
Generalbescheid an sämmtl. **Kreissynoden** d. **Prov. Preußen**. Kgsbg. 19. Aug. 1867. [**Amtl. Mitthlgn.** d. Kgl. Konsistor. z. Kgsbg. 9. Stück.]
Entwickelung der **gewerbl. Untstützgskassen** in (**Ost-** u. **West-**) **Preußen**. (Extractweise dem „Preuß. Hdls-Archiv" entnomm.) [**Danz. Amtsbl.** 28.]
Bekanntmachg., betreff. d. **Darlehnsmittel** d. **landwirthsch. Meliorations-Fonds** d. **Prov. Preußen** am Schlusse d. J. 1866. [Ebd. 29.]
Denkschr., betr. d. Zustd d. **(westpr.) Landarmenfonds** u. der damit vbund. **Besserungsanstalt in Graudenz** im J. 1866. [Ebd. 28.]
Die 7te Prov.-Conferenz d. Ostdeutsch. **frei. relig. Gemeinden** z. **Kgsbg.** 30. u. 31. Mai 1867. [**Relig. Reform.** 5.]
Das 5. Wanderfest des Hauptvereins **Westpreußischer** Landwirthe in **Marienwerder** 27.—29. Aug. 1867. [**Danz. Ztg.** 4410. 4414. **Graud. Gesell.** 103 (Beil.). **Land- u. forstw. Ztg.** 35.]
Frh. Dr. **v. d. Goltz**, d. Entwicklg. d. **ldwirthsch. Fortbildgsschulen** im Bezirk d. **ostpr.** landwirthsch. Centralstelle währd. d. Winters 1866/67. [**Land- u. forstw. Ztg.** 32. **Landw. Dorfztg.** 33.]
Revision u. Einweihg. d. **Danz.-Neufahrwasser Eisenbahnstrecke** 24. Sept. (soll den 1. Oct. dem öffentl. Verkehr überg. werd.) [**Danz. Ztg.** 4454.]
Verkehr auf d. **Oberländ. Kanal** im J. 1866. [Pr. Hdlsarchiv. 5.]
Lyck, 12. Aug. Bericht üb. d. Enthüllg. d. Denksteins bei **Arys** z. Erinnerg. an d. beend. **Canalbau** behufs Trockenlegung des bei Neu-Jucha gelegenen **Szczeiziarwer (? Szczecinower?) Sees** am 7. Aug. [**Pr. Litt. Ztg.** 189. 190.]
Schlesische Gesellschaft f. vaterländ. Cultur. Sitzg. d. naturwiss. Section 17. Juli 1867. Ober-Bergrath **Runge**, Vortrag üb. d. Vorkommen u. d. Gewinnung d. **Bernsteins im Samlande**, sowie dessen Bwerthung (auf Grund sr. im Auftrage der Staatsregierg. im Sommer 1867 unternomm. Reise nach Samland, um z. untersuchen, ob e. bergmänn., unterird., Gewinng. d. Bernsteins im Samlande ausführb. u. zweckmäß. sei; — die ganze Product. d. Samland. ist auf ca. 200,000 Pfd. pro Jahr zu schätzen. — Seine Ansicht über den Bergbau s. Altpr. Monatsschr.

IV, 549 f.) Geh. Medic.-Rath Prof. Dr. **Göppert**, Vortrag üb. d. Abstammung d. **Bernsteins** durch zahlr. Explare u. mikroskop. Demonstrationen erläut. (Die eigene Anschauung der merkwürd. geognostisch. Verhältnisse des Samlandes (im Juni d. J. unter Runge's sachkund. Leitung) überzeugte ihn einerseits wohl von d. Richtigkeit sr. im J. 1854 ausgesprochenen Ansicht, daß auch die gegenwärtige **Hauptfundstätte des Bernsteins nicht die primäre**, sondern nur eine **secundäre**, aber andererseits auch zugleich, daß sie viel älter sei, als er früher vermuthete. „Vor allem war ich bemüht, bemerkt der Vortragende, so viel als möglich noch mehr Material z. näheren Kenntniß der **Bernsteinbäume** selbst zu erhalten, welches viel häufiger ist, als man gewöhnlich annimmt, aber, weil **weniger beachtet u. erkannt, alljährlich in zahllosen Exemplaren verloren geht.** Die **Hptfundstätte** desselben ist näml. in dem sogen. **schwarz. Firniß** z. suchen, mit welchem Namen man bekanntl. den nur zu Salz-, Oel- u. Firnißbereitung verwendeten Bernstein von schwärzlich-grauer Farbe versteht, welcher aber diese Farbe **größtentheils nur Holz- u. Rindenresten verdankt.**" — „An die Bewohner Preußens ergeht aber die Bitte, meine eben besonders den Bernsteinbaum betreffenden Notizen beachten und durch Bewahrung der dort erwähnten, stets u. überall vorkommenden Exemplare auch ihrerseits zu weiterer Illustration eines Productes beitragen zu wollen, dessen Ruf sich weit über die Grenzen unserer Geschichte erstreckt. Will man mir das Gesammelte zu wissenschaftl. Benutzg. anvertrauen, so werde ich es dankbar empfangen, und abgesehen von directer Zusendung werden die Herren Bail u. Menge (in Danzig) u. in Kgsbg. Herr Prof. Dr. Cruse gern bereit sein, es für mich leihweise entgegenzunehmen.") [**Breslauer Ztg.** 365. auch als besonderer Abdruck.]

Friedr. Dentler, Auf den **Dünen**. Strandskizze aus d. Volksleb. an d. Ostsee. [**N. Elbing. Anz.** 211. 213. 214. 216. 217.]

—h.— „Er weiß, daß ich sonst Niemand für mich zu beten hab'!" (Schilderung eines Liebesverhältn. in d. **littau.** Haide) [**Pr. Litt. Ztg.** 214.]

Briesen 8. Sept. Bericht üb. d. Aufdeckung e. **heidn. Grabes** auf d. Feldmark der Briesener Plebanei. [**Graud. Gesell.** 107. (vgl. Altpr. Monatsschr. IV, 572.)]

Notiz üb. Ausbau u. Renovation der aus d. 13. Jahrh. stammenden Franziskanerkirche (Ruine) zu **Culm.** [Ebd. 113.]

Städtebilder. 1. **Danzig.** [Ztschr. f. bild. Kunst hrsg. v. C. v. Lützow. Bd. 2. Hft. 10. 11.]

R. Bergau, d. Bauthätigkeit **Danzigs.** [Wochenbl. d. Architekt.-Vereins z. Berlin. 27.]

Ein- u. Ausfuhr u. Schifff. v. **Danzig** i. J. 1866. [Pr. Hdlsarchiv. 11.]

Die Reorganisation der höh. Lehr-Anstalten in **Danzig.** [**Danz. Ztg.** 4396. 4398. 4400. 4402. 4404.]

A. L. In Betreff d. Reorganisat. d. höh. Lehranstalten in **Danzig.** [Ebd. 4414.]

Die Gründung d. Reformvereins in **Danzig** 2. Aug. [Ebd. 4378. (Beil.)]

Die Kriegsschuld der Stadt **Elbing.** [**N. Elbing. Anz.** 176—178. 180—183.]

Hafenabgaben in **Elbing.** [**Pr. Hdlsarchiv.** 4.]

Dr. **Wolsborn**, Pfarr. an St. Annen, Glockenweihe zu **Elbing** (St. Annen-Kirche) 30. Juni. [**Ev. Gmdebl.** 36.]

Aus dem Kreise Strasburg. Einweihg. der durch d. Freigebigk. des Senator Tidemann aus Bremen (jetzig. Besitzers der vormals Plonchotter Besitzan.) im vor. J. erbaut. evangel. Kirche zu **Herrmannsruh** (vorm. **Kawken**) 14. Aug. [**Graud. Gesell.** 98.]

Interessanter (Münzen-) Fund in **Johannisburg.** [**Pr. Litt. Ztg.** 209. (vgl. Altpr. Monatsschr. IV, 571.)]

Schifffahrt d. **Kgsbg.** u. **Pillau** im J. 1866. [Pr. Hdlsarchiv. 12.]

Ermäßigg. d. Schifffahrtabgaben in **Kgsbg.** [Ebd. 22.]

Die **Kgsbg.** Volkszählung v. 3. Decbr. 1864 (nach dem kürzlich erschien. v. E. Wichert verfaßt. Bericht). [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** Beil. zu 203—209.]

Widerlegung des v. Oberbaurath Hagen aus Berlin vor der städtisch. Wasserkommission abgegeb. Gutachtens in d. bekannt. **Wasserleitgsfrage**, das sich für eine **Pregelleitung** v. Fuchshöfen her ausspricht. [**Ostpr. Ztg.** 187.]

Maaß, Feldmarschall Wrangel im **hiesig.** Waisenhause. [**D. Volksschulfr.** 17.]

—r. Eine Wanderung durch Julius Gebauhr's Pianofortefabrik z. **Kgsbg.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg. Beil.** zu 201—202.]

Hdwerkerbund zu **Kgsbg.** Sitzg. v. 1. Aug. (Schötel üb. d. in unsr. Prov. aufgefund. ausländ. u. einheim. Münzen.) [**Ostpr. Ztg.** 210. (Beil.)]

Aktenstücke, betr. die Turnhaus-Angelegenh. in **Kgsbg.** 1) Vfügg. d. Kgl. Regierg. v. 27. Juli (Verweigerg. der v. Magistr. ertheilt. Erlaubn. z. Benutzg. d. **städtisch.** Turnhauses behufs e. Wahlvsammlg. d. Fortschrpartei). 2) Beschwerde d. Oberbürgm. **Kieschke** a. d. Ober-Präs. 30. Juli. 3) Erlaß des Obpräs. **Eichmann** v. 12. Aug. 4) Beschwerde d. Obbürgm. **Kieschke** an d. Minist. d. Innern gg. die Entscheidg. d. Obpräsid. Eichmann. [**Kgsbg. H. Ztg.** 201.]

Station **Lappöhnen** z. Rettg. Schiffbrüchiger. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 211. (1. Beil.) **Pr. Litt. Ztg.** 211.]

Ernst Strehlke, d. Gründungsurkunde des Carthäuserklost. **Marienparadies** ($4^1/_4$ M. westl. v. Danzig) 1382 die Petri et Pauli nach e. Copie, welche d. Prior Georg Schwengel († 1761) in s. Apparatus z. pommerellisch. Kirchengeschichte mittheilt. (1382 Juni 29. o. O. Johann v. Russenczin aus Danzig bestimmt alle seine Erbgüter, näml. zu Kielpin (Kr. Carthaus), Czapeln (Kr. Danzig) u. Gdingen (Kr. Neustadt) zur Ausstattung des auf der erstgenannt. Feldmark neuzugründ. Karthäuserklosters.) [Ztschr. f. preuß. Gesch. u. Ldskde. 8. Hft. S. 496—498.]

Die Wandgemälde in d. Domkirche z. **Marienwerder.** [**Graud. Gesell.** 105. (Beil.)]

Schifff. u. Waarenhandel v. **Memel** im J. 1866. [Pr. Hdlsarchiv. 8.]

Hdl. u. Schifff. d. **Memel** im J. 1866 (nach d. Jahresber. des Vorsteheramts d. Kaufmannschaft.) [Pr. Stts-Anzeiger. 139.]

M. Mewe, 10. Sept. Beitrag zum deutsch. Charakt. Westpreußens. (Bericht üb. d. Auffinden einer bis dahin verborg. deutschen Inschrift an d. als Wallfahrtsort bekannt. schönen kathol. Pfarrkirche in d. Nachbardorfe **Pehsken.** Die Steinschrift an d. Außenwand des sogen. Presbyteriums, in altgoth. Schrift lautet: **„In † gotis † namen † nach † gotis † geburt † tusunt † dri † hunidirt † üde † achte † unde † virczyk † jar † bi † den † gecziten † uuas † brudir † heyrich † dusemer † homeystir †"**) [**Graud. Gesell.** 109.]

Ermäßigung des Hafengeldes in **Pillau.** [Pr. Hdlsarchiv. 22.]

J. H. v. Mädler, **Frindr. Wilh. Bessel.** [Westermann's Illustr. dtsche Monatshefte. Nr. 36. Sept.]

(**Rud. Bergau**), d. Bildhauer Rudolf **Freitag.** [**Westpr. Ztg.** 192. (Wo sind Forts. u. Schl. hingekommen, da d. Westpr. Ztg. durch Insolvenz des bisher. Druckers zeitweilig aufhörte?)]

Max Rosenheyn, Immanuel Kant. [Der prakt. Schulmann. Archiv f. Materialien z. Unterr. in d. Real-, Bürger- u. Volksschule. Hrsg. v. Aug. Lüben. Leipzig. 16. Bd. 4. Hft. S. 327—343. (Nur ein **P l a g i a t** aus J. Möller's Schrift „Immanuel Kant." Kgsbg. 1864.)]

L. Friedländer, Kant in seinem Verhältniß zur Kunst und schönen Natur. (Vortrag.) [Preuß. Jahrbüch. 20. Bd. 2. Hft. August.]

M. C., Dr. Ludw. Martin **Lauber**, emerit. Direct. d. Kgl. Gymn. u. d. Realsch. 1. Ord. zu Thorn † 28. März 1867 z. Thorn. [Grunert's Archiv d. Mathem. u. Phys. 47. Theil. 1. Hft. Liter. Bericht. S. 3—4.]

v. Lavergne-Peguilhen, Landrath d. Neidenburger Kr. † 29. Aug. Nachruf. [**Kgsbg. Hartgsche** u. **Ostpr. Ztg.** 211.]

Sieben Tage d. parlamentarischen Wirksamkeit d. Hrn. Justizrath **Martens.** [**Danz. Ztg.** 4410.]

Ein ermländischer Orientalist. (Dr. Ignatius **Pietraszewski** (eigentl. Pietrusynski) Honorarprof. d. orientalisch. Spr. in Berlin, 1797 d. 1. Jan. in Bischofsburg geb. Autobiographie.) [**Braunsberg. Kreisbl.** 65.]

J. W. Preuß, pens. Seminar-Direct. † 10. Aug. zu Insterburg im 78. Lebensjahre. (Schüler Pestalozzi's 1809—11, auf Staatskosten in Isserten; 1811 Lehr. am neugegründ. Seminar Karalene, 1825—57 Direct.) [**Pr. Litt. Ztg.** 187. **Kgsbg. H. Ztg.** 188. **Insterb. Ztg.** 95. 96.]

Franz Rottenburg aus Danzig † 6. Aug. in Zoppot. [**Danz. Ztg.** 4372.]

J. Frauenstädt, **Schopenhauer's** Geschichtsphilosophie. [Dtsch. Museum. 22. 23.]

S

Anzeigen.

Berichtigung.

S. 568. Z. 3 v. u. lies vicissitudinibus st. visissitudinibus, reconpensari st. reconpencari.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Der landräthliche Kreis Stargard in Westpreussen in historischer Beziehung von den ältesten Zeiten bis jetzt

von

Dr. Bernh. Stadie,

evangel. Prediger und Lehrer.

(Schluß).

IV.

Erbfolgestreit wegen Ostpommern. Kampf des Slavismus mit dem Germanismus. Sieg des letztern.

Um diese Verhältnisse besser übersehen zu können, fügen wir eine Stammtafel des Geschlechts Subislav I. bei, welche wir nach der Angabe von Quandt (Baltische Studien, 16. Jahrgang) aufgestellt haben.

Subislav I. † 1178
hat zwei Söhne:

- 1. **Sambor I.**, † 1207. (Dessen Stamm erlischt 1223.)
- 2. **Mistwin I.**, † 1220. Hat 4 Söhne und mehrere Töchter:
  - 1. **Suantepolc**, † 1266, hinterläßt 2 Söhne und mehrere Töchter, von denen eine uns angeht.
    - 1. **Mistwin II.**, † 1295.
    - 2. **Wartislav II.**, † 1271 zu Wissegrod.
    - **Euphemia**, vermählt mit Jaromar v. Rügen † 1260. Aus dieser Ehe stammt:
      - **Witzlaf II.**, Fürst von Rügen, 1270–77. Hat 2 Söhne:
        - 1. **Sambor**, Fürst von Rügen.
        - 2. **Jaromar**, Bischof v. Cammin, † zwisch. 1293/94.
  - 2. **Wartislaw**, † 1229.
  - 3. **Sambor II.**, † 1278 in der Verbannung. Hinterläßt nur Töchter, darunter f. d. Erbfolgestreit wichtig:
    - **Salome**, vermählt mit Semomysl, Herzog in Cujavien. Dessen 3 Söhne sind:
      - 1. **Leszek**, Herzog v. Cujavien zu Jnowraclaw, 1296 in Pommern.
      - 2. **Przemislav**, Herzog in Cujavien zu Leslau, 1307–1309 Herr von Schwetz.
      - 3. **Kasemir**, Herzog in Cujavien zu Gniewkowo, 1307–1309 Herr in Dirschau.
  - 4. **Ratibor**, Mitglied des deutschen Ordens, † 1275.
  - **Miroslava**, † 1234.
  - **Hedwig**, vermählt mit Wladislav Odonycz, Herzog v. Großpolen. Deren Kinder:
    - **Przemislav I.**, Herzog zu Posen, † 1257, hat einen Sohn u. 1 Tochter.
      - **Salome**, vermählt mit Herz. Conrad v. Glogau. Dessen Söhne: **Heinrich**, **Conrad**, **Boneslav** entsagen zu Berlin zu Gunsten des Ordens der pommerschen Herrschaft.
      - **Przemislav II.**, seit 1295 König v. Polen, 1245 Herz. von Pommern, † 1296 i. d. Schlacht bei Ragozno. Dessen Tochter: **Rixa**, vermählt m.
        - **Wencislav**, König v. Böhmen, Polen u. Herzog v. Pommern, † 1306. Hat aus früherer Ehe einen Sohn:
          - **Wencislav III.**, † 1306, König v. Böhmen, Polen und Herzog von Pommern.
    - **Boleslav**, Herzog zu Kalisch, † 1279.

Mistwin II. war 1295 ohne männliche Leibeserben gestorben. Von allen Seiten gedrängt, hatte er seine Länder mehreren seiner Verwandten zugleich versprochen, obgleich er nach Verträgen von 1269 und 1273, als er von seinem Bruder bedrängt wurde, der Unterstützung fremder Mächte bedürftig, von den Markgrafen Conrad, Otto u. Johann v. Brandenburg seine Länder zu Lehn genommen hatte. Demnach mußte nach seinem Absterben dieses Land als erledigtes Lehn den Markgrafen v. Brandenburg zufallen. Ohne jedoch hierauf Rücksicht zu nehmen, hatte er Przemislav II, den Erben der polnischen Krone, den Enkel seiner Vatersschwester Hedwig, welche an Wladislav Odonycz, Herzog v. Großpolen, vermählt war, die Erbschaft zugesagt und ihm 1287 die Zustimmung der Barone Ostpommerns ausgewirkt, die lieber einen Fürsten zum Nachfolger Mistwins nahmen, der ihre Verfassung, Sitte und Sprache kenne, als einen andern, wie die Herzöge von Pommern-Stettin, welche überall den Sachsen, d. h. dem deutschen Culturleben Vorschub leisteten und die Wenden zurückdrängten. Durch Versprechungen und Bestechungen hatte dann auch Przemislav 1290 bereits die Gunst der Barone sich erworben und ihre Huldigung entgegen genommen. Neben Przemislav aber hatte Mistwin auch den Herzögen von Vorpommern, von Slavien und Cassubien, Bogislav und Otto schon 1264 vertragsmäßig die Erbfolge in dem damals ihm gehörigen Gebiete Schwetz, sowie in allen noch zu erbenden Ländern gesichert. Auch seinem Neffen Witzlaf, Fürsten von Rügen, einem Sohne seiner Schwester Euphemia, dem Gemahl seiner unehelichen Tochter hatte er Hoffnung auf die Thronfolge gemacht.

Somit waren also 1) die Herzöge von Slavien und Cassubien, 2) der Fürst Witzlaf v. Rügen, 3) die Markgrafen v. Brandenburg, 4) Przemislav II. von Polen, Prätendenten für den Herzogsstuhl von Ostpommern.

Die Markgrafen von Brandenburg hatten mit Witzlaf von Rügen und dessen Söhnen Sambor von Rügen und Jaromar von Cammin einen Vertrag geschlossen des Inhalts, nach dem Absterben Mistwins die Lande zu theilen und mit Waffengewalt nöthigenfalls in Besitz zu nehmen. Als nun Mistwin 1295 ins Grab stieg, ergriff der zum Nachfolger designirte Herzog von Polen, Przemislav, Besitz von Mistwins Landen und nahm den Titel eines „Königs von Polen und Herzogs von Pommern" an.

Der benachbarte deutsche Ritterorden, dessen Besitzungen, wie wir wissen, hier lagen, konnte nicht thatenlos zusehen, daß ein polnischer König seine Absichten darauf richtete, das Deutschthum, das bereits festen Fuß gefaßt hatte, zu verdrängen. Es war ihm von dem höchsten Interesse hier ein Mittelglied zu haben, das seine Besitzungen in Preußen mit denen in Deutschland verband. Jetzt schien es aber, als wollte Polen seine Macht dazwischen schieben, um den Orden von Deutschland zu isoliren. Deshalb schürte er im Stillen den Haß der Brandenburger Markgrafen, der Herzöge von Vorpommern und des Bischofs Jaromar von Cammin und bewog dieselben, dem früher geschlossenen Vertrage gemäß den nunmehrigen Polenkönig Prczemislav II. anzugreifen.

Brandenburgs Heere drangen im Frühjahre 1296 in Pomerellen ein und überfielen und schlugen Prczemislav bei Ragoczno oder Rogasen. Auf Anstiften polnischer Ritter, namentlich aus dem Geschlecht der Zaremba[1]) wurde er in demselben Jahre ermordet. Sein Tod machte die Sache noch verwickelter. Nach seinem Tode machten die Polen Wladislav Loktiek, Herzog von Cujavien, zu ihrem Fürsten, der die vermeintlichen Ansprüche seines Vorgängers in Ostpommern wieder aufnahm. Am 10. März 1296 wurde er von der ostpommerschen Ritterschaft als Herzog anerkannt. Gegen ihn erhob sich Wencislav, König von Böhmen, der als Schwiegersohn Prczemislav's II. — er hatte dessen Tochter Rixa geheirathet — das Erbe Prczemislav's d. h. die Krone Polens und Ostpommerns beanspruchte, indem er behauptete, Mistwin habe Prczemislav p e r s ö n l i c h, n i c h t d e n H e r z o g v o n P o l e n z u m N a c h f o l g e r i n P o m m e r n berufen. Zugleich vertrat er die Ansprüche Griphina's, der Wittwe des Herzogs Leschek von Cujavien (Inowraclav), eines Sohnes der Tochter Sambors II., Salome. Wencislav starb 1305 und hinterließ seinem Sohn Wencislav II. die Ansprüche auf Polen und Ostpommern. Mit mächtigem Heere überzog er die Länder Loktieks von Cujavien und zwang ihn, seine Ansprüche auf Pommern aufzugeben. Wladislav Loktiek trat zurück, mit dem Titel „Erbe von Polen, Herr von Pommern" zufrieden. Doch blieben trotzdem noch eine ziemliche Anzahl Bewerber um die Hinterlassenschaft Mistwins.

---

[1]) Script. rer. Pruss. ed. Hirsch u. s. w. I. S. 695.

In Pommern riß während dieser Zeit Verwirrung und Ordnungslosigkeit ein, welche der Woiwode von Danzig, Graf Swenza benutzte um sich zu den höchsten Stellen zu erheben. Seinem Einflusse war es gelungen Wencislav von Böhmen zum Herrscher in Ostpommern zu machen. Deshalb schenkte Wladislav II. den Söhnen dieses Grafen Swenza, besonders dem „Kanzler" Peter Swenza ein großes Gebiet, 2 Meilen auf- und abwärts von Neuenburg an der Weichsel, sowie auch das Dorf Stargard (die heutige Stadt) 1305, nebst dem Orte Radzons[1]) Ebenso hatte Wencislav II. dem Landmeister des deutschen Ordens Conrad Sack in Anerkennung der Verdienste, die der Deutsche Orden ihm bei Besitzergreifung Pomerellens geleistet, die Güter von Thyman nebst Borchow[2]) und Stubelow[3]) gegeben. Es schloß sich diese Schenkung an die von Sambor 1276 gegebene an und umfaßte den ganzen südlichen und westlichen Theil des Kreises von Zblewo, Borzechow an zwischen Schwarzwasser und Verse bis zur Weichsel.

Nach Wencislav's II. 1305 erfolgtem Tode folgte sein Sohn Wencislav III., der gegen Herausgabe der von ihm an die Markgrafen v. Brandenburg verpfändeten Markgrafschaft Meissen am 8. August 1305 seine Ansprüche auf Pommern ganz an Brandenburg abtrat. Vorher bestätigte er dem Orden die Schenkung seines Vaters, sowie den Verkauf Stargards und später Nieradowe's[4]) von Seiten Swenza's an den Orden. Durch die

---

[1]) Radzons wird von Töppen, Hirsch und Quandt in die Gegend von Tuchel bei dem heutigen Retz verlegt. Mir scheint jedoch, daß das von den Swenza's besessene Radzons das heutige Radziejewo bei Stargard ist; weil hier auch Nieradove (Mirabau) ein den Swenza's gehöriges Gut liegt und Radziejewo nur eine Umbildung von Radzons (ursprünglich Radeow) ist. Nach Voigt IV., 198 hieß die Stadt Radziejewo in Cujavien ursprünglich Radeow auch Radzons. Da noch heute aber der bei Radziejewo liegende See der Radaunensee, d. i. See von Radeow heißt, könnte wohl nach der Analogie jenes cujavischen Orts Radziejewo Radzons sein.

[2]) Borchow ist nicht auf Borkau, was im Pölpliner Gebiet liegt, zu deuten, sondern mit Töppen auf Borzechow-Borechow, keinesfalls aber mit Quandt auf Barcenow (Barchenau), das schon zum Ordensgebiet gehörte.

[3]) Stubelow ist keineswegs Stüblau im Werder, sondern vielmehr Zblewo nordöstlich von Borzechow, welches in der von Dietrich von Schenkenberg, Komthur von Graudenz, 1340 ausgestellten Urkunde den Namen Stubelow führt. So wird denn auch das Ordensgebiet arrondirt, denn Borechow und Stubelow liegen nordöstlich, Globen und Zubissow, welches der Orden ebenfalls erhält, südlich von Thymau.

[4]) Nieradowe halte ich mit Töppen für die Mirabauer Güter. Quandt will Ni-

Verzichtleistung Wencislav's III. auf Pommern hatte Brandenburg nunmehr ein doppeltes Recht auf die Erbschaft Mistnins. Doch bevor Brandenburg dieses Land in Besitz nehmen konnte, war Wladislav Loktiek bereits 1306 zuvorgekommen. Da er die Swenza's[1]) als seine Gegner kannte, entsetzte er sie aller Aemter und ernannte neue Statthalter, nämlich seine Neffen, den Herzog Przemislav von Cujavien in Leslau zum Statthalter von Schwetz und Kasemir von Cujavien in Gniewkowo zum Statthalter in Dirschau. Eigenmächtig behauptete sich Peter Swenza in Neuenburg und schloß sich eng an die Brandenburger an. Mit großer Heeresmacht rückten diese in das Land, eroberten sämmtliche Städte und Burgen und standen bereits Anfangs September vor Danzig, der Hauptstadt Ostpommerns, nachdem sie die Gegend um Lübschau herum, also einen Theil des Stargarder Kreises, fürchterlich verwüstet hatten. Der polnische Hauptmann Danzigs, ohne Hülfe mitten in einer von Deutschen bewohnten Stadt, die den Polen feindlich gesinnt waren, mußte die Stadt den Brandenburgern einräumen, nur die Burg vertheidigte er mannhaft gegen den Ansturm der Feinde. Als er aber endlich erkannte, daß er von Wladislav im Stich gelassen, allein sich nicht mehr halten konnte, schloß er mit dem deutschen Ritterorden einen Vertrag, nach welchem dieser zur Hälfte die Burg besetzen und ein Jahr hindurch vertheidigen sollte, zugleich übernahm Polen die Verpflichtung, die Kriegskosten dem Orden zu zahlen, und bis diese bezahlt seien, den Orden im Besitz der Burg Danzig zu lassen. Diese Verstärkung der Besetzung Danzigs sowohl, als auch die Nähe des Winters veranlaßten die Brandenburger die Belagerung aufzugeben und sich in den Kreis Stargard zurückzuziehen, wo sie, am See Cholop[2]) oder Gollub

---

walde dafür nehmen, das 1342 in einer Urkunde Meradowe genannt sein soll. 1342 heißt jedoch Niwalde in seiner Handfeste Rabenwalde. Wenn Nieradowe und Meradowe dasselbe sind, so unterliegt es wohl keinem Bedenken, es mit Miradau zu identifiziren. Es ist dadurch wieder ein neues Stück hinzugefügt, welches sich dem frühern Besitz anschließt.

[1]) Von den Swenza's, welche Unterkämmerer (subcamerarius, polnisch potkamor) waren, stammt das Geschlecht der Puttkammer ab.

[2]) Den See Cholop hält Prof. Hirsch script. rer. Pruss. I. S. 707. Anm. 90 für den Radaunen-See bei Gollubien. Auf I. S. 699. Anm. 72 bemerkt derselbe, daß am 23. August 1308 die noch im Kampfe mit Polen begriffenen Markgrafen Waldemar und Otto von Brandenburg den Johannitern als Vergütigung für erlittenen Schaden ein Dorf

gelagert, die Besitzungen der Johanniter verwüsteten. Für diese Verluste der Johanniter entschädigen die Markgrafen Otto und Waldemar die Komthurei zu Lübschau durch Verleihung von Erikgnino beim Sumpfe Cholop, womit eine Mühle am Flusse Spangau in der Nähe von Lübschau verbunden zu sein scheint. Wahrscheinlich ist es das heutige Neumühle nordöstlich von Swaroschin.

Nachdem die Polen durch die Ordensritter aus der Noth befreit waren, verlangten sie den Abzug derselben aus der Burg. Diese jedoch, da das ihnen vertragsmäßig zugesicherte Besatzungsrecht auf ein Jahr noch nicht erloschen war, auch keine Kriegskostenentschädigung gezahlt war, verweigerten den Abzug aus der Burg. Als nur gar die Polen trotzig drohten, wurde Bogussa mit den Vornehmsten festgenommen, die polnische Besatzung verjagt und am 14. November 1308 Burg und Stadt Danzig erobert. Nunmehr konnte der Orden auf halbem Wege nicht stehen bleiben, sondern mußte, um sich den Besitz Danzigs zu sichern, dieses Gebiet mit seinen andern im Kreise Stargard liegenden Besitzungen durch die Eroberung Dirschau's verbinden und dann die übrigen Weichselstädte Neuenburg und Schwetz in seine Gewalt bringen. Sofort brach der Landmeister Heinrich von Ploczke auf, um Dirschau zu stürmen, welches Kasemir von Cujavien, ein Neffe Herzogs Wladislav's, seit dem Sturze der Swenza Statthalter in Dirschau, zu vertheidigen suchte. Als er die Annäherung des mächtigen Ordensheeres erfuhr, begab er sich in das Lager der Deutschen Ritter und soll dort fußfällig um Sicherung Dirschau's gebeten haben. Heinrich von Ploczke jedoch soll ihm die trotzige Antwort gegeben haben: „Vertheidigt die Burg, wenn ihr es vermögt; getraut ihr euch nicht, sie zu behaupten, so ziehet frei mit den eurigen von dannen!" Während der

---

Erikgnino (in merica apud stagnum Cholop d. h. in der Fichtenhaide beim Sumpfe Cholop) geben. Hier hält er eine Mühle am Flüsse Spangau in der Nähe Lübschau's für Erikgnino. Dem stimme ich bei und halte Erikgnino für einen an der Spangau liegenden Besitz, der zwischen Goschin und Lübschau liegt, es ist eine von den beiden an der Spangau liegenden Mühlen. Da nun Irsignino, der heutige Eisenhammer Ludwigsthal, welcher früher „Hirsegrüm" auch „Hirsemühle" hieß, zum Kloster Oliva gehörte, wird Erekgnino die neue Mühle oder Neumühle an der Spangau sein. Das stagnum Cholop aber scheint mir der See bei Damaschken, der sich früher wohl weiter ausgedehnt haben mag, zu sein; daher Cholop nicht auf den Radaunensee bei Gollubien zu deuten ist

Landmeister nun den Herzog im Lager durch ein Gastmahl aufhielt, ließ er die Burg stürmen, so daß, als der Herzog Kasemir in die Stadt zurückkehrte, die Ordensfahnen bereits von den Zinnen wehten und er das Anerbieten freien Abzuges annehmen mußte. Diese Erzählung ist jedoch wohl nicht richtig, vielmehr ist anzunehmen, daß Dirschau eine harte Belagerung aushielt, indem Burg und Besatzung heftigen Widerstand leisteten und beim Sturme Stadt und Burg in Feuer aufgingen. Für diese Ansicht sprechen mehrere Zeugenaussagen, sowie das harte Urtheil, welches der gereizte Orden am 6. Februar 1309 über Dirschau's Bürger verhängte, die er aus der Stadt verjagt mit der Bedingung, sich nicht ohne Erlaubniß des Ordens dort oder auf pommerschem Boden niederzulassen, wofern nicht der Hochmeister Gnade übt. Auch sind Wurfmaschinen dabei in Anwendung gekommen, woraus ebenfalls zu schließen, daß die Sache nicht so schnell gegangen, da deren Aufstellung Zeit kostete. — Jetzt suchte Wladislav zu unterhandeln und versprach die Kriegskosten zu zahlen, da aber der Orden 200,000 Mark böhmischer Groschen forderte, brach er die Verhandlungen ab, unschlüssig, was er nun zu thun habe, da er sich rings von Feinden bedroht sah.

Der deutsche Orden aber fuhr in seinen Eroberungen in Pomerellen fort. Ende September 1309 befand er sich bereits im Besitz von Neuenburg und Schwetz und unterwarf, von hier nach Westen vordringend, Konitz, Schlochau, Tuchel u. s. w. Gegen die Besiegten verfuhr der Orden außerordentlich strenge. Viele Ritter und Edle, welche des Einverständnisses mit den Polen verdächtig waren, mußten ihre Güter verlassen, und die Städter, wie wir bei Dirschau gesehen, wurden entweder vertrieben oder mit hohen Steuern gebrandschatzt. Um nun neben dem Besitzrechte durch Eroberung auch noch einen andern Rechtstitel zu haben, schloß der deutsche Orden einen Vertrag mit dem Markgrafen von Brandenburg, welcher ihm seine Ansprüche auf Ostpommern abtrat. Schon Kaiser Friedrich II. hatte im December 1231 die Ascanier mit dem Herzogthum Pommern belehnt, 1295 hatte Adolph von Nassau dies Privilegium erneuert. Diese Ansprüche sowohl, als auch die von Mistwin II. den Markgrafen Otto, Conrad und Johann zuerkannte Lehnshoheit trat im Vertrage zu Soldin am 13. September 1309 Markgraf Waldemar von Branden-

burg ab und verkaufte für 10,000 Mark die Gebiete von Danzig, Dirschau und Schwetz dem Orden. Zugleich übernahm der Markgraf die Verpflichtung, den Fürsten von Rügen, sowie die Herzöge von Glogau, Heinrich, Conrad und Bonislav[1]) zum Beitritt zu bewegen und die Bestätigung des deutschen Kaisers Heinrich VII. als Oberlehnsherrn beizubringen. 1310 trat Witzlaf zu Tribbese, Heinrich, Conrad und Bonislav zu Berlin dem Vertrage bei und entsagten ihren Ansprüchen, und Kaiser Heinrich VII. bestätigte 27. Juli 1310 zu Frankfurt, später im Lager zu Brescia 12. Juli 1311 diesen Vertrag, nachdem auch Waldemar im Namen seines minderjährigen Neffen Johann den Kauf bestätigt hatte. Am 23. April 1315 genehmigte auch dieser für sich den Vertrag und im Jahre 1329 u. 1330 traten auch die Verwandten Wencislav's III. von Böhmen ihre Ansprüche dem Orden ab.

Somit war also der deutsche Orden in legaler Weise Besitzer Pommerellens geworden und hatte seinen frühern Besitzungen ein Gebiet zugefügt, welches die heutigen Kreise Danzig, Neustadt, Carthaus, Stargard, Berent, Schwetz, Konitz, Schlochau und Lauenburg, ein Territorium von 250 Quadratmeilen umschließt. Der Sieg des Germanismus über den Polonismus in diesen Gegenden war entschieden.

V.

Sieg des Germanismus.

Von nun an trat Hochmeister Carl von Trier als Landesherr in Pommerellen auf und suchte seine Besitzungen mehr und mehr zu arrondiren und geistliche Enclaven sowie Güter pommerellischer Pane zu erwerben. Kehren wir nun zum Stargarder Kreise zurück und vergegenwärtigen wir uns, was der Orden alles besaß und was von andern Besitzern behauptet wurde.

Der deutsche Orden besaß den südwestlichen Theil des Kreises, die Landschaften Thymau, Borechow (Borzechow), und Stubelow (Zblewo), daran anschließend die Güter Radzons (Radziejewo) und Nieradowe (Mi-

[1]) Die Herzöge Heinrich, Conrad und Bonislav von Glogau waren Söhne des Herzogs Conrad von Glogau, der mit Salome, einer Schwester Przemislav's I. von Polen, vermählt war und auf den Titel eines Herzogs von Polen Anspruch machte.

radau) dann die Gegend um Stargard auf dem rechten Verseufer bis zur Wengermitze. Ferner besaß er den Bezirk Dirschau. Nördlich von Stargard auf dem linken Verseufer gen Schöneck zu lagen die Güter der Johanniter, die sich an der Nordgrenze des Kreises von Gartschau, Turze nach Lübschau hinzogen. Südlich von Dirschau um Gerdin lagen Besitzungen des Bischofs von Leslau, um Rathstube, Brzusz, Starrenczin und Raikau, Klostergüter Oliva's, südlich davon um Pelplin, das Territorium dieses Klosters. Zwischen diesen Besitzungen einzelne Güter pommerellischer Edeln.

Schon 1310 baute der Orden um das von Peter Swenza erkaufte Castell Stargard auf dem rechten Ufer die Stadt Stargard und erwarb 1312 vom Grafen Nicolaus von Ponitz das Dorf Brode[1]) (bedeutet Furth durch einen Fluß) an der Verse, nordwestlich von Mewe, wo die zum Stargarder Kreise gehörige Försterei Brodden liegt. In demselben Jahre tauschte er mit dem Kloster Pelplin, dem er das Dorf Slance gab, das 1291 von Mistwin an den Orden gekommen war, mehrere Dörfer bei Dirschau ein, während er dem Bischofe Johannes von Ploczk für die verwüstete Stadt Gordin, für Kl. Schlanz und Brust, jetzt Brczusz, das Dorf Bärwalde im Culmerlande mit 40 Mark Einkommen gab. Von den Söhnen des Grafen Woycech, Nicolaus und Woycech kaufte er zwei vom Vater ererbte Dörfer Wissoka (das Dorf Wissoka im Stargarder Kreise?) und Lotino (Lottyn im Kreise Conitz) 1314. Zwei Jahre später, 1316, brachte er von dem Sohne des Woiwoden Nicolaus von Kalisch, dem Domherrn Jacob von Slcuz, die Güter Kyschau, Lubna (im Czersker Kirchspiel) und Dambrowa (Kirchspiel Wielle), die zum Theil in den nördlichen Theil des Kreises Stargard zwischen Verse und Schwarzwasser reichten, an sich.

Während der Orden bemüht war, durch Ankauf von Gütern eingeborner Barone seinen Besitz zu vergrößern und durch Verleihung an deutsche Einwanderer, sowie durch Bestätigung der Privilegien der hier liegenden Abteien und Klöster deutsches Wesen mehr und mehr zu befesti-

---

[1]) Töppen verlegt Brode in das Amt Friedrichsbruch bei Schlochau, was auch möglich sein kann, da auch andre Güter den Grafen von Ponitz um Schlochau gelegen zu gleicher Zeit in des Ordens Hände kommen.

gen, nahm Wladislav Loktiek den letzten Anlauf, um noch einmal seine Ansprüche auf Pommerellen geltend zu machen. Nach vergeblichen Anklagen bei dem Pabste, dem er den Orden als räuberisch schilderte, nach vergeblichen Kämpfen, welche zum Nachtheil des Polenherzogs ausschingen, mußte Wladislav's[1]) Sohn und Nachfolger Casemir 1343 mit dem Orden Frieden schließen. Er überließ dem Orden Pommerellen und verzichtete auf alle Rechte und Anforderungen an das Land Michelau für sich und seine Nachfolger, für seine Gemahlin Adelheid mit der besondern Erklärung, daß er den Titel eines Herzogs von Pommern weder in Siegeln noch in Schriften jemals wieder annehmen noch gebraucher wolle. Diesem Frieden stimmten die polnischen Magnaten, Prälaten nnd Stände bei. So war denn also seit dieser Zeit der Orden unumschränkter, rechtmäßiger Besitzer und der Sieg des Germanismus gesichert.

Um die Städte Dirschau und Stargard sich geneigt zu machen, auch um deutsches Recht einzuführen, verlieh der Hochmeister Werner v. Orseln der Stadt Dirschau im Jahre 1328 das Dorf Schliwyen (heute Schlieben) bei Dirschau zu culmischem Rechte, und Hochmeister Dusemer v. Arsberg gab 1348 der Stadt Stargard Handfeste und culmisches Recht; während einzelne Komthure Ortschaften um Stargard, Rabenwalde (Riwalde) 1342, Weissenwald (Wissoka), Stubelow (Zblewo) 1340, Damerau (Dombrowken) zu culmischem Recht ebenfalls austhun. Eine weitere wichtige Erwerbung des deutschen Ordens innerhalb der Grenzen des Stargarder Kreises war die Abtretung von Klein-Demlyn und Obansyn,[2]) des Sees Stenczk (der See von Gartschau), nebst dem Dorfe Gotzow (Gartschau), Thomaswalde (Locken), Demnyn (?), Labunkin (Labuhnken), des Flusses Spangow und der Mühle Herzegrim (Ludwigsthal) und einer Mühle bei Lübschau (Neumühle) 1334, von Seiten der Johanniter-Ritter. Unter Winrich von Kniprode verkauften die Johanniter auch ihre letzten Güter, darunter das von Johann von Bortveldt 1359 zu culmischem Rechte ausgethane Linnewitz (Linsitz) 1370 an den deutschen Orden und schieden für immer aus dem Stargarder Kreise. Die Verwaltung dieser Landestheile, insbesondere der

---

[1]) Wladislav Loktiek war 1333 gestorben.

[2]) Jetzt Laken im Berenter Kreise.

im heutigen Stargarder Kreise liegenden, fiel in erster Zeit dem Komthur von Mewe zu, später kamen sie zum Theil unter die Jurisdiction des Großkomthurs von Marienburg, welcher jedoch durch Vögte, die zu Dirschau saßen, einen Theil seines Bezirks verwalten ließ.

Der nördlichste und westliche Theil des Kreises gehörte zur Komthurei Mewe; namentlich finden wir damals außer der Stadt Stargard im nördlichen Theile der Komthurei Langendorf (lag in der Nähe des heutigen Amts und ist in dessen Feldmark aufgegangen), Damerow (heute Dombrowken), Pechow (Smolong?), Gabilnow (Jablau), Reycheneck (?), Mohlenwalde (jetzt nicht mehr vorhanden, zwischen Dombrowken und Rokoczyn gelegen), Rabenwalde (Riwalde), Weißenwalde (Wissoka), Grüneberg, Landsende(?), Conrad- oder Kuntterstein, Falkenberg (vielleicht Jastrzembie?), Hennewalde (Kokoschken), Kottys (Kottisch). Im westlichen Theile lagen Bobau, Ponschau, Schwarzwalde (Czarnilaß), Wonnenthal (Wollenthal?), Leipe (Lippinken), Schoritz (Skurcz), Bdo (Wda), Grabau, Lubiechow (vielleicht Wonnenthal??), Selgoscz u. a. Es war mithin der Theil des Kreises, welcher zur Mewer Komthurei gehörte, begrenzt im Allgemeinen von dem alten Schwetzer Wege im Westen, im Süden durch die Wildniß, im Osten durch den Lauf der Verse; der nordöstliche Theil des Kreises gehörte zum Vogtbezirk Dirschau. Es ging dies Gebiet mitten durch Pommerellen und zerfiel in die fünf Burgbezirke Neuenburg,[1]) Sobbowitz, Schöneck, Kyschau und Bern (Berent). Zum Bezirke Neuenburg, welches aber nicht mit dem Städtchen Neuenburg an der Weichsel zu verwechseln ist, gehörte Rokoczin, Lübschau, Zeisgendorf, Rokittken, Baldau, Gnischau, Gerdin, Schlanz, Liebenhoff, Hohenstein und Rosenberg. Der Burgbezirk Schöneck ragte mit seinem Südende in den Stargarder Kreis und umfaßte hier die Orte Krangen und Linnewitz (Linsiz). Im Burgbezirk von Kyschau lagen Zymplin (Semlin), Pinschin, Schönhagen (?); Borzechow und Zblewo dagegen gehörten zur Komthurei Mewe und zwar zum Thymauer Bezirk; während Ossiek zur Schwetzer Komthurei gerechnet wurde.

Wir sehen also, daß der Nordostwinkel des Kreises um Dirschau bis

---

[1]) Wo Neuenburg gelegen ist, habe ich nicht ermitteln können.

Garbczau herum zur Vogtei Dirschau gehörte, der südlich davon liegende Theil längs der Weichsel bis zum Einfluß der Verse, der Komthurei Mewe zufiel, die den zwischen Schwarzwasser und Verse liegenden Theil umfaßte, im Norden durch die Pischnitza vom Kyschauer Burgbezirk getrennt wurde. Die Wälder des Südwesttheils des Kreises südlich und westlich der Schwarzwasser nebst Ossiek und den umliegenden Seen gehörten nach Schwetz. Die kirchliche Verwaltung des Stargarder Kreises übte der Bischof v. Cujavien, in dessen Diöcese die Abtei Pelplin lag, die jedoch selbstständig dastand, außerdem befand sich seit 1290 in Dirschau ein Dominikanerkloster,[1]) dessen Räumlichkeiten in neuster Zeit der evangelischen Gemeinde als Kirche und Schule abgetreten wurde.

Kirchen existirten zu jener Zeit zu Stargard fünf: St. Marien, St. Katharinen- und Heilige Geist-Kirche, die Capellen zu St. Georg und St. Jacob, zu Dirschau zwei: Kirche zur Kreuzeserhöhung und zu St. Georg; zu Hennewalde (Kokoschken), Damerau (Dombrowo), Gablinow (Jablau), Stubelow (Zblewo), Pinschin, Ponschau, Schwarzwalde (Czarnilaß), Schoritz (Skurcz), Grabau, Bobau, Pelplin, Neukirch, Raikow, Gerdin, Lübschau, Demlin, Gotzow, Garbczau, Linnewitz;[2]) denn die noch vorhandenen Kirchen aller dieser Orte weisen einerseits auf das 14. Jahrhundert zurück, andrerseits werden in den Privilegien obiger Dörfer stets Pfarrhufen ausgethan. Die nicht mehr vorhandenen Kirchen zu Neudorf und St. Johann sind im Schwedenkriege zerstört, die zu Barloczno und Klonowken bestehenden sind wohl später gegründet.

Unter der mächtigen Herrschaft des Ordens gedieh Ackerbau und Gewerbe, ein kräftiges Bürgerthum entfaltete sich in den Städten, deutsches Wesen griff mehr und mehr um sich; durch Einführung des deutschen Rechts, deutscher Ortsnamen statt der alten slavischen oder wenigstens durch deren Germanisirung[3]) trat das wendisch-slavische Element zurück

---

[1]) Es wurde 1818 aufgehoben. Auf der Stelle der Kreuzgänge wurde ein Schulhaus für alle Confessionen gebaut und 1821 bezogen.

[2]) Im Privilegium von Linnewitz ist die Pfarrwiddim mit 4 Hufen ausgestattet.

[3]) Für germanisirte Formen liefern Damerau (Dombrowe) Gartschau (Godsowe), Felgenau (Velglowie) Hirsegrün (Irsignin von den Johannitern) Baldau (Beale) Zeisgendorf (Thiscow), Thurm am See (ursprünglich Thure, später polonisirt Turze genannt); Rathstube (Radostowe) Wiesenwald (Wissoka) u. a. Beispiele genug.

und erhielt sich nur in denjenigen Dörfern, die im Walde gelegen in wenigem Verkehr mit den übrigen Dörfern oder den Städten standen. Meistens siedelten sie sich neben den alten Dörfern neu an und gaben den neuen Colonien den Namen der alten Ortschaft mit Vorsetzung von „Klein". Noch heute ist erkennbar, in welchen Dörfern sich vorzugsweise der Slavismus erhielt: es gilt dies besonders von den Dörfern des westlichen Theils des Kreises. In den beiden Städten Dirschau und Stargard ist der Germanismus stets überwiegend gewesen.

Mit mißtrauischen Blicken betrachtete Polen, als feindlicher Nachbar, der außerdem trotz Friedensschluß und Verträge ein Anrecht auf Pommerellen zu haben glaubte, das planmäßige Vorschreiten des Ordens. Deshalb suchte Polen unaufhörlich den Orden zu einem Kriege zu reizen. Der Krieg entbrannte, als Jagiel, früher Großfürst von Littauen, König von Polen wurde. Der Ausgang des Krieges war für den Orden ungünstig. In der Schlacht bei Tannenberg 1410 fiel die Blüthe der Ordensritter auf dem Schlachtfelde, darunter auch der tapfere Vogt von Dirschau, Matthias von Bebern. — Nach dieser Schlacht drangen die wilden Schaaren der Polen und Tartaren in das Gebiet des Ordens. Auch der Stargarder Kreis empfand die Rache der Sieger; besonders hatte die ehrwürdige Abtei von Pölplin, jener Hort deutscher Sitte und deutschen Wesens, auf Anstiften des Bischofs von Cujavien viel zu leiden. Sie wurde zum Theil verwüstet, und Abt und Mönche schändlich mißhandelt. In dem der Abtei benachbarten Subkau, dem heutigen Dorfe, hielt der Bischof von Cujavien in seinem Schlosse Tafel mit den polnischen Anführern, während alle umliegenden, dem Kloster Pelplin und dem Orden gehörigen Ortschaften ausgeraubt wurden. Auch Stargard und Dirschau fielen in die Hände der Polen. — Der Orden bat um Frieden; der König schlug die Bitte des Hochmeisters ab; aufs Neue entbrannte der Kampf; Marienburg, des Ordens Haupthaus, widerstand. Neue Söldnerhaufen kamen aus Deutschland. Mewe, Dirschau, Stargard kamen im Herbst desselben Jahres zwar wieder in die Hände des Ordens, aber Dirschau war ohne Proviant, ohne ordentliche Kriegsausrüstung. Die Noth war groß; Alles umher war verwüstet. Darum drängte es den Hochmeister zum Frieden, der 1411 zu Thorn zu Stande kam, in welchem der Orden für die Lebens-

zeit des Königs von Polen und Großfürsten von Littauen Samaiten an Polen abtrat und augenblickliche Ruhe und Erholung erlangte; aber des Ordens Kraft war dahin; nie hat er sich wieder von diesem Schlage erholt.

Kaum waren die Wunden geheilt, welche diese Fehde dem jetzigen Kreise Stargard geschlagen, da drangen 1433 die Hussiten, welche damals den Tod des zu Costnitz verbrannten Huß rächen wollten, in Pommerellen ein. Ueber Konitz, daß sie verbrannten, zogen sie nach Mewe unter Anführung ihres Hauptmanns Johann Czapek, verstärkt durch polnische Heerhaufen unter dem Befehl des Posener Woiwoden Sandziwog von Ostrorog und einer Kriegsschaar des Herzogs von Pommern. Von Mewe her ergossen sich diese Schaaren in die Gegenden des Stargarder Kreises, Alles verwüstend, verbrennend und mordend. Das Kloster Pelplin war erstürmt, die Kirche entweiht und in einen Vieh- und Schlachtstall verwandelt. Von hier längs der Weichsel über Subkau und Schlanz, welche gleichfalls in Flammen aufgingen, drangen sie am 29. August 1433 gen Dirschau vor. Die Stadt vertheidigte sich eine Zeit hindurch. Da geriethen plötzlich einige Gebäude an der Stadtmauer in Brand, die man sorgloser Weise nicht abgebrochen hatte. Ein heftiger Sturm trieb die Flammen in die Stadt; hier fanden sie reichliche Nahrung. Von den Hussiten und dem Feuer zugleich bedrängt, suchten die Bürger Dirschaus zu entfliehen. Die meisten fielen den wilden Feinden in die Hände. Ein großer Theil starb jämmerlich in den Flammen, gegen 10,000 Einwohner[1]) sollen ums Leben gekommen sein. Nachdem hier jene fanatischen Haufen ihr Zerstörungswerk vollbracht, zogen sie nach Danzig und zerstörten das Kloster Oliva. Das Meer zog ihnen eine Schranke. Sie kehrten zurück, um noch das, was sie verschont hatten, zu verwüsten. Von Schöneck her drangen sie in das Gebiet von Stargard ein. Vergeblich suchten sie die wohlverwahrte Stadt zu nehmen. Lange hatten sie eine Meile hinter Stargard[2]) ihr

[1]) Die Zahl 10,000 als Zahl der Einwohner von Dirschau erscheint im Vergleich zur Jetztzeit hoch, aber in der That waren damals die Gegenden des hiesigen Kreises stärker bevölkert, besonders das platte Land; andrerseits ist in Erwägung zu ziehen, daß ein großer Theil der Landbewohner in die Stadt geflohen war.

[2]) Die Stelle, wo das Lager gestanden hat, ist schwer zu ermitteln, wahrscheinlich also in der Richtung des Schwetzer Weges in der Nähe von Dombrowken.

Lager aufgeschlagen, wohin der Großkomthur kam, um über den Frieden zu berathen, der endlich 1433 zu Brzesc zu Stande kam. Wie sehr das Land im jetzigen Stargarder Kreise verwüstet gewesen ist, beweisen die Klagebriefe des Abts von Pelplin an den Hochmeister und das Schreiben des Komthurs von Mewe, der die jämmerliche Lage seines Komthurbezirks schildert. In ganz Pommerellen, in welchem zahlreiche Dörfer blühten, waren im Ganzen 14 (sage vierzehn) Dörfer, die zwischen Sumpf und unzugänglichen Morästen gelegen waren, der Verödung und dem Feuer entgangen. Im Stargarder Kreise ist wahrscheinlich Stargard allein nur übrig geblieben. Ein großer Theil der vom Orden gegründeten Dörfer ist gewiß schon damals verschwunden und nicht mehr aufgebaut. Die Stadt Dirschau hat mehrere Jahre hindurch wüst als Schutthaufen gelegen und erscheint erst 1442 wieder als ordentlich verwaltete Stadt und Gemeinde. Demnach mußte der Orden aufs Neue anfangen zu cultiviren, jedoch ließen die Ereignisse der folgenden Jahre es zu keiner gedeihlichen Entwickelung kommen. Im Jahre 1440 traten gegen die Steuerbedrückungen des Ordens, der in Folge der vielen Kriege an die zum größten Theil ohnehin verarmten Bewohner seines Landes zu hohe Ansprüche machte, Adel und Städte zusammen und riefen den Schutz des Königs Casimir von Polen an. Dieser ergriff begierig die Gelegenheit, um den verhaßten Orden zu demüthigen. Die beiden Städte des Stargarder Kreises waren zwar anfänglich der Sache des Ordens ergeben, wie zwei Schreiben des Vogts von Dirschau und des Komthurs von Mewe vom Jahre 1441 und 1442 ergeben, traten jedoch durch die größern Städte gezwungen zu den Feinden des Ordens über und wurden nun ein Spielball zwischen dem Orden und Polen, indem sie bald von diesem, bald von jenem Theile erobert wurden. 1454 befindet sich Stargard und Dirschau in den Händen der Polen, die jedoch hier, wie in Feindesland, hausten und da sie meistens aus Soldtruppen bestanden, welche keinen Sold empfingen, sich an den Bürgern bezahlt machten. Im Jahre 1457 ist Dirschau wieder im Besitz des Ordens und wird von Polen und Danzigern belagert, aber nicht genommen; erst am 7. Juni 1457 fällt es durch den Verrath böhmischer Söldner wieder in die Hände der Polen. Stargard war diese Zeit hindurch ganz in den Händen der Polen, die unter Anführung ihrer Hauptleute Czan und Lukasch

fortwährend mit den die Stadt umkreisenden Streithaufen des Ordens scharmuzirten. — Durch diese unaufhörlichen Kämpfe sowohl als in Folge der vielfachen Durchzüge bald der polnischen bald der Ordensschaaren wurde der Kreis, der sich noch nicht von den Verheerungen der Hussiten erholt hatte, aufs Neue verwüstet. Die Dörfer wurden verbrannt, nachdem sie geplündert, die Bauern theils erschlagen, theils vertrieben;[1]) viele verließen freiwillig Haus und Hof, um nur das nackte Leben zu retten, oder suchten im Heere der einen oder andern Partei ein Unterkommen, um nur nicht Hungers zu sterben. — Im Jahre 1461 gerieth Stargard aufs Neue in die Hände des deutschen Ordens, und der Ordenshauptmann Fritz von Rabeneck ließ die Stadt plündern und niederbrennen; fünf Jahre hindurch blieb es im Besitz des Ordens, bis es nach schwerer Belagerung 1466 wieder in die Hände der Polen fiel und im Thorner Frieden 1466 mit dem übrigen Pommerellen an Polen fiel. Wie sah es aber damals im Kreise Stargard aus! Fast überall starrten den Wandrer verbrannte Trümmer an, überall waren verwüstete, zerstörte Dörfer. Von Saaten keine Spur, die waren von Rossehufen fest in den Boden getreten. Kein Ackerbau fand statt, Vieh war nicht vorhanden. Nur hier und da sah man in einem Dorfe ein menschliches Gesicht. Die meisten Bauern waren erschlagen oder irrten in den dichten Wäldern umher. Erst allmählich kam Alles wieder in Cultur, um bald wieder dem Untergange geweiht zu werden. Da die Ordenshochmeister die Lehnshoheit Polens über den noch übrig gebliebenen Theil der Besitzungen des Ordens nicht anerkennen wollten, entstanden neue Kriege, die namentlich unter dem letzten Hochmeister Albrecht v. Brandenburg 1510 großartige Ausdehnung erhielten und sich wieder über das unglückliche Pommerellen, das schon so viel des Unglückes gesehen, also auch über den heutigen Kreis Stargard erstreckten.

Nachdem nämlich die Stadt Stargard im Jahre 1484 fast zur Hälfte niedergebrannt und durch Collekte bei den andern Städten nothdürftig aufgebaut, die ganze Gegend aber um Dirschau, Pelplin und Stargard 1514 durch eine furchtbare Pest verheert war, wurden im Jahre 1520

[1]) Vergl. Stadie, Geschichte der Stadt Stargard. S. 74. Schreiben im Danz. Archiv. Schiebl. XLIII. H. 42.

Stargard und Dirschau von deutschen Soldtruppen, die dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg zu Hilfe zogen, im Sturm erobert und der ganze Kreis arg gebrandschatzt und verheert. Mehr als 3048 Gulden, für jene Zeie eine namhafte Summe, wurde von denselben Sölbnern in dieser an und für sich armen Gegend erpreßt.

Bald jedoch gelang es den Polen, diese Sölbnerhaufen wieder zu zerstreuen und sich in den Besitz der Städte Stargard und Dirschau zu setzen. Der Friede zu Krakau 1525 machte dem Kriege ein Ende, zugleich auch dem Orden, da Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister, den östlichen Theil der Ordenslande mit der Hauptstadt Königsberg als weltliches Herzogthum von Polen zum Lehn nahm.

VI.

Polnische Gegenströmung gegen das deutsche Element. Polonisirung des Landes.

Seit dem Frieden zu Krakau befanden sich die Polen in ungestörtem Besitz des Landes Pommerellen, somit auch des Kreises Pr. Stargard und ließen dies Land durch Woiwoden[1]) verwalten. Jeder Woiwode besaß eine Starostei d. h. eine Reihe von königlichen Lehnsgütern und Dörfern, aus denen er Einkünfte bezog, dafür aber eine geringe Abgabe an den Kronschatz Polens zahlen mußte. Für Pommerellen war Schöneck mit seinem Zubehör des Woiwoden Starostei. Der Stellvertreter des Woiwoden war der Castellan, der für Pommerellen in Danzig saß und aus einer ihm angewiesenen Starostei Einkünfte bezog. Längere Zeit hindurch war Kyschau, dessen Zubehör sich in den Stargarder Kreis von Norden her bis an das Schwarzwasser erstreckte, des Castellans Starostei. Um das Jahr 1478 wurde noch für jede Woiwodschaft neben dem Kämmerer, dem die Einziehung der Steuern oblag, ein Unterkämmereramt geschaffen, mit welchem keine weitere Functionen verknüpft waren, sondern das nur eine Sinecure für den Adel wurde, indem auch zu diesem eine Starostei sammt Gefällen gehörte. Ursprünglich gehörte ein Theil dieser pommerelli-

---

[1]) Der Name bedeutet ursprünglich „Anführer im Kriege;" später ist er dem ersten Verwaltungsbeamten beigelegt.

schen Woiwodschaft zu Marienburg, und namentlich der jetzige Stargarder Kreis, der nebst Dirschau am Ende des 16. Jahrhunderts zur Oekonomie — d. h. den königlichen Tafelgütern — Marienburg gerechnet wurde. Bis zum Jahre 1624 ist es so geblieben. Seit dieser Zeit erscheinen eigene Starosten zu Stargard. Diese Starosten führten Aufsicht über ein Schloß und übten die Jurisdiction im Schloßbezirk aus über Edelleute und bäuerliche Besitzer. Waren von einem solchen Schloßbezirk noch einzelne Güter abgezweigt und einem Edelmann verliehen, so hieß derselbe Tenutarius und sein Lehnbesitz Tenute. Derselbe hatte aber keine Gerichtsbarkeit. — In diesem Sinn ist Matthaeus Modlebog 1508 Tenutar von Stargard. Am Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Pommerellen folgende Starosteien: Schöneck, Schlochau, Schwetz, Tuchel, Dirschau, Putzig, während Mewe, Neuenburg und Stargard zu Marienburg gehören. Am Ende des 17. Jahrhunderts finden sich in Pommerellen 17 Starosteien, von denen theilweise oder ganz im Stargarder Kreise liegen: Kyschau, Osiec, Borzechow, Dirschau, Mewe, Stargard und des Woiwoden Storostei Schöneck.[1]) Doch kommt auch nach 1648 noch Dirschau als besondere Oekonomie vor.

Während der Polenherrschaft ist Stargard der Ort, in welchem die Vorlandtage für Pommerellen gehalten werden, und besitzt ebenso wie Dirschau, das mit Stargard eine königliche Immediatstadt ist, ein eigenes Gericht, das vom Bürgermeister und den Schöppen verwaltet wurde, während zu Schöneck das Grod-Gericht d. h. die höchste Instanz für Pommerellen sich befand. In Dirschau befand sich neben dem städtischen Gericht auch noch ein Landgericht. — Am Anfange des 18. Jahrhunderts bildet Stargard und Dirschau je einen besondern Bezirk (Powiat), während 1763 der heutige Kreis Pr. Stargard zum Dirschauer Powiat gehört. Um ihre Rechte gegen die Uebergriffe der Woiwoden und Starosten besser schützen zu

[1]) Toppen führt in seiner Geographie Preußens S. 295. Anm. 379 nach Friedrichs Aufzählung an: Sobun, Tczewenalczy, Tczynwalo, und weiß die Namen nicht unterzubringen. Ich halte, da Sobbowitz und Dirschau in dieser Aufzählung fehlen, Sobun für Sobbowitz und Tczewenalczy für eine verstümmelte Schreib- oder Lesart von Dirschau, das in dieser Zeit stets Tczewo heißt. Tczynwalo läßt sich vielleicht nach andern Analogien auf Schönwalde deuten. Vielleicht ist es das zum Decanate Danzig gehörige Schönwalde (Szynenwald) im Kreise Neustadt, Töppen 304, das vielleicht eine Zeit lang Gut eines Starosten war. Jedenfalls scheint eine fehlerhafte Schreibart vorzuliegen.

können, waren von Altersher Dirschau, Stargard, Graudenz, Konitz mit Marienburg verbunden, das in diesem Collegium den Vorsitz führte, Streitigkeiten zwischen Rath und Gemeinde schlichtete und auf den allgemeinen Landtagen die Gerechtsame auch der andern kleinen Städte wahrnahmen. Sie führten in Folge dessen den Namen „bevollmächtigte Städte.“ Was die kirchliche Eintheilung anbelangt, so gehörte der jetzige Kreis Pr. Stargard damals zum Archidiakonate Pommerellen, welches im Jahr 1672 zerfiel:

1) in das Decanat Dirschau,[1]) zu welchem die Kirchen zu Dirschau, Subkau, Nierostyno (?) Pinschin, Dalwin, Gorzenzic[2]) (heute Gerdin) Godziszewo[3]) (heute Gardczau) gehörten;

2) in das Decanat Mewe mit den Kirchen zu Barlozno, Rykowo, (Raikau) Novacerkiew (Neukirch).

3) in das Decanat Stargard, das die Kirchen zu Stargard, Lubiszewo (Lübschau) Pelplin, Bobau, Zblewo, Jablau, Grabau, Kokosken, Dombrowken umfaßte;

4) in das Decanat Neuenburg mit den Kirchen zu Glonowka (Klonowken) Krolowlaß, Osiek, Czarnilaß, Pientzewo (Ponschau), Skurcz und Bzovo.[5]) Die einstens zu St. Johann und Neudorf vorhandenen Kirchen waren zu jener Zeit schon zerstört.

Von evangelischen Kirchen existirten zu jener Zeit zwei, eine in Stargard und eine in Dirschau. Nachdem nämlich 1557 der evangelischen Gemeinde zu Stargard von Sigismund August ein Privilegium zu freier Ausübung der Religion, ebenso Dirschau gegeben war, hatte in beiden Städten der

---

[1]) Töppen führt S. 304 Zblewo an. Dieses Zblewo ist Stüblau im Danziger Werder. Zblewo ist die polonisirte Form für Stüblau.

[2]) Noch heute heißt Gerdin bei den Polen Gorzenzic.

[3]) Das von Töppen angeführte Grodziszewo, besser Godziszewo, ist noch der heutige polnische Name für Gardczaw aus dem Altwendischen Godesow oder Gotzow entstanden.

[4]) Lubiszewo deutet Töppen auf Lubichow; doch heißt heute Lübschau bei den Polen Lubiszewo.

[5]) In der Handfeste zu Wissoka 1342 ist bei Wissoka ein Ort Bzow (so lese ich in der Abschrift in den Grundbüchern) genannt. Es ist möglich, daß dieser Ort untergegangen ist. Das hier nicht genannte Lubichow, welches heute Kirchdorf ist, ist neuern Ursprungs, wie noch heute die dort erbaute Holzkirche, welche kaum 180 Jahre alt ist, zeigt.

Magistrat, zu Stargard den Evangelischen die Pfarrkirche zu Unserer lieben Frauen, zu Dirschau die Pfarrkirche zur Kreuzeserhöhung überwiesen; jedoch 1593 mußten die Evangelischen zu Dirschau, 1599 die zu Stargard dieselben wieder zurückgeben. Dirschau's evangelische Gemeinde erhielt die Georgenkirche, die Evangelischen zu Stargard die Catharinenkirche. —

Wenden wir uns nun zur politischen Geschichte, so weit sie unsern Kreis betrifft, zurück:

So lange Polen ein erbliches Königreich war, gedachten Polens Könige noch ihrer Versprechungen, das herkömmliche deutsche Recht, deutsche Gesetze, Gewohnheiten und Sprache zu achten und Bürger und Bauer erfreuten sich eines gewissen Wohlstandes. Als jedoch das Erbreich in ein Wahlreich überging und ein Spielball der Parteien wurde, als nutzlose Erbfolgekriege die Kraft des Landes verschwendeten und nothwendigerweise Zerstörung und Verwüstung mit sich brachten, so lange konnte von einem Gedeihen des Landes nicht die Rede sein; und so nahm denn auch der Stargarder Kreis an dem allgemeinen Mißgeschick Theil. Jahre lang wüthete die Kriegsfurie auf seinen Fluren; was das Schwert nicht vertilgt hatte, fiel dem Hunger zum Opfer; was das Feuer verschont hatte, fraß der Zahn der Zeit, da Niemand bei der herrschenden Unsicherheit des Besitzes etwas zu verbessern wagte. Zu den äußern Feinden gesellte sich noch der Haß des Polonismus gegen Alles, was deutsch war. Die deutsche Sprache wird verdrängt aus Kirche und Gericht und seit 1587 wird die polnische die alleingeltende. Die deutschen Ritter übersetzen theils ihre guten alten deutschen Namen in polnische und polonisiren sie oder nehmen von ihren Wohnsitzen Namen an und lassen sich oftmals dem Wappen einer polnischen Familie zuschreiben. So nennen sich die Bautzendorf Kensowski, die Biber Palubicki, die v. Bystram nach Zaionscowo d. i. Liebenhoff Zajonczkowski, die Zieger oder Czegenberger nach dem Orte Lunau entweder v. d. Lunau oder nach dem polnische Namen des Orts Suchostrzygi Suchotrzyski, die von Eppingen nach dem Gute Borroschau Boreczowski, die Holdau übersetzen ihren Namen in Lubodzki, Horn in Rogowski, Ende in Koniecki, die v. Kalkstein nennen sich Kobilinski, Stolnicki, Oslowski, die Legendorfer Mgowski, von Mach Podjaski, v. d. Mülbe

Milewski, von Nostitz Tokarski, Bontkowski und Jackowski; diese letztern nahmen das polnische Wappen Rys an. Die Olschau nennen sich nach Zigahnen Ziganski, die Herren von Fels oder Pfeilsdorf übersetzen sich in Pilawski, die v. Preuß in Pruszak, die vom Rautenberge nennen sich Klinski, die von Rohr übersetzen in Trczinski, die von Rüdiger nennen sich Modlebog, die von Scheblin oder Schädel nach den beiden Orten Czarlin und Kniebau Czarlinski und Knybawski, die von Stepphölz Lyskowski oder Wisniewski, die Tessen Wensierski. Es würde, wenn man genauer die Genealogien angeblich polnischer Adelsfamilien durchgehen wollte, der größte Theil des in Westpreußen ansäßigen Adels auf deutsche Geschlechter sich zurückführen lassen. — Ebenso werden die ursprünglichen Namen der Ortschaften polonisirt, so wird Czarnilaß aus Schwarzwalde, Wissoka aus Wiesenwald, Dombrowo aus Damerau, Kollinz aus Benkendorf, Glonowka aus Träugenhoif, Kokoschke aus Hennewalde, Kurschstein aus Kunterstein, Nowcerkiew aus Neukirch, Suchostruga aus Lunau, Godiczewo aus Gotzew (Gardczau), Gorgenzic aus Gerdin, Czizikow aus Zeisgendorf, Zblewo aus Stübelau, Zagonskowo aus Liebenhoff, Tczewo aus Dirschau u. s. w. Neue Ortschaften erhalten nur polnische Namen. -- Alle einflußreichen Stellen werden vom polnischen Adel besetzt; die Stammregister der Aebte und Mönche im Kloster Pelplin weisen seit dieser Zeit nur polnische Namen auf. Kurz man sieht klar das Streben, den Germanismus zu vernichten, Westpreußen zur polnischen Provinz zu machen, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht die großen Städte so mannhaft für deutsches Recht und deutsches Wesen eingetreten wären. Die kleinen Städte und das flache Land mußten unter dem Druck des Polonismus viel leiden.

Zu diesen innern Kämpfen kommen noch äußere, welche zum Theil im Stargarder Kreise geführt wurden.

Zuerst sah die Umgegend von Dirschau im Jahre 1577 polnische Truppen als Feinde. Nach dem Aussterben der Jagellonen wurde der siebenbürgische Woiwod Stephan Batori zum König von Polen gewählt mit der Bedingung, dem Fortschreiten des Protestantismus Einhalt zu thun. Als nun Danzig im Namen der Städte Westpreußens die Bestätigung altverbürgter Privilegien forderte, besonders der Religionsfreiheit, ehe es zur

Huldigung sich entschloß, wurde Danzig in die Reichsacht erklärt und gegen dasselbe ein Heer gesandt. Der polnische Kronfeldherr Zborowski erschien im Februar 1577 in der Dirschauer Starostei mit einem zahlreichen Heere, um von hier gegen Danzig vorzurücken. Hier sammelte er seine Truppen, die wie in Feindesland hier hausten. Die Danziger zogen ihm über Langenau, Rosenberg, Mühlberg, Liebenhoff, Spangau mit 5000 Mann und sieben großen und mehreren kleinen Geschützen entgegen. Bei Lübschau fanden sie die Polen in einer Thalniederung am Lübschauer See stehen. Unverzüglich gingen die Danziger zum Angriff über. Da aber das Danziger Volk durch den Marsch ermüdet, auch die Schlachtaufstellung für sie nicht gut gewählt war, wurden die Danziger am 17. April 1577 gänzlich geschlagen. Ein Gefecht auf der Weichsel bei Dirschau war für die Danziger glücklicher, aber auch ohne weitern Erfolg. — In Folge dieser Kämpfe war die Umgegend von Dirschau verheert und verwüstet, da die Polen bei ihrem Abzuge fast alle Dörfer anzündeten. Auch Dirschau ging am 4. Oktober 1577 in Flammen auf, nachdem es von den Polen geplündert war, nur das Dominikanerkloster (heute Schule und evangelische Kirche) nebst 3 Häusern trotzten dem Feuer. Sämmtliche Privilegien und Archive der Stadt gingen damals verloren und wurden zum Theil von Stephan Batori neu ausgestellt. — Am 11. Dezember 1577 kam endlich ein Friede zu Stande, der diesen vielgeplagten Gegenden eine kurze Ruhe brachte bis zum Tode Stephan Batori's 1584. An seine Stelle wurde Sigismund III., erst 21 Jahr alt, gewählt, der 45 Jahre regierte. Da er ein Sohn des Schwedenkönigs Johann III. war, der 1595 starb, so erhielt er in diesem Jahre auch die Krone Schwedens. Dort aber gehaßt wegen seiner Feindseligkeit gegen die Evangelischen, wurde er des Thrones von Schweden für verlustig erklärt und statt seiner sein Oheim Carl IX., der Vater Gustav Adolphs, auf den schwedischen Thron gerufen. — Da Sigismund III. seine Ansprüche auf den Thron Schwedens nicht aufgab, kam es zu mannigfachen Kämpfen, die nach der Thronbesteigung Gustav Adolphs 1626 in unsre Gegenden getragen wurden; namentlich war es die Stadt Dirschau, die oft den König Gustav Adolph in ihren Mauern sah, indem er die Stadt am 21. Juli 1626 eroberte und befestigte, um hier einen gesicherten Uebergang über die Weichsel zu haben. Bei Kl. Zeisgendorf ließ er eine

Brücke über den Strom schlagen und befestigte den Zugang zu derselben durch mächtige Schanzen, die noch heute zu erkennen sind. Wieder litten die Ortschaften des Stargarder Kreises durch die Verheerungen der Schweden und ebenso der Polen, welche ihr Lager bei Pelplin hatten und von hier aus die Gegend beunruhigten und das Lager der Schweden und die Stadt Dirschau zu überrumpeln suchten. Im folgenden Jahre erschien Gustav Adolph wiederum im Dirschauer Lager und griff die Polen an, welche das alte Lager verlassen und sich auf einer leichten Anhöhe zwischen Rokitken und Lübschau verschanzt hatten, gedeckt im Süden und Osten durch den Spangauer Mühlenkanal, im Westen durch den See von Lübschau und durch mannigfache Schluchten, nördlich durch zahlreiche Gräben und bruchige Wiesen. In eigener Person führte Gustav Adolph am 18. August 1627 seine Musketire zum Sturm aufs Lager, die Polen schienen verloren; da wird Gustav Adolph durch eine Musketenkugel schwer verwundet, das Gefecht wird abgebrochen und das polnische Heer entgeht dem sichern Untergange. — Die Polen verschanzten sich nun bei Mewe. Der Kampf zog sich aus den Gegenden des Stargarder Kreises ins Werder, später nach Stuhm. Nach 4jährigem Streit kam endlich ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande, dem im Jahre 1635 nach Gustav Adolphs und Sigismunds Tode ein 26jähriger folgte. Die Schweden gaben alle in Westpreußen gemachten Eroberungen zurück und Polen erkannte Gustav Adolphs Tochter Christine als Königin von Schweden an. Im Jahre 1655 jedoch, nachdem Carl X. für die freiwillig zurückgetretene Königin Christine die Herrschaft übernommen hatte, entstand aufs neue der Krieg, indem Johann II. Casimir, König von Polen, gegen Carls Thronbesteigung protestirt hatte. Mit 30,000 Mann stürmte Carl von Schweden von Pommern nach Preußen, General Steenbock eroberte einen festen Ort Pommerellens nach dem andern. Wieder sah unser Kreis die gefürchteten Schaaren der Schweden. Dirschau fiel ohne Gegenwehr in ihre Hände. Als der Commandant von Stargard diese Nachricht vernahm, räumte er Stargard mit seinen Leuten bei Nacht, wurde aber von den Schweden eingeholt und zog sich mit Hinterlassung vieler Todten und Verwundeten im November 1655 unter die Kanonen Danzigs zurück. Die Schweden hausten hier mit schrecklicher Wuth und zerstörten die umliegenden Dörfer und Kirchen;

so ging um jene Zeit Kirche und Dorf St. Johann in Flammen auf und die Kapellen von St. Georg bei Stargard und St. Jacob wurden niedergeschossen. In den nun folgenden Kämpfen, welche sich um Danzig concentrirten, hat namentlich die Umgegend von Dirschau viel gelitten. Dirschau selbst wurde 1656 von den Danzigern zu nehmen gesucht, aber vergeblich. Im folgenden Jahre drang ein polnisches Heer über Konitz her in den Stargarder Kreis, um Dirschau zu nehmen, wurde jedoch von den Schweden zerstreut; das Fußvolk floh nach Danzig, die Kavallerie nach Konitz. — Ein im folgenden Jahre von Seiten der Danziger gemachter Versuch Dirschau zu nehmen mißglückte ebenfalls. Das polnische Heer hatte sich 1658 zwischen Lunau und Lübschau verschanzt und wurde hier von dem schwedischen Generalstatthalter angegriffen und aus den Schanzen bei Lunau vertrieben, doch setzten sich die Schweden nicht in den Besitz Dirschaus. Erst im Jahre 1659, Anfangs Februar drang ein neues schwedisches Heer aus dem Brandenburgischen wieder in den Kreis Stargard ein und zwang Dirschau zur Uebergabe, brandschatzte die Umgegend auf das Schrecklichste, legte sich im Stargarder Kreis in die Winterquartire und sog die Gegend ganz aus. Im Mai dieses Jahres machten sich die Schweden auch an die Eroberung Stargard's, welches sich gegen sie hielt, aber doch endlich vom Generalmajor v. Bülow erobert und mit einer Besatzung belegt wurde.

So war der ganze Kreis in den Händen der Schweden. Später verließen sie diese Gegenden, nachdem sie Dirschau geschleift hatten.

Zu den Schrecken des Krieges gesellte sich noch eine Pest, welche von 1652—54 in unsern Gegenden wüthete. Erst der Friede zu Oliva 1660 machte den Kriegsgräueln ein Ende.

Welches Bild der Zerstörung bot damals der Stargarder Kreis! Ein großer Theil der Ortschaften war zerstört, auf manchen Feldmarken war üppiges Dickicht aufgeschossen. Czarnilaß, Dombrowken, Gardczau, Iwitzno, Kokoschken, Lübschau, Lunau, Linsitz, Lubbichow, Ponschau, Mlinsk, Rokittken, Riwalde, Wda, Wilczeblott, Wissoka, Bobau, Wollenthal, Zellgosz, Zblewo, Zimnisdroie, Zeisgendorf u. a. waren von den Schweden vernichtet. Erst allmählich wieder wurden diese Orte angelegt. Viele Dörfer sind nicht mehr restituirt, noch heute sehen wir in den Buchenwäldern von Summin

Ackerfurchen, die den Beweis liefern, daß einstens Feldmarken dort gewesen, wo jetzt 200jähriger Buchenwald steht.

Die nun folgenden Jahre des Friedens wurden von den Starosteien benutzt, neue Ortschaften anzulegen, um ihre Einnahmen zu vergrößern, da jede Ortschaft bedeutende Abgaben an die Starosteikasse zahlen mußte. So entstehen im Nordwesttheile des Kreises von den Starosten von Kischau privilegirt, Zawadda 1729, Wieck 1720, Studzenica oder besser Stüdnitz 1743, Gotthelp 1733, Bösenfleisch 1754, Gembic 1759, Klonownica 1747, Pustki 1748; in der Mitte des Kreises zu beiden Ufern der Schwarzwasser von den Starosten von Borzechow angelegt oder restituirt: Budda oder Grüneberger Bude 1770, Gr. Bukowitz 1767, Czarnen 1731, Czubeck 1726, Dombrowo 1761, Jwiczno 1665, Lubicki 1722, Lonzeck 1754, Mlinsk 1640, Neumühle 1754, Ossieczno 1729, Ossowo 1754, Pasda 1767, Piece 1767, Podsiadlowisko 1754, Pollum 1767, Starzyska 1703, Wilczeblott oder Wolfsbruch 1753, Zimnisdroie oder Kaltquell 1652, Bietonia 1761, Trczechowo 1761, Wissoka 1654; im südwestlichen Theile des Kreises westlich der Schwarzwasser, von den Starosten von Osiec angelegt: Blendno 1735, Hutta 1757, Karczenke 1757, Linoweg 1732, Gr. Sagonczek 1764, Kl. Sagonczek 1772, Schlaga 1722, Olschewitz 1753, Skrzinna 1760, Jdroino 1760, Czyssin 1758; im südlichen Theile angelegt von den Starosten von Mewe: Dlugi 1753, Simmioneck 1767, Mermett 1764 u. s. w.

Die neuen Namen der Ortschaften sowohl, wie die darüber ausgestellten Privilegien, welche nur in polnischer Sprache verfaßt sind, zeigen, daß das deutsche Element nunmehr ganz zurückgedrängt ist und dem Polonismus hat Platz geben müssen. Ebenso wird der letzte Rest der noch bestehenden Rechte den Bewohnern genommen. Ein erbitterter Kampf zwischen den Magistraten der kleinen Städte und der Gewalt der Starosten und Woiwoden füllt die letzten 70 Jahre der Polenherrschaft aus, und namentlich hat die Stadt Stargard mannigfache Unbill und Kränkung ihrer Rechte von Seiten der Woiwoden und Starosten erfahren. Der Polonismus siegte, das deutsche Bürgerthum mußte sich gezwungen der rohen Gewalt der polnischen Trabanten beugen. Es war Zeit, daß eine helfende Hand sich regte, um das sinkende Deutschthum zu unterstützen.

VII.

Preußische Herrschaft. Preußische Verwaltungsbezirke. Sieg des Germanismus.

Am 7. September 1764 war der Graf Stanislaus August Poniatowski zum Könige Polens gewählt, zu einer Zeit, da Polen bereits am Abgrunde des Verderbens stand. Das Land war von Parteiungen zerrissen, der zügellose Adel herrschte in Kirche und Staat, es fehlte dem Lande ein kräftiger Bürgerstand, nur sklavische Bauern waren vorhanden. Die rohe Masse wurde von einer leichtfertigen, abenteuersüchtigen Aristokratie geleitet, welche in sich die Barbarei des rohen Sarmatenthums mit der raffinirten Ueberverfeinerung der Franzosen verband.

Vergeblich suchte Friedrich d. Gr. durch guten Rath Stanislaus August auf richtige Bahnen zu leiten. Er schrieb ihm jenes erhabene Wort: „Von einem Könige, der die Krone der Geburt verdankt, erwartet die Welt nicht mehr, als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind, obwohl weit mehr zu wünschen wäre, aber von einem Könige, der durch Seinesgleichen von einem Unterthan zum Fürsten erhoben ist, der über die, deren Geschöpf er ist, regieren soll, erwartet man Alles, was nur irgend einer Krone zum Verdienst oder Schmuck gereichen mag."

Polen ging seinem Schicksale entgegen, im Jahre 1772 theilten Rußland, Oesterreich, Preußen das Land und Preußen erhielt das polnische Preußen, das Bisthum Ermeland, das jetzige Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn und außerdem ein Stück von Groß Polen bis zur Netze, etwa 600 □Meilen.

Somit ward also der Landestheil, der einstens von den deutschen Rittern besessen war und als kräftige Schutzwehr gegen den vordringenden Polonismus bis 1466 gedient hatte, ohne Schwertstreich dem Germanismus wiedergegeben. Was hatten aber 300 Jahre polnischer Herrschaft aus dem einst blühenden Lande gemacht? Wie sah es damals in diesem Landestheil, dem der Stargarder Kreis angehört, aus? Hören wir, was Freitag in seinen „Bildern deutscher Vergangenheit" von diesem Lande spricht: „die Mehrzahl des Landvolkes lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pom-

merns, wo die wendischen Kassuben saßen.[1]) Wer einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt, durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Heerd, ohne Schornstein. Oefen waren unbekannt, der Kienspahn erhellte das Dunkel der langen Winterabende. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt Kein Volkslied, kein Tanz, keine Musik ertönte, stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hackenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Boden seiner Hütte. Selbst auf den Gütern der vornehmern Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Posten gab es keine im Lande, wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besondern Boten schicken, freilich fühlte man auch nicht das Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte ebenso wenig schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hülfe, als die Geheimnisse einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke. Das Landvolk lebte in ohnmächtigem Kampf mit den Heerden der Wölfe. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit in das Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen, sie wußten, was solche Erscheinung zu bedeuten hatte, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebung erwarteten sie ihr Mißgeschick."

Eine Rechtspflege gab es im Lande nicht, nur die größern Städte bewahrten ihre Gerichte, der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkühr ihre Strafen. Sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie

[1]) Diese Schilderung paßt nur zum Theil auf den Kreis Pr. Stargard. Der östliche Theil derselben hat trotz der Polen stets seinen deutschen Charakter bewahrt, für den südlichen und westlichen aber wird die Schilderung gepaßt haben.

urtheilen durften, in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe.[1]) Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Gesetz, ohne Herren — es war eine Einöde. Die Stadt Stargard hatte damals 1246, Dirschau 1412 Einwohner.

Dieses Land nahm der große Friedrich in Besitz; am 27. September 1772 fand zu Marienb rg die Huldigung der Stände Westpreußens statt. Geräuschlos wich der weiße polnische Adler, mächtig rauschten die Flügelschläge des schwarzen preußischen Adlers. Eine Menge tüchtiger Beamten warf der König in die Wildniß. Am 13. November 1772 errichtete er zu Marienwerder eine Kriegs- und Domänenkammer, welcher auch der damalige Kreis Pr. Stargard, sowie der Kreis Dirschau untergeordnet wurde. Der Stargarder Kreis dehnte sich damals über seine jetzige Grenze weit hinaus und ging bis Neuenburg die Weichsel hinauf, umfaßte also einen großen Theil des Kreises Marienwerder, während der Dirschauer Kreis, an das Gebiet der freien Stadt Danzig grenzend, Oliva, Brück, Putzig, Starczin, Mirchau, Carthaus, Sobbowitz, Subkau und Dirschau, also fast den ganzen Carthäuser und zum Theil den Neustädter Kreis umfaßte. Ueberhaupt hatte Dirschau als Grenzstadt in Bezug der Ein- und Ausgangszölle zu jener Zeit große Bedeutung, die nach der Einverleibung Danzigs 1792 schwand. — An die Spitze des Kreises stellte Friedrich den Landrath. Die ehemaligen polnischen Staatsgüter, die Starosteigüter, die eingezogenen geistlichen Güter und noch dazu gekaufte Güter vereinigte er zu Domänenämtern,[2]) Zu diesen gehörten, soweit sie den heutigen Kreis Pr. Stargard betreffen 1) im Kreise Dirschau die Domänenämter Subkau und Dirschau, 2) im Kreise Stargard die Domänenämter Stargard, Pelplin, Borzechow und Osiec. Von diesen gingen im Jahre 1789 durch Combination ein Subkau, welches mit Dirschau, und Osiec, welches mit Bordzechow vereinigt wurde.

In Bezug auf die Steuerverwaltung theilte Friedrich der Große die neuen Districte in steuerräthliche Kreise. Einen solchen bildeten die beiden

---

[1]) Zahlreiche Entscheidungen des Grodgerichts zu Schöneck sind noch vorhanden, aus denen hervorgeht, wie Edelleute gegen einander verfuhren.

[2]) Der Domänenbeamte, welcher nicht zugleich Pächter eines Domänenguts war, hieß Intendant und sein Amtsbezirk Intendantur.

Kreise Dirschau und Stargard, der sich über die Städte Dirschau, Berent, Mewe, Neuenburg, Neustadt, Putzig, Schöneck, Stargard, Stolzenberg (zerstörte Stadt, auf den Höhen von Danzig gelegen), Langfuhr (Ort bei Danzig), Neuschottland und Neufahrwasser (Hafen von Danzig) erstreckte. In späterer Zeit, nachdem Danzig preußisch geworden war, blieben dem nachherigen Hauptsteueramte zu Pr. Stargard nur der jetzige Stargarder, Berenter und Konitzer Kreis und Theile des Carthäuser und Marienwerder Kreises zugeordnet.

Zur Ausübung der Rechtspflege, die hier sehr Noth that, errichtete 1772 Friedrich der Große das Oberhof- und Landesgericht zu Marienwerder, welches seit 1773 den Namen „Westpreußische Regierung" annahm. Diese Behörde war zugleich Administrations-Justiz und geistliche Oberbehörde, Regierung, Apellationsgericht und Consistorium. Ihr wurden die Landvogteigerichte untergeordnet, von denen auch eins durch Rescript vom 29. Mai 1773 zu Stargard errichtet wurde, welches die landräthlichen Kreise Dirschau, Stargard und Konitz umfaßte. Ferner errichtete der König im westpreußischen Kammerdepartement Domänen-Justizämter, zu welchen, so weit sie den Kreis Pr. Stargard betrafen, das Amt Schöneck, das Domänenamt Borzechow, das Amt Mewe, die Domänenämter Stargard, Pelplin, Subkau gehörten. Aus diesen Justizämtern gingen die nachherigen Land- und Stadtgerichte hervor, welche i. J 1806 organisirt wurden, um den weniger bemittelten Städten, welche zur Besoldung eines eigenen Justizbeamten zu unvermögend waren, Kosten zu ersparen. Zu diesem Zwecke wurde die Verwaltung der Justiz in den Königlichen Domänenämtern mit der der kleinen Städte vereinigt. So bestand ein Land- und Stadtgericht zu Dirschau, wozu Dirschau und das Amt Subkau gehörten, ein Land- und Stadtgericht zu Stargard, zu dem Stadt und Amt Stargard und Amt Bordzechow gehörte, eins zu Mewe, zu dem Amt Pelplin gehörte.

Diese Einrichtungen blieben im Wesentlichen bestehen bis 1815. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 wurde Westpreußen in zwei Regierungsbezirke, Danzig und Marienwerder, getheilt und der Dirschauer und Stargarder Kreis fielen theils dem Danziger, theils dem Marienwerder Regierungsbezirk zu, indem der Kreis Dirschau und der Kreis Stargard zum

größten Theil bis an die Seen Czarne und Ossiec im Süden des heutigen Stargarder Kreises nach Danzig fiel, dagegen Mewe und Neuenburg mit der Umgegend nebst den adligen Gütern von Czarne und Ossiec an Marienwerder abgab. Demnach enthielt der Stargarder Kreis in seiner neuen Restitution die Städte Stargard und Dirschau, die Domänenämter Subkau und Stargard, die Intendanturämter Pelplin und Borzechow. Er wurde vom Berenter und Danziger Landkreise, von der Weichsel und dem Regierungsbezirk Marienwerder eingeschlossen und bildete ein unregelmäßiges Sechseck, dessen nördlichster Punkt Liebenhoff ist. Von dort geht die Grenze die Weichsel hinauf bis Mesland weiter zum südöstlichsten Punkte Krolowlaß, der südwestlichste Punkt ist Wimislowo bei Ossiec. Von hier zieht sich die Grenze weiter nach Nordwest über Dembiagorra, Brzesno, Krowno, Jastrzembie nach Gotthelp als nordwestlichem Punkte, von hier nach Nordosten in ziemlich grader Richtung auf Gartschau und von hier nach Liebenhoff zurück. Im Laufe der Zeit änderte sich auch manches an dieser Eintheilung. Seit 1824 hören Borzechow und Stargard auf Pachtämter zu sein, sie gingen in Privatbesitz über. Stargard ward also nun Intendantur und vereinigte die Ortschaften, welche ehedem zu Borzechow gehörten mit sich. Das Domänenamt Pelplin wurde zwischen 1824 und 1831 mit Mewe vereint; Subkau geht 1835 als Rentamt ein und an seine Stelle tritt das Rentamt Dirschau. Es blieben demnach im Kreise Stargard als Domänenämter nur Dirschau, Stargard, Pelplin (mit Mewe vereint). — Bei der Umgestaltung der Justizverwaltung kam der Stargarder Kreis unter die Verwaltung des Appellationsgerichts zu Marienwerder und Pr. Stargard erhielt ein Kreisgericht für die Kreise Pr. Stargard und Berent, einen Theil des Kreises Danzig und Carthaus mit den Deputationen zu Berent und Dirschau und der Commission zu Schöneck.

Das Kirchensystem blieb unter preußischer Regierung ziemlich dasselbe. Nur wurden einzelne Kirchen Filialen von andern. Es sind vorhanden katholische Kirchen:

Dirschau mit seiner Filiale Lübschau,
Dalwin, Filiale von Mühlbanz,
Klonowken,

Raikau,
Subkau mit seiner Filiale Gerdin,
Gardschau,
Bobau mit seiner Filiale Dombrowken,
Stargard mit seiner Filiale Jablau,
Gr. Pinschin,
Ponczau mit seiner Filiale Czarnilaß oder Schwarzwald,
Kokoschken,
Zblewo mit seiner Filiale Lubichow,
Pelplin,
Neukirch mit seiner Filiale Krolowlaß,
Barlozno,
Skurcz mit seinen Filialen Grabau und Osiec.

Evangelische Kirchen:
zu Stargard mit zwei Geistlichen,
zu Dirschau,
zu Borzechow, von Friedrich Wilhelm III. gegründet, indem Theile des Stargarder und Palesker Kirchspiels dazu genommen wurden, seit 1833,
zu Skurcz, seit 1847, aus Theilen des Stargarder und Borzechower Kirchspiels.

Von diesen Kirchen gehörten die katholischen zur Diöcese Culm und zu den zwei Decanaten Dirschau und Bobau. Neuerdings jedoch ist eine andere Eintheilung eingetreten, indem Dirschau, Lübschau, Gartschau, Subkau, Gerdin, Dalwin zum Decanat Dirschau, Bobau, Dombrowken, Klonowken, Kokoschken, Pinschin, Stargard, Jablau, Zblewo, Lubbichow zum Decanat Stargard, Neukirch, Krolowlaß, Pelplin, Ponczau, Czarnilaß, Raykau zum Decanat Mewe, Barloczno und Skurcz nebst Grabau und Osiec zum Decanat Neuenburg gehören. — Die evangelischen Kirchen zu Stargard, Skurcz und Borzechow mit den evangelischen Kirchen des Kreises Berent vereint bilden die Diöcese Stargard-Berent, während Dirschau der Diöcese Praust überwiesen ist.

Nachdem so unter preußischer Regierung eine geordnete auf Recht und Gerechtigkeit gegründete Verwaltung geschaffen war, richtete Friedrich d. Gr.

sein Augenmerk darauf, das wüste Land durch Colonisten zu bevölkern; süddeutsche Colonisten und Handwerker wurden auch in den Stargarder Kreis gerufen; sie bevölkerten den nordöstlichen Theil, die wüstliegenden Dörfer Linsitz, Schiwialken, Gardczau. Ihre Familiennamen haben sich zum Theil bis auf die heutige Zeit erhalten; Sitten, Kleidung, Dialect haben sich den norddeutschen Gebräuchen anbequemt. Ebenso gab Friedrich d. Gr., um dem Handwerkerstand aufzuhelfen, der sehr heruntergekommen war, neue Gewerbeordnungen und Privilegien. Die meisten der Innungen des hiesigen Kreises gehören der Zeit des großen Königs an.

Zahlreiche Bauten in den Städten beschäftigten eine Menge Handwerker. Auch die Stadt Stargard hat ihn mehremal in ihren Mauern gesehen, wo er aus den Trümmern des alten Schlosses zu Osiec eine mächtige Kaserne für das Regiment Tokarski bauen ließ. Noch heute zeigt man mit Pietät auf dem Gute Krangen einen Platz unter einer alten Linde, auf dem Friedrich der Große dejeunirt hat.

Durch die zweite Theilung Polens 1792, in welcher Danzig an Preußen fiel, verlor Dirschau einen Theil seiner Bedeutung, indem es aufhörte Grenzstadt und Ruheplatz für Waaren aller Orte zu sein. Während dort politische Einflüsse dem Wohlstande hindernd entgegentraten, ließen elementarische Einflüsse Stargard nicht gedeihen. Am 22. Aug. 1792 brannte die ziemlich wohlhabende Stadt bis auf 11 Gebäude ab und erholte sich erst langsam von diesem harten Schlage. Erst am Anfange des 19. Jahrhunderts wurde die Stadt wieder erbaut, zum Theil aus Beiträgen, welche die Mildthätigkeit gespendet hatte.

Kaum war wieder ein Anfang gemacht, den ehemaligen Wohlstand zu begründen, da schreckten die Ereignisse des Jahres 1806 die friedlichen Gemüther auf. Nachdem der Franzosenkaiser bei Jena Preußens Heer geschlagen, drang er eiligst nach Osten vor und bald überschwemmten Rheinbundtruppen, namentlich Badenser und polnische Hülfsvölker unsern Kreis, um von hier weiter nach Danzig zu gehen, welches sich hartnäckig vertheidigte. Dirschau, welches als vorgeschobener Posten von Major v. Bothe mit 540 Mann Infanterie, 40 Feldjägern und 2 Kanonen vertheidigt wurde, wurde am 23. Februar 1807 von dem Heere des Marschalls Lefèbre gestürmt, dann geplündert und zum Theil in Brand gesteckt. Ein

der Dirschauer Garnison zu Hülfe geschicktes Heer von 3000 Mann wurde bei Mühlbanz geschlagen und die benachbarten Ortschaften in Brand gesteckt.

Aehnlich wie in Dirschau ging es in Stargard, wenn gleich, da der Ort nicht eine solche militärische Bedeutung wie Dirschau hat, sich Alles im Kleinen machte. In den Straßen der Stadt kam es zum Gefecht zwischen Preußen und Badensern, welches zum Nachtheil der Preußen, da ihre Zahl gering war, ausfiel. Die Behörden der Stadt wurden arg behandelt, der Bürgermeister als Geißel an eine Kanone gebunden, weggeschleppt und erst nach Erlegung der Contribution freigegeben. Es waren Tage des Schreckens und der Noth für den Kreis Stargard, die erst aufhörten, nachdem Napoleon auf Rußlands Eisgefilden sein Heer und seinen Ruhm gelassen. Nachdem in den Jahren 1813—15 die Freiheit in Preußen erkämpft war, brachte der heiß ersehnte Frieden die so nothwendige Erholung. Rasch blühte nun der Kreis auf unter Friedrich Wilhelm III. weiser Regierung. Eine geordnete Forstwirthschaft füllte die Staatskassen, die Auseinandersetzung der Bauern in einzelne Gemeinden hob den Wohlstand. Eine rationellere Landwirthschaft wurde selbst auf kleineren Besitzungen seit 1820 statt der alten Dreifelderwirthschaft eingeführt. Nach dem Befreiungskriege wichen auch die meisten polnischen Edelleute aus dem hiesigen Kreise und überließen ihre Güter deutschen Händen und deutschem Fleiße, namentlich sind die großen Gütercomplexe der Herren von Palubicki, des Grafen Leibitz-Piwnitzki zu jener Zeit in den Besitz der sie heute besitzenden Familien übergegangen. Während der Tagelöhner und Bauer bis dahin nur von Kartoffeln, Sauerkraut und Hering gelebt hatte, trifft dies heute nur für die allerärmsten Theile des Kreises, die im Sande der Tucheler Haide liegen, und auch dort kaum zu. Die größern Besitzer gelangten in den Friedensjahren bald zu Wohlstand, ja erwarben sogar durch Viehzucht und durch Verwerthung des Bodens Reichthum.

Unaufhörlich waren Preußens Könige bemüht durch alle Mittel das von ihnen angefangene Werk weiter fortzuführen und den Kreis durch Eröffnung neuer Verkehrsstraßen mit den übrigen Theilen des Staats zu verbinden. Im Jahre 1823 fing man an den Kreis durch Kunststraßen zu durchschneiden. So entstanden die Chausseen, welche Dirschau, Star-

gard weiterhin mit Konitz resp. Berlin verbinden, ferner Dirschau mit Danzig und über Subkau mit Bromberg. Aus Kreismitteln mit Unterstützung des Staats entstanden die Chausseen von Stargard nach Pelplin, von Jablau nach Czerwinsk, von Dirschau nach Schöneck. Zugleich damit wurden Postanstalten ins Leben gerufen, so daß in neuester Zeit zu den frühern Postämtern zu Dirschau und Stargard die Postexpeditionen zu Frankenfelde, Pelplin, Skurcz, Lubichow, Gardczau, Bobau hinzutreten, um den Verkehr zu fördern. Im Jahre 1839 wurde unter Leitung des Geheimen Finanzraths von Salzwedel die Ueberrieselung meilengroßer Forstflächen eingeleitet. In der Nordwestecke des Kreises von Studnitz bis Wieck hin wurde mit 2000 Morgen rechts von der nach Berlin führenden Chaussee der Anfang gemacht. Wo früher mit Haidekraut, Moos und verkrüppeltem Knieholz bedeckte Steppen waren, durchschneiden jetzt zahlreiche große und kleine Canäle saftige Wiesen, die das den Bewohnern dieses Theils des Stargarder Kreises so höchst nothwendige Heu zur Fütterung ihres Viehs und zur Hervorbringung des Düngers geben. Ein Gedenkstein unweit der Rieselflächen mit der Inschrift: „Friedrich Wilhelm dem Dritten, dem Retter in der Noth, dem Gründer dieser Straße, sein dankbares Volk" legt Zeugniß ab von der Sorgfalt, welche die Regierung der Hohenzollern ihrem Lande widmete. Es gilt dies besonders von den traurigen Jahren 1823 und 29, wo Typhus und Hungersnoth jene Gegenden heimsuchte und entvölkerte. Manches Menschenleben ist damals durch die Spenden aus des Königs eigener Chatulle dem Staate erhalten worden. Auch die geistliche Noth linderte Friedrich Wilhelm III. So wurde das evangelische Kirchspiel Borzechow 1833 von ihm gegründet und dotirt und der evangelischen Gemeinde Dirschaus 5000 Thlr. zum Ausbau des ehemaligen Dominikanerklosters durch königliche Huld bewilligt. Ihm bleibt ein dankbares Andenken in den Herzen aller Evangelischen des Stargarder Kreises für alle Zeiten.

Die Regierung Friedrich Wilhelm IV. brachte dem Kreise wiederum manche Wohlthat, besonders durch Genehmigung des Baues der Ostbahn, die 1852, und der Dirschauer Weichselbrücke, welche 1857 dem Verkehr übergeben wurde. Es ist ein Denkmal, das, so lange es stehen wird, von dem Streben unsrer Fürsten, Preußen groß und herrlich zu machen,

Kunde giebt. Welche Vortheile diese neue erschlossene Verkehrsader unserm Kreise gebracht, ist leicht zu ermessen, wenn wir die Statistik zur Hand nehmen und vergleichen, wie der Stand der Landwirthschaft 1772 und jetzt nach bald 100 Jahren, wie die Einwohnerzahl damals und heute ist. Es ist einer andern Arbeit des Verfassers vorbehalten, dies zu zeigen und weiter auszuführen; aus dem Wenigen aber, das hier vorgeführt ist, können wir sehen, daß wir es wahrlich nicht zu beklagen haben, daß Preußens Aar noch heute die deutschen Interessen schirmt nnd langsam und sicher seine Aufgabe, den Germanismus weiter und weiter vorzuschieben, erfüllt. Ja selbst der denkende Pole muß zugestehen, wenngeich sich auch mit Thränen sein Auge erfüllt in der Erinnerung der Großthaten des polnischen Reichs, daß unter dem Scepter der Hohenzollern gut wohnen sei.

Ueber preussische Lischken, Flecken und Städte.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gemeindeverfassungen in Preußen.

Von

Dr. M. Töppen.

(Schluß.)

Ortelsburg.

Arm an Städten aber reich an Flecken, welche sich nur sehr allmählich zu Städten entwickelten, war Masuren. Einer dieser Flecken, Ortelsburg, wird wiederholentlich auch Lischke genannt; er möge uns zur Betrachtung der masurischen Flecken hinüberleiten.

Das Schloß Ortelsburg, der Sitz eines dem Komthur von Elbing untergebenen Pflegers, ist etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut.[51]) Es lag im Bereiche der gewaltigen masurischen Haide, welche sich noch um das Jahr 1684 nordwärts und westwärts weit über Ortelsburg hinaus erstreckte.[52]) Zu den ältesten Ansiedlern neben dem Schlosse gehörten, dieser Situation desselben entsprechend, die Biener oder Beutner, welche in Ordenszeiten, wie noch jetzt, ein eigenes Dorf, das sogenannte Beutnerdorf bewohnten. Es ist bemerkenswerth, daß diese Beutner mit den übrigen Anwohnern des Schlosses nicht zu einem Ganzen verwachsen und von der heutigen Stadt Ortelsburg noch immer geschieden sind. Sie zinseten in Ordenszeiten $1/2$ Mark pro Hufe, leisteten einiges Scharwerk und hatten ihr besonderes Jagd- und Bienenrecht. Um das Jahr 1684 zahlten

---

[51]) Verschreibung des Comthurs Ortolf von Trier für das Beutnerdorf bei Ortelsburg, Katharine 1360 in dem Verschreibungsbriefe des Königsb. Archivs B. 16. fol. 520. Vgl. Voigt, Gesch. Preußens Bd. 6. S. 580, 582.

[52]) Nach der Beschreibung derselben in der Jahresrechnung des Ortelsburger Amtes von 1684, welche mir mit Genehmigung der Kgl. Regierung vom Domänenamte Ortelsburg mitgetheilt ist.

sie dem Amte zu Ortelsburg von 74 Hufen 43 Mark an Gelde, und der Forstverwaltung 40 Scheffel Gerste für die Viehtrift. Von anderweitigen Ansiedlungen neben dem Schlosse haben wir nur sehr unvollkommene Nachricht; daß es aber an solchen nicht fehlte, beweist die Kirche daselbst, welche ehemals zu dem Bischofsburgischen Erzpriesterthum gehört hat. Um 1493 hatte sie mit Mensgut,[53]) in den ersten Zeiten nach der Reformation mit Schönbamerau gemeinschaftlich einen Pfarrer, seit 1538 einen eigenen.[54]) Die Ansiedelung hatte ohne Zweifel deshalb einen so langsamen Fortgang, weil ganz in der Nähe die älteste und lange einzige Stadt Masurens, Passenheim, gelegen war. Zu höherer Bedeutung gelangte sie erst, als nach den Zeiten der Friedensschlüsse zu Thorn 1466 und zu Krakau 1525 einestheils wegen der großen Verluste an Land und Leuten der Besitz auch der bisher vernachlässigten masurischen Gegenden an Werth gewann und anderntheils die Straße von Königsberg über Rastenburg und Ortelsburg nach Warschau, die sogenannte polnische, schon in Folge der politischen Stellung Preußens zu Polen sich mehr und mehr belebte. Jetzt war die Lage von Ortelsburg günstiger als die von Passenheim und Ortelsburg stieg in demselben Maße, als Passenheim sank. Schon um 1559 ergriff der Hauptmann zu Ortelsburg die ungewöhnliche, ziemlich rücksichtslose Maßregel, den Markt zu Passenheim abzuschaffen und ihn nach Ortelsburg zu verlegen, welche Anordnung jedoch Herzog Albrecht auf Bitten der Passenheimer wieder aufhob.[55]) Zu den unzweifelhaftesten Beweisen von der zunehmenden Frequenz der bezeichneten Straße gehört namentlich die Nachricht, daß Markgraf Georg Friedrich das Schloß Ortelsburg im Jahre 1581 ausbauen und „viel schöner Gemächer" daselbst anlegen ließ,[56]) in welchen wir denn auch häufig fürstliche Personen und hohe Beamte einkehren sehen.

Die erste uns bekannte Verschreibung für einen Einwohner der Lischke Ortelsburg ist vom Jahre 1559 und betrifft einen Krug. Wir wollen

---

[53]) Leo, Histor. Prussiae p. 425. SS. rerum Warmiens. T. I. p. 402.

[54]) Kosack, Paul Speratus S. 168 ff.

[55]) Urk. v. 1559 in dem „Rathhäuslichen Inventarium," welches Aktenstück mir der Magistrat zu Passenheim bereitwilligst zu wissenschaftlicher Benutzung mittheilte.

[56]) Hennenberger S. 341. Vgl. Hartknoch, A. u. N. Preußen S. 399.

nicht behaupten, daß dieser Krug nicht schon aus älterer Zeit stammen könnte. Vielleicht gab es im 16. Jahrhundert auch noch einen zweiten, obwohl die älteste erhaltene Verschreibung über denselben vom Jahre 1628 datirt ist.[57]) Aber höher ist die Zahl der Erbkrüge hier nicht gestiegen, noch in der Jahresrechnung des Amtes Ortelsburg von 1684 werden nur diese Krüge erwähnt. War bei Ortelsburg wirklich noch ein dritter Krug vorhanden, wie eine unsichere Quelle überliefert,[58]) so kann dies nur ein Amtskrug gewesen sein. Die Lischke Ortelsburg unterscheidet sich hierin wesentlich von allen früher genannten, daß hier die Krüge durchaus kein so bedeutendes Element der Ansiedelung sind, als dort. Die Klasse der Gärtner hatte sie mit den andern Lischken gemein. Daneben werden ausdrücklich auch Handwerker erwähnt, welche hier eine größere Bedeutung als in andern Lischken haben mochten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird in Ortelsburg viel gebaut. Die „Handwerksleute vor dem Hause" haben wegen Bauholzes supplicirt und im Jahre 1586 einen seinem Inhalte nach nicht näher bekannten Bescheid erhalten.[59]) Eine Gemeinde, aus 15 Personen bestehend, wird erst jetzt ausdrücklich erwähnt und hat wohl erst jetzt sich gebildet, indem fünfzehn der Wohlhabendsten sich zur Erwerbung von umfangreicherem Grundbesitz und von Privilegien sich verbanden. Sie kauften zuerst Hofstätten und bebauten sie. Dann baten sie den Herzog Georg Friedrich, ihnen 13 Hufen, neben den Hufen der Kirche gelegen, käuflich zu überlassen und boten 25 Mark pro Hufe, im Ganzen also 325 Mark. Der Markgraf war damit zufrieden und beauftragte den Hauptmann zu Ortelsburg, Jacob Sparwein, mit ihnen wegen eines Jahreszinses zu verhandeln. Der Contract wurde am 30. September 1597 abgeschlossen, Sparwein urkundet über denselben folgendermaßen: Auf Bitten der Ge-

---

57) Ich kenne die Verschreibungen von 1559 und 1628 nur aus Anführungen der Ortelsburger Jahresrechnung von 1684. Das Elbinger Zinsbuch von 1446 (Kgsbg. Archiv Fol. A. 85) ergiebt nur, daß es im ganzen Gebiete des Pflegers von Ortelsburg 7 Krüge gab, welche zusammengenommen $8\frac{1}{2}$ Mark zinseten.

58) Goldbeck, Topogr. des Königreichs Preußen S. 28.

59) Abschied der Haushaltungsvisitatoren d. d. Neidenburg, 20. December 1586 (defect) in dem Aktenstück der Communal-Registratur zu Ortelsburg Fach IV. Nr. 4 „Acquisitionsdocumente und sonstige Privilegien betreff.", welches ich zur Benutzung erhielt.

meine zu Ortelsburg vor dem Hause habe der Fürst befohlen, derselben, weil sie von f. D. Baustätten ums Geld angenommen und darauf ziemlich gebauet, zu ihrer besseren Unterhaltung das ganze Schönbruch, 13 Hufen innehaltend, die Hufe um 25 Mark käuflich zu überlassen, und mit denselben über einen gebürlichen Zins zu verhandeln. Die Gemeine, „deren 15 sind gewesen", habe die 13 Hufen à 25 Mark für 325 Mark zu kölmischem Rechte angenommen, 150 Mark Angeld versprochen und erlegt, sei in dieselben eingewiesen, um sie unter sich gleich zu theilen, der Rest des Kaufgeldes solle terminweise jährlich mit 5 Thaler abgetragen werden. „Was den Zins anlanget, . . . weil es gleichwohl arme Leute sind, und die großen Zins von ihren Baustätten und Gärten jährlich geben müssen, ist es mit ihnen also gemacht, welches sie auch bewilligt, daß sie f. D. jährlich 8 Groschen Urkunde zu Erkenntniß der Herrschaft erlegen sollen." Sie erhalten 8 Freijahre und sollen solche 8 Groschen jährlich neben ihrem Grundzinse, Anno 1606 anfangend, zu erlegen schuldig sein.[60]) Der hier stipulirte Zins von 8 Groschen pro Hufe ist zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkte, jedenfalls vor dem Jahre 1684 auf 15 Groschen pro Hufe erhöht.[61]) Im Jahre 1607 miethete die Gemeinde 10 Hufen des Amtsvorwerks Ortelsburg für einen Zins von 10 Groschen pro Morgen, im Ganzen also von 150 Mark; die churfürstliche Regierung behielt sich damals zwar vor, diese Pacht zu kündigen, wenn es ihr gut schiene, hat aber von diesem Vorbehalt keinen Gebrauch gemacht.[62])

Besondere Wichtigkeit für die Geschichte von Ortelsburg haben die Anordnungen der Haushaltungsvisitatoren für das Oberland vom 18. December 1615. Das Verhältniß der Passenheimer und Ortelsburger betreffend, stellten sie Folgendes fest: „So viel vors Erste das Mälzen und Brauen der Lischke Ortelsburg belanget, sein die Herren Visitatores dasselbe abzuschaffen nicht gemächtiget, muß demnach solches bei ihrer chur-

---

[60]) Kaufkontrakt d. d. Ortelsburg, 30. September 1697 (verschrieben statt 1597), zu Ortelsburg.

[61]) Amtsrechnung 1684.

[62]) Nach der Amtsrechnung von 1684. In den städtischen Akten ist der Anfangspunkt dieser Ackermiethe nicht erwähnt und bald als unbekannt bezeichnet.

fürstlichen Gnaden oder den Herren Oberräthen gesuchet werden. Es können aber gleichwohl die Herren Visitatores nicht absehen, aus was Ursachen die Passenheimer so abgünstig sein, daß sie auf zwei Meil Weges keine andere Stadt leiden wollen, da doch solches im Herzogthum sehr gemein ist, doch soll den Ortelsburgern nicht verstattet werden, sondern hiemit gänzlich untersaget sein, daß sie eine einzige Tonne Bier noch Brantewein aufs Land oder in die Krüge ausspunden oder verkaufen, sondern alles Bier, das sie brauen, in der Lischke zu Hause zu verschenken schuldig sein sollen." Den Passenheimern wird das Ausspunden ihres Bieres auf das Land und in die Krüge unter gewissen Vorbehalten zu Gunsten der Amtsbrauerei gestattet, wie denn „den Einwohnern zu Ortelsburg hiemit verboten sein soll, daß sie den Passenheimern ihr Bier, so sie aufs Land oder in die Krüge ausspunden, hinfüro unbenommen lassen sollen." Den Handelsverkehr betraf folgende Bestimmung: „Den Ortelsburgern soll das Vorleihen ihrer churfürstlichen Gnaden Unterthanen und der Vorkauf aufm Lande hiemit gänzlich verboten sein", und die andere: „Letztlichen sollen die Beamten allen dieses Amtes Unterthanen bei einer namhaften Buße auferlegen und befehlen, daß sie alle ihre Waaren und Getreide, so sie über ihrer Haushaltung zu verkaufen haben werden, anderswo nirgends, als in die Stadt Passenheim oder Ortelsburg führen und bringen sollen; daselbst sollen sie von Morgen an bis um 12 Uhr zu Mittage auf offenem Markte feil zu haben schuldig sein; wenn nun binnen solcher Zeit die Waaren oder Getreide von ihnen nicht behandelt noch abgekauft wird, soll ihnen alsdann dasselbe anderweilig zu verführen und zu verkaufen freistehen." Man sieht hieraus, daß die Brauerei und der Marktverkehr von Ortelsburg damals doch schon von Erheblichkeit gewesen sein muß.[63])

Im Jahre darauf 1616 ertheilte der Churfürst Johann Sigismund dem Flecklein Ortelsburg auf die Bitten der Gemeine daselbst, sie „mit einer gewissen Gerichtsbarkeit, Gerichtssiegel, Nahrung und Stadtrecht" zu versehen und auf Befürwortung der eben erwähnten Haushaltungsvisitatoren, sowie des Amtshauptmannes zu Ortelsburg, folgende Rechte: Die Gemeine zu Ortelsburg soll Macht haben, „ein Gericht von neun Per-

---

[63]) Abschied d. d. Ortelsburg, den 18. December 1615. Zu Passenheim.

sonen gleich den Brandenburgern und Tapiauern [im Antrage der Visitatoren steht: gleich den „Lischkenern“ zu Brandenburg und Tapiau] in allen vorfallenden Sachen, sie sein criminal oder civil, zu hegen, zu halten, zu besetzen und zu bestellen, auch ein gewöhnlich Gerichts- oder Amtssiegel, wie es damit zu Brandenburg gehalten wird, zu gebrauchen; zu solchem Gericht aber soll jederzeit ein Richter oder Schulz an unserer [des Churfürsten] Statt von unserm daselbst residirenden Hauptmann erkoren und bestätigt werden; und da ja unter den Ortelsburgischen Einwohnern so viel Personen, so in dergleichen peinlichen und schweren Sachen zu urtheilen und rechtzusprechen nicht genugsam qualificirt wären, nicht zu finden, so können und sollen dieselben vom Lande und von den nächst angelegenen Dörfern von Freien, Schulzen und Krügern dazu bestellet und in gebührende Eidespflicht genommen werden, die aber nicht allewege in allen vorfallenden bürgerlichen, sondern allein in peinlichen und andern wichtigen Sachen dem Richter und den Schöffen zu Ortelsburg beisitzen, beiwohnen und Urtheil und Recht finden und sprechen helfen sollen; sollten auch solche schwere Sachen vorfallen, darin sie zu verabschieden sich zu wenig befinden, dieselben sollen sie an die wohlbestellten Gerichte in den nächst angelegenen Städten, als Bartenstein, gelangen lassen und darüber einer Belehrung gewärtig sein, womit denn nicht allein gute Polizei, Zucht und Ehrbarkeit unter ihnen zu erhalten, sondern auch die öftere Ab- und Zufuhr der Gerichtspersonen von Passenheim nebenst den übrigen Unkosten, so bisher darauf gewandt werden müssen, zu verhüten sein würde. Die Willkühr, wonach sich die Ortelsburger zu richten, haben sie von den obengedachten Einwohnern zu Brandenburg und Tapiau zu erholen, und in Allem derselben gemäß, so viel die Gerichtsbarkeiten anlanget, sich zu verhalten. Zudem verleiht der Churfürst den Ortelsburgern „auf ihr unterthäniges Suchen und Bitten auch zu besserer Fortstellung ihrer Nahrung das Brauwerk auf 30 ganze und halbe Häuser, jedoch dergestalt, daß sie jährlich 20 Last Bier ihrem gutwilligen Erbieten gemäß von dem Hause Ortelsburg auszuschenken und mit barem Gelde zu bezahlen sollen schuldig sein; wenn solches geschehen, alsdann und ehe nicht oder gar in Mangelung des Hausbiers sollen sie Macht haben, ihr eigen Bier zu brauen und zu verschenken, doch also, daß sie ihres eignen gebrauten Biers keine

einzige Tonne außerhalb des Fleckens Ortelsburg aufs Land oder in die Krüge (inmaßen denn der eine neuerbaute Krug allewege mit Amtsbier zu verlegen vorbehalten sein soll) zu verspunden und zu verkaufen gemächtigt sein sollen. In Rücksicht auf die erbetenen Wochenmärkte, übrigen Hufen und Holzfuhr konnte ihnen für diesmal nicht gewillfahrt werden. Diese wichtige Fundationsurkunde ist zu Königsberg den 23. März 1616 vollzogen.[64])

Ortelsburg war durch dieses Privilegium nicht zur Stadt erhoben, sondern nur den älteren Lischken zu Brandenburg und Tapiau, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatten, gleichgestellt. Es fehlte noch das Hauptmerkmal städtischer Verfassung, der selbsterwählte Rath mit dem Bürgermeister an der Spitze und damit das Recht der Selbstverwaltung. Nicht einmal die Steuern sammelte die Gemeinde selbst ein, sondern für jedes Haus und jeden Garten mußte der Besitzer dieselben direkt in das Amt liefern. Was es mit den erbetenen Wochenmärkten auf sich hat, bedarf keiner Erläuterung. Was die Holzfuhr betrifft, so zeigen die Competenzetats der Stadt aus den Jahren 1725 und 1730,[65]) daß dieselben damals 19 Thaler 65 Groschen Holzeinmiethegelder an den Wildnißbereiter zu entrichten hatte. War diese Verpflichtung schon eine alte vor 1616 eingeführte, was man doch wohl annehmen muß, so ging die Bitte der Ortelsburger damals etwa auf Ermäßigung oder Erlaß dieser Abgabe für die Benutzung des Holzes aus den herrschaftlichen Forsten, oder falls dieselben nur einem Theile der Ortelsburger gestattet war, auf Verallgemeinerung dieses Rechts; fehlte dieses Recht den Ortelsburgern um 1616 noch überhaupt, so ist es damals vielleicht gegen das Angebot eines Miethgeldes erbeten und später bewilligt. Von übrigen Hufen redet das Privilegium wahrscheinlich in sofern, als die Gemeinde nur einen Theil der erbetenen Hufen vorläufig erhalten hatte.

Denn aus einem späteren Privilegium ersehen wir, daß die Ortelsburger schon zu Zeiten Johann Sigismunds († 1619) mit der Bitte eingekommen waren, ihnen noch etwa 44 Hufen, von ihren Grenzen an-

[64]) Fundationsurkunde auf Pergament d. d. Königsberg, 23. März 1616. Zu Ortelsburg.

[65]) Zu Ortelsburg.

zufangen gegen die Haide und den Eisenhammer Rudau wärts gegen Kaufgeld und Jahreszins zu kölmischem Rechte zu verschreiben. Churfürst Georg Wilhelm beauftragte den Jägermeister und Hauptmann auf Rhein Reinhard von Halle, in Verbindung mit dem Preuß. Kammermeister Hans Gangolf Kock, dem Beamten zu Ortelsburg und einem Feldmesser, die erbetene Feldmark abzustecken und mit ihnen eine Berahmung wegen des Kaufgeldes und Jahreszinses zu treffen. Man einigte sich dahin, daß das Kaufgeld pro Hufe 40 Mark, im Ganzen also 1760 Mark betragen, 500 Mark angezahlt, der Rest in jährlichen Raten von 50 Mark berichtigt und von jeder Hufe jährlich 2 Mark Zins gegeben werden solle. Das Angeld wurde schon im Jahre 1620 bezahlt, die Hufen übergeben. Der formelle Abschluß des Kaufkontraktes verzögerte sich wegen der Pest und wurde erst am 4. April 1623 durch Verschreibung der churfürstlichen Regierung zu Königsberg vollzogen.[66]) Es mag hier noch erwähnt werden, daß der Hauptmann von Ortelsburg Dionysius von Oelsen schon 1616 der Wittwe des Wildnißbereiters Hieronymus Kubitzken zu kölmischem Rechte und zu je 2 Mark Zins zwei Hufen beim Vorwerk Ortelsburg verschrieben hatte,[67]) welche nachmals unter dem Namen Caspers Wolla ebenfalls an die Stadt Ortelsburg gekommen sind.

Unter allen Festsetzungen des Fundationsprivilegii erwies sich als die drückendste die, welche die Ortelsburger freiwillig auf sich genommen hatten, nämlich 20 Last Amtbier auszuschenken. Auch in den besten Zeiten konnten sie das nicht prästiren. Es wurde dann die Aenderung getroffen, daß sie statt das Bier vom Amte zu entnehmen, demselben pro Tonne 3 Mark, im Ganzen 720 Mark Lagergeld entrichteten! Dieser äußerst drückende Posten findet sich zuerst in der Amtsrechnung von 1684, mag aber schon durch viele frühere gegangen sein. Die Zeiten waren aber für Ortelsburg bald sehr ungünstig; es wurde in kurzer Zeit dreimal 1669, 1698 und 1716[68]) durch furchtbare Brände verheert, und ihre Haupterwerbs-

---

[66]) Urk. auf Pergament d. d. Königsberg, 4. April 1626. Zu Ortelsburg.

[67]) Urk. d. d. Ortelsburg, 18. Juni 1616 mit der Confirmation des Churfürsten d. d. Königsberg, 2. Juli 1616. Zu Ortelsburg.

[68]) Die Ortelsburger Chronik erwähnt diese Brände, setzt aber den letzten in das Jahr 1717; über den Zeitpunkt der beiden ersten ist kein Zweifel, da sie in den Akten

quelle, der Verkehr mit den nach und von Warschau Reisenden, fing an dürftiger zu fließen. Der Hauptmann zu Ortelsburg, Hans Albrecht von Kalnein, stellte daher der Regierung zu Königsberg schon i. J. 1691 vor, die Ortelsburger hätten das Lagergeld zu guter Zeit auf sich genommen, jetzt aber seien ihnen zum Präjudiz mehre Krüge in der Nähe von Ortelsburg angelegt, viele der Einwohner seien arm, daß sie bei dem Brauwerk sich nicht betheiligen könnten, es sei nicht möglich, daß sie das Lagergeld in dem alten Betrage zahlten, und schlug vor, es von 2 Gulden (= 3 Mark) auf 1 Gulden zu ermäßigen. Er erhielt einen nur aufschiebenden nichts fördernden Bescheid.[69]) Einige Jahre danach, unmittelbar nach dem großen Brande von 1698 richteten die Ortelsburger unter andern Gesuchen auch das um Cassirung des Lagergeldes an den Churfürsten, „da sie, wie es in der Bittschrift heißt, laut Fundation den Schank gutwillig auf sich genommen und doch jedesmal nicht präsiren können, daß so viel Tausend Mark in Rest geblieben sind und cassiret worden . . . welches, da es bei guten Zeiten, und wie alle von und nach Warschau Reisende auf Ortelsburg zu ihren Weg nehmen und uns also Nahrung gönnen müssen, nicht hat geschehen können, von uns anjetzo bei veränderter Warschauer Straße, und da die Meisten auf das churfürstliche Chatouldorf Symahnen (Schiemanen) reisen, als dadurch nahrlose Leute, und die wir unser Bier selbst brauen, auch meistens selbst consumiren, viel weniger zu helfen ist.“[70]) Auch dies Gesuch hatte keinen Erfolg: denn in der Ortelsburger Amtsrechnung von 1716 treffen wir wieder denselben Einnahmeposten: 160 Thaler (= 720 Mark) Lagergeld für 20 Last Amtsbier à 60 Groschen (= 3 Mark) für die Tonne. Noch etwas später aber ist es auf die Hälfte, auf 80 Thaler hinabgesetzt, wie die Competenzetats der Stadt von 1725 und 1730 zeigen und wurde laut Kgl. Rescripts vom 11. Mai 1723 aus der Trankſteuerkasse entrichtet.

öfters erwähnt werden, der letzte muß schon 1716 erfolgt sein, da die Ortelsburger Amtsrechnung von 1716, die ich ebenfalls vom Domänenamt in Ortelsburg erhielt, ihn schon erwähnt.

[69]) Rescript der Regierung zu Königsberg vom 18. Octbr. 1691. Zu Ortelsburg.

[70]) Bittschrift ohne Datum. In dem bezeichneten Aktenstück der Ortelsburger Commune Fol. 14.

Das Recht einen Rath und Bürgermeister zu erwählen, welches das Fundationsprivilegium nicht gewährt hatte, wurde mit Connivenz der oberen Behörde in Ortelsburg doch schon früh, vielleicht bald nach 1616 ausgeübt. Es zeigte sich auch hier, wie geneigt man war, Flecken und Städtchen in eine Kategorie zu stellen. Hartknoch, ein geborner Passenheimer, also Nachbar von Ortelsburg, der wie seine Mitbürger nicht ganz ohne Selbstbewußtsein auf die Lischke zu Ortelsburg herabgesehen haben wird, nennt sie um 1685 mit Recht nicht Stadt, sondern Flecken:[71]) in der Ortelsburger Amtsrechnung von 1684 heißt sie bald Flecken, bald Städtchen; ebenso wird sie in den Rescripten der Königsberger Regierung bald Flecken,[72]) bald Stadt, ihre Beamten Bürgermeister und Rathmannen genannt.[73]) Allein die Ortelsburger wußten wohl, woran sie waren, und unter den nach dem Brande von 1698 eingereichten Petitionen bezog sich eine eben auf die Stadtgerechtigkeit. Sie erwähnen das Fundationsprivilegium von 1616 und fahren dann fort: „Von der Zeit an sind wir unter die andern kleinen Städte gerechnet, haben auch jederzeit, was die andern, gegeben, das Unsere willig bis Dato Ew. churf. Durchl. abzraetgen. — Der Titel ist uns auch jederzeit als Bürgermeister und Rathmannen gegeben, haben aber bisher keine Stadtgerechtigkeit gehabt, bitten derohalben unterthänigst mit vollkommener Stadtgerechtigkeit gleich andern kleinen Städten uns zu begnadigen.“[74])

Auf die Petitionen, welche die Bewohner damals noch sonst einreichten, näher einzugehen, würde zu weit führen. Sie baten um allerlei Unterstützungen und Erleichterungen, um käufliche Ueberlassung von 8 bis 10 Hufen Waldes u. s. w. Nur eines Punktes gedenken wir hier noch

[71]) A. u. N. Preußen S. 399.

[72]) Z. B. Rescr. d. d. Königsberg, 12. März 1699, welches den Bau in dem abgebrannten Flecken Ortelsburg betrifft. (Privil. Nr. 2 in dem Ortelsburger Aktenstück.)

[73]) Eine Verfügung der Regierung d. d. Königsberg, den 10. Juli 1698 hat die Adresse: „denen ehrsamen und weisen, unsern lieben Getreuen Bürgermeister und Rathmannen unserer Stadt Ortelsburg“ a. a. O. Fol. 11.

[74]) Diese Stelle beweist wohl hinlänglich, daß Goldbeck a. a. O. irrt, wenn er sagt, Ortelsburg habe 1669 Stadtgerechtigkeit erhalten. Vielleicht verwechselte er Ortelsburg mit Lötzen oder Lyck, die in diesem Jahre allerdings wichtige Privilegien erhielten. Nach Goldbeck schrieb Volk „der Neidenburger Kreis“ in den Beiträgen zur Kunde Preußens Bd. 1. S. 328.

etwas näher. „Weil dieser Ort", sagen sie, „nahe an der Grenze gelegen und die meisten alle junge Bürger sind, und dieses Exercitium höchst nöthig ist, daß jährlich nach der Scheibe, wie vorhin allhie gebräuchlich gewesen, nach Schützenkönigsart geschossen werde, zumal der letzte König noch beim Leben; dieses Scheibenschießen hat Anno 69 sich geendigt, weil sie damalen ganz abgebrannt und die Musketen verbrennet worden; vor jetzo wollen wir alles Gewehr, und was dazu gehörig, anschaffen, bitten aber unterthänigst, daß der Schützenkönig jährlich, wie in den andern Aemtern gebräuchlich, 10 Thaler bekomme und gezahlt werden möge."

Eine Antwort auf diese Petitionen ist nicht vorhanden. Was die Stadtgerechtigkeit im Besonderen betrifft, so wird Ortelsburg in der Amtsrechnung von 1716 zwar durchweg als Stadt bezeichnet, dies ist aber kein Beweis, daß inzwischen das Stadtrecht wirklich ertheilt sei. Ueberhaupt ist eine besondere Urkunde dieses Inhalts nicht vorhanden und wir halten es wahrscheinlich, daß die ausdrückliche Anerkennung Ortelsburgs als einer Stadt wiederum durch das Edict über die Combination der Magistrate und Gerichte in den preußischen Landstädten vom 12. Juni 1723 erfolgte, in welchem wir auch Tapiau als Stadt erwähnt finden. Ortelsburg wird hier wie Tapiau unter den Städten dritter Klasse aufgeführt.

Die Verhältniße Ortelsburgs, wie sie sich aus den Amtsrechnungen von 1684 und 1716, verglichen mit den Competenzetats der Stadt von 1725 und 1730, ergeben sind folgende: Ortelsburg bestand im Jahre 1684 aus 29 ganzen und 55 halben, im Jahre 1716 aus 37 ganzen, 47 halben, 5 Viertel- und 5 Dreiviertel-, im Jahre 1725 aus 30 ganzen, 30 halben, 1 Viertel- und 1 Dreiviertelhaus, wozu in dem letztgenannten Jahre noch 34 schlechte Buden, Kathen und Chaluppen kamen. Die Besitzer dieser Häuser zahlten ihren Grundzins wie 1684, so auch noch im Jahre 1716 direct in das Amt, der Besitzer eines ganzen Hauses 2 Mark (40 Groschen), der Besitzer eines halben Hauses 1 Mark (20 Groschen). Im Jahre 1684 kamen von 56½ Häusern 113 Mark, 1716 von 65½ Häusern 29 Thaler 10 Groschen, im Jahre 1730 von einer nicht näher bekannten Häuserzahl 27 Thaler 20 Groschen ein. Desgleichen erhob das Amt unmittelbar von Zinsgärten, und zwar im Jahr 1684 von 84½ Gärten, welche von den Ortelsburgern besät werden, 54 Mark 55 Schilling 3 Pf., (39 Schil-

ling von jedem ganzen Garten), im Jahre 1716 von 91 Zinsgärten nach ganz entsprechendem Satz (13 Groschen für einen ganzen Garten) 13 Thaler 13 Groschen, im Jahre 1730, nachdem wahrscheinlich 3 Gärten in Abgang gekommen waren, 12 Thaler 64 Groschen. Dieser Haus- und Gartenzins stammte offenbar aus den ältesten Zeiten des Bestehens der Lischke oder des Fleckens. Der von der Gemeinde erworbene Grundbesitz bestand in 57 Erbhufen, nämlich 13 Hufen im Schönbruch und 44 Hufen Haiden im Hammerfelde, von welchen der in den betreffenden Handfesten festgestellte Zins, zusammen 97 Mark 15 Groschen oder 21 Thaler 65 Groschen auch noch in dem Jahre 1730 unverändert fortgezahlt wurde. Dazu kamen die zehn Pachthufen des ehemaligen Ortelsburger Amtsvorwerks, deren Pacht mit 150 Mark oder 33 Thaler 30 Groschen in den mehrerwähnten Jahresrechnungen ebenfalls begegnet. Der gesammte bisher erwähnte Grundzins betrug im Jahre 1716 97 Thaler 18 Groschen, im Jahre 1725 95 Thaler 48 Groschen, im Jahre 1730 94 Thaler 89 Groschen. Außerdem hatte das Fleischergewerk jährlich 1 Stein geschmolzen Talg in das Amt zu liefern laut Amtsrechnung von 1684; statt desselben wurden später 2 Thaler 60 Groschen baar entrichtet. Stand- und Marktgelder erhob das Amt, seitdem es in Ortelsburg Märkte gab, unmittelbar von den Marktleuten: vom Martinijahrmarkt 1683 kamen 11 Mark 36 Schilling, von dem andern Jahrmarkt am 11. April 1684 6 Mark 12 Schilling ein; um 1716 war das Stand- und Marktgeld des Amtes auf 6 Jahre in Arrende gegeben und trug (ob von Passenheim und Ortelsburg zusammen?) 20 Thaler; im Competenzetat von 1725 ist von demselben gar nicht die Rede, nach dem späteren von 1730 zahlte die Stadt dem Amte an Stand- und Marktgeldern 10 Thaler 60 Groschen. Weit die beträchtlichste Revenue aber, welche das Amt von Ortelsburg bezog, war das Lagergeld, 720 Mark oder 160 Thaler, an deren Stelle, wie gesagt, erst in den Competenzetats von 1725 und 1730 80 Thaler angesetzt sind. Dem Wildnißbereiter zahlte die Stadt an Holzeinmiethegeldern nach den beiden Competenzetats 19 Thaler 65 Groschen. Diese eingeschlossen hatte die Stadt an Königl. Kassen im Jahre 1730 überhaupt 208 Thaler 4 Groschen zu zahlen. Die sehr mäßige Einnahme von den 4 Brodbänken à 30 Groschen, den 4 Fleischbänken à 45 Groschen, den 12 Schusterbänken à 30 Groschen

und das Brückengeld zur Jahrmarktszeit (1725 10 Thaler) erhob die Gemeinde für sich.

Johannisburg.

Eins der ältesten Schlösser in Masuren ist Johannisburg, gegründet in einer der seereichsten Gegenden Preußens im Jahre 1344.[75]) Schon im Jahre 1367 verlieh Ulrich Fricke, Komthur zu Balga, den „getreuen Einwohnern, welche vor dem Schlosse Johannisburg weilen" eine Handfeste. Sie erhalten in derselben freie Fischerei in allen Seen und Flüssen der Umgegend außer dem Warsen (Warschau-See dicht bei Johannisburg) und Nede (Neden-See süstwestlich vom Spirding-See), ferner freie Jagd vom Berwikensließ (wohl verschrieben statt Kerwiken-Fließ d. i. der Abfluß des Kurwith-See's in den Sdrußno- und Mucker-See) bis zu dem Lande der Littauer, so weit die Furcht vor diesen ihnen das Jagen gestattet, und das Recht, Waldhonig zu nehmen, wo sie ihn finden, und zu verkaufen. Die Fischerei wurde nur durch einige nothwendige Vorschriften geregelt; von jedem größeren Jagdstücke außer Bären und wilden Pferden sollten sie dem Pfleger ein Vorderviertel abliefern; in Betreff des Honigs, welchen sie verkaufen wollten, sollte der Pfleger das Recht des Vorkaufs, zu je 3 Mark für die Tonne haben. Endlich hatten sie jährlich von jedem Rauch und jeder Familie $1/2$ Mark zu zinsen.[76]) Wir haben es hier also mit einer Fischer-Ansiedelung zu thun, welche aber auch zugleich der Jagd und Bienenzucht obliegen durfte, wie die Beutner von Ortelsburg und Willenberg.[77]) Das Schloß, schon in der Ordenszeit von Bedeutung für den Schutz des Hinterlandes gegen Littauen und Polen, wurde von Herzog Albrecht noch stärker mit Wall und Graben befestigt und behielt seine militärische Wichtigkeit bis in das 18. Jahrhundert unverändert bei.[78]) Auch die Ortschaft neben dem Schlosse, in welcher es

[75]) Cod. dipl. Warm. II. n. 81. Wigand p. 508.

[76]) Cod. dipl. Pruss. III. n. 95.

[77]) Daher der Ausdruck Wyscher-Fischer bei Wigand p. 529 und die Fischergasse in der Stadt noch jetzt.

[78]) Hennenberger S. 162 ist über die frühere Geschichte des Schlosses Johannisburg offenbar nur mangelhaft berichtet; er übersieht jedenfalls die große Bedeutung desselben in der Ordenszeit, wenn er sagt, es wäre vor der Befestigung durch Albrecht nur eine Jagdbude gewesen.

eine Kirche schon zur Ordenszeit gab,[79]) muß sich im 16. Jahrhundert wesentlich gehoben haben; Herzog Albrecht nennt die Bewohner derselben in einem Schreiben vom Jahre 1553 Bürger,[80]) ein Ausdruck, welchen wir zur Bezeichnung der Einwohner eines Fleckens oder einer Lischke schon antrafen, welcher aber Dorfbewohnern schwerlich beigelegt werden konnte. Hennenberger um 1595 sagt noch ausdrücklicher, nachdem er das Schloß beschrieben hat: „Ist nun auch ein Städtlein dabei angelegt", an welcher Stelle Städtlein ebenfalls nur soviel als Flecken bedeuten kann. Welches aber die Thatsachen waren, auf denen diese Bemerkung beruht, wissen wir nicht; die Verschreibung Herzogs Albrecht vom 22. Januar 1566, in welcher er den Einwohnern zu Johannisburg zu ihres Tisches Nothdurft freie Fischerei auf dem See Klein-Pogobien verleiht,[81]) oder die Verschreibung des Churfürsten Georg Wilhelm vom 7. September 1628, in wecher er ihnen für den bei dem Befestigungsbau an Aeckern und Wiesen erlittenen Schaden ein Stück Wiese zusichert,[82]) geben darüber keinen Nachweis. Nach einer Andeutung des Stadtprivilegiums von 1645 läßt sich vermuthen, daß die Anwohner des Schlosses Braugerechtigkeit und das Recht der Holzung in der Haide hinter Przerosla, für welches 1 Mark pro Pferd gezahlt wurde, von Alters her gehabt haben. Um Stadtrecht baten die Johannisburger den Markgrafen Georg Friedrich um 1594.[83]) Der Churfürst Johann Sigismund (1608—1619) versprach den Johannisburgern auf ihre Bitten „Stadtrecht und bürgerliche Nahrung", doch traten der Sache damals allerlei Hindernisse in den Weg. Erst Churfürst Friedrich Wilhelm verlieh auf ihre erneuten Bitten „den Einwohnern des Fleckens bei dem Hause Johannisburg" die städtische Handfeste d. d. Königsberg, den 8. November 1645. Die Einwohner der Stadt Johannisburg und ihre Nachkommen sollten zu ewigen Zeiten mit kölmischem Rechte begnadigt sein; sie sollten zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit und

---

[79]) Leo, Histor. Boruss. p. 425. SS. rerum Warmiens. T. I. p. 406.

[80]) Pisanski, Collectanea, Handschrift der Prussia in Königsberg, Fol. 12. a. Vgl. Werner, Historische Nachricht von der Stadt Johannisburg &c. S. 9. Note k.

[81]) Werner S. 19. Note v.

[82]) Werner S. 11 und 17.

[83]) Pisanski, Collectanea Fol. 12. a.

guter Polizeiordnung Bürgermeister, Rath, Richter und Gerichte haben, die Erwählung der Raths- und Gerichtspersonen oder Schöffen, wie auch die Kur eines Bürgermeisters, Richters und anderer dergleichen Beamten jählich zu Reminiscere durch den Hauptmann von Johannisburg bestellt und vorgenommen werden; in Civilsachen soll den Parteien, wenn gütliche Handlung zu keinem Resultat führt, freistehen, von dem Bürgermeister an den Rath, von dem Richter an das Gericht zu ziehen, in Criminalsachen soll das Gericht je nach Umständen die peinliche Frage oder das Endurtheil finden, seine Beschlüsse aber nicht vor erfolgter Bestätigung des Hofgerichts vollziehen; von den Gerichtsbußen (ausgenommen Straßengerichte und alle hohen Gerichte) soll der Richter oder Schulteis den dritten Pfennig haben, das übrige dem churfürstlichen Amte einliefern, Straferlaß von dem Willen des Churfürsten oder des Hauptmannes abhängen, Bußen für Blut und Blau dem Richter allein verbleiben. Der Zins von den Brod- und Fleischbänken, sowie von der Badstube, wurde der Stadt überlassen; das Holzungsrecht in der Haide zu Feuers- und Brauens-Nothdurft wurde gegen Erlegung der alten Abgabe auch ferner gestattet; endlich freie Viehtrift in der Wildniß verliehen, wogegen der Herrschaft vorbehalten wurde, das Vieh und die Schaafe des churfürstlichen Vorwerks Lupken auf den Stadtacker treiben zu lassen.[84]) Friedrich Adam Czierniewski, einer der angesehensten Bürger von Johannisburg, welcher sich um die Erwerbung dieses Privilegii für die Stadt besonderes Verdienst erworben hatte, wurde der erste Bürgermeister der Stadt.[85]) Churfürst Friedrich III. verlieh „den Bürgern und Einwohnern des Grenzstädtleins Johannisburg" einen im Bezirke der Stadt und am Ringe liegenden Platz, welcher ehemals einem Wildnißbereiter Balzer Ebert verschrieben, dann lange Zeit von dem Amte an die Stadt verpachtet war, besonders mit Rücksicht darauf, daß dessen Exemtion von der städtischen Jurisdiction mancherlei Verwirrung und Verdruß herbeizuführen drohte. Das von Churfürst Georg Wilhelm der Stadt schon im Jahre 1628 zugesicherte Wiesenstück, Porembiski genannt, an Pissowoda gelegen, wurde derselben nach wiederholter Anregung über-

[84]) Privilegium von 1645 zu Johannisburg; den Hauptinhalt theilt Werner a. a. O. S. 8—17 mit.

[85]) Pisanski, Collectanea Fol. 12.

geben und im Jahre 1697 verschrieben.[86]) Die Festungswerke wurden 1655 und 1698 wiederum in besseren Stand gesetzt, um die Mitte des 18. Jahrhunderts verfielen sie, trotz einer Reparatur um 1740.[87])

Lyck.

Ganz abweichend von allen bisherigen Stadtgeschichten ist die von Lyck. Das Schloß Lyck ist nicht, wie Simon Grunau zuerst thöricht genug erdichtet, und wie man ihm bis in die neuste Zeit nachgeschrieben hat, eines der ältesten Schlösser in Preußen und 1273, sondern naturgemäß eins der jüngsten und in den Jahren 1398 und 1408[88]) erbaut. Der Hochmeister Paul von Rußdorf wies durch Handfeste vom Jahre 1425 neben demselben 48 Hufen zur Gründung eines Dorfes an, von welchen dem Locator 8 Hufen zum Schulzenamte, 4 Hufen für den Pfarrer, falls daselbst eine Kirche erbaut werden sollte, 36 Hufen den übrigen Einwohnern angehören sollten. Auch hier wie in Ortelsburg, Willenberg und Johannisburg waren die Einwohner vorzugsweise auf Bienenzucht und Jagd gewiesen und es wurde daher weiter festgesetzt, daß ihnen Honig, Häute und sonstiges Wildwerk grade so bezahlt werden sollten, wie man es zu Johannisburg damit hielt.[89]) Noch derselbe Hochmeister gedachte dieses Dorf sofort in eine Stadt zu verwandeln und eben darin, daß ein Dorf in eine Stadt verwandelt worden, und daß dies so schnell geschehen sollte, liegt das Eigenthümliche dieses Planes. Die Urkunde ist in der That in Rußdorfs Zeiten festgestellt, aber doch erst im Jahre 1445 — und auch damals noch, wie es sich zeigte, zu früh — vollzogen. Es wurden nun zur Gründung einer „Stadt zur Lycke" zwischen den Seen Walschlagen und Somnau 102 Hufen ausgesetzt, von welchen 8 Hufen dem Schulzen, 4 Hufen dem Pfarrer verbleiben, 40 Hufen zinsfrei, die übrigen 50 aber gegen einen Zins von $1/2$ Mark und 11 Hühner pro Hufe an andere Ansiedler ausgetheilt werden sollten. Diese Hufen sollte der

---

86) Werner S. 12 f. 17 f.

87) Werner S. 12.

88) Posilge p. 221. 293.

89) Werner, Historische Nachrichten von der Stadt Lyck S. 6. Voigt, Geschichte Preußens Bd. 6. S. 582. Anm. 3.

Locator Michel Unorf sammt der Stadt Bürgern und Einwohern, „die jezund allda sind und in zukommenden Zeiten dahin kommen werden", zu kölmischem Rechte erblich und ewiglich besitzen. Die Einkünfte von den kleinen Gerichten sollten der Stadt ganz, die von dem Kaufhause, von den Schuh-, Brod-, Fleisch- und Fischbänken und von der Badstube, „die nun sind, oder hernachmals gebaut werden", zu gleichen Theilen der Herrschaft, der Stadt und dem Schulzen zufallen. Freie Fischerei mit kleinem Gezeuge in der Somnau wurde bewilligt.[90]) Die Bedingungen der Handfeste waren für die zu gründende Stadt so günstig als möglich, dennoch lockte sie die erforderliche Zahl von Ansiedlern in die entlegene, der erst kürzlich festgestellten und noch immer nicht gehörig gesicherten Südostgrenze des Landes benachbarte Ortschaft nicht. Lyck blieb noch lange ein Dorf. So nennt es ausdrücklich der Komthur zu Rhein, George Ramung v. Ramegk, in einer zu Lyck 1483 am Sonntag Judica ausgestellten Handfeste, in welcher er derselben die Weide an dem Orte Dalnitz ertheilt.[91]) Eine Kirche existirte daselbst schon in Ordenszeiten.[92]) Herzog Albrecht begnadigte „die Einwohner zur Lyck", daß sie wöchentlich auf den Montag einen Wochenmarkt und auf demselben gebührende Ordnung und Marktrecht halten.[93]) Die daselbst vorhandene Schule wurde 1578 in ein Particular d. h. in eine Vorbereitungs-Anstalt für die Universität verwandelt. Das alles hat den Ort gehoben, daß er nun wohl für ein Städtlein gelten

---

90) Die Urkunde d. d. Rastenburg, am Sonntage Esto mihi 1445, macht Schwierigkeit, sofern Paul von Rußdorf, der sie ausgestellt haben soll, schon am 9. Januar 1441 gestorben war, die Ordensbeamten, welche sie als Zeugen aufführt, im Jahre 1445 nicht mehr in den Aemtern standen, nach welchen sie benannt sind. Die Vermuthung Werner's, S. 6. 9 ff., das richtige Jahr möchte 1435, statt 1445, gewesen sein, welche Horch, Chronik der Stadt Lyck, im Lycker Gymnasialprogramm 1858 S. 6 aufnimmt, ist deshalb bedenklich, weil Johann von Beenhusen, der am 22. Juli 1435 als Pfleger von Rastenburg vorkommt, an dem Sonntag Esto mihi dieses Jahres (27. Februar) schwerlich schon Komthur von Brandenburg gewesen ist. S. Voigt's Namenscodex S. 24. 100. Uebrigens muß ich bemerken, daß ich die Originale oder genaue Abschriften der Handfesten von Lyck und Johannisburg nicht erlangt habe, die Chroniken dieser Städte aber, welche mir bereitwilligst von den Magistraten derselben mitgetheilt sind, mir weiteren Aufschluß nicht gegeben haben.

91) Werner S. 6. 7.

92) Leo, Histor. Boruss. l. c. 88. rerum Warm. T. I. p. 407.

93) Werner S. 9. 10.

mußte. So nennt ihn Hennenberger um 1595.[94]) Sein Hauptprivilegium erhielt er aber erst von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm III. d. d. Königsberg, den 23. August 1669. Nach demselben sollten die Gerichte groß und klein „fortmehro auf eingeführten Rath und Gericht vertheilt sein"; von dem, was Bürgermeister und Rath richten und entscheiden, sollen die etwa auferlegten Geldstafen, „ohne was vor unsern Fiscum erkannt wird", der gemeinen Stadt zu deren Nutzen bleiben; die Stadt erhält zu den drei seit alter Zeit vorhandenen Jahrmärkten einen vierten; vom Markt- und Standgelde in allen vier Jahrmärkten sollte der Herrschaft die Hälfte zufallen, das Thorgeld aber, welches an den Jahrmarktstagen eingenommen wird, soll wie vor Alters der Stadt zur Unterhaltung der langen Brücke bleiben; die Abgaben der Stadt von dem Kaufhause, von Fleisch-, Fisch-, Brod- und Schuhbänken, von der Badstube und die übrigen Gefälle an das Amt Lyck wurden auf jährlich 1432 (?) Mark 49 Schilling und ein Gewisses an Getreide festgestellt. Besonders merkwürdig ist uns aber folgende nach dem Früheren wohl nicht zu verkennende Bestimmung: „Da von Alters und bishero fünfzig Krüge zum Brauwerk versehen, so bleiben dieselben bei ihrer Nahrung, Freiheiten und Gerechtigkeiten."[95])

Lötzen.

Das Schloß Lötzen wird zuerst in der Zeit des Hochmeisters Dietrich von Altenburg (1335—1341) erwähnt. Schon früh wurde neben demselben ein Dorf, Neuendorf, angelegt, dessen Handfeste, da sie im Laufe der Zeiten schadhaft geworden war, der oberste Spittler und Komthur zu Brandenburg, Bernhard von Balzhofen, im Jahre 1475 erneuerte. Das Dorf erhält 60 Hufen, von welchen dem Starosten 6 freie, dem Pfarrer 4 freie, die übrigen gegen einen jährlichen Zins von 1 guten Firdung ausgesetzt sind. Der Starost erhält die kleinen Gerichte, Blut und Blau, von den großen den dritten Pfennig. Die Einwohner sollten dem Hause Lötzen zu Hülfe alle Jahre 14 Tage scharwerken, dem Komthur zu Brandenburg und dem Pfleger zu Barten Fische zuschicken, so oft es begehrt wird, Pflug-

---

[94]) Hennenberges S. 260.
[95]) Werner S. 9—11.

korn nach des Landes Gewohnheit liefern und die Brücke neben dem Newo- tein (Löwentinsee) unterhalten. Bienenzucht und Jagd zu treiben wird ihnen unter ähnlichen Bedingungen wie den Anwohnern von Willenberg und Lyck ꝛc. gestattet, ebenso freie Fischerei zu ihrer Nothdurft; der Starost hat seine 6 Hufen zu kölmischem Rechte. Endlich sollte jeder Wirth dem Pfarrer jährlich 4 gute Schilling, jeder Gärtner 2 Hühner zum Decem geben[96]) Nochmals befanden sich, wie wir aus dem Hauptprivilegium von 1669 ersehen, 4 Krüge zu Lötzen, deren jeder eine besondere Verschreibung hatte, deren Hufen also in die oben bezeichneten 60 wohl nicht einbegriffen waren; doch wird in eben demselben Privilegium ausdrücklich gesagt, daß alle Häuser der Stadt Lötzen „offene Gasthöfe" seien, eine Bemerkung, welche an die 50 Krüger der Lycker Handfeste von 1669 und an die Braukrüger des Patentes von 1722 lebhaft erinnert.[96b]) Von den Verschreibungen der 4 Krüge ist eine erhalten: Der Amtsschreiber zu Lötzen Kaspar Steinbrecher hatte den Krug und das Schankwerk sammt 2 Hufen und ungefähr 6 Morgen Uebermaaß, alles an der Lötzener und des Zirpkenkrüger's Grenze gelegen, käuflich an sich gebracht, und Herzog Albrecht verlieh ihm den Besitz gegen 6 Mark jährlichen Zinses und die Verpflichtung daneben jährlich 2 Reisen von je 5 Meilen zu leisten, am 28. Oktober 1563. Bald nach diesem Zeitpunkte wurde der Ort durch eine Seuche furchtbar verheert, worauf das merkwürdige Ereigniß eintrat, daß am Fastensonntage des Jahres 1573 64 Paare auf einmal getraut wurden und Köstung hielten[97]) Um eben diese Zeit wurde Lötzen durch Markgraf Albrecht Friedrich (regierte 1568—1578) zur Stadt erhoben.[98]) Das jetzt nicht mehr vorhandene Fundationsprivilegium wurde am 15. Mai 1612 von dem Churfürsten Johann Sigismund bestätigt, und von Chur-

---

96) Die Lötzener Urkunden, in musterhafter Weise gesammelt, nach der Zeit geordnet und von neuerer Hand auf starkem Papier sauber abgeschrieben, wurden mir von dem Magistrat zu Lötzen in einem starken Folianten mitgetheilt. Die oben angeführte ist unter denselben die älteste.

96b) Hier mag auch bemerkt werden, daß das große Kirchdorf Widminnen zwischen Lötzen und Lyck im 16. Jahrh. Marktrecht und 10 Krüge hatte. Hennenberger S. 487.

97) Hennenberger S. 254.

98) Ungefähr gleichzeitig wurden Goldap 1570, Angerburg 1571, Insterburg 1572 mit Stadtrecht begabt. (Goldbeck S. 29 f.)

fürst Friedrich Wilhelm 1669 mit manchen Zusätzen erneuert. Hennenberger hat also recht, wenn er um 1595 den Ort ein Städtlein nennt. Schon um 1589 kauften „die Einwohner und ganze Gemeine des Städtleins Lötzen" ein Haus in Lötzen von Hans Snopken nebst 2 Hufen für 330 Mark — ob es einer der erwähnten Krüge war? — wozu der Amtshauptmann Caspar von Lehndorf seine Genehmigung gab. Dem Churfürsten Johann Sigismund verdankte der Ort noch mehr als die Bestätigung des Fundationsprivilegii. Er bestätigte unter andern die Gewerksrolle der Schuster des „Städtleins" am 13. Juni 1610; er überließ „den Einwohnern zu Lötzen" 10 Hufen Waldes bei Jeziorowsken im Angerburgischen Amte, welche ihnen durch den preußischen Jägermeister, Hauptmann zum Rhein, Reichart von Hall, angewiesen wurden, für 50 Mark Kaufgeld und 3 Mark pro Hufe jährlichen Zinses unter der Bedingung, daß der Wald gehegt werde, und unter Vorbehalt der Jagd, am 6. Mai 1612; endlich gestattete er, daß die Stadt in ihrem Siegel drei Bressen, einen großen in der Mitte und zwei kleine an den Seiten führen durfte, am 26. Mai 1612. Daß die städtische Verfassung schon in diesen Zeiten vollkommen entwickelt war, daß es in Lötzen neben dem Gerichte auch einen Rath gab, zeigt eine gelegentliche Notiz von einem Proteste, welchen „Rath, Gericht und etliche aus der Gemeine Lötzen" gegen eine publicirte Taxordnung im Jahre 1637 erhoben, ferner ein Privilegium des Churfürsten Friedrich Wilhelm, in welchem er auf Bitten von Rath und Gericht, Gemeinde und Bürgerschaft der Stadt Lötzen, die Einführung des Scheibenschießens in Lötzen gestattet und die Steuerfreiheit des jedesmaligen Schützenkönigs anordnet, 15. Februar 1645, endlich eine Verordnung des Lötzener Amtshauptmanns an den Bürgermeister, den Rath und das Gericht von Lötzen, betreffend die Benutzung der Kirchenstände, vom 26. Januar 1666. Ueber die Grenzen zwischen der Schloßfreiheit und dem städtischen Gebiete wurde 1649 zwischen dem Amtshauptmann Jacob Finck und der Stadt zur Verhütung von Streitigkeiten über die Jurisdiction ein Vertrag abgeschlossen, ein zweiter 1663. Churfürst Friedrich Wilhelm verlieh der Stadt Lötzen 4, dem Bader daselbst 1 Hufe, jede zu 12 Mark Zins durch Verschreibung vom 15. Mai 1653; derselbe erneuerte eine Verschreibung über 4 Hufen (die vorige?) jede zu 15 Mark Zins auf Bitten der Ein-

wohner und Pläzner zu Lötzen, am 26. Februar 1655. In demselben Jahre wie Lyck, 1669 erhielt auch Lötzen auf Bitten des Magistrats und der Gemeinde von Churfürst Friedrich Wilhelm eine neue zusammenfassende Handfeste. Darnach sollte die Stadt außer den 4 Pfarrhufen und außer den Lehnshufen, welche drei Krüger in der Stadt laut eines Jeden besondern Verschreibung besitzen, noch 35 Hufen Landes und 4 Hufen Waldes und ihre übrigen Hufen, welche ihr auf einen besondern Zins verschrieben sind, gegen den darauf haftenden Zins zu genießen haben; sie sollte ihren Namen Lötzen behalten; sie sollte kölmisches Recht, Rath und Gericht haben; die ordentliche Wahl der Raths- und Gerichtspersonen soll jährlich auf Reminiscere in Gegenwart des Hauptmanns zu Lötzen vorgenommen werden; die, welche in Aemtern sitzen, sollen von allen und jeden Einnahmen und Ausgaben der Stadt als Kirchen, Schulen, Hospital, Rathstube, Brodbänke vor dem in Lötzen anwesenden Amtmann Rechnung thun; geschähe es, daß dem Rathe und Gerichte schwere Sachen vorkämen, deren Verabschiedung sie sich nicht getrauten, so sollten sie sich wie andere preußische Städte bei der nächsten Stadt, als Rastenburg, Urtheils und Rechtes erholen; sie sollen ein eigenes Sigel haben laut Verleihung von 1612. Die Einwohner der Stadt sollen dem Bürgermeister, Richter, Raths- und Gerichtspersonen billigen Gehorsam leisten, und was die Stadtwillkühr jedem auferlegt, unweigerlich thun. Vor dem Rechtsgange darf sich jedermann behufs sühnlicher Verhandlung an den Rath oder Hauptmann wenden, von rechtlicher Entscheidung ist in üblicher Frist an den Churfürsten zu appelliren. Es sollen 4 Jahrmärkte gehalten werden, an bestimmten Tagen, Tags vorher Vieh- und Pferdemarkt; die Gefälle daran und die Einnahme des Brückengeldes soll der Stadt gegönnt sein. Jeden Montag wird ein Wochenmarkt gehalten; während desselben wird von Morgens bis 12 Uhr Mittags eine Fahne ausgesteckt, während dessen darf kein Vorkäufer Essenspeise kaufen, die Fremden sollen der Stadt zum Besten Marktrecht erlegen, dem Churfürsten der Vorkauf vorbehalten sein; Ellen, Maaße und Gewichte sollen mit denen in Rastenburg übereinstimmen, der Scheffel etwas größer sein; was von Scheffeln- und Maaßen fällt, bleibt der Stadt; Rath und Gericht sollen darauf sehen, daß alle feilgebotene Waaren, sowie Maaß und Gewicht richtig seien; wer falsch Maaß und Gewicht anwendet, soll

der betreffenden Waare — halb zu Gunsten der Herrschaft, halb der Stadt — verlustig sein und auch am Leibe gestraft werden. Die Lötzener dürfen Bienenstöcke halten, so viele sie wollen, doch um die Hälfte mit der Herrschaft. Es wird ihnen vergönnt Gefängniß zu halten, doch dürfen sie herrschaftliche Diener nicht länger als eine Nacht festhalten; dann müssen sie sie auf das Haus Lötzen überantworten, desgleichen diejenigen, welche sich an den Churfürsten oder Hauptmann berufen. Von den Bußen erhält die Stadt den dritten Pfennig; was die Herrschaft oder der Amtmann an solchen Bußen erläßt, damit soll der Richter auch zufrieden sein, was aber Blut und Blau betrifft, soll dem Richter allein zugehören und bleiben. Der Zins von Brod- und Fleischbänken und Badstube bleibt der Stadt, die Krambuden, so um das Rathhaus und sonst angelegt werden, soll die Stadt bauen, auch allein halten und genießen. Brauwerk und Bierschank haben nur die Hübner, nicht die Plätzner und Büdner. „Die vier Krüge, so mit absonderen Pflichten unserem Amt verbunden, bleiben in selbigen Pflichten und habenden Rechten, doch daß sie der Jurisdiction der Stadt unterworfen sind und die Stadt dem Amte für die Pflichten haftet.“ Auch darf der Magistrat Meth- und Weinschank vergeben. Dafür sollen die Einwohner der Stadt Lötzen, so jetzo sind und nach ihnen sein mögen und kommen werden, die alle offene Gasthöfe sind,“ von jeder der 35 Hufen und der Gaststube 2 Mark Preuß., vom Brauen und Schenken aber 3 Mark jährlich zu Martini auf das Haus erlegen. „Es soll auch von jedem Stück geschlachteten Viehes durchaus, so zu Markte gebracht und verkauft wird, es sei klein oder groß, der rechte Bug, vom Schweine aber das Rückstück auf unser Haus Lötzen gereicht und gegeben werden.“ „Das Marktrecht verleihen wir der Stadt aus sonderlichen Gnaden die Hälfte.“ Es wird derselben gestattet eine Kalk- und Ziegelscheune zu halten. Die Bewohner mögen im Löwentin mit Handwaten zu Tisches Nothdurft am Ufer fischen; die Kleppe auf dem Löwentin dürfen sie für 10 Mark Zins jährlich ziehen. Rath und Bürgermeister sollen auf alle diese Artikel halten und für Ruhe, Eintracht und gute Polizei in der Stadt sorgen. Die Handfeste ist datirt Königsberg, den 24. August 1669.

Eine Reihe von Gewerksrollen für die Stadt Lötzen sind von der churfürstlichen und königlichen Regierung bestätigt, die der Schuster am

13. Juni 1610, die der Kürschner am 4. Juli 1651, die der Schneider am 13. August 1658, die der Bäcker am 22. Juni 1661, die der Leineweber am 15. Februar 1700, endlich die der sämmtlichen mit dem Hammer arbeitenden Handwerker am 26. Februar 1701. — Der Wochenmarkt zu Lötzen wurde laut Befehl der Regierung vom 19. October 1690 von Montag auf Donnerstag verlegt. — Das Stadtgebiet wurde durch einen Contrakt, welchen Ludolph Wilhelm von Lüderitz, Oberforstmeister des oberländischen und natangischen Kreises mit der Stadt Lötzen zu Königsberg, den 10. Juni 1705 abschloß, noch um mehrere Hufen Wald erweitert. Die Stadt übernimmt durch diesen Contrakt vier königliche Hufen hinter Jeziorowsken an ihrem Stadtwalde und eine königliche Hufe nahe bei Lötzen zum Hegen, nicht zum Urbarmachen, ohne Jagdrecht, erhält 6 Freijahre, zahlt dann von jeder Hufe 9 Mark Zins und 3 Mark Schutzgeld zur königlichen Chatoulle, ist aber übrigens von allen oneribus wegen dieser Hufen frei.

Als die Hauptklasse der Bewohner von Lötzen erscheinen in dem Privilegium von 1669 die Hufenbesitzer, welche zum Brauwerk und Bierschank berechtigt, gewissermaßen sämmtlich Besitzer offener Gasthöfe sind; neben ihnen wohnen die Plätzner und Büdner, in welchen sich ohne Zweifel die früher erwähnten Gärtner erhalten haben, zu denen dann aber auch Handwerker und andere gehören. Diese beiden Hauptklassen der städtischen Bevölkerung treten noch deutlicher hervor in der Verordnung des Amtshauptmanns G. F. v. Schlieben über die Fixirung der Schulbedienten der Stadt, welche bis dahin bei den Bürgern reihum freien Tisch gehabt, über diese mensa ambulatoria aber sich beklagt hatten. Der Rector sowohl als der Cantor sollten nun quartaliter anticipando 25 polnische Gulden erhalten; dazu sollten beitragen:

35 Schenkhäuser à 25 Groschen . . .	thut 29 Gulden	5	Groschen,
25 [45] Plätznerhäuser à 12½ Groschen,	„ 18 „	[22½]	„
12 Wirths auf der churf. Freiheit à 6 Gr.,	„ 2 „	12	„
	Summa 50 Gulden	9½	Groschen

quartaliter. Die Verordnung ist vom 13. December 1696. Die Zahl 25 ist nach der Rechnung offenbar in 45 zu verbessern und daneben die 22½ Groschen hinzuzusetzen.

Willenberg.

Sehr dürftig sind die uns zu Gebote stehenden Nachrichten über die ältere Geschichte des Städtchens Willenberg.[99])

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher der erste Pfleger zu Ortelsburg, taucht auch ein Pfleger von Willenberg aus dem Dunkel der Vorzeit auf, um das Jahr 1361. Man wird nicht weit von der Wahrheit abweichen, wenn man annimmt, daß das Schloß Willenberg um jene Zeit erbaut sei. Zu den ältesten Anwohnern des Schlosses gehören hier wie in Ortelsburg die Biener oder Beutner. Eine alte Handfeste derselben, ohne Tages- und Jahresdatum, ist zugleich für 19 Biener in Willenberg und 5 in Kottenberg ausgestellt. Sie sollen unter genauer Controlle des Bienenjunkers mindestens je 15 Beuten jährlich halten, und alles, was sie davon an Honig und Wachs gewinnen, bis auf einen gewissen von dem Pfleger festzustellenden Bedarf, diesem zu festen Preisen 6½ Firdung für die Tonne Honig und 4 Schilling für 1 Pfund Wachs, überantworten. Die Jagd auf allerlei Wild, wie Pferde, Elend, Auer, aber nicht Rothwild, ist ihnen gestattet, doch sollen sie von jedem erlegten Stück dem Pfleger ein Viertel geben, wofür sie 2 Schillinge erhalten, und sämmtliche Häute, Biebergeil &c. demselben zu bestimmten Preisen abliefern. Auch sollen sie helfen jagen, wenn man ihrer bedarf, bei Pflegers Kost, desgleichen einen Tag Gras hauen und das aufbringen, bei Pflegers Kost und einer Tonne Bier, ferner den Damm zu Willenberg helfen halten mit Fähren und Dämmen, „mit dem Eisenbläser", endlich die Jagdbuden auf der Wildniß halten und bauen, bei Pflegers Kost; und wenn man ihrer bedarf „Höhen zu machen auf den Belten" (?), so sollen ihrer fünf kommen und 5 Haufen machen, davor soll man geben jedem 3 Schilling und die Kost. Endlich erhalten sie freie Fischerei in der Schawitz unter gewissen Beschränkungen. — Auch eine beträchtliche Anzahl Krüger, wie wir sie in mehreren der erwähnten Lischken fanden und wie wir sie für spätere Zeiten auch bei Willenberg urkundlich nachweisen können, gab es

---

[99]) Unsere Hauptquelle, ja fast die einzige Quelle für die Geschichte von Willenberg ist die von dem Magistrat daselbst freundlichst mitgetheilte Stadtchronik, in welche glücklicher Weise einige Urkunden eingefügt sind.

bei Willenberg sicher schon in der Ordenszeit,[100]) wahrscheinlich auch eine Anzahl von Gärtnern. Hennenberger nennt Willenberg um 1595 „einen feinen Ort, da der alte Fürst, Herzog Albrecht († 1568), eine Stadt hat anlegen wollen.“[100b]) — Dann hören wir von Ansiedlern bei dem Schlosse Willenberg nichts bis zum Jahre 1637. Es gab daselbst um diese Zeit 11 Krüger, welche zusammen 25 Hufen besaßen und pro Hufe 30 Groschen (= 1½ Mark) Zins zahlten, aber zu den 25 Hufen noch andere 25 Hufen Uebermaaß occupirt hatten. Im Jahre 1637 nun fand eine Haushaltungs-visitation statt und die Visitatoren ordneten an, daß die Krüger für die 25 Hufen Uebermaaß ein Kaufgeld von 50 Mark pro Hufe zahlen und von Martin 1639 an abtragen, den alten Zins ins Amt zahlen, jährlich drei Fuhren nach Königsberg, sofern dies erforderlich sei, verrichten, sonst aber anderer Postfuhren und bäuerlicher Pflichten entnommen sein und die Hufen als ihr Eigenthum zu kölmischen Rechten besitzen sollten. Das Recht der Veräußerung sicherten sie ihnen im Besonderen zu, auch ertheilten sie ihnen gewisse Fischereigerechtigkeit; sie sollten im Amulef fischen dürfen, aber nicht auf dem Eise und auch der Schmerlenfang wurde ausgenommen, „welchen sich die Herrschaft allein gegen dero sowohl als auch ihrer vornehmen Räthe Ankunft vorbehält.“ Die Urkunde über diese Anordnungen wurde von dem Hauptmann zu Neidenburg, Wolf Schenk Freiherr zu Tautenburg, den 31. Juni 1643 ausgestellt und von der churfürstlichen Regierung zu Königsberg am 15. Mai 1645 bestätigt. Wiederum hören wir über die Entwickelung der Gemeindeverhältnisse in Willenberg längere Zeit nichts — werden aber nach der Analogie anderer solcher Gemeinden neben den Krügern eine Anzahl Gärtner, welche ihren Zins wie die Krüger unmittelbar an das Amt zahlen, Wochen- und Jahrmärkte, ein Schulzengericht und dergleichen den urkundlich überlieferten Elementen beizufügen haben — bis zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms I. Nachdem im Jahre 1721 an die Stelle der alten Kirche eine neue erbaut war (der Bau muß nicht besonders gelungen sein, denn im Jahre 1819

---

100) In dem großen Aemterbuche (Kgsbg. Archiv A. 15) p. 101 wird das Haus [illegible]ildenberg, denn dies ist die älteste Form des Namens, bei dem Jahre 1397 mit dem Zusatze erw[illegible]ahnt: „4 mark kreczemczins, 2 huben.“ [illegible] S. 487.

100b) Hennenberger [illegible]

mußte er abgetragen werden; die jetzige Kirche ist in den Jahren 1825 bis 1827 erbaut), erfolgte die Erhebung der Ortschaft zu einer Stadt im Jahre 1723[101]) oder 1724;[102]) in dem königlichen Patente von 1726 wird sie schon Stadt genannt. Erhebung oder Umwandlung in eine Stadt bestand ohne Zweifel auch hier, da ein Schulzengericht von neun Mitgliedern jedenfalls schon vorher vorhanden war, wesentlich in der Einsetzung eines Polizeibürgermeisters und Magistrats, welcher einen Theil der bisher von dem Amtshauptmann versehenen Functionen übernahm. Jedenfalls ist es ein falscher Ausdruck, wenn man, wie Wolf in seiner Beschreibung des Neidenburger Kreises,[103]) sagt: „Willenberg ist eine kleine neuere Stadt, welche erst im Jahre 1724 erbaut ist." Der Stamm der Bevölkerung und die Wohnungen derselben waren längst vorhanden, als Willenberg zur Stadt erklärt wurde. Die Stadt ist gerade wie Tapiau, Labiau, Ragnit u. a. aus einer alten Ansiedelung von Krügern und Gärtnern hervorgegangen.

Sie machte aber noch eine weitere Phase der Entwickelung durch. Sie hatte im Jahre 1743 das Unglück fast gänzlich abzubrennen. Zum Wiederaufbau bewilligte die Regierung freies Bauholz und auch Bauvergütungsgelder. Sie that noch mehr. Im Jahre 1745 erhielten die Biener, welche bis dahin unter dem Domänenamte gestanden hatten, bürgerliche Rechte in der Stadt, und ihre Grundstücke wurden dem städtischen Territorio unter dem Namen der Warschauer Vorstadt einverleibt. Im Jahre 1747 verlieh König Friedrich II. der Stadt eine Handfeste, in welcher er das Tautenburgsche Krüger-Privilegium über 50 Hufen bestätigt, den vorhandenen 28 Mälzenbräuern die Braugerechtigkeit zusichert, der Stadt jährlich drei Jahrmärkte zu halten und ein Stadtsiegel zu führen nachgiebt, endlich derselben das in Besitz habende Beutnerdorf, dessen Privilegium in einem Extract vom Jahre 1706 inserirt ist, verleiht. Die Urkunde ist zu Königsberg ohne Tagesdatum ausgestellt. Im Jahre 1769 ist das in der Stadt(!) sich befindende städtische Thor erbaut, welches aber 1861 abgebrochen werden mußte.

---

101) Lucanus, Preußen, Handschr. der Kgl. Bibliothek zu Kgsbg., S. 673.
102) Willenberger Stadtchronik und Hennig, Chronologische Uebersicht rc, S. 89.
103) Beiträge zur Kunde Preußens Bd. 1. S. 326.

Reinhold Lenz in Königsberg und sein Gedicht auf Kant.

Mitgetheilt von

Rudolf Reicke.

Dieim Jahre 1828 bei Reimer in Berlin erschienene, von L. Tieck in 3 Bänden herausgegebene Sammlung der Schriften von Jacob Michael **Reinhold Lenz** hat ebenso wie die derselben vorgesetzte kurze Biographie viel zu wünschen übrig gelassen; sehr unkritisch hat der Herausgeber manches darin aufgenommen, was gar nicht von Lenz ist, sehr vieles dagegen, besonders an lyrischen Gedichten, weggelassen. Den ausführlichsten und gründlichsten Nachweis dafür lieferten **Eduard Dorer-Egloff**: „J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen" (Baden, 1857) und **G. F. Gruppe**: „Reinhold Lenz. Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe." (Berlin, 1861.) Wie viel Neues und Aechtes wir beiden auch verdanken, noch können die Akten nicht als geschlossen angesehen werden. Es ist ewig schade, daß, wie Gruppe Vorrede S. XIV f. mittheilt, die seltene und vielleicht die vollständigste Sammlung Lenzischer Originaldrucke, die ein Bekannter der Familie Lenz, der Arzt Dr. Georg Friedr. Dumpf[1]) in Liefland besaß, der auch gegen das Ende der zwanziger Jahre an einer Biographie des Dichters schrieb, wol als verloren zu betrachten ist, da der Buchhändler Otto Model in Dorpat, in dessen Hände die Lenzischen Drucksachen übergingen, bankerott wurde; „noch ist's nicht gelungen, auch

[1]) Geb. 1777 zu Ohlenhof in Liefland, erhielt seine Schulbildung seit 1792 im Friedrichscollegium zu Königsberg. S. v. Recke u. Napiersky, Allgem. Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland u. Kurland. Bd. I. S. 460.

nur Andeutungen zu erhalten, wohin diese Seltenheiten gerathen sind, wenn sie nicht durch unkundige Hand den Weg alles Papieres gegangen sind." Nur der handschriftliche Nachlaß, „eine Sammlung Lenzischer Briefe, Concepte, Papierschnitzel, sowie Dr. Dumpf's begonnene Biographie" ist erhalten; er wurde Tieck übergeben und ist aus seinem Nachlasse „in die Hände des kundigen Professors Dr. Rudolf Köpke gelangt, welcher daraus noch publiciren wird, was der Erhaltung werth ist." Möchte dies recht bald geschehen!

Eine der bis jetzt am wenigsten aufgehellten Partien in dem Leben des nachmals so unglücklichen Dichters ist sein Aufenthalt in Königsberg. Die bisherigen Biographien erwähnen nur, daß er mit seinem jüngeren Bruder Christian 1768 von Dorpat, wo der Vater Christian David Prediger war, nach Königsberg auf die Universität kam,[1]) dieser um die Rechte, jener um Theologie zu studiren. Ihr Universitätsgenosse, der bekannte Kapellmeister Reichardt[2]) erzählt in seinem „Etwas über den deutschen Dichter Jacob Michael Reinhold Lenz"[3]) von diesem: „Nur selten kam er in die

[1]) Gadebusch Livländische Bibliothek. Bd. II. Riga. 1777. S. 177 f.

[2]) Johann Friedrich Reichardt kommt zweimal in unserm Universitäts-Album vor, das erstemal auf einem besonderen Blatte. Dasselbe enthält von der Hand des juristischen Professors L'Estocq als zeit. Rect. nur folgende zwei Namen: „St. Liberalium Artium Specialium 1765. Mense Aprilis. Die 29. Louis Chevaillér, Montoban: Gallus. — Mense Maji. D. 5. Johann: Frider: Reichardt. Stud. Music: Regiomont: Pruss: Aus der von H. M. Schletterer „Joh. Friedrich Reichardt. Sein Leben u. seine musikalische Thätigkeit" (Augsburg, 1865) S. 63 mitgetheilten Autobiographie Reichardt's in der Berlinischen Musikalischen Zeitung. 1805. Nr. 55. ff. erfahren wir, daß L'Estocq, ein Freund u. Beschützer der Tonkunst, in dessen angesehenem, meist von jungen Studirenden vom preußischen, cur- und liefländischen Adel besuchtem Hause ernstlich Musik geübt und fleißig Concerte gegeben wurden, einst von dem Violinspiel des 12- oder 13jährigen Fritz so ergriffen ward, daß er, der eben Magnificus der Universität war, dem Kleinen mit vieler Feierlichkeit mitten in der Versammlung das Diplom als wohlverdienter Magister der schönen Künste auf einem silbernen Teller durch einen Grafen von Truchses überreichen ließ." So unglaublich dieses Geschichtchen klingt, mags doch wol wahr sein, u. ordnungsgemäß wäre dann der Doctor-Ernennung die Inscription des Knaben in das Album vorhergegangen. Uebrigens „hatte Fritz nur wenig Spaß an dem papierenen Testimonium, an dessen Aufbewahrung er auch nie gedacht hat." — Das zweitemal wurde er 21. März 1768 von dem Professor der Medicin Christoph Gottl. Büttner immatriculirt, diesmal als wirklicher Student: „Johannes Fridericus Reichardt, Regiomonti-Borussus." Er bezog also in seinem 16., nicht im 15ten, wie Schletterer S. 74 angiebt, unsere Universität.

[3]) Berlinisches Archiv der Zeit u. ihres Geschmacks. [illegible]rg. 1796. I. Bd. S. 113 ff.

Vorlesungen einiger Professoren; bald fast nur ausschließlich, dann und wann, in die Vorlesungen unsers verehrungswürdigen Lehrers Kant. Eine sehr vermischte Lektüre und eigne poetische Ausarbeitungen beschäftigten ihn ganz, so oft er in seiner kleinen Kammer allein sein konnte. Er wohnte aber in einem ziemlich engen Hause, das ganz angefüllt war von lustigen wilden Lief- und Kurländern, seinen Landsleuten, welche Tag und Nacht in unaufhörlichem Toben beisammen lebten. Oft befand er sich mitten unter ihnen, doch meistens mit seinem Geiste so abwesend, daß junge lustige Bursche häufig dadurch gereizt wurden, ihm allerlei unerwartete Streiche zu spielen, die ihn zuweilen wol nicht ganz zu sich brachten, und die er allemal mit unbegreiflicher Geduld und Freundlichkeit ertrug. Selbst von seinem Schreibepult ließ er sich, aus der tiefsten Abwesenheit, oft ohne Murren herausreißen, und brachte seinen Jugendbrüdern zu gefallen, die Abende, wohl auch ganze Tage, auf dem Kaffeehause zu, ohne an ihrem Kartenspiel und mancherlei andern Belustigungen thätigen Antheil zu nehmen.

Beim Gesange und auch wol beim Glase, wiewol er wenig vertragen konnte, war er thätiger. Er liebte den Gesang von Herzen und übte auch die Laute mit Eifer. Der Lautenist in seinem Hofmeister ist die Caricaturzeichnung seines Lautenmeisters nach dem Leben. So wie fast alle Charaktere in diesem vaterländischen Stück curländische und preußische Charaktere in Caricatur gezeichnet sind.

Damals dichtete er auch ein größeres Gedicht in sieben (*sic!*) Gesängen: die sieben (*sic!*) Landplagen. Seine lustigen Brüder sprachen ihm oft von seinen acht Landplagen.

Ich entsinne mir von jenem Gedichte, das er in Königsberg besonders drucken ließ, und der russischen Kaiserin zueignete und zusandte, nichts weiter, als daß es uns allen damals schlecht schien, und wir ihn, mit unserm Parodiren vieler sehr schwülstigen Stellen, oft zu lachen machten. Weiter hin ist mir das Gedicht nie wieder vor Augen gekommen."

Das erwähnte größere Gedicht erschien anonym und führt den Titel: „Die Landplagen. Ein Gedicht in sechs Büchern, nebst einem Anhange einiger Fragmente. Königsberg, bey Zeisens Wittwe und Hartungs Erben. 1769. 8."[1])

[1]) Abgedruckt bei Tieck Bd. III. S. 1—65.

Es schildert den Krieg, die Hungersnoth, die Pest, die Feuersnoth und das Erdbeben. Das Buch scheint sehr selten zu sein, keine unserer Bibliotheken besitzt es. „Nach Deutschland, bemerkt Gruppe, gelangte das Werk nicht, so daß dahin dem Poeten kein Ruf voranging." Der 19jährige Dichter hatte eine andere Aufnahme erwartet. Auf der letzten Seite versichert er, daß er einer zuverläßigeren Kritik als der seinigen folgsam sein und dem Beifall der Kenner etwas aufopfern wolle. Gadebusch meint hierzu: „Vielleicht haben diese zu viel gefordert (s. die Königsberger Zeitung 1769. S. 365.)" Dies läßt sich aber von dem uns unbekannten Königsberger Recensenten nicht behaupten. Im Gegentheil halten wir sein Urtheil für durchaus sachgemäß und billig. Da es nur kurz ist, so möge der Wiederabdruck desselben aus den bei Joh. Jakob Kanter erschienenen „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen" auf das Jahr 1769 (91. Stück) uns zugleich Inhalt und Form des Gedichtes vorführen:

„Der Dichter dieser Versuche giebt sich S. 112 für einen Liefländer an, und sie selbst bestätigen die Wahrheit seiner ersten Anrede: Junge traurige Muse! Aber das übrige von der angehängten Nachricht können wir nicht so leicht glauben, daß der V. sein grösseres Gedicht so oft umgearbeitet und verbessert hätte, denn es scheint noch zu wenig oder gar keine Feile erfahren zu haben. Nur vom äußerlichen ein Paar Worte. Es sollen Hexameter sein. Aber ohne die gewaltige Rauhigkeit und Unannehmlichkeit hin und her zu rügen, so muß der V. beinahe nicht den deutschen Hexameter, und die Regel, daß der Beste nur auf eine Art scansibel sein muß, gekannt haben. Ueberdem kommen bald fünffüßige und anderartige Verse in die Quere, bald Heptameter, z. E. wie scandirt man S. 57:

Von meinen Wangen wischen, und mein halbtaubes Ohr hört — — Oder S. 65. Stumm verzweiflungsvoll, sinnloß und stumm mit verbreiteten Armen. Ueberhaupt liebt er zu sehr den spondäischen Ausgang oder lauter Spondäen. Harmonie mangelt an vielen Stellen, das Beiwort ist oft am Ende der Zeile vom Hauptwort abgerissen, und es zeugt alles, wie die sorglosere Orthographie, von der Flüchtigkeit des Autors. Indessen es ist eine junge Muse, und eine Muse, die Funken des Genies und Anlage zu einem Dichter verräth, und, wenn es ihr in der That so

ums Herz ist, noch dazu die Miene einer liebenswürdigen Schwermuth bei den Zügen des fühlenden sanften Jünglings, die das Verdienst einer Frömmigkeit an sich hat, und lieber traurige Bilder oder rührende Scenen der Religion malen will, als mit Mädchen und dem Bacchus tändeln. Allein eben diese ziemlich reiche Phantasie verwirret sich in ihren Bildern, und malt uns oft einerlei. Es sind wiederholte Scenen im Erdbeben, in der Wassersnoth, wenig neue und tiefrührende. Was die englischen Kunstrichter Correctneß nennen, fehlet daran noch sehr. Eine Pause hat uns gefallen S. 94 das: siehe, er kommt! In der Zueignungsode nimmt der Dichter eine glückliche Wendung. Er zeigt den Werth Catharinens aus den Wirkungen ihres einstigen Ablebens.

Trostlos rauft der Greis das ihm gebliebene Haar,
Wirft sein heiliges Haar ausgerauft auf dein Grab,
Dreimal küßt er den Staub, der deine Leiche deckt.
Dreimal weint er laut und ruft:
Warum zeugtest du mich, du der du mich gezeugt?
Warum zeugte ich, du, den ich zeugte, dich,
Daß mein Auge soll sehn Sohn! daß dein Auge soll
Catharinen erblasset sehn!

Allein ist es wohl anständig mit diesem finstern Bilde der Zukunft zu schließen, und hätte nicht wenigstens ein Zug von dem Werth des noch jetzigen Lebens, ein Wunsch, jene Scene weit zu entfernen ihr Widriges mildern sollen? Uebrigens wollen wir dafür dem jungen Dichter einen Wunsch thun, daß er die Kunst auszustreichen nie vergessen, daß er damit seine jugendliche Versuche im Alter noch schön finden, und überhaupt sein wirklich zu spürendes poetisches Talent nicht verwildern, sondern durch seine Geschmackslehren zur Reife gedeihen lassen möge."

Als einen würdigen Abschluß der Königsberger Episode in dem Leben des Dichters haben wir den folgenden Beitrag zu den bisherigen Sammlungen seiner Dichtungen anzusehen. Wir finden dieses Gedicht, durch welches er zu Kant in Beziehung tritt, nirgend erwähnt; doch scheint Rud. Köpke, vielleicht aus Andeutungen in der Dumpfschen Biographie, davon Kenntniß zu haben. Wenigstens erinnern wir uns, daß er vor mehreren Jahren wegen eines Gedichtes hier anfragte, das Lenz im Namen

der Studirenden Kant bei Gelegenheit einer Nachtmusik im Jahre 1768 oder 1769 überreicht haben und das von unserm Philosophen „ehrend gewürdigt" worden sein soll. Wir haben uns um das Auffinden desselben bisher vergeblich bemüht. Schon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, als uns ein günstiger Zufall vor kurzem eine Sammlung Carmina durchmustern ließ, die nebst andern Raritäten neben der profanen Augen verborgenen sogen. Silberbibliothek aufbewahrt werden. Wie freuten wir uns, als wir unter jenen auch zwei Carmina auf Kant entdeckten.[1]) Da lag auch das so lange gesuchte vor uns nicht auf gemeinem Papier in dem gewöhnlichen Octavformat, sondern auf weißem Atlas in Folio in einem kostbaren Einbande von carmoisinrothem Sammet mit Goldborten besetzt und innen mit himmelblauem Atlas gefüttert. Der junge Professor mag wol seine Freude an dem Prachtstück gehabt haben, und daß er es in Ehren gehalten, sieht man dem noch so weichen Sammet und den wenig verblichenen Farben deutlich an, und doch sind bald hundert Jahre darüber hingegangen. Sicherlich wäre es nicht mehr so schön, wenn es nicht so sorgfältig dem verderblichen Einfluß des Lichtes entzogen gewesen wäre. Möge es noch viele hundert Jahre sich so gut erhalten als ein freilich verborgenes Ehren-Denkmal an den größten unsrer Königsberger Professoren! Der Inhalt aber sei wieder ans Licht gezogen und als ein ergänzender Beitrag zur Lenzischen Dichtung der deutschen Literaturgeschichte wiedergegeben.

Das Gedicht ist nur mit dem Anfangsbuchstaben L und zwei Punkten unterzeichnet, ist aber unzweifelhaft von Lenz selbst, weil unter den Mitunterzeichnern nur dieser mit L aus Liefland sich befindet. Wir geben den Abdruck wörtlich wieder auch mit derselben Seiten- und Zeilenabtheilung wie im Original und bedauern, nicht auch die Anfangs- und Schlußvignette hinzufügen zu können. Wir enthalten uns jedes Commentars und schicken nur noch einige Notizen über sämmtliche hier aufgeführte Unterzeichner voran, die wir dem Album unsrer Albertusuniversität entnehmen.

1. Reichsfreiherr v. Bruiningk. Das Album führt zwei dieses Namens auf: „Axel Heinricus Liber Baro de Bruningk Equ: Livonus"

[1]) Das andere soll bei anderer Gelegenheit in diesen Blättern veröffentlicht werden.

und „Dietricus Liber Baro de Bruningk Equ: Livonus“ beide im Sommer-Semester 1765, 7. Juni aufgenommen „Rectore Acad: Johanne Ludovico L'Estocq Jur: Utr: Doct: et Prof: Ord: Secund: Sacr: Reg: Maj: Consil: Bellico, Senat: Acad: et Civit: Regiomont: Senator: Ejusque nec non Colon: Gallic: Jud: Primar: Regiae Societ: Litter: German: Reg: Membr: Honor: et Orphanotr: Voseginian: Collator: Senior:“ Vielleicht waren es Vater und Sohn. Nach v. Recke und Napiersky's livländ. Schriftsteller Lexikon I, 285 war Freiherr Dietrich v. Bruiningk ein Sohn des ehemaligen Etatsraths und livländischen Landraths Axel Heinrich. Von jenem erschien 1767 in Königsberg: Commentatio politica, sistens cogitationes quasdam circa rerum publicarum originem, earumque constitutionem ac statum.

2. Baumann.[1]) „Hermannus Dietericus Baumann, Mitavia Curonus“ im Winter-Semester 1767, 20. Oct. immatriculirt Rectore Christoph. Theoph. Büttner, Prof. med. Doct. et Prof. ord. . .“

3. Grot. „Gerhardus Joannes Apolphus Grot: Curon. ex Collegio Fridericiano dimissus“ Sommer-Semester 1767, 28. Sept. „Rectore Coelestino Kowalewski Acad. Cancellario et Directore Prof. Jur. Prim. . . .“

4. Hollenhagen. „Samuel George von Hollenhagen: Kandav. Curonus“ Sommer-Semester 1769, 11. Aug. „Rectore . . . L'Estocq . . .“ Nach v. Recke und Napiersky II, 331 f. ist er nicht adlig, studirte anfangs Theologie auf mehren deutschen Universitäten, später Medicin, starb 1792 als Stadt- und Landphysikus zu Mitau 52 Jahre alt.

5. Haaken. „Johan. Jacobus Hacken. Windav. Curon.“ Winter-Semester 1768. 7. Oct. „Rectore Joh. Jac. Quandt S. Theol. D. & Prof. Prim. . . .“

6. von Müller. Das Album hat zwei dieses Namens: „Gustavus Johannes a Muller Eques Livon.“ und „Carolus Ludovicus a Muller Eques Livon. e Collegio Fridericiano dimissi“ Sommer-Semester 1768, 24. Sept. „Rectore Carolo Andrea Christiani Phil. Pract. Prof. Ord.“

---

[1]) Ein „Joachim Baumann Mietav: Curon: ex Colleg: Fridericiano: dimissus“ wurde 8. Aug. 1765 von L'Estocq immatriculirt.

7 u. 8. Lenz. „Johannes Christianus Lenz Dorpat. Livon." und „Jacob Michael Reinhold Lenz Dorpat. Livon." Sommer-Semester 1768, 20. Sept. „Rectore Car. Andr. Christiani."

9. Hugenberger. „Johannes Christophorus Hugenberger Curon." mit Haaken zusammen immatriculirt.

10. Lahm. „Adamus Nicolaus Lahm J. V. Stud. Stheguina ad Mitaviam Curonus" Sommer-Semester 1769, 21. Juni. „Rectore ... L'Estocq ..."

11. Zimmermann. „Johannes Gottlieb Zimmermann. Schwanenburgo in Districtu Werdensi Livonus Theol. Stud." 11. Aug. 1769 aufgenommen zusammen mit Hollenhagen und dem folgenden

12. Hesse. „Georgius Hesse: Riga-Livonus. Theol: Stud:" s. v. Recke und Napiersky II, 268 f.

13. Stein. „Albertus Christianus Stein. Riga Livonus" Sommer-Semester 1769, 12. Sept. „Rectore . . . L'Estocq . . ."

14 u. 15. von Kleist. L'Estocq nahm 20. Sept. 1769 drei dieses Namens auf, im Index als fratres bezeichnet: „Fridericus Georgius de Kleist Eques Kerklinga-Curonus", „Ernestus Nicolaus de Kleist" und „Christophorus Johannes Hieronymus de Kleist". Bei v. Recke und Napiersky II, 447 kommt ein Dichter Siegmund Friedrich Adam v. Kleist (geb. 1755, gest. 1774) als Sohn eines Kammerherrn Ernst Nikolaus v. Kleist vor. Zwei Edelleute v. Kleist, wahrscheinlich dieselben, die das Carmen unterschrieben, für den französischen Militärdienst bestimmt, geleitete Lenz von Königsberg aus als deren Gesellschafter, Dolmetscher und Mentor auf ihren Reisen.[1])

16. Pegau. Weder im Album noch im alphabetisch geordneten Index nominum immatriculatorum habe ich den Namen finden können. Nach v. Recke und Napiersky III, 398 studirte aber ein im Collegium Fridericianum gebildeter Karl Emanuel Pegau 1769—1772 hier Theologie.

17. Meyer. „Christian Joachim Meyer, Curonus" Sommer-Semester 1770, 5. Mai. „Rectore Frid. Sam. Bock S. Theol. Doct. ejusdemque et graec. litter. Prof. Ord."

---

[1]) s. Gruppe a. a. O. S. 5 u. Böttiger lit. Zustände und Zeitgenossen. Bdchn. 1. S. 18.

Als
Sr. Hochedelgebohrnen
der
Herr Professor Kant,
den 21sten August 1770.
für die
Professor-Würde
disputirte:

Im Namen
der sämtlichen in Königsberg
studirenden Cur- und Liefländer
aufgesetzt
von
L . . aus Liefland.

Reichsfreyherr von Bruiningk, aus Liefland.
Baumann, aus Curland.
Grot, aus Curland.
Hollexhagen, aus Curland.
Haaken, aus Curland.
von Müller, aus Liefland.
Lenz, } aus Liefland.
Lenz, }
Hugenberger, aus Curland.
Lahm, aus Curland.
Zimmermann, aus Liefland.
Hesse, aus Liefland.
Stein, aus Liefland.
von Kleist, } aus Curland.
von Kleist, }
Pegau, aus Liefland.
Meyer, aus Curland.

Königsberg,
gedruckt bey Daniel Christoph Kanter, Königl. Preuß. Hofbuchdrucker.

Mit ächterm Ruhm, als unbesiegte Sieger
Nur groß an Glück, am Herzen wild als Tiger,
Durch Härt und Wuth und unerhörtes Schlachten
Zu haschen trachten;

Mit ächterm Ruhm, als mancher Filz bezahlet,
Der mit des Reimers feiler Demuth prahlet,
Dem Strohmann gleich, den man mit Lappen decket
Und Kinder schröcket;

Mit ächterm Ruhme wird der Mann belohnet,
In welchem Tugend bey der Weißheit wohnet,
Der Menschheit Lehrer, der, was er sie lehret,
Selbst übt und ehret:

Des richtig Auge nie ein Schimmer blendte,
Der nie die Thorheit kriechend Weißheit nennte,
Der oft die Maske die wir scheuen müssen
Ihr abgerissen.

Da lag der Orden und des Hofes Waare,
Und Kriegeszeichen, Turban und Tiare,
Der Priestermantel, Schleyer, Kutten, Decken,
Die sie verstecken

Und sie stand nackend. Abscheu und Gelächter
Ward ihr zu Theile. Aber die Verächter
Des schlechten Kittels und berauchter Hütten
Samt ihren Sitten

Sahn staunend dort, sie, die den Glanz der Thronen
Verschmähet, dort die hohe Weißheit wohnen,
Die an Verstand und Herzen ungekränket,
Dort lebt und denket.

Schon vielen Augen hat er Licht gegeben,
Einfalt im Denken und Natur im Leben
Der Weißheit Schülern, die er unterwiesen,
Mit Ernst gepriesen:

Mit reiner Lust ihr Leben angefüllet,
Weil sie den Durst nach Weißheit, den er stillet,
Doch nimmer löschet, glücklicher als Fürsten,
Zeitlebens dürsten:

Den Tod mit Rosen und Jesmin gezieret,
Voll neuer Reitze ihnen zugeführet,
Daß sie den Retter aus des Lebens Schlingen,
Vertraut umfiengen

Stets wollen wir durch Weißheit Ihn erheben,
Ihn unsern Lehrer, wie er lehrte, leben
Und andre lehren: unsre Kinder sollen
Auch also wollen.

Ihr Söhne Frankreichs! schmäht denn unser Norden,
Fragt ob Genies je hier erzeuget worden:
Wenn **Kant** noch lebet, werdt ihr diese Fragen
Nicht wieder wagen.

Kritiken und Referate.

Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien von L. Passarge. Mit fünf Ansichten. Leipzig. Verlag von Friedrich Brandstetter. 1867. (VII u. 376 S. gr. 8.) 1 1/2 Thlr.

Wanderstudien! Es liegt ein so eigener Klang in dem Wort: wandern. Leider verlernen wirs nur von Jahr zu Jahr mehr und mehr und verlieren damit ein schönes Stück deutscher Poesie. Die ganze Welt ist jetzt in der guten Jahreszeit auf Reisen; aber dieses Durchjagen weiter Strecken auf der Eisenbahn, dieses Ausschaun aus den Fenstern des Coupés, dieses Aussteigen auf den Hauptstationen, dieses flüchtige Betrachten der wichtigsten Sehenswürdigkeiten mit dem Bädeker in der Hand, dies Verkehren mit Hôtelwirthen, Kellnern und Lohndienern, die sich überall gleichen — das heißt nicht wandern. Es gehört dazu das freudige Bewußtsein seiner Ungebundenheit, die Lust an der eigenen Bewegungsfähigkeit, die gemüthvolle Hingabe an die Natur, wie sie sich im Wechsel und in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen offenbart, die Sehnsucht nach der Fremde, um sich auch dort heimatlich zu machen, und noch so manches sonst, was sich nicht in die Geldbörse und in den Eisenbahnkoffer packen läßt.

Man braucht kein Handwerksbursch zu sein und nicht immer den Stab in der Hand zu haben, wenn man wandern will, aber die geistige und körperliche Frische muß man mitnehmen, gleichsam aus erster Hand genießen zu können, wie ein Naturkind, dem sich zum ersten Mal die Welt erschließt. Alle Blasirtheit, die ganze Weisheit des nil admirari muß zu Hause bleiben, Auge und Herz müssen weit offen sein, unmittelbar aufzunehmen; dem Gemüth darf die volle Empfänglichkeit für das, was man das Seelenleben der Natur zu nennen versucht wäre, nicht fehlen. Eine solche Wanderung

ist etwas anderes, als eine bloße Vergnügungstour oder als eine Reise zu wissenschaftlichen Zwecken, obgleich sie beide Richtungen durchaus nicht ausschließt. Es kommt eben auf die geistige Ausrüstung an, mit der man sich auf die Wanderung begiebt. Ist sie bedeutend genug, so wird der innere Drang mächtig sein, die mit literarischen Hilfsmitteln gewonnenen Vorkenntnisse mit den Gegenständen, auf welche sie sich beziehen, in eigener Anschauung zu vergleichen, sie an denselben zu berichtigen und zu erweitern, das die erste Sehnsucht nach dem Besuch gerade dieser Gegenden weckende Phantasiebild mit der realen Wirklichkeit zu vergleichen und durch feste Linien zu begrenzen. Aus dieser Wechselwirkung wissenschaftlicher Vorbereitung und origineller Anschauung werden sich dann ganz von selbst Studien ergeben, das heißt ebenso Bestrebungen, den wahren Charakter der Dinge zu erforschen, als Resultate dieser Bestrebungen in der Form von Aufzeichnungen, welche ein künstlerisches Gepräge tragen und den bekannten Studien der Natur nicht unähnlich sind. Hiermit glauben wir denn zugleich die vorliegenden „Wanderstudien" unseres liebenswürdigen Landsmannes L. Passarge im Allgemeinen charakterisirt zu haben, der sich bereits durch seine „Fragmente aus Italien" und sein „Weichseldelta" weithin einen sehr geachteten Namen verdient hat und hier nach jahrelangen, sehr ernsten und eingehenden Vorbereitungen einen Ausflug nach Schweden und der Insel Gotland macht, bei dem ihn alle seine Leser mit dem größten Vergnügen begleiten werden. Die Hauptstadt Schwedens ist von der deutschen Küste aus in wenig mehr als vierundzwanzig Stunden zu erreichen, wenn man Dampfschiff und Eisenbahn benutzt, und doch ist das Land unserer Vorstellung noch immer weit entlegen, weil es nicht auf der großen Reisestraße liegt, die den gewöhnlichen Fremdenverkehr vermittelt. Wir lesen schwedische Romane und haben uns den Dichter Tegnér in einigen seiner schönen Werke angeeignet, aber weiter reichten unsere Beziehungen zu unseren nordischen Stammgenossen bisher kaum; Land und Leute waren uns fremd geblieben. Aber gerade dieser Umstand reizte zu einer Wanderung dorthin. Wir fühlen es dem Verfasser nach, wenn er in der Einleitung sagt, daß es seit Jahren sein Wunsch gewesen, das scandinavische Festland zu besuchen. „Geschieden von der continentalen Masse Mitteleuropa's und seinen Zusammenhang mit dem nördlichen Rußland

nur dürftig durch das finnische Fels- und Waldland behauptend, weit in die arktischen Regionen hinausreichend, rings umgeben von einem Meere, dessen Eismassen seine Küsten zur Winterszeit oft vollkommen unzugänglich machen: so gehört es Europa gleichsam nur äußerlich an. Skandinavien bildet daher gleicherweise die Brücke zu den arktischen Ländern, wie die thrakische Halbinsel zum Orient, wie Spanien zu Afrika. Die Ostsee, das nordische Mittelmeer, mitten zwischen dem continentalen Europa und den nordischen Ländern fluthend, hat dieselbe Bedeutung wie das mediterraneische Meer zwischen Europa einerseits, und Afrika und Asien andererseits. Und wie im Süden einzelne Inseln des Mittelmeeres durch ihre glückliche geographische Lage, als „Länder der Vermittlung," den Handel an sich ziehen und dessen Bahnen bestimmen, so taucht im Norden als mächtiges Emporium in der tiefen Nacht des Mittelalters das „Auge der Ostsee," die Insel Gotland auf, mit ihrem den nordischen Handel beherrschenden Wisby." So bestimmt der Verfasser mit einigen großen Zügen die Weltlage jener Länder, die er in politischer Beziehung nach der unausbleiblichen Absorbirung des in seiner Auflösung begriffenen Dänemarks in nicht ferner Zeit zu einem skandinavischen Unionsstaate vereinigt sieht, ohne daß dadurch die deutschen Interessen irgendwie gefährdet werden können. Die Beläge für diese Anschauungen finden sich an vielen Stellen seines interessanten Buches. Derselbe ist weit entfernt, uns eine trockene Reisebeschreibung im üblichen Sinne, noch weniger eine erschöpfende Abhandlung über Schweden bieten zu wollen; er schildert ganz subjectiv die Eindrücke, die er von einer Reise nach Schweden, Gotland und Kopenhagen empfangen hat, zu keinem andern Zweck, als um uns an dem Genuß der fremdartigen Welt, die er in einigen glücklichen Wochen durchwandert hat, so weit möglich Theil nehmen zu lassen. Doch verstehe man dieses „subjektiv" nicht so, daß das Hauptinteresse auf der Person des Reisenden selbst und seinen Reiseschicksalen ruht; er entdeckt nicht neue Länder, macht nicht lebensgefährliche Excursionen, besteht keine Abenteuer mit Eisbären, erlebt keinen Schiffbruch und hat überhaupt von sich selbst nicht das mindeste Wichtige zu berichten; aber es fällt ihm auch nicht ein, sich außerhalb seiner Umgebung zu setzen und die Objecte seiner Betrachtung in ihrer ganz allgemeinen Erscheinung darzustellen, sondern er ist immer mit ganzer

Seele in ihnen und zeigt uns das Spiegelbild, das sich in derselben bei der Beschauung gebildet hat. Wir zweifeln gar nicht, daß dieses Bild zugleich ein objektiv zutreffendes sein wird, da der Spiegel selbst von größter Reinheit ist, aber dies ist auch gerade die letzte Frage, die wir stellen. Eine originelle Natur sieht die Welt originell, und diese Originalität und Ursprünglichkeit der Anschauung ist es, die uns entzückt und die Illusion giebt, etwas ganz Neues und vorher Niegeschautes an uns vorüberziehen zu lassen. Der Verfasser, zumal er sich mit seiner Heimath völlig vertraut gemacht und bei Wanderungen durch Deutschland, die Schweiz und Italien Vergleichspunkte gesammelt hat, beweist einen erstaunlich scharfen Blick für die Beobachtung des Charakteristischen, wie es sich in der eigenthümlichen Natur des Landes (eines allmälig über den Wasserspiegel erhobenen Meeresbodens, dessen größere Erhöhungen einst Inseln waren), seiner stillen, höflichen Bewohner und ihrer materiellen und geistigen Hervorbringungen offenbart. Er ist zugleich sehr unterrichtet, der Landessprache mächtig, in der nordischen, speciell der schwedischen Literatur, aus der er schöne Proben in fließender Uebersetzung giebt, völlig zu Hause, in die Landesgeschichte nicht nur oberflächlich eingeweiht und ebenso Liebhaber als Kenner der Kunst. Vor allem aber ist er Poet, denn er weiß nicht nur dichterisch anzuschaun, sondern auch durch das Mittel der Sprache so gegenständlich zu gestalten, daß man seiner lebhaften Schilderung mit dem Interesse folgt, welches man einem schönen Gedicht schenkt, und überall die volle Nachempfindung zu haben glaubt. Man vertiefe sich nur mit ihm in den wunderlichen schwedischen Skog, ein Gemisch von Urwald und Urgestein, oder in die Ruinen des alten Wisby, in das Straßengewirr von Stockholm und Kopenhagen, oder mache mit ihm eine Dampfbootfahrt über einen der schwedischen Seen mit seinen unzähligen Inselchen, oder genieße in seiner Gesellschaft einen Sommerabend an den Ufern desselben, oder lasse sich endlich von ihm an den wunderbaren Trollhätta führen und dessen innerstes Leben deuten. „Ein Tag am Trollhätta,“ sagt er, „ist wie ein Markstein auf der langen und ermüdenden Reise durch das Leben. Er gehört zu denjenigen Erinnerungen, die zu keiner Zeit, in keiner Lage verloren gehen können und immer tröstend, wie leuchtende Sterne auf dem dunkeln Grunde des Nachthimmels, erscheinen. Aehnliche Lichtpunkte sind

der erste Anblick des Montblanc oder des Meeres oder der Ruinen von Pästum. Auch der Tag, da wir zum ersten Male Sixtina sahen oder eine Beethovensche Symphonie hörten, oder den Faust lasen, gehört in diese Reihe." Wir geben diese schöne Stelle zugleich als einen redenden Belag seiner poetisch-sinnigen, überall aus einem großen Material das Verwandte verknüpfenden und die Harmonie der Erscheinungen im Menschengeiste suchenden Denk-Empfindungs- und Darstellungsweise. Das Buch fesselt von der ersten bis zur letzten Seite; denn wenn auch die Spannung, die anfangs durch die Neuheit der Eindrücke, welche man empfängt, mehr und mehr gesteigert wird, im weitern Verlauf nothwendig nachlassen muß, da das Charakteristische sich als Novität erschöpft und nur immer wieder in schon bekannten Formen an andern Gegenständen und Orten nachgewiesen werden kann, sorgt so der Verfasser doch mit künstlerischer Oeconomie dafür, daß das Interesse nie erkaltet, indem er zur rechten Zeit und am rechten Orte litterarische und historische Excursionen einfügt, die nicht nur seine Belesenheit documentiren, sondern auch den Zweck erfüllen, uns da, wo es für das leibliche Auge weniger zu schauen giebt, durch die an den Dingen haftenden Erinnerungen geistig zu erfrischen. Und dann wieder ganz aus dem Vollen heraus ist die Schilderung der Ruinenwelt Wisby's; hier kann L. Passarge sich mit gutem Recht Entdecker nennen, denn wenn auch gelehrte Werke über die architektonischen Denkmäler dieser alten Stadt existiren, welche für Fachmänner von Wichtigkeit sind, so war doch bisher selbst nicht in Schweden der Versuch gemacht, den fast in sagenhaftes Dunkel getauchten Ort durch eine populäre, seine historische Vergangenheit beleuchtende und seine gegenwärtige Situation klarstellende Schilderung in die Reihe der sehenswürdigsten Stätten verfallener Größe zurückzuführen. Die mächtige Stadtmauer mit noch 38 wohlerhaltenen Thürmen und die zum Theil großartigen Ruinen einer erstaunlich großen Zahl von Kirchen legen Zeugniß ab für das mächtige Geschlecht, das hier einst gewirkt hat, als Wisby der Hauptstapelplatz für den Handel der Nordländer mit dem Süden war. Sehr dankenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser, wozu er als Jurist vor andern Touristen befähigt war, eine allgemeinfaßliche Mittheilung über das Wisby'sche Seerecht gegeben hätte, dieser gleichfalls mythenhaften Größe, von der in unserer Vorstellung kaum mehr

als der Name geblieben ist. Der Artikel „Kopenhagen" ist als ein Anhang anzusehn, welcher mit dem Hauptbuche zwar in naher sachlicher aber nicht in völlig organischer Verbindung steht. Er ist schon 1862 bei Gelegenheit einer andern Reise geschrieben und unterscheidet sich auch in stilistischer Hinsicht sehr wesentlich von den übrigen Theilen, indem er jede breitere Ausführung vermeidet und mit einer gewissen strammen Knappheit nur skizzenhaft die Hauptmomente der Beobachtung zusammenstellt, dieselbe scharf auf ein bestimmtes Feld begrenzend, in welches dem ursprünglichen Zweck dieses Artikels gemäß zu unserem größten Bedauern das Thorwaldsen-Museum nicht eingeschlossen werden konnte. Niemand war mehr befähigt, als Passarge, uns dessen Inhalt und Bedeutung vor die Seele zu führen. Gleichwohl steht dieser Abschnitt, für sich betrachtet, den übrigen an Interesse nicht nach, nur muß man dasselbe in theilweise anderen Objecten suchen, als in jenen. Der politische Conflict zwischen Dänemark und Deutschland und der Einfluß desselben auf das Verhältniß der streitenden Theile zu einander giebt das Grundthema ab. Der Verfasser stellt sich nicht auf die Zinne der Partei, sondern bewahrt sich einen freien Blick von einem freien Standpunkte aus. Zu besonderer Ehre gereicht ihm, daß er hier wie überall seine eigene Meinung hat und vertritt, auch wo er deshalb genöthigt ist, dem Vorurtheil seiner deutschen Landsleute gewaltig vor den Kopf zu stoßen. So kann das Buch wesentlich dazu beitragen, zwei gebildete Völker einander zu nähern, die sich bisher nur abstießen, weil sie sich trotz ihrer Stammverwandschaft nicht kannten. Die Ausstattung des Buches, dem fünf reizende Holzschnitte beigegeben sind, ist in jeder Beziehung musterhaft elegant. ⊙

Vierteljahresschrift für höhere Töchterschulen. Unter Mitwirkung mehrerer Collegen herausgegeben von den verantwortlichen Redakteuren Dr. A. Prowe u. Dr. M. Schultze. Erster Jahrgang No. 1. Thorn, 1867. Druck und Verlag von Ernst Lambeck. 8. 80 S. Preis pr. 4 Hefte 2 Thlr.

Die höhere Töchterschule unserer Tage ist ein Institut, das unter den verschiedenartigen Schulanstalten sicher die widersprechendsten Erfahrungen machen muß. Nicht lange ist's her, als ein sehr geehrter Schulrath die-

selben ein nothwendiges Uebel nannte und sich im Sinne derer aussprach, die die Töchter im Hause privatim unterrichtet wissen wollen. Ging man bei der Gründung und Dotirung dieser Anstalten davon aus, daß dieselben den höhern Lehranstalten ebenbürtig sein müßten, wurde von den vorgesetzten Behörden der Schulplan hiernach bemessen und die Qualification der Lehrer abgewägt; so hat die neueste Zeit an verschiedenen Orten verschiedenartig über sie verfügt. Ja wir haben die Erfahrung gemacht, daß man sie in die Categorie der Volksschulen geworfen, in so fern ihnen nicht das Dimissionsrecht zugesprochen worden. Es war daher zu beklagen, daß seit dem Eingehen der „Blätter für weibliche Bildung von Friedländer und Schornstein" mit dem zweiten Bande im Jahre 1851 kein besonderes Organ vorhanden, in welchem die Angelegenheiten der höheren Töchterschule ausschließlich zur Sprache gebracht werden konnten, da andere pädagogische Zeitschriften hiezu weniger geeignet erschienen. Aus diesem Grunde begrüßten wir mit Freuden das neue Unternehmen und wendeten uns prüfend an das erschienene erste Heft. Der Inhalt desselben zerfällt in 6 Theile, die wir der Reihe nach durchmustern wollen. **1. Theil. Abhandlungen.** I. Zur Eröffnung (Superintendent Markull). Auszug aus der Weiherede bei Uebersiedelung der Thorner Töchterschulen in das seit dem Blutgericht von 1724 dem Gymnasium eingeräumt gewesene Lokal. (S. 1—6). Solche Weihe berechtigt zur Hoffnung auf ein segensreiches Gedeihen der Anstalt. — II. Die Schule vom ärztlichen Standpunkte. (Dr. med. Lehmann) S. 6—27. Der Artikel handelt in seinem ersten Theile von der eigentlichen Gesundheitspflege, und erörtert im 2. Theile das Verhältniß der Gesundheitspflege zur Erziehungswissenschaft. Im ersten Theile werden dargestellt der Bau des Schulhauses, die Einrichtung des Schulzimmers, der Schultische und Schulbänke, und es wäre zu wünschen, daß die Vorstände der Schulen diese Vorschläge in rechter Weise beachteten, von denen einzelne wol dazu auffordern dürften, eine Kritik in den nächsten Heften anzustellen. Mehr noch werden einzelne Punkte des zweiten Theils dazu bestimmen, der sich über Lehrpläne, Zahl der Schüler, tägliche Stundenzahl, Ferien, Hausaufgaben u. A. m. verbreitet, und das warme Interesse des Verfassers für die wahrhaft gedeihliche Erziehung der Jugend an den Tag legt. — III. Das Morgengebet in Mädchenschulen (Pfarrer Gessel) S. 28

bis 20.) Da den mitgetheilten drei Morgengebeten eine Bemerkung der Redaktion vorangestellt ist, nach welcher die eigentliche Abhandlung über das Morgengebet nächstens folgen soll, so haben wir diese abzuwarten, um zu erfahren, ob des Verfassers Ansichten den unsern entsprechen. Gebete kommen aus der Tiefe des Herzens, bedingt durch die jedesmaligen Verhältnisse; welchen Nutzen also die Mittheilung gehaltener Gebete haben soll, werden wir vom Verfasser in seiner Abhandlung erfahren. — **Zweiter Theil: Statistik.** I. Frequenz der höheren und der mittleren (Elementar-) Töchterschulen in Thorn und Nordhausen (S. 31—33). II. Verhältnißzahlen der Mädchenschulen in Thorn nach Confessionen und Stand der Eltern (S. 34—37). III. Vergleichung der Schulgelder, Lehrbücherkosten und sonstigen, als zu Schulzwecken bestimmt, uns bekannt gewordenen Ausgaben der Eltern für ihre schulbesuchenden Töchter. (S. 37—39). IV. Uebersicht der Frequenz und Klassenstärke in den städt. höheren Töchterschulen des Norddeutschen Bungesgebietes, so wie auch ihrer Etats. (S. 40 und 41). Möchten die dankeswerthen, mühevollen Zusammenstellungen auch Andern zur Aufforderung und zum Muster für gleiche Arbeiten in ihren Kreisen dienen, damit dieser Theil der Statistik vollständiger werde, als bis jetzt möglich gewesen. Die Redaktion bittet um die betreffenden Beiträge. — **Dritter Theil: Programmenschau.** (S. 42—51). Zu bedauern ist's, daß nur wenigen höhern Töchterschulen die Möglichkeit geboten, durch Programme in weitern Kreisen bekannt zu werden, jedenfalls würde durch sie ein Vortheil gewonnen, der die Kosten, welche nach dem Etat nicht zu bestreiten, mehrfach aufwägen würde. Besprochen sind die Töchterschulen in Bromberg und in Elberfeld. — **Vierter Theil: Verzeichniß** aller auf Töchterbildung bezüglichen Bücher, welche vom Juli 1865 bis zum Schluß 1866 erschienen sind. (S. 52 und 53). Ob wirklich Alles aufgezeichnet worden, können wir nicht bemessen. — **Fünfter Theil: Chronik.** (S. 54—64). Eine fortlaufende Uebersicht aller das Mädchenschulwesen betreffenden Ereignisse wird von der Redaktion angestrebt, möge sie allseitig unterstützt werden. Erfreut waren wir, den Nekrolog unsers Freundes, Dr. Schmidt, Direktor der höhern Töchterschule in Elbing, zu finden. Auch die andern vier Mittheilungen sind von allgemeinem Interesse. — **Sechster Theil: Feuilleton.** (S. 65—80). I. Die Stellung des

Weibes im gepriesenen „Naturzustande.“ II. Lage der Frauen in China. III. Amerikanische Damen-Institute. — „Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben!“ Darum ist auch dieser Theil sehr beachtenswerth.

Nach dieser genauen Darlegung des Inhaltes dieses Heftes dürfen wir kaum noch die Erklärung abgeben, daß wir dem neuen Unternehmen unsern ganzen Beifall zollen und den Redakteuren uns verpflichtet fühlen, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihnen nicht nur die vollste Anerkennung auch in den entferntesten Kreisen zu Theil werde, sondern daß man ihnen auch die Unterstützung gewähre, ohne welche das mühevolle Unternehmen einen freudigen Fortgang doch nicht finden könnte. In erster Reihe wäre es also Pflicht, zunächst der höheren Töchterschulen, diese Vierteljahresschrift ihrer Bibliothek einzuverleiben; dann aber hoffen wir auch, daß die Collegen Beisteuer aus ihren Kreisen bereitwilligst liefern werden. Die sachgemäße Erörterung der im Eingange bezeichneten Mißstände würde gewiß dem Blatt selbst und seinen Lesern höchst willkommen sein.

Elditt.

Bericht über die Pfahlbauten bei Werder im Kreise Lötzen.

Von

Rittergutsbesitzer Balduhn-Krzywen.[1])

Es ist mir im October d. J. das Glück zu Theil geworden, eine für die Alterthumsgesellschaft höchst interessante Entdeckung zu machen. Auch unsere masurischen Seen geben wie die Seen in der Schweiz, in Mecklenburg u. s. w. Zeugniß von dem Leben und Wirken unserer Urvorfahren durch Pfahlbauten.

Von dem Sohne des Besitzers des Gutes Werder, Studiosus D., wurde mir die Mittheilung gemacht, daß nach Senkung des in den Grenzen des Gutes Werder gelegenen Sees aus dem Seegrunde ein bedeuten-

---

[1]) Wir haben mit der Veröffentlichung dieses in der hiesigen Alterthumsgesellsch. Prussia im Nov. v. J. vorgetragenen Berichtes so lange gezögert, weil wir gehofft hatten, daß noch speciellere Untersuchungen über diesen von Manchen noch bezweifelten interessanten Fund, auch von anderer Seite, würden angestellt werden. Die so ungünstige Witterung des diesjährigen Sommers jedoch scheint dergl. unmöglich gemacht zu haben. D. Red.

des Pfahlwerk zu Tage gekommen, welches aus der Anordnung der Pfähle darauf schließen lasse, daß es Menschenhände zu gewissen Zwecken gebaut haben müssen. In Gemeinschaft mit D. besuchte ich die Stelle der Pfahlbauten und führte die Nachforschung, welche wir mit Hilfe von Spaten und Erdbohrer anstellten, zu glänzenden Resultaten.

Bevor ich jedoch auf die Pfahlbauten selbst komme, glaube ich Einiges mittheilen zu müssen, das zum besseren Verständniß der Sache dienen, überhaupt ein klareres Bild geben wird.

Das Rittergut Werder, an der südöstlichen Grenze des Kreises Lötzen gelegen, zu dessen Areal der Czarni-See gehört, grenzt südlich an den Aryser See, in welchen der Czarni-See durch einen Fluß seinen Abfluß hat. Aus dem Aryser See fließt das Wasser an der Stadt Arys durch einen Fluß nach dem Spirding-See. Bis zum Jahre 1863 bestand in Arys eine bedeutende Mühle, welche das Wasser zum großen Nachtheile der Anwohner des Aryser Sees und der damit in Verbindung stehenden Seen zu solcher Höhe anstaute, daß viele tausend Morgen Brücher nutzlos blieben. Auf Anordnung der Königl. Regierung constituirte sich, um diese Uebelstände abzuwenden, eine Meliorationsgenossenschaft, welche die Mühle abkaufte und durch Wegräumung der Schleusen in Arys, durch Herstellung eines Canals und Aufräumung der Wasserverbindungen zwischen den oberhalb gelegenen Seen eine Senkung des Wasserspiegels bis zu 7 Fuß bewirkte. Dadurch wurden nicht allein die zu Werder gehörigen Brücher von etwa 400 Morgen soweit trocken gelegt, daß dieselben jetzt mit dem Pfluge bearbeitet werden können, sondern auch der Czarni-See von etwa 300 Morgen bis auf wenige Morgen soweit entwässert, daß er seit 1865 zum größten Theile als fruchtbare Wiese benutzt wird. Die früheren Brücher, sowohl die zu Werder, als auch zu Wolla gehörigen, zeigen jetzt durchweg erkennbare Spuren eines mächtigen Eichenwaldes, indem aus dem festgewordenen Sumpfboden Stubben und umgestürzte Baumstämme in großer Zahl hervortreten. Zur Situation merken wir uns das Ufer, wie es vor Senkung der Aryser Gewässer gewesen und in tieferer Senkung die Linie, welche den Wasserspiegel vor Anlage der Mühle in Arys, wie dies noch jetzt zu erkennen, umschlossen hat. Der zwischen diesen beiden Linien gelegene Streifen trägt gleichfalls Spuren

von Wurzeln, Stubben und umgestürzten Stämmen eines mächtigen Eichen- und Eschenwaldes, der unstreitig durch Anlage der Mühle in Arys überstaut worden. Der zwischen dieser letzten Wasserlinie und dem nach Senkung der Aryser Gewässer noch verbleibenden Seekessel befindliche Theil des Sees ist reiner Seegrund ohne jegliche Spuren von Holz, daher auch vor Anlage der Mühle, ja unvordenklich, stets Seegrund gewesen.

Im Bereiche dieses Theils des Sees fand ich nun die Pfahlbauten: die Pfahlbrücke und den eigentlichen Pfahlbau vor.

Die Pfahlbrücke, bestehend in zwei etwa 6 Fuß von einander parallel laufenden Reihen Pfähle, verbindet in einer Weite von ungefähr 160 Schritt beide gegenüberliegende Ufer des Seehalses innerhalb der alten Uferlinie vor dem Aufbau der Mühle Arys. Die Richtung der Brücke ist überaus gerade gehalten. Die Zahl der Pfähle ist eine sehr große und kann man noch gut erhaltene auf je 10 Schritt drei bis vier rechnen. In der Mitte des Seebassins dürften mehrere Pfähle noch eine Höhe von mehr als 6 Fuß haben, wogegen nach den Ufern hin die Pfähle niedriger sind. Eichen- und Kiefernstämme sind gemischt in einer Stärke von 6 bis 8 Zoll.

Zum eigentlichen Pfahlbau gelangt man vom nordöstlichen Ende dieser Brücke längs des Ufers in nördlicher Richtung nach etwa 50—70 Schritten. Auf etwa 60 Schritt vom Uferrande bemerkt man auf der jetzt trockengelegten, aber noch weichen ebenen Seefläche eine etwa einfüßige Erhebung von etwa 7 Ruthen Länge und etwa 4½ Ruthen Breite, auf welcher in länglichem Viereck parallel zum Ufer in einer Ausdehnung von 5 Ruthen Länge und 3½ Ruthen Breite eine Menge Pfähle sichtbar ist. Dieselben stehen dicht und bunt durcheinander, nur wenige stärkere, etwa 8—9 Zoll im Durchmesser und von Kiefernholz, sind in 3 Reihen parallel zu einander gesetzt; wogegen die übrigen etwa 5 und 6 Zoll starken von Eichenholz sind. Einzelne Pfähle stehen noch bis 2 Fuß über der neugebildeten Grasnarbe, andere sind gleich der Grasnarbe abgebrochen, deren obere Theile nebenan halb im Schlamm versenkt mit Gras bewachsen sind. Das Holz ist sämmtlich verwittert; jedoch läßt sich die Holzart, wenngleich schwer, erkennen. Stücke von bebranntem Holze fanden sich auch in der obersten Schlammschicht.

Die auf verschiedenen Stellen innerhalb der Pfähle vorgenommene Untersuchung vermittelst Spaten, Hacke und Erdbohrer ergab folgendes Resultat:

Obenauf liegt eine Schicht schwarzen Moders, etwa 6 bis 8 Zoll stark, Ablagerungen von verfaulten Wasserpflanzen, dann kommt man auf eine Lage Steine, welche von der Größe einer Faust bis zur Größe eines kleinen Kinderkopfes mit erdiger Substanz, Grand und Sand verbunden zu sein scheinen. Diese Steinlage ist nicht mächtig, meist nur in einfacher Schichtung. Unmittelbar unter dieser Steinlage befindet sich Holz in horizontaler Lage nebeneinander, die Enden der Hölzer haben deutliche Spuren, daß dieselben mit einem scharfen Werkzeuge zugehauen worden. Die Stärke der Hölzer dürfte durchweg nicht 6 Zoll überschreiten. Das Holz hat eine gelbliche Farbe angenommen und ist so sehr verfault, daß es unter dem Spaten keinen wesentlichen Widerstand leistet. Die Grabungen vermittelst Spatens, Hacke und Erdbohrer lassen Holz bis zum Seegrunde finden, welcher auf dieser Stelle etwa 5 Fuß unter der Steinschicht zu erreichen ist. Außerhalb der Pfahlreihen fand sich auf der östlichen, dem Ufer zugekehrten Seite weder Stein- noch Holzschicht, sondern gleich unmittelbar an den Außenpfählen reiner Seeschlamm bis zum Seegrunde. Dagegen auf den andern drei Seiten des Pfahlbaus die vorhin erwähnten Stein- und Holzlagen bis zu einer Entfernung von etwa 12 Fuß außerhalb der letzten Pfahlreihe. Die Grenze läßt sich nicht genau bestimmen, da der weiche Seeschlamm jeden weiteren Zutritt verbietet. Bei diesen Grabungen wurden auf der ganzen dem See zugekehrten Seite, namentlich aber auf dem nördlichen Ende derselben, in der Stein- und Holzschicht, also in einer Tiefe von etwa 6 bis 12 Zoll, Scherben von kleineren und größeren Geräthen und Knochen vorgefunden. Auch hier fanden sich kleine Stückchen Kohle.

Nunmehr wurde den Pfählen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt. Es gelang einzelne Pfähle mit Hilfe von Spaten unversehrt herauszuheben. Es wurde ein dicker von Kiefernholz und einige dünne eichene gehoben, sämmtliche waren gleichartig zugespitzt und steckten nur etwa 3 Fuß tief im Boden; wogegen ein auf der Südseite unmittelbar an der Außenseite ausgehobener eichener Pfahl eine Länge von etwa 10 Fuß und mehr hatte

und an seinem untern Ende (Stammende) nicht zugespitzt, sondern abgestämmt war, in ähnlicher Weise, wie man heute abstämmt.

Mehrere andere Pfähle auszuheben, gestattete nicht die übergroße Morschheit derselben.

Die nach dem Lande hin und auf der Nord- und Westseite zerstreut stehenden einzelnen Pfähle scheinen nur im Seeschlamm unmittelbar zu stehen, weil eine Erhöhung in ihrer Nähe nicht wahrzunehmen ist.

Die in einer Breite von etwa 6 Fuß nebeneinander laufende Pfahlreihe von Ufer zu Ufer ist unstreitig der Rest einer Brücke und das Pfahlwerk in der Nähe diente zum sicheren Aufenthalte für Menschen. Beide Bauten scheinen zu einander in Beziehung gestanden zu haben wegen der unmittelbaren Nähe, wegen der Gleichartigkeit des verwendeten Materials und wegen des gleichen Alters der Bauwerke, welches aus dem Grade der Morschheit des Holzes angenommen werden kann und wegen des Umstandes, daß die Brücke in der Nähe des Pfahlbaues angelegt und der weniger mühvollen Anlage über die sehr nahegelegene schmale Flußeinmündung vorgezogen worden ist. Es scheint mithin, daß dies ganze Etablissement ein befestigter Zugang für die Bewohner der Halbinsel Werder gewesen.

Die Art und Weise des Brückenbaues läßt sich bis jetzt nicht gut erforschen, weil wegen des weichen Schlammes kein Zutritt möglich ist. Im Winter wird man nähere Kunde einziehen können. Auf welche Weise dagegen der Hauptpfahlbau ausgeführt zu sein scheint, geben die gemachten Untersuchungen genaue Nachricht.

In den schlammigen Seegrund, welcher nach den Bohrversuchen unterhalb des Pfahlwerks und in unmittelbarer Nähe desselben gleich tief ist, sind hin und wieder und namentlich auf den Grenzlinien des Baues hohe unangespitzte Baumstämme eingestoßen, soweit, bis dieselben feststanden, dann wurden zugerichtete dünne Holzstämme zwischen die Pfähle geschichtet zu ansehnlicher Höhe und mit Steinen beschwert und solchergestalt fortgefahren, bis die Holzlage auf dem Seegrunde aufliegend, oben über die Oberfläche des Wassers herausragte. Eine Steinlage mit Kies, Sand oder Erde bildete dann die obere Ausgleichung, auf welcher das Bauwerk, ob Wohnung oder Burg, errichtet

wurde. Die Pfähle, welche in diesen Baugrund für den Oberbau eingetrieben sind, erreichen nicht den Seegrund, sondern haften nur in der Holzschicht, wie schon oben bemerkt, bis zu einer Tiefe von etwa 3 Fuß. Das von Holz und Steinen gebildete Fundament dehnt sich auf den vom Ufer abgekehrten Seiten, südlich, westlich und nördlich über den Pfahlbau auf etwa 12 Fuß hinaus aus und diente unstreitig als Vorhof und Tummelplatz. Der Auswurf von zerbrochenen irdenen Gefäßen und Knochen findet sich hauptsächlich auf der nordwestlichen Spitze, soweit er auf dem Fundamente zu liegen kam, in der obern Stein- und Holzlage und dürfte außerhalb dieser auf tiefem Seegrunde in größerer Menge vorhanden sein, was wegen der Unzugänglichkeit nicht festgestellt werden kann.

Die hier aufgefundenen Scherben und Knochen erfolgen anbei,[1]) sowie auch ein noch möglichst erhaltener eichener Pfahl, dessen unteres Ende schon bei geringem Stoße abbrach.

Im jetzt trockenen Zustande hat er seine Gestalt in Folge der vielen Risse sehr verloren, wogegen er unmittelbar nach dem Herausziehen, mit Wasser getränkt, das Bild eines noch neuen Pfahles gewährte. Der hohe Grad der Zersetzung des Holzes deutet auf eine uralte Zeit; und interessant wäre es zu wissen, wie viele Jahre Eichenholz braucht, um im Wasser diesen Grad von Zersetzung zu erreichen.

Soweit nun über diesen, ich glaube nicht uninteressanten Fund, und sollte späterhin ein Mehreres darüber zu erforschen Gelegenheit sein, werde ich es nicht unterlassen Mittheilung zu machen.

Krzywen, November 1866, **Balduhn.**

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. IV, 372. f.)

27. Sept. (1. Sitzg. nach den Ferien) Für die Bibliothek sind eingeliefert: von Hrn. Buchhändler Nürmberger hier: Adreßbuch der Hpt.- u. Residenzstdt. Königsberg f. 1863, 1866 u. 1867; von der Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Gesch. u. Alterthumskunde: Pyl, Heinrich Rubenow. Drama in 5 Aufz. (Greifsw., 1864.) ders., die Rubenow-Bibliothek. (Ebd., 1865.) ders., Pommersche Geschichtsdenkmäler II.

---

[1]) Sie sind der Alterthumsgesellschaft Prussia übergeben. s. Altpr. Mtsschr. III, 747. D. Red.

(Ebd., 1867.); von dem Verein f. die Gesch. u. Alterthskunde des Herzogthums u. Erzstifts Magdeburg durch dessen ersten Secretair Hrn. Dr. Janicke: Geschichts-Blätter für Stadt u. Land Magdeburg. Jahrg. II. 1867. Hft. 1., von dem Verein f. Gesch. der Mark Brandenburg: Märkische Forschungen. Bd. X. (Berl., 1867.) — Für die Alterthumssammlung sind folgende Geschenke eingegangen: durch Hrn. Stadtrath Dr. Hensche von Hrn. Rittgtsbes. Ehlert auf Lindenau (ehem. Vorwerk von Gr. Barthen, Kr. Kgsbg.) ein gut erhaltener bronzener Celt, im Frühjahr 1867 beim Pflügen auf dem Felde gefunden; von Hrn. Prof. Dr. Aug. Hagen hier eine zierlich gearbeitete kleine bronzene Fibula; durch denselben von Hrn. Stadtbaumeister Friedrich hier ein thalergroßer messingner Knopf beim Bau der Futtermauer der Waage am Neuen Markt hierselbst gefunden. — Hr. Gtsbesitz. Minden macht auf die im Besitz des Hrn. Geh. Justiz- u. Appellations-Gerichts-Raths **Varnheim** in Insterburg befindliche reiche Sammlung seltener Manuscripte, Incunabeln u. Miniaturen aufmerksam u. theilt die ihm von dem Hrn. Besitzer freundlichst eingesandte u. zur weiteren Communication anheimgegebene Beschreibung der seltensten Incunabeln mit; dieselbe soll in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift zum Abdruck kommen. — Hr. Prof. Dr. Aug. Hagen legt eine ihm gehörige von Joh. Herman 1656 gestochene Kupferplatte vor, darstellend den großen Kurfürsten zu Pferde mit einer Ansicht von Königsberg im Hintergrunde. Die von demselben hierbei gemachten Mittheilungen über den wenig bekannten Künstler (der zwischen 1632—1658 in Königsberg wirkte) und seine Arbeiten werden hier später veröffentlicht werden. — Dr. Reicke zeigt 4 von Busse in Danzig gefertigte u. von dem kundigen besonders um die Paramentik wohlverdienten Küster Hrn. A. Hinz eingesandte Photographien von ebenso vielen schönen u. durch die kufischen Inschriften bemerkenswerthen mittelalterlichen Kirchengewändern aus der St. Marienkirche zu Danzig. — derselbe legt zwei in der Kgl. Bibliothek aufbewahrte durch prunkvolle Ausstattung ausgezeichnete Carmina auf **Kant** vor und verspricht nähere Mittheilungen über den Dichter des einen, Reinhold Lenz, seinen Aufenthalt in Königsberg betreffend, für die nächste Sitzung. — Derselbe liest aus den im Jahre 1585 u. ff. unternommenen „Reisen des Samuel Kiechel" (als 86. Publication der Bibliothek d. litter. Vereins in Stuttgart 1866 veröffentlicht) die auf unsre Provinz bezüglichen Partien vor. — Endlich wird noch von demselben eine ihm von Hrn. Pfarrer Rogge übersandte Copie der Minuskel-Inschrift der Glocke zu Hohenfürst (Kr. Heiligenbeil) vorgezeigt, welche wol zu den ältesten in unsrer Provinz gehören dürfte, denn sie trägt ganz deutlich die Jahrszahl 1404 (**anno m° cccc° iiii°**); da einzelne Buchstaben abgesprungen, andre verkehrt gestellt zu sein scheinen, so bleibt die Deutung zweifelhaft; jedoch möchte Referent sich für den bekannten englischen Gruß (Luc. 1, 28): „Ave Maria, gracia plena, dominus tecum" entscheiden u. bittet den Einsender darauf hin die Inschrift nochmals zu untersuchen.[1])

[1]) Nach bereits beendigtem Satze hat der Einsender selbständig dieselbe Deutung uns mitgetheilt.

25. Octob. Die sehr zahlreich besuchte, unter andern Gästen auch von Hrn. Geh.-Rath Oberbürgermstr. Kieschke beehrte Sitzung wird mit Ueberweisung der eingegangenen Geschenke eröffnet. Für die Bibliothek: von dem Ausschuß des histor. Vereins für Steiermark das 15. Heft seiner „Mittheilungen" (Gratz, 1867) u. der 4. Jahrg. der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" (Ebd., 1867); von Hrn. Gymnasial-Director Dr. M. Töppen in Hohenstein dessen folgende Schriften: „Gesch. des Amtes und der Stadt Hohenstein." (Hohenst., 1859.) „Die preußischen Landtage zunächst vor u. nach dem Tode des Herzogs Albrecht" (Ebd., 1855. 4°) „Die pr. Landtage während der Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach. Nach den Landtagsakten dargestellt" (Ebd., 1865—67. 4°) — Für die Alterthumssammlung: von Hrn. Kanzlei-Rath Voßberg-Berlin (Ehrenmitgl. der Prussia), dessen Liberalitat die Gesellschaft manche Seltenheiten besonders an alten Drucken verdankt: 1) eine Medaille in Zinn auf den Frieden zu Tilsit; der Avers zeigt eine Landschaft mit dem Friedensbogen, in ihr ein Obelisk mit der Inschrift: TILSIT | D. 8 IUL. umgeben von den Insignien des Friedens, des Handels, des Ackerbaus; der Revers in einer Landschaft mit aufgehender Sonne die Abundantia mit Oelzweig umgeben von der Legende: DES SEEGENS FUELLE STROEMT AUS DIR. 2) eine seltene wohlerhaltene silberne Medaille auf die Einweihung der nach dem Brande von 1783 neuerbauten Tragheimischen Kirche, im Vordergrunde eine verschleierte sitzende weibliche Figur mit Bibel und Kreuz in der Linken, die auf einem Säulenstumpf ruhende Rechte hält den Riß der neuen Kirche. Oben die Legende: RELIGIO RESTITUIT; unten an der Basis der Name des Medailleurs: A. C. BRAUN F.[1]) Revers: ein Lorbeerkranz mit der Inschrift: TEMPLUM | TRAGHEIMENS | AEDIFIC: MDCCV | III· FULGURE | DESTRUCTUM D. | XI, SEPT: MDCCLX | XXIII· RESTITUT: | D: XXV, DECBR: | MDCCLXXXIV. — Hr. Gtsbes. Minden zeigt ein im 17. Jahrh. auf Holz in Oel gemaltes Copernicus-Portrait (aus dem Nachlaß des Pfarrers Drewenski, jetzt im Besitz des als Gast anwesenden Buchhändlers Hrn. Bruno Meyer) mit der Inschrift: „Der beste Himmels-Technicus, | der größte Preuß Copernicus;" zur Vergleichung damit kommen die bekannten Portraits in Hartknoch's A. u. N. Preuß., Gassendi vita Copernici, Lichtenberg's verm. Schriften 6. Bd. u. noch 7 andre bei Kunstantiquar Zeune in Berlin gekaufte, wol sämmtlich aus Büchern ausgeschnitten. Hr. Prof. A. Hagen legt Detail-Handzeichnungen des Schlosses Lochstädt (bei Fischhausen) von dem ehemal. Kgsbgr. Stadtbaurath Dan. Eichholtz, sowie eigene vor, welche letztere er im J. 1832 auf einer mit Johannes Voigt gemeinschaftlich durch die Provinz unternommenen Reise entworfen hat. Hiebei wurde auf 4 von Photograph Gaide nach der Natur aufgenommene photographische Ansichten Lochstädts (à 20 Sgr) aufmerksam gemacht, von denen 2 das Aeußere des Schlosses, je 1 das Innere der Kapelle und den großen Pfeiler im Capitelsaal darstellen. — Hr. Dr. Lohmeyer zeigt eine von Hrn.

---

[1]) Christian Braun war in Berlin 1747 geb. Als Medailleur der Münze in Königsberg zwischen 1766—1801 angestellt. In Breslau in gleicher Anstellung starb er 1811.

Rittgtsbes. Burchard-Kieselkehmen (Kr. Gumbinnen) auf dem Felde gefundene ovale Bronze-Medaille (Anhängstück? die Oese scheint abgebrochen zu sein.) Avers: die beiden schönen gedeckten Brustbilder Jesus mit Bart und langem Lockenhaar und Maria mit Sternenschleier mit der Legende: IESV · SANTA · MARIA · (links vom Jesukopfe) · G Revers: zu der Legende: · S · STANISLAVS · S · CASIMIRVS · die entsprechenden Heiligen gegen einander in halber Figur; links Stanislaus (Bischof v. Krakau, Patron von Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren, Preußen und Schlesien, sein Festtag 7. Mai) im bischöfl. Gewande, mit Mitra und Bischofsstab, blickt nach unten und hebt zwei Finger der Rechten wie beschwörend empor; die vor ihm mit halbem Leibe aus der Erde hervorragende nackte Figur möchte ich für den nach der Legende von ihm erweckten Todten (Ritter Petrus) halten;[1]) rechts Casimir (Patron von Polen und Littauen, sein Festtag 4. März) als königlicher Prinz, die Krone auf dem Haupte, das jungfräuliche Antlitz von langem Lockenhaar umgeben, die Rechte auf die Brust gelegt, in der Linken das bekannte Attribut des Lilienzweigs.[2]) — Derselbe vervollständigt die Nachricht über die zu Szakumelen (etwa 2 Meilen nordöstl. von Darkehmen) in einem Schildbudel gefundenen röm. Bronzemünzen (vgl. Altpr. Mtsschr. III, 465): „Sie kamen nach der Erzählung des Finders nicht in einem alten Grabe, sondern beim Eggen eines im Vorjahre gepflügten u. schon seit Menschengedenken in Kultur befindlichen Ackers zum Vorschein. Indeß deutet Lage u. Beschaffenheit des Platzes, einer sanft ansteigenden Fläche mit leichtem Boden am Ufer des Gawaiteflüßchens, mit Sicherheit darauf hin, daß hier einst eine heidnische Begräbnißstätte gewesen sei; auch sollen daselbst in früherer Zeit mehrfach Alterthümer beim Ackern gefunden sein. Die Zahl der Münzen betrug im Ganzen 32. Von den 6, die ich zu Gesicht bekommen, haben sich 2 ziemlich sicher bestimmen lassen. Bei der einen war auf dem Avers noch zu lesen: „ANTONINUS AUG PIUS PPTRP COS |||"; der Revers zeigte eine weibliche Figur (vielleicht Roma) mit Victoria u. Scepter, von der Legende aber waren außer dem SC nur unkenntliche Spuren da; diese Münze dürfte also den Jahren 140—143 angehören u. vielleicht mit derjenigen identisch sein, welche Cohen, description des monnaies frappées sous l'empire romain II, 384 unter No. 766 beschreibt. Von der Averslegende der andern Münze ließ sich noch erkennen: „ANTONINUS AVG TRP u. der Kopf an seinem Bart als der des Marc Aurel, die sitzende Figur des Revers hielt in der Rechten wol gleichfalls eine Victoria, in der Linken einen Speer, zu lesen aber war hier außer dem SC auf der einen Seite der Figur ein vereinzeltes V, auf der anderen „COS III," wonach sie in den Jahren 172—174 geprägt sein wird. (vgl. Cohen II, 527 ff.)" Dr. Reicke trägt die versprochenen Mittheilungen über

---

[1]) s. Acta Sanctor. Neueste Ausg. 7. Maii. Tom. II. p. 215. Alwin Schultz die geschnitzten Altarschreine des 15. u. 16. Jahrh. in Breslau (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission z. Erforsch. u. Erhalt. der Baudenkmale. 7. Jahrg. 1862. Nr. 11. S. 292 f.)

[2]) De S. Casimiro Poloniae regis filio in regem Hungariae electo vita s. Acta Sanct. 4. Mart. I. p. 345—349.

Lenzens Aufenthalt in Königsberg vor (s. Altpr. Mtsschr. IV, 648—657) und verliest schließlich ein Verzeichniß von Historiographen zur preuß. Gesch., wie es sich in einem Mscr. des 17. Jahrh. (Kgl. Bibl. Ms. No. 1751) unt. dem Titel: „Peregrinus. Sive Peregrinator terrestris et coelestis. Pro Felici peregrinatione in hac vita, Et Beata emigratione in coelestam patriam, à Casparo Stein Regiomontano, Borusso Medicinae Licentiato et Historico scriptus," im Requisitum primum tertiae partis findet. Dasselbe lautet: „Borussiæ Historici: Petrus Duisbvrch, Wigandus von Marburg, Nicolaus Jeroschim, Henricus Caper, Joannes Lindovv, Nicolaus von Tungen, Alexander Scultetus, Georgius Melman, Petrus Himmelreich, Bartholomaeus Wartzman, Stanislaus Burbach, Achilles Scipio Straboticus Halipanta, Simon Grunavv, Erasmus Stella, Casparus Schütz, Casparus Hennenberger, Matthaeus Waisselius, Abraham Lebzelter, Dionysius Runavv, David Chytraeus. Chronica manuscripta multa, quorum nomina in Hennenbergero extant." Wer ist Achilles Scipio Straboticus Halipanta?

☉

Mittheilungen und Anhang.

Zu dem alten Danziger Komödienzettel.

(Altpr. Mtsschr. IV, 380 f.)

Im 4. Hefte der Altpreuß. Monatsschrift von 1867, pag. 380 theilte ich einen alten Danziger Komödienzettel mit und stellte die Frage auf, ob derselbe wohl noch aus dem 17. Jahrhunderte herrühre. Letztes scheint in der That der Fall zu sein, denn Joseph Maria Wagner meldet im Serapeum, Jahrgang 1866 N. 20. p. 319, daß sich im Besitze des Herrn Postdirektor, Ritter von Gerl in Wien eine Papierhandschrift des 17. sec. (in 4. 600 Blatt von verschiedenen Händen geschrieben) befinde, enthaltend 14 verschiedene deutsche Dramen, unter denen sub Nro. 12 auch das auf dem mitgetheilten Zettel angekündigte: „Aurora und Stella" aufgeführt ist. Leider fehlt alles Nähere über den Inhalt des Stückes.

Kaesemark. **Adolph Mundt.**

Ueber einen im Jahre 1865 aufgefundenen Siegelstempel Herzog Mestwins I. von Ostpommern 1207—1220.

Nachdem wir bereits dem Herrn Dr. Strehlke einen Bericht über diesen merkwürdigen Fund in den Scriptores rer. Pruss. III, S. 729—730 und in den Berliner Blättern für Münzkunde Band III. S. 294—295 verdanken, möge ein solcher, nebst einer getreuen Abbildung auch für die Leser der Altpreuß. Monatsschrift folgen. Der Stempel wurde in unscheinbarem Zustande in der Nähe von Schwetz, einst einem Hauptsitze der ostpommerschen Herzoge, von einem Landmanne aufgefunden, gelangte dann für wenige Groschen in die Hände eines Hausirers, der ihn einem Goldschmidt in Schwetz überließ. Hier wurde der geschichtliche Werth des Stempels von dem Landrath Herrn Wegner erkannt, der ihn erwarb und die Freundlichkeit hatte ihn in die Sammlung des Unterzeichneten übergehen zu lassen. Es besteht derselbe nun aus einer starken silbernen Platte

ovaler Form, die in der oberen Verlängerung quer durchbohrt ist, worin noch das letzte Glied einer silbernen Kette hing. Beim Abdruck dieses Stempels zeigt sich in vertiefter Fläche ein gepanzerter Krieger im Waffenrock, mit Schild und Schwert vorschreitend. Auf dem von der Bildfläche nach außen ansteigenden Rande, lautet die Umschrift in zum Theil verkehrten Buchstaben SIGIL — MISTIU — I. Vor Allem muß nun bemerkt werden, daß sich von Siegeln in der Form des aufgefundenen, verhältnißmäßig nur wenig Beispiele aus dem 11. bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts nachweisen lassen; das nachfolgende Verzeichniß der in der Sammlung des Unterzeichneten befindlichen, wird aber den klaren Beweis liefern, daß im 12. Jahrhundert die Blüthezeit dieser Randsiegel war, und daß nach dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts sich schwerlich mehr eins nachweisen lassen wird. Eine Ausnahme machen nur die Hauptsiegel der Markgrafen von Brandenburg, die insgesammt in parabolischer Form mit aufsteigendem Rande von Albrecht dem Bären 1155 bis Otto VII. dem Baiern 1373, stereotyp fortgeführt sind.

Verzeichniß der Siegel mit aufstehendem Rande:

1) Dedo, Markgraf von Meissen († 1081).
2) Lambert, Bischof von Arras — 1097.
3) Kapitel des Klosters Neuburg. 12. Jahrhundert.
4) Kapitel der Abtei Essen. 12. Jhrhdt.
5) Engelbert Abt von Laach bei Remagen. 12. Jhrhdt.
6) Kapitel von St. Paul in Halberstadt. 12. Jhrhdt. (an Urk. v. 1297).
7) Domkapitel von Passau. 12. Jahrhundert. (Urk. 1271)
8) Abtei Cambrai. 1143.
9) Conrad, Bischof von Passau (1147—59).
10) Wichmann, Bischof von Naumburg (1150—53).
11) Abtei Reindorf. Urk. 1172.
12) Herzog Mesico von Polen. 1175.
13) Desgleichen anderes von 1177.
14) Balderich, Propst von S. Simon in Trier. 1181.
15) Wenzo, Abt von Liesborn. 1183.
16) Conrad, Erzbischof von Mainz. 1185.
17) Adalbert, Erzbischof von Salzburg. 1189.
18) Pia, Aebtissin zu Cöln. 1198.
19) Breslauer Domkapitel wohl aus dem 12. Jahrh. an Urk. von 1203.
20) Gerberg, Aebtissin zu Cöln. 1217.
21) Siegfried Graf von Osterburg. 1225.

Nach dieser Voranschickung kann der aufgefundene Mestwins Stempel mit Ueberzeugung nur dem älteren Mestwin (1207—1220) zugeschrieben werden, nicht aber dem jüngeren 1295 gestorbenen, dessen Siegel an noch zahlreich vorhandenen Urkunden, stets nur wie die Siegel anderer gleichzeitiger slavischer Herzoge von Polen und Schlesien, in

runder Fläche ohne aufgehöheten Rand, den stehenden Herzog kampfgerüstet mit dem Wappenschild ꝛc. zeigen.

Bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, daß wir den vorliegenden Stempel als den ältesten noch erhaltenen eines Fürsten im Bereiche Norddeutschlands, zu betrachten haben, da in älterer Zeit die Siegelstempel beim Ableben des Fürsten entweder vernichtet oder demselben mit ins Grab gegeben wurden. Es bleibt demnach immer räthselhaft, auf welche Weise der Stempel auf eine Feldmark bei Schwetz gelangte.

Bei den Siegeln unserer Dynastie haben wir, jedoch nur aus neuerer Zeit, zwei Beispiele von dem Fortgebrauche älterer Siegel. So finden wir das vortrefflich gearbeitete Reitersiegel des Kurfürsten Friedrich I. auch von seinem Sohne Friedrich II. († 1440) fortgeführt. Das sogenannte Majestäts-Siegel des Kurfürsten Joachim I. erblicken wir ebenfalls nicht allein an Urkunden seines gleichnamigen Sohnes, sondern auch seines Enkels Johann Georg, der Letztere ließ in der Umschrift des Stempels lediglich den Namen ändern.



Voßberg.

Universitäts-Chronik 1867.

24. Oct. Jur. Doctordiss. v. **Andr. Frederic. Paulus Bienko** (aus Kgsbg.): De proscriptione secundum fontes iuris Saxonici medii aevi commentatio. (84 S. 8.)

2. Nov. Med. Doctordiss. v. **Rud. Heinr. Bluhm** (aus Wussow in Pommern): Ueber mangelhafte Entwicklung der Genitalien beim Weibe. (31 S. 8).

2. Nov. Med. Doctordiss. v. **Paul Arth. Klein** (aus Danzig): Zur Casuistik der Darmsyphilis. (31 S. 8).

7. Nov. Med. Doctordiss. v. **Max A. H. Heidenhain** (aus Marienwerder): Ueber Myxosarcoma. (39 S. 8.)

ℨ

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Fortsetzung.)

Stangnowski, Jul., Pred. des Evangel. in Rummy bei Mensguth, Zweites Heft der guten frohen Botschaft an Alle, welche sich nach dem Kommen und Vollenden des Reiches Gottes sehnen. Pr. Eylau. Wörtlich nach der Handschr. gedr. in der Kozynowskischen Buchdr. (24 S. 16. Forts. folgt.)

Stein, Heinr. (aus Danzig), Krösos vor Kyros, Wandgemälde in Pompeji. [Gerhard's Denkmäl., Forschungen u. Berichte als Fortsetzung der archäol. Zeitung. XXIV. Jahrg. No. 205—206. Sp. 121—130.]

— — Oswald. Das Danziger Dichterfest vom 17. Febr. 1866 veranstaltet zum Besten der Danziger Schiller-Stiftung. Ein Erinnerungsblatt verfaßt von **Oswald Stein** als Vorsitzendem des Festcomites u. der Danz. Schiller-Stiftung. Danzig. Druck v. Edw. Groening. (23 S. gr. 8.)

Steinmann, G., Kreislandrath, der Kreis Thorn. Statistische Beschreibung. Thorn. Lambeck. (VIII u. 343 S. gr. 8. m. 3 Tab. gr. 8. u. gr. 4.) cart. $1^1/_3$ Thlr.

— — Streifzüge preußischer Verwaltung durch Böhmen. Berlin. Dümmler's Verl. (62 S. gr. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Stillfried, Berichtigungen u. Ergänzungen f. die Beiträge zu einem Gestütbuch von Trakehnen von Heinr. Stillfried, Rittm. a. D. u. Stallmeist. am brandenburg. Landgestüt. Berlin. kgl. Geh. Ob.-Hofbchdr. (IV u. 14 S. Lex.-8.) $^1/_3$ Thlr.

Stobbe, Prof. Dr. Otto, die Juden in Deutschland während des Mittelalt. in politisch., social. u. rechtl. Beziehung. Braunschw. C. A. Schwetschke u. Sohn. (M. Bruhn) (XI u. 312 S. gr. 8.) $1^2/_3$ Thlr.

— — Mittheilungen aus Breslauer Signaturbüchern (Forts.) Zeitschr. d. Vereines f. Gesch. u. Alterth. Schles. (Bd. VII. Hft. 2. S. 344—362.)

Stosch, Pred. (an St. Peter) Fr., Ueb. d. Thatsächlichk. der Auferstehung Jesu Christi, m. Rücksicht auf d. Ansichten von Renan, Schenkel u. Strauß, z. Beurtheilg. ihrer Schriften. Ein Vortrag. Danzig. Anhuth in Comm. (28 S. gr. 8.) $^1/_4$ Thlr.

Tale book, the. By the following authors: Miss C. Bowles, Sheridan Knowles, Mrs. Shelley etc. New edit. Kgsbg. Bon. (III u. 112 S. 8.) $^1/_2$ Thlr.

Tettau, W. J. A. Frhr. v., Der Meister u. d. Kosten des Gusses der grossen Domglocke zu Erfurt. Vortrag. (Abdr. aus d. Mittheilgn. d. Vereins f. Gesch. u. Alterthskde v. Erfurt.) Erfurt. Villaret. (47 S. gr. 8. m. 2 Steindrtaf. in Tondr.) $^1/_3$ Thlr.

Thamm. Verfolgungs-Gesch., welche v. dem kathol. Lehrer Seeger u. dem Schulzen Joh. Blank zu Eiffier bei Baldenburg in Westpr. von 1860 bis Ende 1865 gegen ihren Orts-Seelsorger auf gräßliche Art ausgeübt wurde. Zum allgem. Besten hrsg. von Pfarrer **Thamm**, St. Albrecht. Danzig. Selbstverl. (152 S. 8.) $^1/_3$ Thlr.

Z.

Anzeige.

Antiquarischer Anzeiger No. 10 der Theod. Bertling'schen Buch- und Antiquar-Handlung in Danzig, Gerbergasse No. 2. September 1867. (8 S. 4.) [Belletristik. — Neuere Sprachen u. Lit. — Gesch. Geogr. Reisen. — Numismatik. — Rechts- u. Staatswissenschaft. — Medicin u. Naturwissensch. — Land- u. Forstwissensch. — Musik. — Varia.]

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.

Ueber die Pferdezucht in Preussen zur Zeit des deutschen Ordens, nebst einigen Bemerkungen über die Sweiken.

Von

Dr. M. Töppen.

Es ist bekannt, daß schon zu den Zeiten der Deutschordensherrschaft in Preußen die Pferdezucht eifrig betrieben wurde,[1]) es fehlt aber noch sehr an specielleren Daten zur Geschichte derselben. Wir glaubten daher, daß die folgenden Notizen den Freunden der Geschichte, vielleicht auch Pferdeliebhabern nicht unwillkommen sein würden.

In den Uebergabeprotokollen der einzelnen Ordensämter, welche uns aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten sind,[2]) wird der Pferde und der Pferdezucht in den Ordenshöfen öfters erwähnt. Für das Verständniß derselben ist es zunächst von Wichtigkeit, sich über den damaligen Sprachgebrauch in Sachen der Pferdezucht zu orientiren.

Hengst ist nach heutigem Sprachgebrauch ein männliches zeugungs-

---

[1]) Voigt, Geschichte Preußens Bd. 6 S. 395; v. Bujack, die Pferdezucht in der Provinz Preußen, in der Schrift: „Die Provinz Preußen, Geschichte ihrer Cultur &c." Königsberg 1863. S. 82 ff.

[2]) Sie sind enthalten in zweien umfangreichen Folianten des Provinzial-Archivs zu Königsberg, von welchen man den einen das große Aemterbuch (Fol. A. 15., wir citiren A.), den andern das Marienburger Aemterbuch (Fol. A. 31., wir citiren M.) nennt. Beide sind unter der Regierung des Hochmeisters Conrad von Jungingen in den Fasten des Jahres 1400 auf Grund älterer Aemterbücher, welche bis in die siebenziger Jahre des 14. Jahrhunderts (nur für die Gebiete Wenzlaw und Althaus bis 1364) zurückreichen, angelegt und bis in die dreißiger und vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts fortgesetzt.

fähiges Pferd; in der Zeit, von der wir reden, bezeichnete Hengst ein nicht zeugungsfähiges männliches Pferd, einen Wallach[3]); was wir jetzt Hengst nennen, nannte man damals Roß. Kobel war damals der völlig geläufige Ausdruck für ein Pferd weiblichen Geschlechtes. Füllen bezeichnete vorherrschend ein junges Pferd männlichen Geschlechtes.

Unzweideutig werden diese Erklärungen durch Stellen wie folgende erhärtet. Fast auf jeder Seite der Uebergabeprotokolle ist die Rede von „Kobeln, die zu Rosse gehen"; so befanden sich z. B. zu Galgarben 1379: „50 Kobeln, die zu Rosse gehen";[4]) oder zu Roggenhausen 1390: „4 Schock Kobeln, die zu Rosse gehen";[5]) ferner in Christburg 1382: „324 Kobeln, die zu Rosse gegangen haben";[6]) ähnlich zu Ragnit 1407: „29 Stutstrinzen, darunter drei junge, die vorwert zu Rosse werden gehen";[7]) dem entspricht endlich auch der kurze Ausdruck: „Kobeln zu Rosse", welcher sich öfters findet.[8]) Dagegen wird man die Wendung: „Kobeln, die zu Hengste gehen", und dergleichen vergeblich suchen. Auch kommt wohl der Ausdruck: „Schelros" (Schälroß, Beschäler),[9]) wofür man sonst „Schel" oder „Schele" sagte,[10]) aber niemals Schelhengst vor. Der Unterschied zwischen dem Roß, als dem zeugungsfähigen, und dem Hengste, als dem nicht zeugungsfähigen Pferde männlichen Geschlechts, kann demnach als sicher angenommen werden, und hiemit ist denn auch erklärt, wie es geschehen konnte, daß man bei Aufzählung der Pferde eines Stalles Rosse und Hengste unterschieden findet, z. B. „20 Rosse und 2 Hengste" in des Christburger Komthurs Stalle zu Preuß. Mark 1382[11]) oder „4 Beschäler und 3 Hengste" in des Komthurs Stall zu Gollub 1376[12]) oder „6 Rosse und 2 Hengste" zu Danzig 1384.[13])

---

3) Müller und Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch Bd. 1. S. 661.
4) A. p. 3.
5) A. p. 286.
6) A. p. 29.
7) A. p. 78.
8) M. Fol. 20a. 24a.
9) Zu Reden 1434, A. p. 324, zu Tapiau 1438, A. Beiblatt.
10) A. p. 137, 351.
11) A. p. 29.
12) A. p. 137.
13) A. p. 421.

Wollte man hervorheben, daß ein Pferd männlichen Geschlechtes der Zeugungskraft beraubt sei, so nannte man es Mönchhengst oder Mönchpferd, und dieser Ausdruck ist nicht etwa nur gelegentlich einmal extemporirt, sondern war völlig geläufig; wir finden z. B. zu Tapiau 1422: „27 Rosse und 30 Mönchhengste", und gleich darauf: „26 Rosse und 24 Mönchpferde",[14]) zu Holland 1432: „26 Rosse und 25 Mönchpferde",[15]) zu Christburg 1432: „24 Rosse und 12 Mönchpferde",[16]) ähnlich in Tuchel und Stuhm.[17])

Den Ausdruck Kobel erläutert unter andern folgende Stelle: zu Lochstet befanden sich im Jahre 1379: „77 Kobeln, die zu Rosse gehen, 6 Rosse, 5 Kobeln von einem Jahre, 8 Kobeln von zwei Jahren, 9 Füllen von einem Jahre, 4 Füllen von zwei Jahren, 11 Füllen von drei Jahren".[18]) So werden auch anderwärts neben den tragbaren Kobeln die jungen Kobeln und neben diesen die Füllen, welche demnach jederzeit männlichen Geschlechtes zu denken sind, aufgeführt, junge und alte Kobeln aber auch einfach summirt.[19]) Man sieht hieraus, daß Kobel nicht nur die Zuchtstute, sondern auch ein junges Pferd weiblichen Geschlechtes bezeichnet. Der Ausdruck „Stute" ist uns in den Uebergabeprotokollen nirgend begegnet, sehr häufig dagegen der Ausdruck „Stutkobel"[20]) und einmal an einer schon angeführten Stelle der Ausdruck „Stutstrinze".

Daß der Ausdruck „Füllen" sich vorzugsweise nur auf junge Pferde männlichen Geschlechtes beziehe, zeigen unter andern diejenigen Stellen, wo von dem „Auswürgen" oder „Aufwürgen" derselben die Rede ist, demnächst die zahlreichen Stellen, wo die jungen Kobeln und die Füllen neben einander aufgeführt werden. Allerdings unterschied man die beiden Geschlechter bei den jungen Pferdchen bisweilen noch ausdrücklicher, indem man junge Kobeln und Hengstfüllen[21]) oder Hengstfüllen und Kobel-

---

[14]) A. p. 11, 13.
[15]) A. p. 26.
[16]) A. p. 39.
[17]) A. p. 365. M. Fol. 22a.
[18]) A. p. 3.
[19]) Z. B. Schaken 1415. A. p. 10.
[20]) Z. B. Marschals Gebiet 1392, 1404. A. p. 5.
[21]) Z. B. Balga 1383, A. p. 46, Christburg 1385, A. p. 29.

füllen[22]) einander gegenüberstellte. Hieraus erklärt sich der etwas seltsame Ausdruck: „106 Füllen und Kobelfüllen untereinander“ in dem Pferderegister für Stuhm 1394,[23]) wo der einfache Ausdruck Füllen offenbar wieder die männlichen vorzugsweise bezeichnet. Hie und da brauchte man freilich den Ausdruck Füllen auch für beide Geschlechter, versäumte dann aber nie, dies durch einen erläuternden Zusatz ausdrücklich anzudeuten; so befanden sich zu Pellen 1383 „50 Füllen, Hengstchen und Kobelchen überjährig miteinander“ und zu Biester 1387: „80 Füllen von einem Jahre, Hengstchen und Kobelchen miteinander“;[24]) zu Grünhof bei Mewe 1386: „30 Füllen von drei Jahren, darunter 12 Hengstfüllen, 24 Füllen von zwei Jahren, darunter 15 Hengstchen, 29 jährige Füllen, darunter 8 Hengstchen“,[25]) und zu Christburg 1432: „67 Füllen von zwei Jahren, darunter 30 Rößchen“.[26])

Der Gattungsname „Pferd“ kommt in unseren Quellen oft vor, dagegen haben wir den Ausdruck „Marc“ oder „March“ (gleich Roß, Streitroß) und „Meidem“ (männliches Pferd) in denselben nicht angetroffen, wiewohl sie sonst dem Mittelalter ganz geläufig sind.[27]) Der Ausdruck „Wallach“ scheint überhaupt neueren Ursprungs zu sein.

In einem Vocabular der altpreußischen Sprache, welches im fünfzehnten Jahrhundert niedergeschrieben und nach den Gegenständen geordnet ist,[28]) finden sich im Abschnitt XVII. folgende deutsche und altpreußische Ausdrücke nebeneinander gestellt:

ros	russis.
hengest	sirgis.
keynhengest (? ?)	sweriapis.
pflugpfert	sweykis.

[22]) Z. B. Elbing 1428, A. p. 25, Christburg 1404, A. p. 32.
[23]) M. Fol. 20a.
[24]) A. p. 46.
[25]) A. p. 451.
[26]) A. p. 39.
[27]) Müller und Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch Bd. 2. S. 63, 91.
[28]) Mittheilung des Herrn Stadtrath Neumann in Elbing aus dem schon in früheren Abhandlungen mehrfach benutzten Vocabular. Ebenderselbe machte mich darauf aufmerksam, daß in dem Aufsatze: „Einige Reste der altpreußischen Sprache“ oben S. 153 statt „slauve Arme“ zu lesen ist: „slaune Arme.“

kobele	kaywe.
volle (Füllen)	arwaykis.
junge kobel	rapeno.
ezel (Esel)	asilis.
muel (Maulesel)	weloblundis.
vole (Füllen)	maldian.
czeldenpfert (Zelter)	wilenikis.

In dieser Reihe fehlt noch der allgemeine Ausdruck

pferd kamnet,

welchen wir aus der Chronik Simon Grunau's kennen [29]) und das in dem eben erwähnten Vocabular mitten unter den wilden Thieren (Abschn. XXVI.) aufgeführte willpfert (Wildpferd) paustocaican.

Ganz räthselhaft ist unter den hier zusammengestellten deutschen Ausdrücken „keynhengest"; die altpreußischen sind in den verwandten Sprachen nur zum Theil nachweisbar, wie russis und asilis, welche dem deutschen „Roß" und „Esel" entsprechen, weloblundis, welches in wenig veränderter Form den Littauern und Slaven das Kameel bezeichnet. [30]) Aber die meisten der preußischen Ausdrücke sind in anderen Sprachen schwer nachzuweisen: kamnet klingt an das altböhmische komoń (Pferd) an, [31]) kaywe ist vielleicht mit kobel wie der Bedeutung, so auch dem Stamme nach zusammenzustellen. Doch müssen wir weitere Nachforschungen der Art der vergleichenden Sprachforschung überlassen.

Sachlich interessiren uns hier am meisten das Pflugpferd sweykis und das Wildpferd paustocaican.

Die Anführung des paustocaican, eigentlich „Wildnißbrauner", [32]) mitten unter Auern, Hirschen, Rehen und Bären ist ein neuer Beweis für

---

[29]) S. Grunau's Preuß. Chronik, Trakt. III. Cap. 2. Vgl. Nesselmann, die Sprache der alten Preußen, Berlin 1845, p. XIII. Russis kommt auch im altpreußischen Catechismus vor. Ebenda S. 126.

[30]) Vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache Bd. 1. S. 42.

[31]) Ebenda S. 30.

[32]) Das erwähnte Vocabular bietet im Abschnitt XXV, wo vom Walde und den Bäumen die Rede ist, das Wort „paustre" mit der Bedeutung „wiltnisse" (vgl. Neumann, Ueber altpreußische Ortsnamen in den N. Pr. Prov.-Bl. 1848 Bd. 1. S. 249) und im Abschnitt XIX: „cucan" mit der Bedeutung „braun". Paustocaican scheint ebenso zusammengesetzt wie „paustocatto wildekatcze", Abschnitt XXV.

die auch durch zahlreiche Handfesten [33]) erhärtete Thatsache, daß in den weiten Wildnissen Preußens ehemals das Pferd wild gelebt habe. Man jagte es nach eben diesen Handfesten im 15. Jahrhundert um seiner Haut willen. Spuren von wilden Pferden kommen in Preußen noch im 16. Jahrhundert vor. [34])

Der Ausdruck ſweykis (Pflugpferd) ist zur Zeit der Deutschordensherrschaft auch von den deutschen Bewohnern Preußens vielfach gebraucht und, wie unsere Inventarienverzeichnisse beweisen, amtlich recipirt worden. Fast überall, wo in diesen Verzeichnissen Pferde aufgezählt werden, erscheinen unter denselben auch Sweiken. Die Form des Wortes wechselt; sie lautet bald ſweyke, ſwelke, [35]) bald ſweke, [36]) bald ſwike, [37]) auch ſweige oder ſwige; [38]) man brauchte das Wort weiblich, z. B. „eine ſtrandſweyke". [39]) Die Ableitung ist unsicher, doch dürfte die letzte Form auf das deutsche sueiga, ſwaiga (Viehhof) [40]) hinweisen. In welchem Sinne man es in der Ordenszeit brauchte, zeigt das Vocabular im Allgemeinen deutlich genug. Wenn es hier aber mit „Pflugpferd" übersetzt wird, so ist zu bemerken, daß die Sweiken nicht lediglich zum Pflügen oder zur Feldarbeit, [41]) sondern, wie wir weiter unten sehen werden, zu den mannigfaltigsten wirthschaftlichen Zwecken als Zug- und Reitpferde dienten. Der Ausdruck Pflugpferd ist daher etwa in dem Sinne von Arbeitspferd zu fassen, [42]) und dem Herren- und Kriegspferde nicht bloß seiner Bestimmung, sondern da der in Preußen einheimische kleine Pferdeschlag [43]) vorzugsweise zur

[33]) Z. B. durch durch die Handfesten von Willenberg, Neuendorf, (Lötzen), Lyck. Vgl. auch Voigt, Geschichte Preußens Bd. 6. S. 583 und Bujack, Geschichte des Jagd- und Forstwesens in Preußens in dem Programm des Kgl. Friedrichs-Collegiums 1839.

[34]) Bujack a. a. O.

[35]) Z. B. Christburg 1434, A. p. 40.

[36]) Z. B. Marschals Gebiet 1438, A. Beiblatt.

[37]) Ebenda.

[38]) Z. B. Iura Prutenorum ed. Laband, Regimonti 1866, p. 14.

[39]) A. p. 425.

[40]) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache Bd. 2. S. 1014. Von preußischen Namen klingt Swaygube, Swoygruwen an. SS. rerum Pruss. T. II. p. 639, 708.

[41]) In den Verzeichnissen für Reden 1377, 1382 stehen an entsprechender Stelle: 53 Ackerpferde — 48 Sweiken. A. p. 313.

[42]) So kommen in dem Verzeichniß für Tuchel, A. p. 366, neben den Pflugpferden sogar Pflugfüllen vor.

[43]) Näher geschildert bei v. Bujack, Die Pferdezucht ꝛc. S. 82 ff. Schon in einer

Arbeit, der von dem Orden eingeführte größere dagegen zum Staatsgebrauche und zum Kriege diente, zugleich auch seinem Schlage (seiner Race) nach entgegenzustellen. Man kann darnach den Sinn des Gattungsnamens Sweiken näher dahin bestimmen: Sweiken sind die von dem einheimischen preußischen Pferdeschlage herstammenden, besonders zu den Zwecken der Wirthschaft gebrauchten Pferde. Man unterschied sie durch den einheimischen Namen zweckmäßig von den Pferden des eingeführten Schlages, während dagegen ein Kriegs- oder Staatspferd aus den Ställen der Gebietiger oder der Convente nie mit dem Namen Sweike belegt ist.

Von den ersten Jahren seiner Herrschaft in Preußen an trachtete der Orden darnach, für seine Kriegszwecke ein großes starkes Pferd in das Land einzuführen. Unsere Inventarienregister reichen zwar nur bis in die siebenziger Jahre des 14. Jahrhunderts zurück, es unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel, daß die Gestüte des Ordens viel älter sind. Er konnte ein schweres Roß bei seiner Kampfesweise in schwerer Waffenrüstung nicht entbehren, und das von ihm unterworfene Land war der Pferdezucht so günstig! Ein bloßer Zufall ist es, daß sich von den Gestüten in Polen (um 1300),[44]) von einem Gestüt des Großfürsten von Littauen zu Kowno, in dem sich 50 Stuten befanden (um 1367),[45]) und von einem Gestüt in Samaiten, in dem sich 400 Pferde befanden (um 1379),[46]) ältere Nachrichten erhalten haben, als von den Gestüten des deutschen Ordens, die ihnen wahrscheinlich zum Vorbilde gedient haben. Was den Orden betrifft, so haben wir aus dieser früheren Zeit nur zwei Andeutungen, die wir mit seiner Bemühung um die Pferdezucht in Verbindung bringen können. Der Herzog Otto von Braunschweig, welcher um 1239 zum Kampfe gegen die Heiden nach Preußen gekommen war, ließ den Ordensrittern, als er wieder heimkehrte, Waffen und Pferde zurück,[47])

Chronik des 15. Jahrhunderts „Geschichten wegen eines Bundes" c. 41. finde ich den Ausdruck: „kleine Bauerpferde".

[44]) Dusburg III. c. 277 in den SS. rerum Pruss. T. I. p. 166.

[45]) Hermann von Wartberge in den SS. rerum Pruss. T. II. p. 88. Vgl. Wigand von Marburg SS. T. II. p. 559, wo noch ein Gestüt in Serdentrag (unsicher) erwähnt wird.

[46]) Wigand l. c. p. 592.

[47]) Nicolaus v. Jeroschin. SS. T. I. p. 365.

und auf dem heiligen Felde in dem nordwestlichen Theile Samlands, wo später unzweifelhaft ein Gestüt gehalten wurde, weideten schon um das Jahr 1322 die Pferde der Brüder des Ordens.[48]) Im Jahre 1376 hatte der Orden das Unglück, daß sein Gestüt zu Insterburg, 50 Stuten und 2 Beschäler, sammt 60 Kriegspferden und Füllen, von dem littauischen Großfürsten Kynstut weggenommen wurde.[49])

Die Uebergabeprotokolle zeigen unzweifelhaft, daß der Orden zwei Arten von Gestüten hielt, Gestüte zur Zucht des größeren und des kleineren Pferdeschlages. Ein Gestüt nannte man in jener Zeit eine „stut",[50]) wie wenn z. B. das Register der Komthurei Engelsberg im Hofe zu Sanskow „40 Kobeln in der Stut" aufführt.[51]) Nun wird hie und da „grosze stut" und „kleine stut" unterschieden. Daß diese Bezeichnungen nicht auf die Zahl, sondern auf den Schlag der in dem Gestüt enthaltenen und gezogenen Pferde geht, werden folgende Angaben, mit einander verglichen, beweisen. Zu Galgarben — ein Dorf in der Nähe des kurischen Haffs auf Samland — befanden sich im Jahre 1414: „65 kobeln in der grosen stut, item 81 kobeln in der kleinen stut"; ebenda im Jahre 1422: „44 stutkobeln, 40 pflugkobeln"; ebenda ganz kurze Zeit darauf, noch in demselben Jahre 1422: „44 kobeln in der grosen stut, 40 kobeln in der kleinen stut".[52]) Es ergiebt sich hieraus, daß die Pflugkobeln der kleinen, die vorzugsweise so genannten Stutkobeln der großen Stut angehörten. Ferner: Zu Grünhof — im westlichen Samlande — befanden sich im Jahre 1422: „57 grose stutkobeln, item 18 folen von der grosen stud, item 85 cleyne studkobiln, item 11 folen von der cleynen stud";[53]) deutlicher kann sich doch das Doppelgestüt der beiden Arten von Pferden in einem bloßen Register nicht verrathen! Hienach aber wird man nun auch Notizen, wie die folgende, nicht mißverstehen können: Im Gebiete von Balga gab es um 1418 eine gewisse Anzahl „junge pferde von 3 und

---

[48]) Pastura equorum in Heiligenfeld. Voigt, Codex dipl. Pruss. T. II. n. 101.

[49]) Hermann von Wartberge p. 110. Vgl. Wigand p. 583.

[50]) Hermann von Wartberge l. c. Wigand p. 559.

[51]) A. p. 332. Das Register von Ragnit führt „in der stat zu Labiow 49 kobeln" auf, A. p. 73. Aber hier ist für stat offenbar zu lesen stut.

[52]) A. p. 9, 11, 13.

[53]) A. p. 15.

4 jaren, dorunder sint 45 von der grosen stut".[54]) Dem entsprechend werden in den Registern öfters große und kleine Pferde d. h. also Pferde großen und kleinen Schlages, erwähnt. Im Stuthof zu Tapiau befanden sich im Jahre 1424: „Primo der grosen ros, die do horen czu den grosin kobiln, ist 19 . . item der cleynen ros, die do horen czu den cleynen kobiln, ist 6";[55]) im Hofe Biestern — Balgaschen Gebietes — standen im Jahre 1441: „35 grosse cobelen, 45 cleine cobelen";[56]) zu Mewe im Jahre 1407: „7 grose ros";[57]) in der Komthurei Schwetz 1416: „grose pferde und cleyne pflugpferde 71";[58]) in allen Gestüten des Gebietes des Marschals zusammen im Jahre 1404: „396 grosse stutkobiln".[59])

Ueberraschend ist der Ausdruck „wilde stut", welcher in den Inventarienregistern für die Komthurei Graudenz öfters vorkommt.[60]) An wilde Pferde im Sinne des paustocaican ist hier natürlich nicht zu denken; wenn hier aber z. B. zum Jahre 1383 nebeneinander aufgezählt werden: „70 kobiln in der wilden stut jung und alt, 135 pflugkobiln", so kann man den Sinn des Ausdrucks ziemlich sicher errathen. Noch deutlicher ist der Gegensatz der wilden Stut und der Karwanstut in dem Register von Mewe 1396: „in der wilden stut 82 kobiln, item in der karwenstut 58 kobiln".[61]) Denn Karwan ist das Vorwerk neben dem Amtshause des Gebietigers; im Karwan aber befand sich nach dem Ausdrucke des Registers für Gollub 1376 die Ackerstut: „im karwan in der ackirstut 42 kobiln, 8 ackirpfert".[62]) Wilde Stut bezeichnet also nichts anderes als Gestüt des großen nicht zur Feldarbeit, sondern — wenigstens in erster Reihe — zum Kriegsdienst bestimmten Pferdeschlages, Karwanstut, Ackerstut oder kleine Stut dagegen bedeutet Gestüt für das kleinere Pflug- oder Arbeitspferd.

Es versteht sich von selbst, daß Ausdrücke wie Ackerpferd, Pflugpferd,

---

[54]) A. p. 49.
[55]) A. p. 16.
[56]) A. p. 53.
[57]) A. p. 453.
[58]) A. p. 354.
[59]) A. p. 5.
[60]) A. p. 341 ff.
[61]) A. p. 451.
[62]) A. p. 137.

Pflugkobel nicht ausschließlich auf den kleinen Pferdeschlag zu beziehen sind, da man doch wohl annehmen muß, daß der Orden seine größeren Pferde — wenigstens ausrangirte — auch zur Bearbeitung seiner Vorwerke einführte. Bisweilen werden beide Arten von Pferden durcheinander verrechnet z. B. in dem Osterober Uebergabeprotokoll von 1383: „99 kobeln jung und alt in beiden stuten“.[63])

Das Bedürfniß des Ordens an Pferden war sehr beträchtlich. Eine große Anzahl von Pferden mußte für den Kriegsdienst, eine große Anzahl für den Hausdienst, und wiederum eine große Anzahl für die zahlreichen Vorwerke des Ordens gehalten werden. Wir werden das Bedürfniß der einzelnen Komthureien am besten übersehen, wenn wir, so weit uns dies vergönnt ist, einen Blick in „des Komthurs Stall“, in den „Conventsstall“ und in die Stallungen des Karwans und der Vorwerke thun.

Was die Conventspferde betrifft, so werden dieselben in den Registern aus leicht erklärlichem Grunde öfters übergangen. Da sie den einzelnen Rittern des Convents persönlich zugewiesen waren, so hatten die Komthure über dieselben, wenn auch dem Rechte nach, doch nicht der Praxis nach, freie Disposition, die Register aber, welche bei ihrem Amtsantritte resp. Abgange aufgenommen wurden, betrafen vor Allem das, worüber sie frei disponirten. Bisweilen sind die Conventspferde mit andern Categorien von Pferden in eine Summe zusammengeworfen.[64]) Doch werden die erhaltenen Nachweisungen ausreichen, eine Vorstellung von der Bedeutung der Conventsställe zu geben. Aus dem Inventarium von Ragnit 1379 ersehen wir, daß schon damals wenigstens in dieser Komthurei jeder Conventsbruder 3 Pferde, der Hauskomthur 5 Pferde und der Schäffer zu Königsberg ebenfalls 5 Pferde hatte.[65]) Zu Nessau standen i. J. 1407 zwei Ordensbrüder, deren jeder 3 Pferde hatte.[66]) In der Komthurei

[63]) A. p. 99.

[64]) Die Conventspferde standen nicht immer in einem abgesonderten Stalle; zu Christburg z. B. standen sie sicher im Karwan. A. p. 41.

[65]) A. p. 74. Nach den Amtsartikeln Ulrichs von Jungingen von 1408, Königsberger Archiv Schiebl. LXXI. No. 24/a., sollte ein Hauskomthur oder ein ihm gleichgestellter Gebietiger nicht mehr als vier, nach den Amtsartikeln Paul's von Rußdorf von 1427, Kgsbg. Archiv Schiebl. LXXI. A., nicht mehr als sechs Pferde haben. Nach den letzteren sollten die übrigen Conventsherren in der Regel drei Pferde haben.

[66]) A. p. 218.

Schwetz hatte um 1411, also in einer Zeit großer Noth, der Hauskomthur 3, der Kellermeister 3, der Pferdemarschal 1 (wohl verschrieben statt 3), die nicht chargirten Ordenbrüder Rabe 3, Rosberger 2, Lysing 2, der Schnitzmeister 1 Pferd; ebenda im Jahre 1415: Hauskomthur, Kellermeister, Pferdemarschal und noch fünf andere Brüder jeder 3 Pferde, der Glockmeister 1 Pferd.[67]) Im Conventsstalle zu Osterode hatten im Jahre 1438 eilf Herren, darunter auch die chargirten, je 3, drei andere Herren 2, einer nur 1 Pferd.[68])

Die Gesammtzahl der „Conventshengste" zu Königsberg betrug in den Jahren:

	1404	1407	1415	1422	1437	1438
	166	121	101	146	128	90 Pferde.[69])

Ebenso bedeutend war die Zahl der Conventspferde in der Komthurei Balga; hier werden im Jahre 1404 „214 Reisehengste" (d. h. größtentheils, wenn auch nicht ausschließlich Conventspferde) und im Jahre 1418 „104 Resse, Reisehengste und Conventspferde" aufgeführt.[69]) In der Komthurei Brandenburg gehörten „den Brüdern im Convent" um 1392 „109 Hengste und Pferde", denselben 1393: „102 Pferde", den 41 Herren zu Brandenburg und Barten (unter welchen Geistliche und Kranke eingerechnet sind) 1437: 91 Pferde.[70]) Die Ordensbrüder zu Christburg hatten in den Jahren:

1404	1415	1432	1434	1437
96	3	31	22	41 Coventshengste.[71])

In der Komthurei Osterode standen im Jahre 1410: 64 Conventspferde, im Jahre 1438 laut der oben gegebenen Nachweisung 40 Pferde.[72]) Wie

---

[67]) A. p. 353. Vgl. Graudenz 1437, A. p. 347, Tuchel 1404, A. p. 366.

[68]) A. p. 5. Voigt, Gesch. Preußens Bd. 6. S. 464, erwähnt nach einer anderen Quelle, daß die Zahl der Conventualen zu Königsberg im Jahre 1422 68 Herren (Ritter und Geistliche, einschließlich der Kranken) mit 149 Conventspferden betrug. Im Jahre 1437 belief sich die Zahl der Herren im Ganzen auf 63 mit 128 Pferden, die Zahl der Ritterbrüder außerhalb der Firmarie auf 45. Großes Zinsbuch p. 200; vgl. SS. T. III. p. 702.

[69]) A. p. 47, 49.

[70]) A. p. 57 ff. und Großes Zinsbuch p. 183.

[71]) A. p. 32, 39 und Großes Zinsbuch p. 141. Den Convent zu Christburg bildeten 1437 15 Ritterbrüder. Vgl. SS. l. c.

[72]) A. p. 106, 110.

viel Pferde die Convente zu Danzig und Elbing in den glücklicheren Zeiten der Ordensherrschaft zu ihrer Disposition hatten, wissen wir nicht, in den bedrängteren Zeiten um 1416, 1418, 1422 hatte der Convent zu Danzig nur resp. 38, 36, 42 Conventspferde,[73]) der Convent zu Elbing um 1432 nur 32.[74]) Der Convent zu Straßburg hatte 1404 48, dagegen 1417 nur 5 Pferde,[75]) der zu Reden 1411 12 Pferde.[76]) In Schwetz betrug die Anzahl derselben in den Jahren:

1411	1415	1416	1428	
15 (17)	25	15	24	Pferde.[77])

In der Komthurei Mewe treffen wir in den Jahren:

1402	1407	1416	1422	1431	
46	48	22	15	34	Conventspferde,[78])

in der Komthurei Schlochau in den Jahren 1415 und 1420 resp. 32 und 41 Conventspferde.[79]) Da die Pferde der Conventualen in der Regel als Conventshengste bezeichnet werden, so vergegenwärtigen wir uns nach dem Obigen, daß wir es hier keineswegs mit Pferden, welche im Besitze voller männlicher Kraft sind, sondern mit Wallachen zu thun haben. Die beliebte Anschauung, daß die alten Ritter auf Hengsten im heutigen Sinne des Wortes für gewöhnlich gestritten hätten, werden wir aufgeben müssen.

Weitaus der größte von allen Conventen war der zu Marienburg, doch haben wir über die Pferde desselben keine directe Notiz.[80]) Der

---

[73]) A. p. 427 ff.

[74]) A. p. 26. Der Convent zu Elbing zählte im Jahre 1451 33 aktive Ritterbrüder. SS. l. c. vgl. Voigt, Gesch. Preußens Bd. 6. S. 464.

[75]) A. p. 129, 133. Daselbst waren um 1437 11 Brüder. Großes Zinsbuch p. 237.

[76]) A. p. 317. Um 1437 standen in Gollub 5 Brüder einschließlich eines Priesterherrn, in Thorn 17 Brüder, von welchen einige weder Pferd noch Harnisch hatten, in Reden 15 Brüder. Großes Zinsbuch p. 252, 258, 268.

[77]) A. p. 353.

[78]) A. p. 452 ff. Es waren dort im Jahre 1438 7 Herren mit 2 Priesterbrüdern. Großes Zinsbuch p. 290.

[79]) A. p. 380, 382.

[80]) Wenn Voigt, Geschichte Marienburgs S. 329, sagt: „sonst hatten allein zu Marienburg zum Gebrauche mehr als hundert Rosse gestanden" ꝛc. ꝛc., so hat er dies, wie der Zusammenhang zeigt, dem Marienburger Aemterbuch entnommen, dabei aber

nächste, aber doch in weitem Abstande von ihm, war der zu Königsberg, hinter welchem die von Balga, Elbing, Danzig, Thorn und einigen anderen Komthureien nicht weit zurückstanden. Setzen wir nun die Zahl der Conventspferde in Königsberg der Abrundung wegen für gute Zeiten auf 150, für schlechte auf 100 Pferde, und rechnen wir die doppelte Zahl für den Convent von Marienburg, die zwölffache für alle anderen Convente in Preußen, Culmerland und Pommerellen, so würde diese sehr mäßige Annahme auf einen Pferdebestand bloß in den Conventställen [81]) von 2250 auserlesenen Kriegspferden in guten, von 1500 dergl. Pferden in schlechten Zeiten hinweisen.

Fragen wir demnächst nach dem Pferdebestande in den Ställen der Komthure, so erhalten wir über denselben folgende ausdrückliche Angaben. Der Komthur von Elbing, dessen Stall in Preuß. Holland stand, hatte in demselben im Jahre 1416: „42 Rosse und 16 Hengste", im Jahre 1432: „26 Rosse groß und klein und 25 Mönchpferde groß und klein". [82]) Der Stall des Komthurs zu Christburg stand in Pr. Mark; in demselben befanden sich im Jahre 1382: „25 Knechtpferde, 2 Hengste, 20 Rosse, 34 Sweiken und Wagenpferde", im Jahre 1434: „31 Pferde und Hengste, 5 Sweiken". [83]) In den Registern der Komthurei Osterode kommen zum Jahre 1397: „14 Rosse und 6 Pferde zu des Komthurs Sattel", zum Jahre 1410: „40 des Komthurs Reitpferde mit 9 Rößchen" vor; im Jahre 1438 befanden sich in des Komthurs Stalle daselbst: „7 Hengste, 5 Reitpferde", wobei aber Rosse und Sweiken übergangen zu sein scheinen. [84]) Der Komthur von Gollub hatte um 1376 in seinem Stalle: „4 Schäler, 3 Hengste, 2 Knechtpferde, 2 Sweiken und 1 Zelter". [85]) In dem Stall des Komthurs von Thorn, welcher mit einem sonst nicht vorkommenden Ausdruck einmal Marstall genannt wird, standen i. J. 1375:

Pferde, die den einzelnen Gebietigern im Besonderen zugehörten, mit den Pferden des Convents verwechselt. Die Zahl von etwa 100 Pferden in Marienburg wäre für die Zeit Winrichs van Kniprode oder Conrads von Jungingen sehr niedrig.

[81]) Der Ausdruck Conventstall kommt z. B. vor A. p. 110, 382.

[82]) A. p. 23, 26.

[83]) A. p. 29, 40.

[84]) A. p. 99, 106, 110.

[85]) A. p. 137.

„26 Pferde an Rossen, reitenden und Wagenpferden", im Jahre 1381: „8 Wagenpferde, 8 Rosse, 12 Knechtepferde und 3 Sweiken".[86]) Der Komtur von Reden hatte in seinem Stalle 1377: „10 Knechtpferde und 7 Rosse", im Jahre 1391: „16 Rosse, 22 Knechtpferde und 12 Füllen, die man heuer auswürgen soll",[87]) der Komthur von Engelsberg in dem seinen um 1391: „10 Rosse, 3 Hengstfüllen, 9 Reitsweiken, 2 Wagenpferde";[88]) desgleichen der Komthur zu Danzig 1416: „4 Rosse, 14 Reitpferde, 4 Sweiken", im Jahre 1418: „22 Reitpferde" (wohl auch noch 5 Karwanspferde und 4 Briefsweiken), im Jahre 1422: „15 Reitpferde, 6 Karwanspferde und 4 Reitsweiken";[89]) desgleichen der Komthur zu Mewe 1386: „6 Rosse, 6 Knechtpferde, 4 Füllen im vierten Jahre";[90]) desgleichen der Komthur von Schlochau 1415: „4 Pferde zum Mühlwagen, 3 Karbispferde, 10 Reitpferde", im Jahre 1420: „5 Reitpferde klein und groß, 4 Pferde zum Mühlwagen, 3 Pferde zum Karwanswagen und 2 Pferde zum Fischkarren".[91]) Auch wo die Pferde „auf dem Hause" angeführt werden, hat man wenigstens vorzugsweise an des Komthurs Stall zu denken. So befanden sich auf dem Hause zu Königsberg 1379: „33 Rosse, 29 Knechtpferde, 30 Wagenpferde, 7 Briefsweiken und 56 Füllen im vierten Jahre, die man vergeben mag".[92])

Zu den Ställen der Convente und Komthure bei den Haupthäusern der einzelnen Komthureien kamen nun aber noch die Ställe der Vögte, Pfleger, Waldmeister und anderer amttragender Gebietiger bei den geringeren Häusern; und Karwanshöfe finden sich nicht bloß bei jenen, sondern auch bei diesen. Der Waldmeister zu Tapiau hatte 1422: „26 Rosse, 24 Mönchpferde",[93]) der Vogt zu Stuhm 1381: „13 Rosse, 1 Zelterpferd, 4 Knechtpferde, 4 Wagenpferde, 3 Sweiken", derselbe 1394: „8 Rosse groß und klein, 9 Wagenpferde, 4 Sweiken", derselbe 1419: „4 Reitpferde,

86) A. p. 157.
87) A. p. 313, 314.
88) A. p. 332.
89) A. p. 427.
90) A. p. 451.
91) A. p. 380, 382.
92) A. p. 3.
93) A. p. 13.

2 Sweiken, 12 Wagenpferde, 2 Waldsweiken",[94]) der Vogt von Grebin „in des Vogts Stalle" 1411: „8 Rosse, 6 Reitpferde, 1 Sweike",[95]) der Vogt von Leske 1404: „16 Hengstpferde in des Vogts Stalle und 4 Hengstgespanne im Karwan".[96])

Diese Angaben veranlassen zu folgenden Betrachtungen. Den Haupttheil des Inventariums der Ställe der Komthure und der selbstwirthschaftenden Gebietiger bildeten die Rosse. Da alle, auch die im obigen nicht berührten Verzeichnisse darin übereinstimmen, daß die Rosse des ganzen Gebietes sich in des Komthurs Stalle, außerdem nur noch in den Ställen einiger wenigen selbst wirthschaftenden Gebietiger befanden.[97]) Die Bemerkung über des Elbinger Komthurs Stall zu 1432 (s. o.) zeigt, daß dies nicht bloß von den Rossen des großen, sondern auch von den Rossen des kleinen Schlages gilt. In den Ställen der Komthure, sowie der selbst wirthschaftenden Vögte und Pfleger, standen mithin die Beschäler für die Gestüte des ganzen Gebietes. Der Gebrauch von Rossen (statt der Hengste) zu Kriegszwecken war nicht unerhört, wie denn der Roßdienst hie und da sogar von Lehnsleuten gefordert wurde,[98]) bildete doch aber nur die Ausnahme.

Demnächst hielten die obersten Gebietiger in ihren Ställen eine Anzahl von Reitpferden, meist Hengste, für ihren eigenen Sattel, der Komthur von Osterode nach der Notiz von 1397 nur 6, in Zeiten der Noth noch weniger. Sie gehörten ohne Zweifel dem großen Schlage an. Auch eine Anzahl von Knechtpferden[99]) scheint einen gewöhnlichen Bestandtheil der Komthurställe ausgemacht zu haben. Sie waren im Allgemeinen nur für die Diener niederen Standes bestimmt (denn die Diener höheren Ranges hielten ihre eigenen Rosse), dürften aber, da sie doch

---

[94]) M. Fol. 18a. ff.

[95]) M. Fol. 26a.

[96]) M. Fol. 31a.

[97]) Ausnahmsweise treffen wir 1414 2 Rosse in Galgarben und ebenso viele in Schaken Königsberger Gebietes. A. p. 3, 9.

[98]) Beispiele hiezu in dem Aufsatze: Die Zinsverfassung Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens von M. Töppen in Foß' Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde 1867.

[99]) „Dienerpferde", Osterode 1397. A. p. 101.

wohl auch zum Kriegsdienste bestimmt waren, ebenfalls dem größeren Schlage angehört haben. Zu denselben mögen auch die hie und da erwähnten Withingspferde[100]) zu rechnen sein, denn die Diener preußischer (nicht deutscher) Herkunft faßte man unter dem Namen Withinger zusammen; doch gehörten diese Withingspferde allem Anschein nach dem kleineren Schlage an. Es ist hervorzuheben, daß dergleichen Knechts- und Withingspferde in den Höfen und Vorwerken des Ordens, in welchen keine Gebietiger residiren, nicht vorkommen, während sie andererseits nach Beschaffenheit der Lokalität mitunter nicht in des Komthurs, Vogtes, Pflegers Stalle selbst, sondern in dem Karwan neben seinem Ordenshause untergebracht sein mochten. Auch eine Anzahl von Sweiken d. h. im engeren Sinne Briefsweiken pflegten in den Ställen der Gebietiger nicht zu fehlen. Wenn aber hie und da auch Wagenpferde, ja sogar Karwans- und Mühlpferde als in den Ställen der Komthure befindlich angegeben werden, so gehörten diese doch in der Regel in den Karwan d. h. den Wirthschaftshof neben dem Schlosse und nur lokale Ursachen, besonders in kleineren Schlössern, werden die Aufnahme derselben in des Komthurs Stall veranlaßt haben. Ganz vereinzelt steht die Erwähnung eines Bannerhengstes zu Georgenburg in der Komthurei Ragnit,[101]) hie und da kommen Zelter[102]) und Säumer[103]) vor.

Verlassen wir die Ordensschlösser, um uns zu den Höfen und Vorwerken (Domänenvorwerken) zu wenden, so ist zunächst zu bemerken, daß dieselben auf Kosten des Ordens, nicht etwa durch bloßes Scharwerk (wie

---

[100]) Im Stalle des Großkomthurs zu Marienburg standen 1383 neben 26 Hengsten 33 Withingspferde und 13 Withingsfüllen. M. Fol. 1b. Nach Grebin gehörten 1387 außer den Rossen, Kobeln und Füllen 10 Withingspferde und 2 Withingsfüllen, ebenso 1393: 9 Withingspferde und 2 Withingsfüllen, desgleichen 1405: 3 Withingspferde; 1408 werden statt derselben 2 Sweiken, 1411 1 Sweike, 1414 2 Withingspferde und 4 Sweiken nebeneinander erwähnt. M. Fol. 24b. ff. Auch zu Leske 1415 und zu Meselang 1394 finden sich einige Withingspferde und Sweiken nebeneinander. M. Fol. 32b. 47a.

[101]) A. p. 74.

[102]) Vgl. oben Gollub 1376, Stuhm 1381. Ferner ein Zelter in Wenzlaw 1364, A. p. 238, ein Zelter in Danzig 1385, zwei Zelter ebenda 1389, A. p. 422 ff.

[103]) Elbing 1396, A. p. 17, Osterode 1397, A. p. 101. Samlattel, M. Fol. 13a. Lombowm, M. Fol. 14a.

es wenigstens annähernd in den Jahrhunderten der ärgsten Bauernbedrückung, dem 17. und 18., geschah) bewirthschaftet wurden. Unter den Amtsartikeln des Hochmeister Paul von Rußdorf von 1427 lautet einer: „auch soll man dem Lande nicht zumuthen ungewöhnliche Scharwerke, als Mistausführen, Pflügen und dergleichen“.[104]) Die Hofleute, welche diese Höfe meistens[105]) verwalteten, hatten mit allem anderen Inventarium auch die Pferde unter sich. So findet sich in den Registern z. B. die Bemerkung: „Der Hofmann zu Sanskau hat 54 Kobeln zu seinen Pflügen“,[106]) oder „99 Kobeln haben die Hofleute zu den Pflügen“,[107]) oder „der Hofmann vor dem Hause hat 30 Pflugpferde . . . der Hofmann zum Neuen Gute hat 18 Pflugpferde“.[108]) Wie in den Ställen der Gebietiger der große Pferdeschlag vorherrscht, so in den Vorwerken der kleine; doch wird man a priori annehmen dürfen, daß wenigstens ausrangirte Pferde größeren Schlages auch nach den Vorwerken abgegeben sein mögen, wie denn in der That z. B. in Grünhof in Samland 1424: „29 Pflugpferde groß und klein“ vorkommen.[109]) Die Karwanshöfe sind als eine Art von Vorwerken zu betrachten, wenn auch öfters nur wenig Land zu denselben gehörte: in denselben scheinen nach dem Obigen Pferde beider Art am Häufigsten neben einander gestanden zu haben.

Die Sweiken werden außerordentlich häufig erwähnt, theils unter diesem allgemeinen einfachen Namen, theils unter besonderen durch Zusammensetzung desselben mit anderen Wörtern gebildeten. So finden wir erwähnt: Pflugsweiken,[110]) Briefsweiken,[111]) Reitsweiken,[112]) ziehende Swei-

---

[104]) §. 18.

[105]) Doch kommen auch Hofmeister vor z. B. in den Höfen des Christburger Gebietes 1434, A. p. 41, in den Höfen des Leipeschen Gebietes 1404, A. p. 275, in Serze Schwetzer Gebietes 1440, A. p. 362.

[106]) Engelsberg 1381, A. p. 331.

[107]) Graudenz 1398, A. p. 342.

[108]) Stuhm 1394, M. Fol. 20a.

[109]) A. p. 16.

[110]) Schaken 1422, A. p. 13, Christburg 1434, A. p. 41, 42. „13 sweiken pflugpfert“ Putzig 1384, A. p. 421.

[111]) Königsberg 1379, 1438, A. p. 3 sc., Christburg 1432, A. p. 39, Danzig 1407, A. p. 425 sc.

[112]) Christburg 1432, A. p. 39 (darunter die Briefsweiken), Ragnit 1407, A. p. 79. Des Hochmeisters Sweike, Christburg 1434, A. p. 41.

ken,[113]) Fischsweiken,[114]) Waldsweiken,[115]) Karwansweiken,[116]) Trollesweiken,[117]) Strandsweiken,[118]) Hofsweiken.[119]) Man sieht also, die Sweiken dienten als Zug- und Reitpferde zu den mannigfaltigsten Zwecken. Wo sie in den Ställen der Gebietiger vorkommen, dienten sie, von den Beschälern abgesehen, fast regelmäßig als Briefsweiken; in den Domänenvorwerken kommen Briefsweiken nur selten vor; der hie und da vorkommende Ausdruck Trollpferd[120]) scheint damit identisch zu sein. Das leichte preußische Pferd mochte zu dem leichten Boten- oder Estafettendienst in der That sich brauchbarer erweisen, als das schwerere deutsche. Wenn durch diesen Dienst der Begriff Sweike mit dem Begriff Reitpferd auf das Engste verbunden wurde,[121]) so blieben die Sweiken deshalb doch vorzüglich Ackerpferde. Wo es in den Verzeichnissen darauf ankam, diese Ackersweiken nach ihrem Geschlechte von einander zu unterscheiden, kommen Ausdrücke, wie folgende vor; in dem Inventarium von Schaken 1422: „20 Pflugsweiken und 36 Pflugkobeln", und 1424: „9 Sweiken und 36 Pflugkobeln";[122]) zu Galgarben 1324: „70 ziehende Pferde, Kobeln und Sweiken";[123]) in verschiedenen Höfen des Elbinger Gebietes zusammen 1416: „121 ziehende Pferde, Sweiken und Kobeln";[124]) in Vorwerken des Gebietes Brathean zusammen 1431: „92 ziehende Pferde, beides Sweiken und Kobeln";[125]) allein man darf hieraus nicht schließen, daß

---

113) Christburg 1432, A. p. 39, Ragnit 1407, A. p. 78 ꝛc.

114) Christburg 1434, A. p. 41, Ragnit 1379, A. p. 74, Tuchel 1404, A. p. 366.

115) Osterode 1438, A. p. 110.

116) Ebenda.

117) Tuchel 1404, A. p. 366, Dirschau 1402, A. p. 438.

118) Danzig 1407, A. p. 425.

119) Mewe 1407, A. p. 451. Eine jährige Sweike, Christburg 1434, A. p. 41.

120) Drullepfert, drolpfert. Schlochau 1382, 1392, A. p. 375 ff.

121) Register der Elbinger Höfe 1416: „10 Sweiken, 121 ziehende Pferde, Sweiken und Kobeln", A. p. 23; desgleichen der Höfe des Ragniter Gebietes 1407: „34 ziehende Sweiken und 27 Sweiken, darunter 5 Füllen." Hier sind unter dem einfachen Ausdruck Sweiken vornehmlich Reitsweiken zu verstehen. Man vergleiche noch: „2 Sweiken und 2 Waldsweiken" Stuhm 1419, M. Fol. 21a und „17 Reitsweiken, 96 ziehende Sweiken" Christburg 1432, A. p. 39.

122) A. p. 13, 16.

123) A. p. 16.

124) A. p. 23.

125) A. p. 119.

Sweiken nur Pferde männlichen Geschlechtes waren. Es ist vielmehr offenbar nur ein ungenauer uneigentlicher Ausdruck. Beachtung verdient, daß der der altpreußischen Sprache entlehnte Ausdruck Sweiken auch in Pommerellen und Culmerland Eingang gefunden hat.

Wo Pflugpferde und Pflugkobeln angegeben werden, hat man in der Regel an Sweiken zu denken. So kommen in Schaken 1422: „21 Pflugpferde und 43 Kobeln" vor, und dieselben Individuen werden gleich darauf, noch 1422, nach Abgang einiger so bezeichnet: „20 Pflugsweiken und 36 Pflugkobeln". In ähnlicher Weise giebt für Galgarben das erste Verzeichniß für 1422: „44 Stutkobeln, 40 Pflugkobeln", das zweite: „44 Kobeln in der großen Stut, 40 Kobeln in der kleinen Stut".[126]) Ausdrücke wie Hülfspferde,[127]) ziehende Pferde,[128]) Reitpferde,[129]) selbst Wagenpferde[130]) und Knechtpferde lassen einen ebenso sicheren Schluß auf die Beschaffenheit des Pferdeschlages nicht zu. Sie sind wohl theilweise eben deshalb gewählt, um auch Pferde verschiedenen Schlages durch Angabe ihres Gebrauches zusammenfassen zu können.

Ueber die Prinzipien der Pferdezucht, die Maßregeln zur Erzeugung eines für besondere Zwecke geeigneten Pferdeschlages, selbst die Behandlung und Pflege der Pferde in den Gestüten ist aus Inventarienverzeichnissen selbstverständlich nicht viel zu entnehmen. Doch bemerken wir, daß statt des Verschneidens der jungen Rosse das „Auswürgen" oder „Aufwürgen"[131]) üblich war, daß die Füllen bisweilen nach den Farben sortirt,[132]) daß sie

---

126) A. p. 11 ff.

127) Königsberg 1404, A. p. 5, Brandenburg 1392, A. p. 57 rc.

128) 45 in Tapiau 1422, A. p. 13, 121 im Elbinger Gebiet A. p. 23 rc.

129) 30 in Tapiau 1438, A. Beiblatt, 27 gemeine Reitpferde in Osterode 1397, A. p. 101, 20 Reitpferde in Straßburg 1404, A. p. 129.

130) „3 Pferde im Mühlwagen, 5 Pferde im Kornwagen, 3 Pferde in des Hauskomthurs Wagen, 2 Pferde im Backwagen, 2 Pferde im Träberwagen" befanden sich im Karwan zu Königsberg 1438, A. Beibl.

131) 5 volen, die huer sint usgeworget. A. p. 29. 12 volen, die man huer usworgen sal. A. p. 315. 11 volen uffgeworgt. A. p. 32. 18 folen huwer afczuwurgen. M. fol. 26a. pfert, den usgeworfen ist. A. p. 4. In Gollub 1376 werden aufgezählt: „26 suckvollin, 6 wurgevollen, 19 vollen von 2 jaren und dorundir." A. p. 137. Aber die Angabe zu Leipe 1374: „21 junge cobeln, die man uswurgen sal," A. p. 273, beruht doch wohl auf einem Schreibfehler.

132) Besonders legte man Werth auf die Rappen. Im Jahre 1392 werden 41 reppechin zu Pellen und ebenso viel zu Biester hervorgehoben.

oft aus dem Hauptgestüt nach guten Weideplätzen in anderen Gegenden vertheilt,[133]) daß die jungen Kobeln nicht leicht vor dem vollendeten vierten Jahre zu Rosse gelassen[134]) und daß die Hengstfüllen im vierten Jahre vergeben wurden.[135]) Eine Spur vom Zeichnen der Pferde findet sich in dem Register von Meselanz, in welchem zum Jahre 1413: „3 Kobeln im dritten Jahre, gezeichnet mit dem Marienburgischen Zeichen" angeführt werden.[136]) Ein Pferdearzt wird wenigstens zu Marienburg erwähnt.[137])

Eine Reihe von Gestüten zur Zeit der Ordensherrschaft in Preußen sind im Vorigen gelegentlich erwähnt. Eine vollständige Aufzählung derselben setzt eine nähere Betrachtung der Höfe des Ordens im Allgemeinen, welche wir uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten, voraus. Hier stellen wir nur die wichtigsten zur Uebersicht in der Kürze neben einander. Auf Samland werden Gestüte in Lochstet (1379), Insterburg (1374, 1382),[138]) Tapiau (1374 ff.) erwähnt. In Tapiau begegnet uns ein eigener „Stuthof" und ein „Stutmann". Nach Königsberg gehörten Gestüte in Heiligenfelde (1322, 1382), in Grünhof (zuerst 1414 erwähnt, ohne Zweifel von Heiligenfelde hieher verlegt), in Caporn und Galgarben. Die Komturei Ragnit hatte nur zu Labiau ein kleines Gestüt. Die Gestüte der Komthurei Brandenburg waren Kahn (jetzt Kahnen bei Brandenburg) und Kobbelbude (am Frisching). In der Komthurei Balga gab es Gestüte zu Pellen (an der Jarft, nahe bei Hermsdorf), zu Biester (Biesterwalde am Haff, nahe bei Heiligenbeil), vielleicht auch in Pr. Eilau. In der Komthurei Elbing treffen wir Gestüte zu Drausenhof (ostwärts vom Drausensee im Kirchspiel Hirschfeld), Neuhof (wohl der westwärts vom Drausensee an der Straße von Elbing nach Marienburg gelegene Ort dieses Namens) und Weskenhof (an der Weeske, westlich von Pr. Holland). Auch die Pferdezucht der Komthurei Christburg war beträchtlich, aber

[133]) Besonders im Marienburger Werder.

[134]) Grebin 1411: „86 alde kobeln, 19 junge kobeln, dy bo huwer czu rosse sallen geen, 20 kobeln von drei jaren, 10 kobeln von zwei jaren. M. fol. 26a.

[135]) A. p. 46, 57, 157 ꝛc.

[136]) M. Fol. 47a, vgl. u.

[137]) Großes Treslerbuch Fol. 53a zum Jahre 1401: „10 mark kunczen dem pferdearczte syn jarlon.

[138]) Eine Notiz über ein Gestüt in Althof-Insterburg um 1644 ff. giebt Zscholle, Ueber Althof-Insterburg, in den N. Pr. Prov.-Bl. 1849 Bd. 2. S. 324.

die einzelnen Gestüte lassen sich nur schwer nachweisen, eins war jedenfalls zu Mortek, ein anderes wahrscheinlich in Neuhof. Viel geringer war die Pferdezucht der Komturei Osterode, wo das Hauptgestüt in einem jetzt nicht mehr vorhandenen Orte Grünhof sich befand. Im Culmerlande wird uns ein dem Vogt von Brathean gehöriges Gestüt zu Kolling (Kullygy an der Welle?), ein Gestüt des Komthurs von Gollub zu Sauerteig (sonst unbekannt), ein Gestüt des Komthurs von Thorn zu Posmisdorf, ein Gestüt des Komthurs von Reden zu Semen (Sumin, nahe der Ossa und nicht weit von Bischofswerder) und andere genannt. Dem Komthur von Engelsburg gehörte ein Gestüt zu Sanskau (am linken Weichselufer), dem Komthur von Mewe ein Gestüt zu Grünhof (nördlich von Mewe, nahe der Weichsel). Im großen Werder, zwischen Weichsel und Nogat, sorgten für das Bedürfniß des Haupthauses Marienburg die Gestüte zu Löske, Lesewitz, Montau u. a. Die Pferdezucht in den westlicheren Gebieten war verhältnißmäßig unbedeutend. Wie der Orden, werden auch die Landesbischöfe in ihren Landestheilen Gestüte gehabt haben, aber die Nachrichten über dieselben sind dürftig. Ein Gestüt in Georgenburg (dem Bischof von Samland zugehörig) wird erwähnt. Noch weniger wissen wir von Privatgestüten in so alter Zeit. Zu Beeslack soll ein solches gewesen sein.[139]) Nähere statistische Nachweisungen über den Pferdebestand in den Gestüten gedenken wir mit der allgemeinen Schilderung der Ordenshöfe zu verbinden, auf welche oben hingewiesen wurde.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Gestüte des Ordens nicht bloß für die näheren Bedürfnisse des Ordens sorgten, sondern auch dem Lande in weiteren Kreisen zu Gute kamen. Seinen Beschälern werden auch von Privatleuten Stuten zugeführt sein. Oefter verschenkte der Orden Pferde; von Pferdeverkauf ist wenig die Rede, doch ist derselbe wahrscheinlich nicht unbedeutend gewesen:[140]) denn es fällt auf, daß die Zahl der Kobeln in den Ordensgestüten nicht selten die der Pferde männlichen Geschlechtes weit

---

[139]) Georgenburg und Beeslack führt v. Bujack a. a. O. S. 83 nach einer mir nicht bekannten Quelle unter den Gestüten des Ordens auf.

[140]) Der Orden schenkte z. B. zwei Zelter an Witowd's Gemahlin. Voigt, Marienburg, S. 204 ff., 253. — In den Registern wird öfters erwähnt, daß die Hofleute für gekaufte Pferde dem Orden noch schuldig geblieben seien.

übersteigt und daß die Zahl der Füllen oft auffallend gering ist, was doch wohl den Schluß zuläßt, daß dieselben anderweitig untergebracht seien.

Der Orden war, besonders seitdem die Stellung Polens gegen denselben immer drohender geworden war, eifrig bemüht, die guten Pferde nicht aus dem Lande gehen zu lassen. Das älteste Verbot der Pferdeausfuhr, welches wir kennen, dessen Modalitäten aber nicht angegeben werden, gehört in das Jahr 1386;[141]) aus der zunächst folgenden Zeit kennen wir ein Verbot, wonach Pferde von mehr als 4 Mark Werth, geringere aber nur auf Grund an der Grenze dem nächsten Gebietiger vorzuweisender Pässe ausgeführt werden durften.[142]) Dieses Verbot ist später öfters z. B. im Jahre 1437 erneuert worden und zum Behufe der Controlle wurde verordnet, daß jedes (bessere) mit einem Kreuze gezeichnet werden solle.[143])

Was die Preise der Pferde betrifft, so gab man um 1404 für zwei Sweiken in Schalunen 3 Mark,[144]) aber die Dienstpferde, welche die Lehnsleute des Ordens in Bereitschaft halten mußten, waren viel theurer. Dies zeigen unter Anderen die Unterstützungen, welche die Hochmeister Konrad und Ulrich von Jungingen einzelnen Lehnsleuten zur Anschaffung derselben zu Theil werden ließen. Wir stellen hier einige Notizen der Art aus dem großen Treslerbuche zusammen: „8 Mark Bartken von Gostkaw Landrichter vom Tuchel Hülfe zum Hengste gegeben" 1409,[145]) „10 Mark Herrn Nicolaus von Renys Hülfe zu einem Hengste" 1402,[146]) „10 Mark Otto Machwitz, als er von Hofe zog und 15 Mark vor eyn pferd" 1400,[147]) „20 Mark Herrn Dietrich von Logendorf Hülfe zu einem Hengste" 1400.[148]) Um das Jahr 1417 erließ der Hochmeister die Aufforderung an verschiedene Komthureien, eine Anzahl Conventpferde nach Ragnit zu schicken, welche zwölf neue Mark werth sein sollten.[149])

---

141) Annal. Thorun. SS. III. p. 147.
142) Ebenda. Anmerk. 2.
143) Voigt, Geschichte Preußens Bd. 7. S. 703, vgl. Bd. 8. S. 162.
144) Gr. Treslerbuch Fol. 164c.
145) Ebenda Fol. 277a.
146) Ebenda Fol. 82c.
147) Ebenda Fol. 43d.
148) Ebenda Fol. 35c.
149) Fol. Allerley Missive, A. 186 des Kgsbg. Archivs, Fol. 188b.

Schleiermacher in Ostpreussen.

Ein Beitrag zu seiner Entwickelungsgeschichte.

Von

Franz Hirsch.

Es ist ein Gefühl heimatlicher Genugthuung, daß auf unserem altpreußischen Boden, dem so große Anregungen und Umwälzungen des neuen Zeitgeistes entsprossen sind, auch der Reformer der deutschen Religionsphilosophie geweilt und gewirkt hat, dessen Säcularfeier wir im kommenden Jahr begehen. Friedrich Schleiermacher, dem Theologen, ist ähnlich wie Fichte, dem Philosophen, unsere Provinz ein Asyl gewesen, das beiden Männern in wohlthätiger Ruhe die Früchte ihres reichen Geistes heranreifen ließ. Der Subjectivitätsdenker, der knorrige Landsmann Lessings wie die objective Göthesche Natur Schleiermachers — beide haben in jungen Jahren ihre Thätigkeit als Erzieher altpreußischer Adelsgeschlechter begonnen. Der stürmische Sinn Fichte's, der das Licht der erkannten Wahrheit nicht unter den Scheffel stellen mochte, treibt ihn zur Veröffentlichung seiner Erstlinge, der „Kritik aller Offenbarung," die er in Königsberg innerhalb fünf Wochen verfaßt und die ihm mit einem Schlage einen Namen macht.[1]) Der jüngere Schleiermacher studirt zu derselben Zeit eifrig die griechischen Denker und lebt ein glückliches Familienleben im Kreise eines im besten Sinne edlen Geschlechts; bis der Redner über die Religion zum ersten Male vor das Publikum tritt, verfließt noch ein bewegtes Septennium.

---

[1]) Ueber Fichte in Ostpreußen vgl. R. Reicke, Fichte's erster Aufenthalt in Königsberg. Deutsches Museum 1865. No. 21 u. 22.

Zu dem psychologischen Drama, dessen Knoten der jüngere Schleiermacher im Schoß der Brüdergemeinde zu Niesky geschürzt und zu Barby gelöst hatte, zu der skeptischen akademischen Lehrzeit in Halle, zu der stillen Abgeschiedenheit bei dem Oheim Stubenrauch in Drossen bildet Schleiermachers Aufenthalt in Altpreußen einen erfreulichen Gegensatz. Nach glücklich bestandenem Examen war ihm durch seinen Gönner, den Berliner Oberhofprediger Sack, ein längst gehegter Wunsch realisirt worden, den er schon von Drossen aus seinem Freunde Brinkmann ausgesprochen hatte. Das einförmige Leben der kleinen neumärkischen Stadt, das ihn nur auf den Verkehr mit sich selbst und seines Oheims Bibliothek anwies, mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden. Ein Körper — schreibt er dem Freunde — der zu stark und zu anhaltend zusammengedrückt wird, verliert nach und nach seine Elasticität. So geht es unsrer Seele bei dem Zurückziehn in sich selbst, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit des Drucks entladen, und ihre ganze Substanz wieder ausdehnen kann. Hiezu giebt es nur zwei Hülfsmittel, welche ich beide entbehre: Naturgenuß und abwechselnde Gesellschaft; ich fühle den Nachtheil, der daraus entsteht, und wünsche bald in eine andre Sphäre versetzt zu werden, wozu mir mein Berlinisches Examen den Weg bahnen soll." — Er hatte sich nicht getäuscht. Es war eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen zu Dohna auf Schlobitten im Altpreußischen Oberlande, die ihm Sack vermittelt hatte, und die ihm jene beiden Hülfsmittel, die er bisher entbehrte, in reichem Maße gewähren sollte. Naturgenuß bot die schöne Lage von Schlobitten jedem, der offenen Sinn für ländliche Freuden mitbrachte, in vollem Maaße; abwechselnde anregende Gesellschaft war, abgesehen von der Gastfreiheit des gräflichen Hauses, schon die Dohnasche Familie selbst, die dem jungen Informator, als er am 22. Oktober 1790 in Schlobitten anlangte, auf das Liebenswürdigste entgegenkam. Der zwei ein halbjährige Aufenthalt Schleiermachers in Schlobitten ist vorzüglich der schönen Geselligkeit und des glücklichen Familienlebens halber, in das er dort eingeführt ward, von dem größten Einflusse auf Schleiermachers spätere Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr gewesen. So ist ihm denn in der That „hier in Schlobitten sehr vieles, was bis dahin noch tief in ihm geschlafen hatte, und das später ein Hauptfactor seines geistigen Lebens werden sollte, zuerst erwacht und aufgegan-

gen." Als Lehrer talentvoller Kinder, als Hausgenosse und Freund einer hochgebildeten Familie, die die eigenthümliche Persönlichkeit des jungen Lehrers richtig zu würdigen wußte, in der schönen Umgebung eines großartigen Parks und Gartens, in freier Benutzung einer inhalt- und umfangreichen Bibliothek,[2]) in regem Briefwechsel mit dem Vater und den Barbyschen Freunden, verfließen ihm glückliche Tage, die höchst wohlthätig auf sein Wesen einwirken. Wahrlich — ruft ihm der Oheim Stubenrauch zu — man möchte Ihnen fast Ihre Lage und Ihren Aufenthalt in Schlobitten beneiden; wenn man Ihre Briefe liest, ist's, als ob man in eine andre Welt versetzt würde, was es da für vortreffliche edle Seelen giebt, was für herrliche Unterhaltung, welche erhabene Denkungsart; wenn man das alles mit unsern armseligen Gesellschaften vergleicht, so erscheinen jene als Wesen aus höheren Regionen." Folgen wir Schleiermacher nunmehr in den Kreis der gräflichen Familie. Der Hausherr, Friedrich Alexander, Burggraf und Graf zu Dohna auf Schlobitten, hatte die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges als Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mitgemacht. Nach dem Frieden zog er sich auf seine Güter zurück, deren Verwaltung er sich bis an sein Ende eifrig widmete; der König ehrte ihn 1808 durch Verleihung des schwarzen Adlerordens. Ein enthusiastischer Verehrer des großen Königs ließ er keinen Tag ohne Erinnerungen und Annecdoten von Friedrich zu erzählen, vorübergehn, wobei ihn seine angeborene Jovialität und komische Laune unterstützten. Dabei neigte seine lebhafte Natur zu sonderbaren Einfällen, die ihn, da sie meist nicht zu realisiren waren, oft in große Heftigkeit versetzten. Viel milderte dieses aufbrausende Temperament die edle Ruhe seiner Gemahlin Caroline, einer geborenen Gräfin von Finkenstein aus dem Hause Finkenstein, die trotz ihrer vierzig Jahre noch voll Anmuth und großer Spuren von Schönheit war; sie war von Kindheit an die Gespielin und Freundin der niederländischen Erbstatthalterin (einer Schwester Friedr. Wilh. II.) gewesen. Allein ungeachtet der bedeutenden Rolle, die sie am Hof und in der großen

---

[2]) Die Schlobittener Bibliothek ist neuerdings geordnet durch ein Bücher-Verzeichniß der Majorats-Bibliothek von Schlobitten. Angefertigt von Hildebert Schellhorn. Berlin 1858.

Welt gespielt, liebte sie noch weit mehr die häuslichen Freuden und war lieber Mutter, Gattin und Hausfrau, als Gräfin und eine der ersten Damen des Landes; daneben fand Schleiermacher ihren Verstand vortrefflich gebildet wie ihren Charakter in gleichem Grade Ehrfurcht und Liebe einflößend. Von zwölf Sprößlingen dieser Ehe lebten bei Schleiermachers Ankunft noch zehn, von denen sechs Söhne und vier Töchter zu Schlobitten waren. Der älteste Sohn war der berühmte Friedrich Ferdinand Alexander (geb. 29. März 1771) der nachmalige preußische Staatsminister, der Stifter der Landwehr, der Freund der geistvollen Henriette Herz, deren Bekanntschaft mit Schleiermacher (den er 1794 in Berlin zum Freunde gewann) er vermittelte. Als der Informator nach Schlobitten kam, war Alexander schon als Referendarius bei der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt.[3]) Der zweite Sohn Wilhelm Heinrich Maximilian studirte zu derselben Zeit unter seines Hofmeister Schirmacher's Leitung in Königsberg Staats- und Cameralwissenschaften; auch er trat 1795 in den Staatsdienst, wo er vier Jahre hindurch bei derselben Verwaltungsbehörde College seines Bruders war.[4]) Die folgenden vier Söhne waren sämmtlich zum Militairdienst bestimmt. Graf Ludwig Moritz Achatius (geb. 1776) war der älteste und zugleich der liebste Schüler Schleiermachers, wie er denn nach aller Zeugniß als Mensch wie als Militär eine hochbegabte Natur gewesen sein muß.[5]) Graf Fabian (geb. 1781) focht später mit Auszeichnung in Spanien unter Wellington gegen die Franzosen. Graf Karl Friedrich Emil (geb. 4. März 1784), der Liebling des Vaters, pflückte seine ersten kriegerischen Lorbeeren bei Heilsberg und Pr. Eylau, diente dann in Gemeinschaft mit seinem jüngsten Bruder Helvetius (geb.

---

[3]) Ueber Alexander D. vgl. sein Leben, dargestellt von Joh. Voigt. Leipzig 1833, neben Arndts Erinnerungen, Wanderungen und Wandelungen u. a.

[4]) Vgl. Nekrolog des Grafen Wilh. Heinr. Max zu Dohna-Schlobitten. Elbing 1845.

[5]) Er war später als Major mit seinem Bruder Alexander ein Mitstifter der Landwehr; bei der Belagerung von Danzig starb er im Januar 1814 als Oberst und Befehlshaber von 15,000 Landwehren. Er war nach Schleiermachers Aeußerung ein gar herrlicher Mensch, sanft und fest, fröhlich und lieblich. Dieser Name Ludwig Graf Dohna — ruft Arndt (Wander. und Wandel. S. 140) — werde nimmer von keinem tapfern Preußen vergessen! Leider konnte ich Schleiermachers anonymen Nachruf: Zum Andenken des Grafen Ludwig. Mor. Achat. zu Dohna. Berlin 1814, nicht auftreiben.

1788) in der russisch-deutschen Legion und starb mit der höchsten militärischen Würde bekleidet (am 21. Februar 1859) als General-Feldmarschall und Oberst-Kämmerer. Er war mit des großen Scharnhorst Tochter, Julie († 1827), vermählt, die in Gestalt und Gesinnung des edlen Vaters Ebenbild gewesen sein soll; aus dieser Ehe stammen drei Söhne und zwei Töchter.[6]) — Von den Töchtern des Hauses war die älteste Comtesse Caroline (geb. 1770) von feinfühlendem Herzen, treffender Urtheilskraft und durch einen kleinen Hang zur Schwärmerei interessant. Die zweite Comtesse Friederike (geb. 1774) war eine jener „ewig weiblichen" Naturen, die auf Schleiermachers geistige Entwickelung durch sein ganzes Leben den größten Einfluß ausübten, und zwar die erste, die dem jungen Manne entgegentrat. Sie vereinigt Alles — schreibt er dem Freunde Catel — was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Jede Beschreibung wäre gewagt. Für alle geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft, einem tief blickenden Verstand, und dabei so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie nicht einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist.[7]) Die beiden jüngsten Töchter, Gräfin Auguste (geb. 1775) und Christiane (geb. 1780) waren ebenfalls der Leitung des Informators anvertraut, dessen Tagewerk ziemlich regelmäßig verlief.

Früh zwischen 5 und 6 Uhr, im Sommer noch früher, stand er auf, arbeitete bis 8½ Uhr für sich allein, nur unterbrochen durch das Frühstück und die gemeinschaftliche Morgenandacht, der eine Lection Geometrie und Französich mit den jungen Grafen folgt. Um 1 Uhr begiebt er sich dann zur Familie, man geht zur Tafel, nimmt Caffee, und promenirt bis 3 Uhr. Von 3 bis 5 Uhr erhält Graf Ludwig Unterricht in Historie und Geographie, dann nimmt man Thee und nach und nach kommt die ganze Familie in den Gemächern der Gräfin zusammen. Schleiermacher spielt dann eine Partie Schach mit dem Grafen oder seiner Schwiegermutter,

---

[6]) Graf Friedrich hat unserer Provinz auch von 1842—54 als commandirender General des I. Armeecorps angehört. Ueber seine Gemahlin vgl. Arndt, Wander. und Wandel. S. 142.

[7]) Sie starb früh, von ihrer Familie wie von Schleiermacher tief betrauert im Spätherbst 1801. Siehe Schleiermachers Briefwechsel 1, 244 u. 296.

während die Kinder arbeiten oder zeichnen. Häufig wechselt diese Beschäftigung mit Lecture ab, wobei der Informator den Vorleser macht. Um 8 Uhr gehts dann zur Abendtafel, man plaudert noch ein halb Stündchen und dann arbeitet Schleiermacher noch bis 11 Uhr, um welche Zeit er zu Bett geht. — Bei dieser Lebensweise findet sich Schleiermacher sehr glücklich; auch an schöner Literatur ist kein Mangel, da der Graf eine sehr gute Bibliothek besitzt, die noch täglich vermehrt wird.

Das einzige, was Schlermacher im Anfang fehlt, sind gelehrte Bekanntschaften, die er aber bald erlangt. Neben vielen Informatoren- und Landpredigerbekanntschaften, die ihm wenig Ausbeute für seine Gedankenwelt boten, war es vorzüglich ein Mann, der, wenngleich dreizehn Jahre älter, ihm innig befreundet wurde. Dieser Freund war Joh. Christoph Wedeke, damals Pfarrer zu Hermsdorff bei Pr. Holland, das nur wenige Meilen von Schlobitten entfernt ist.[8]) Ein Decennium nach der Schlobittener Zeit rühmt Schleiermacher ihn als einen seiner wenigen ganzen Freunde, als einen herrlichen Mann von einfachem, ächtem Gemüth, ächter Sittlichkeit, reinem Wahrheitssinne und einem patriarchalischen Styl des Lebens. Mit ihm liest er zusammen, wandert er zu Fuß, ihn pflegt er, als er erkrankt; in Berlin freut er sich über Wedeke's Briefe, die ihm Alexander Dohna übermittelt, königlich und als er die Reden über die Religion vollendet, ist es einer seiner angenehmsten Gedanken, dem Freunde das Buch zu schicken. Manches — meint er — wird wohl eine harte Rede für ihn sein, aber im Ganzen freut er sich auf den Eindruck, den es auf Wedeke machen wird. Den Sinn und die Kraft, die darin ist, würde er doch recht lebendig anschauen. Die Gemeinsamkeit des Lebensberufes mit dem Freunde hat Schleiermacher auch wahrscheinlich angeregt, in Schlobitten seine homiletische Thätigkeit zu beginnen: es war ihm hier zum ersten Male Gelegenheit geboten, von der Kanzel zu sprechen. Der Methode, seine Predigten auszuarbeiten, wie er sie hier angenommen, ist Schleiermacher bis an sein Lebensende treu geblieben. Er schreibt die Predigt

---

[8]) Joh. Christoph Wedeke, geb. 1. März 1755 zu Königsberg, † 21. Februar 1815 ebendaselbst als Consistorialrath und ord. Prof. der Theologie. Von ihm ist das anonyme Werk: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens. 2 Bände. Königsberg 1803.

nicht eher auf, als bis er sie völlig, auch in den kleinsten Theilen durchgedacht hat, weil er sonst gar zu leicht in Gefahr zu gerathen glaubt, etwas zu anticipiren oder an eine falsche Stelle zu setzen. Nachdem er auf diese Weise eine vollständige Disposition, worin kein Gedanke und kein Uebergang ausgelassen ist, gemacht, schreibt er die Diction nieder, aber nur bei solchen Stellen, die ihm schwierig scheinen, bei den übrigen wird sie nur auf mannichfaltige Weise durchgedacht und dann höchstens die Art des Satzes bestimmt. So predigt er vor der gräflichen Familie zu wiederholten Malen mit vielem Beifall, wenngleich dem Vater eine übersandte Predigt des Sohnes in Absicht des Stoffes und der Gedanken zwar gut, in der Form weniger gefällt. Er meint, der Sohn sei nicht genug auf ein vermischtes Auditorium bedacht gewesen: der arme Bauer wolle doch auch erbaut sein. Schleiermacher selbst findet, seine Predigten hätten etwas eigenes und schweres; er weiß nicht, kommt es von der Sucht, das Thema zu erschöpfen, wenigstens so einzurichten, daß jeder Einwurf, den er sich denken kann, explicite oder implicite eine Antwort findet; oder von einer ihm selbst verborgenen Begierde, den Gegenstand von einer neuen Seite anzusehn, oder davon, daß er zu sehr von seinen jedesmaligen Bedürfnissen und Ideen, die ihm dann gerade einfallen, ausgeht. Mehr noch als diese Anfänge seiner Kanzelberedsamkeit lagen dem jungen Informator die philosophischen Studien am Herzen. Vorzugsweise war es die Ethik, die sein ganzes Leben lang der für ihn anziehendste und wichtigste Theil der philosophischen Wissenschaft gewesen ist. Schleiermachers Weg, sich ein philosophisches Wissen und Gewissen anzueignen, begann in Halle, wo Eberhard (der Verfasser der „neuen Apologie des Sokrates") der Hierophant war, der Schleiermacher in die Hallen der Philosophie, vorzüglich der griechischen, eingeführt hat. Durch Eberhards empirische Richtung ward er der Aristotelischen Ethik zugeführt. Um Aristoteles gründlich zu erfassen, liest er auch eingehend den Plato. Zwar spricht ihn des Stagiriten Metaphysik wenig an, da sie für das Praktische wenig Ausbeute gewährt; allein er kann nicht umhin, eine Bearbeitung der Aristotelischen Theorie von den Pflichten und von der Gerechtigkeit zu versuchen. Desgleichen macht er sich an die Uebersetzung der Aristotelischen Ethik, die ihn sehr einnahm. Diese Uebersetzung kam jedoch nicht zur

Veröffentlichung, da Delbrück ihm damit zuvorkam. Zwei Dialoge „über die Freiheit“, die er gleichfalls in Drossen begonnen, räth ihm der Oheim Stubenrauch getrost drucken zu lassen, da doch wohl philosophische Discussionen über die Freiheit ohne Bedenken die Censur (es war die Zeit der Revolution) passiren würden. So bittet Schleiermacher denn Catel, den Leipziger Freund, sich nach einem dortigen Verleger für die 16 bis 20 Bogen starke Schrift umzusehen. — Diese dialogischen Essays, die Schleiermacher in Schlobitten beendigte, sind von hohem Interesse für seine ethische Doctrin: er will in ihnen zeigen, daß die Willenskraft nicht über den andern Geisteskräften stehe, sondern gleich ihnen aufzufassen und zu behandeln sei. Wenn der Herausgeber des Schleiermacher'schen Briefwechsels, W. Dilthey, annimmt, Schleiermachers erste Bekanntschaft mit Spinoza falle in das Frühjahr 1796, so fallen dagegen mehrfache briefliche Aeußerungen Schleiermachers aus der Drossener und Schlobittener Zeit, mehr noch Schleiermachers Bekanntschaft mit der Jacobi'schen Philosophie schwer ins Gewicht. In Halle hatte er die 1786 bei Göschen erschienene Schrift: „Resultat der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie“ gleich nach ihrem Erscheinen kennen gelernt. Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß Schleiermacher damals schon das Spinozistische System, das ja das Streitobject zwischen Jacobi und Mendelssohn gewesen, kennen gelernt, dem er nachmals so befreundet geworden. Denn das ist die interessanteste Seite an Jacobi, daß durch ihn zwei Geisteshelden unserer Nation die Anregung zu einer ethischen Weltauffassung empfingen, die ihr Leben von da ab mit frischem Hauch durchdrang: durch Jacobi sind Göthe wie Schleiermacher zu der Ethik des Spinoza gekommen, die beide Geister, freilich auf sehr verschiedenen Wegen aus dem Irrsal der subjectiven Speculation hinausführte. Allerdings ist ein weiter Unterschied zwischen dem gründlichen Studium des verketzerten Ebräers, auf dem die Reden über die Religion beruhen und jenen Hallischen Anfängen; aber das sehen wir aus zahlreichen eingestreuten Bemerkungen der Schlobittener Briefe, daß die Stimmung, in der sich Schleiermacher damals befand, ganz eine spinozistische war. Daher auch jene Kälte und Abneigung gegen Kant, den Schleiermacher seit Halle wiederholt gründlich studirt hatte. Schleiermachers Stellung zu Kant und Spinoza war damals schon ganz die, welche er zehn Jahre später

der Freundin Eleonore Grunow charakterisirt. Kant werde ihm, je länger, je beschwerlicher, bei Spinoza jedoch, bei dem er inneres Leben fände, erhole er sich. Auf Kant (besonders auf die Kritik der reinen Vernunft und die Prolegomena zur Metaphysik) hatte ihn zuerst der Vater in Halle aufmerksam gemacht, damit der Sohn sich in die unabsehliche Wüste transscendentaler Begriffe nicht ohne einen sichern Führer wagen möge. Aber es war schon die Zeit, wo dem jungen Theologen weder Eberhards Eklekticismus noch Kants Kriticismus Befriedigung bot. Kant*) konnte ihm, wie er später Henriette Herz gesteht, den Glauben nicht benehmen, daß die Philosophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Der Hungrige verlangte das Brod einer positiven mit der Welt versöhnenden Ethik und Religionsphilosophie, und man bot ihm den Stein der metaphysischen Systeme; denn des Aristoteles empirische Ethik konnte seit der Bekanntschaft mit dem Kantschen Idealismus nicht mehr vor ihm bestehn. Aber gerade Kant gab ihm über religiöse Fragen keinerlei Aufschluß, da er in Religionssachen das Urtheil ganz freiläßt. In solcher Stimmung lernte er jenes Büchelchen über die Jacobi'sche und Mendelssohnsche Philosophie und durch diese den Spinoza kennen. Man weiß, wie Jacobi den Spinoza, dessen methodische Strenge ihm ein Dorn war, mißverstanden; allein Jacobi's tief innerliche Auffassung der Religiosität mußte dem zwischen flachen Rationalismus und verbohrten Supernaturalismus Eingekeilten als heilsames Medium erscheinen. Ebenso war das Axiom von der Wirklichkeit der endlichen Dinge, das Jacobi dem Hume entlehnt, damals ganz nach Schleiermachers Geschmack, da es dem Kant'schen Unterschied der Noumena und Phänomena gerade entgegengesetzt war. Schleiermacher findet, daß er seinem Verstande Gewalt anthun müßte, um seine Gedanken in das dunkle dicke Gewand der Kant'schen Philosophie einzuhüllen, welches, wie die Moden des 17. Jahrhunderts von der wahren Gestalt auch nicht den geringsten Contur durchschimmern läßt. Auch der zanksüchtige Parteigeist der Kantianer, der sich damals bei den Streitigkeiten des Eberhardschen philos. Magazins

*) Man vergleiche Aeußerungen, wie die über die eigene Ruhe (Briefw. I, 105) mit Spinoza Ethik III, 6. 7, 8, wie die über inadäquate Anschauungen (Briefw. III, 40) mit Spinoza Ethik IV, 32.

und der kantfreundlichen Jenaer Literaturzeitung im grellsten Licht zeigte, widerte seinen maßliebenden Geist an.[10])

In die Zeit von Schleiermachers Aufenthalt in Schlobitten fällt, wie schon erwähnt, Fichte's Besuch in Königsberg und die „Kritik aller Offenbarung." So nahe waren sich damals die beiden Männer, die später an derselben Lehranstalt wirken und im Sturme des Befreiungsjahres sich beide als echte aufopfernde Patrioten zeigen sollten. Der Vater empfiehlt dem Sohne angelegentlich die Lecture der Aufsehn machenden Brochure, die er, wie alle Welt, Kant's Feder zuschrieb. Solltest du einmal nach Königsberg kommen, ermahnt er den Sohn, so besuche doch Herrn Kant und laß dir Aufschluß über das Buch geben. Daneben empfiehlt er ihm, in Königsberg die besten Prediger zu hören. Das hatte der Sohn schon zum Theil gethan, als er im Mai 1791 auf anderthalb Tage nach der Stadt der reinen Vernunft gereist war, auf die damals die gebildete Welt mit Ehrfurcht blickte. Die Prediger besucht er nicht; dagegen, ein halbes Stündchen bei Kant und ein paar andern Professoren zuzubringen, kann er nicht unterlassen. Freilich kann er in der kurzen Zeit nicht mehr von jenen Autoritäten sehen, als ob sie ihren Kupferstichen und Gypsbüsten ähnlich sind oder nicht und ob die Beschreibungen, die man von ihnen gehört und die Vorstellungen, die man sich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht. Nach einem Briefe des Oheims zu schließen, scheint es jedoch, als ob die Achtung für den Königsberger Weisen durch jenen Besuch eben keinen besondern Zuwachs erhalten hätte.

Nach Schlobitten zurückgekehrt, predigt, unterrichtet, studirt, correspondirt er und folgt dabei lebhaft dem Gang der politischen Ereignisse. Mit warmem Herzen begrüßt er die Morgenröthe der französischen Revolution. Von der Pillnitzer Convention ahnt er nichts gutes: ich möchte wohl wissen — schreibt er an Catel den 29. August 1791 — was die drei hohen Häupter (es waren Leopold II., Friedrich Wilhelm II. und der

---

[10]) Dem gleichen Urtheil über Kant begegnen wir noch mehrmals bei Schleiermacher. So in der Kritik der Kant'schen Anthropologie im Athenäum Bd. II. 1799, vorzugsweise aber in den Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre 1803. Die berufene Stimme Scheffners, des alten Kantfreundes, erklärt, noch keiner wäre so schlimm, aber auch so anständig mit Kant umgegangen, wie Schleiermacher. (Briefw. I, 404.)

Graf von Artois) welche in diesen Tagen in Dresden versammelt gewesen sind, (oder vielmehr diejenigen, welche die Mühe übernommen haben, für diese drei Herren zu denken) gegen das gute Volk ausgeheckt haben. Gott verdamme ihre despotischen Absichten! Auch, als das Haupt des unglücklichen Ludwig gefallen, als Terrorismus anfängt seine blutigen Opfer zu fordern, bleibt er doch noch immer der großartigen Bewegung zugethan, wenngleich er ihre Ausschreitungen verwarf. „Ich scheue mich nicht, Ihnen zu gestehn" — schreibt er dem Vater den 14. Februar 1793 — „daß ich die französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich, wie Sie es wohl ohnehin von mir denken werden, ohne alles, was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mitzuloben, und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über den Leisten schlagen zu wollen."

Das hohe Verdienst, Schleiermacher, dem großen Kenner des menschlichen Herzens, den ersten Anstoß und die erste Ausbildung für die höhere Geselligkeit und die Frauen gegeben zu haben, gebührt unserer Provinz und dem schönen Familienleben einer unserer ersten Adelsfamilien. Seinen nachmaligen Ausspruch, daß auf der Kunst zu lieben, alle anderen Künste beruhten, illustrirt uns sein Leben mit den Dohna's. Ich fühle — erklärt er dem Vater nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt in Schlobitten, daß sie (die Familie Dohna) mir beinahe nothwendig geworden ist. Es sind alles so gute Menschen, und es ist eine so lehrreiche und zugleich so liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist und das wärmt meine Gefühle. Wie ganz anders wäre das gewesen, wenn ich z. B. in Berlin an irgend einer Schule unter kalten zusammengezwungenen Menschen freundlos hätte leben müssen. Gern geb' ich dafür das wenige, was ich an Kentnissen vielleicht einbüße. Dabei lerne ich Geduld und eine Geschmeidigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für geselliges Glück gegründet ist; ich lerne mich und andre kennen, ich habe

Muster der Nachahmung und fühle, daß ich ein besserer Mensch werde. Die Kunst und die Frauen — gesteht er 10 Jahre später Eleonore Grunow — kannte ich noch gar nicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erst in dem häuslichen Cirkel in Preußen auf. Dieses Verdienst um mich hat Friederike Dohna mit in die Ewigkeit genommen, und es wird, hoffe ich, nicht das geringste sein, was ihr schönes Dasein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menschlichen Werthes gewonnen.

Dennoch hätten zwingende innere Gründe diesem glücklichen Zeitraum, den Schleiermacher in Schlobitten erlebte, bald ein Ende bereiten müssen. Der junge Candidat mußte doch ernstlich an seine Zukunft denken, die ihm andere Aussichten, als eine gräfliche Informatorstelle bot. Hatte ihm Wedeke's Freundschaft und das ländliche Stilleben in Schlobitten eine Landpfarre als schönstes Ziel erkennen lassen, so war es ein Jahr später seine schwankende Gesundheit, der das preußische Klima nicht bekam, welche ihm mit Brust- und Augenschmerzen zusetzte und ihm nunmehr die akademische Laufbahn wünschenswerth erscheinen ließ. Er freut sich darauf, auf der Viadrina (der damaligen Universität Frankfurt a. O.) so eine Art von Knäppchen (Knapp war einer seiner theologischen Lehrer in Halle gewesen) vorzustellen. Es waren jedoch auch Gründe anderer Art, die ihn bald zum Aufgeben seiner Stellung veranlassen sollten: eine Differenz mit dem Grafen in Betreff pädagogischer Methoden gab den Anlaß. Lassen wir Schleiermacher selbst über die Ursache seiner Trennung von Schlobitten sprechen. „Wenn nicht — urtheilt er sehr richtig — beide Theile, Eltern und Erzieher, entweder genau übereinstimmen oder sich gleich anfangs gegen einander erklären, und sich beiderseits ihre Grenzen stecken, so hat der letztere immer einen sehr wandelbaren Stand. Dies war mein Fall, und ich hatte nicht Erfahrung genug, im Voraus auf die Folgen Rücksicht zu nehmen und ihnen vorzubauen. Es zeigte sich also bald eine große Verschiedenheit in unsern Ansichten von Pädagogik und Methode, verbunden mit einem gewissen Bestreben, Erläuterungen zu vermeiden und Dissonanzen lieber durch allerlei kleine Mittel zu Hülfe zu kommen. Die kleinen Mittel sind aber immer nur Palliative und verzögern nur den Ausbruch des Uebels. Die Beharrlichkeit auf meinen Ideen, und den Grundsatz, nie aus bloßer

Nachgiebigkeit etwas von Wichtigkeit gegen meine Ueberzeugung zu thun, ohne wenigstens alle Hülfsmittel versucht zu haben, suchte ich auf so gute Art, als es nur immer möglich war, zu behaupten; aber er mußte doch als Halsstarrigkeit erscheinen und irgend einmal mit einem heftigen und launigen Temperament, dem er eben entgegengesetzt war, in eine kritische Collision kommen, und so wurde zwar nicht unerwartet, aber doch schnell, eine Verbindung getrennt, welche reich an Annehmlichkeiten gewesen war und mir manche Belehrung durch Erfahrung verschafft hat."

Schleiermacher — und das ehrt beide Theile — ist nicht in Unfrieden, nein in bester Freundschaft von den Dohna's geschieden. Als er am 6. Mai 1793 um seinen Abschied bat, forderte der alte Graf, der schon längst seine Heftigkeit bereut hatte, ihn auf, noch 14 Tage bei ihm zu bleiben, zahlte ihm sein volles Salair bis Ende September nebst reichlichem Reisegeld aus, und weinte — schnell bewegt, wie er war — beim Abschied aufrichtige Thränen. Schleiermacher'n selbst ward der Abschied von der gräflichen Familie nach seinem eigenen Geständniß sehr schwer. Er hatte so glückliche Stunden hier verlebt; nun mußte er fortwährend an soviel schöne Tage denken, die er nicht mehr mitgenießen, an soviel schöne Orte, die er nicht mehr wiedersehen, und an alle die guten trefflichen Menschen, von denen er nun scheiden sollte. Was es mich kostet, von hier zu gehn — schreibt er dem Vater — weiß hier so keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelassen habe. Auch das ist für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich hasse das Schwatzen bis in den Tod; wer nicht sehn kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals auskrähn, und das Sprechen von Empfindungen ist bei mir schlechterdings nur für die Abwesenden, die aus meinem Betragen nichts davon sehn können.

So schied Schleiermacher aus Schlobitten. Aber fortan blieb er in regem Verkehr mit dem edlen Geschlecht, das ebenso an seinem Leben den wärmsten Antheil nahm. Die Freundschaft Alexander Dohna's mit Schleiermacher, die ich schon oben berührt, ist wohlbekannt, auch der jüngere Bruder Wilhelm ward ihm nachmals in Berlin eng befreundet und Gräfin Friederike, sowie die jüngeren Söhne, Graf Ludwig voran, unterließen nie, sobald sie nach der Residenz kamen, bei ihrem ehemaligen Lehrer vorzu-

sprechen und mit ihm die Reisetage zu verleben. Es ist uns eine behagliche Schilderung aufbehalten, wie Alexander Dohna nebst den andern Freunden zu Schleiermachers Geburtstag den Freund aufs Liebenswürdigste überrascht (Briefwechsel I, 172); und auch der alte Graf ermangelte nicht brieflich seinem früheren Hausgenossen seine vollste Achtung und Theilnahme auszusprechen, ja er bat sogar Schleiermacher im December 1799 um seinen Beistand in einer Geschäftssache, die Schleiermacher zur vollen Zufriedenheit des Grafen ordnete.

Noch zu zweien Malen hat Schleiermacher die Heimat Kants und Herders besucht. Das erste Mal, als sich im Herbst 1802 ihm die Aussicht eröffnete, eine erledigte Hofpredigerstelle in Königsberg, mit der eine Professur verbunden war, zu erhalten. Um sich persönlich der dortigen Behörde vorzustellen, fuhr er von Stolpe, seinem damaligen Wirkungsort, im October 1802 über Danzig, wo er mit Alexander Dohna, (seit 1801 Kammerdirector in Marienwerder) zusammentraf, nach Königsberg. Dort wohnte er bei Wilhelm Dohna, an dessen junger Ehe er sich herzlich erfreute, und machte amtliche und private Besuche, letztere vorzüglich in der gelehrten Welt. Die interessanteste Persönlichkeit war ihm dieses Mal Professor Kraus, der berühmte Cameralist, der nach Schleiermachers treffendem Urtheil, obgleich ein Mann von großen Verdiensten, in dem seltenen Falle war, weit mehr zu sein und zu wissen, als die Welt, wenigstens die entferntere, von ihm weiß, weil er fast gar nicht schreibt. „Sein eigentlich akademisches Fach“ — berichtet er Ehrenfr. v. Willich — „ist die Statistik, wo er die reinsten Grundsätze und die lichtvollsten Ansichten mit dem besonnenen Enthusiasmus eines gesetzten Mannes verbreitet; dabei aber ist er ein Mathematiker, der an Umfang und Gründlichkeit gewiß Kästner'n übertrifft. Ueberdies hilft er jetzt als Vertreter des Ministers und des Präsidenten (es sind Schrötter und Auerswald gemeint) die Provinz regieren, und stiftet besonders in zweckmäßiger Besetzung der Stellen sehr viel Gutes.“ Nächst Kraus beschäftigte Schleiermacher in Königsberg ein Geschenk, das er Eleonore Grunow machen wollte. Er hoffte, der Freundin die seltenen schriftstellerischen Versuche aus Hippel's früherer Zeit sammeln zu können, allein es gelang ihm nur ein paar Kleinigkeiten von ihm und über ihn aufzutreiben. Von Königsberg aus ging er dann

nach Hermsdorf, wo er mit Wedeke und dessen Gattin ein paar glückliche Tage verlebte. „Das Leben dort" — ruft er aus — „muß man sehen, es läßt sich nicht beschreiben; es ist die innigste Durchdringung von Freiheit und Liebe, die ich je gesehn habe. Was für Menschen sind das beides, was für eine Ehe, und was für ein häusliches Leben!" Dieses Wiedersehn mit dem alten Freunde entschädigte Schleiermacher auch für das Fehlschlagen seiner Bewerbung; wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach Stolpe erhielt sein Mitbewerber Abegg, der Bruder eines Königsberger Kaufmanns, die Hofpredigerstelle nebst der Professur.

In stürmisch bewegter Zeit sollte Schleiermacher den Freund und damit Ostpreußen zum letzten Male wiedersehn. Es war im Spätsommer 1808, als Schleiermacher von dem occupirten Berlin aus, vom jungen Tugendbunde mit einer geheimen politischen Mission betraut, nach Königsberg ging. Am 25. August langte er dort an, und stieg bei Wedeke ab, der seit November 1806 dem Rufe als Oberhofprediger und ordentlicher Professor der Theologie nach Königsberg gefolgt war. Unerachtet der großen Veränderung vom Land- zum Stadtleben und einem weit ausgedehnten Geschäftskreise war Wedeke doch ganz der Alte geblieben, der Schleiermacher mit hellem Jubel entgegen kam, zumal er die weite Reise sich selbst gewidmet glaubte. Aber Schleiermacher konnte von seinem Geschäft, das er ganz in der Stille abmachte, Wedeke nichts mittheilen. Das Nähere dieser Mission zu ermitteln, ist noch nicht recht gelungen: Die Briefe, welche Schleiermacher in Königsberg schreibt und erhält, sind in mystischer Weise mit einer Wortvertauschung nach bestimmtem Plan, zu dem nur Eingeweihte (meist schreibt der Berliner Buchhändler Reimer an ihn) den Schlüssel hatte, geschrieben.[11]) Das Bild des regen politischen Treibens jener Tage, wo der preußische Hof in Königsberg weilte, wohin der Kaiser Alexander häufig hinüberkam, jener Zeit, in der sich das große Werk der Befreiungsjahre in großartiger Stille vorbereitete, spiegelt uns der Schleiermacher'sche Briefwechsel treu wieder. Ich lasse der Kuriosität halber einige der originellen Bezeichnungen folgen, die für die Steuermänner der Be-

[11]) W. Dilthey hat in den Preußischen Jahrbüchern X, 2. S. 234 ff. versucht, die Stellung Schleiermachers zum Tugendbunde näher zu ermitteln.

wegung, wie für diese selbst vom Bunde behufs unverdächtiger Correspondenz gewählt waren.[12]) Der preußische Staat wird ein großes Schulzengut genannt, das Regierungssystem — Wirthschaftssystem und in diesem Vergleich geht es fort.

Der Tugendbund	heißt	die schöne Gegend.
Das Amt liegt im Unkraut	„	die kriegsfeindlichen Elemente der Regierung haben die Oberhand.
Der Heerde Brot geben .	„	zu den heimlichen Rüstungen Waffen austheilen.
Erfurter Messe	„	Erfurter Congreß.
Quednow und seine Frau	„	der König und die Königin.
Quednow's Gast	„	Kaiser Alexander.
Christ	„	Freiherr vom Stein.
Christs conte courante . .	„	Stein's Ministerium.
Call	„	Gneisenau oder Scharnhorst?

Am 29. September traf Schleiermacher wieder in Berlin ein, wo er fortan ein thätiges Mitglied des Bundes blieb und sich auf jede Weise als opferbereiten Patrioten erwies. Er ist seit jener Zeit nicht mehr in unserer Provinz gewesen. Zu Schlobitten wird Schleiermachers Andenken in Ehren gehalten; die gräfliche Bibliothek ziert eine schöne Büste des unvergeßlichen Mannes. Und wie unsere altpreußische Heimat die Feste der Geistesheroen von jeher mit warmem Herzen mitgefeiert hat, so möge sie auch des 21. November 1868 nicht vergessen: es ist der hundertjährige Geburtstag eines Geistes, der unsere Heimat, der er die erste Zeit reinen Glückes verdankte, stets hoch gehalten hat; es ist der Lessing unserer Theologie, wie ihn eine Zierde unserer Hochschule nennt,[13]) dessen Säcularfest wir würdig begehen wollen.

---

[12]) Bei sehr wichtigen Briefen ward auch chemische Tinte angewandt.

[13]) Karl Rosenkranz, Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre. Königsberg 1836. S. 115.

Zur Kunde des heidnischen Alterthums in Preussen.

Von

R. Bergau.

Seit der Entdeckung der Pfahlbauten in der Schweiz und der Stein- und Bronce-Alterthümer in denselben, ist aller Orten ein lebhafteres Interesse für die Spuren und Denkmale der ältesten noch vorhistorischen Cultur unseres Vaterlandes rege geworden. Dank der unermüdlichen Thätigkeit einer Anzahl trefflicher Gelehrter und eifriger Laien hat man an den verschiedensten Orten Deutschlands Pfahlbauten entdeckt.[1]) Auch nach den andern Alterthümern aus heidnischer Zeit, wie sie häufig in Gräbern, Torfmooren rc. sich finden, forscht man eifrigst.

Unsere Provinz Preußen ist, als Vaterland des schon im Alterthume hochgeschätzten Bernsteins,[2]) für diese Studien von besonderer Wichtigkeit. Preußen wurde schon in grauer Vorzeit um dieses kostbaren Produktes willen von fremden Kaufleuten häufig besucht, welche mannigfache Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen haben. Alterthümer aller Art

---

[1]) In der Provinz Preußen sind Pfahlbauten aus vorhistorischer Zeit noch nicht nachgewiesen. Die von Balduhn Bd. IV, S. 667 d. Bl. besprochene Anlage zu Werder dürfte bei vorurtheilsloser Betrachtung kaum als sehr alt sich erweisen. Sie hängt vielleicht mit dem dort erwähnten Mühlen-Etablissement oder mit einer Vorrichtung zum Fischfang zusammen. Ich selbst glaubte am nördlichsten Ende des Zarnowitzer Sees, da wo der Piasnitzfluß aus dem See heraustritt, uralte Pfahlbauten gefunden zu haben. Später ergab sich jedoch, daß es eine von Seiten des Nonnenklosters Zarnowitz zum Zweck des Aalfangs erbaute Anlage des 18. Jahrhunderts sei.

[2]) Dr. Redslob in seiner scharfsinnigen Schrift Thule (Leipzig 1855) S. 25—28 hat es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß in der ältesten Zeit der Bernstein von Schleswig aus nach dem Mittelmeer geführt worden sei, daß also von vielen alten Autoren Schleswig als Vaterland des Bernsteins betrachtet werde.

werden oft genug bei uns gefunden. Alle Einzelheiten sind interessant. Aber wichtig sind sie erst als Glieder eines Ganzen.

Ein Einblick in die Culturverhältnisse unserer Provinz Preußen zur Zeit, als der deutsche Orden dahin kam (Anfang Saec. XIII.), läßt sich aber nur gewinnen durch eine entsprechende Zusammenstellung möglichst aller Alterthumsfunde in derselben.

Dazu gehört also:

1. Nähere Bezeichnung der alten Landschaften, wie solche durch die Untersuchungen von Joh. Voigt, M. Töppen, Bender u. A. festgestellt worden sind.
2. Angabe aller heidnischen Befestigungen,[3] der sogenannten Ringwälle ꝛc.
3. Bezeichnung der etwa nachweisbaren heidnischen Opferstätten.
4. Nachweisung[4] aller bekannten heidnischen Grabstätten[5] (Hünengräber) und zwar:[6]
   a) solche, in welchen einfache Urnen ohne Waffen oder Schmuckgegenstände;
   b) solche, in welchen Bernstein und Waffen aus Stein und Knochen in den Urnen;
   c) solche, in welchen Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronce und Silber, Glasperlen ꝛc. gefunden wurden.
5. Bezeichnung aller Fundorte römischer Münzen, nebst Angabe des Alters derselben.

---

[3]) Ueber die Beschaffenheit der Urbefestigungen sind die sehr vortrefflichen, lehrreichen Aufsätze von A. v. Cohausen in Westermanns Monatsheften Bd. XI. S. 325—36 und in Foß' Zeitschrift für Preuß. Geschichte und Landeskunde 1866 S. 613 ff. zu vergleichen. Aufzählungen solcher Urbefestigungen in einzelnen Theilen Preußens finden sich in den Preuß. Prov.-Bl. 1866 und in der Zeitschrift f. Gesch. Ermlands Bd. II. u. III.

[4]) Sehr verdienstlich ist die Aufzählung aller in den Landkreisen Neustadt, Danzig, Carthaus, Stargard und Berent nachweisbaren heidnischen Grabstätten, welche E. Förstemann in den Preuß. Prov.-Bl. 1850—52 publicirt hat. Möchte F.'s Beispiel doch recht oft nachgeahmt werden!

[5]) Ueber die heidnischen Gräber in Preußen vgl. A. Hagen in den Preuß. Prov.-Bl. 1848. Bd. VI. S. 319—45. Ueber die Vorsichtsmaßregeln beim Aufgraben heidnischer Gräber daselbst S. 345—47.

[6]) Ueber die verschiedenen Arten der Gräber vgl. A. Drescher in dem vierten Jahresbericht des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer (Breslau 1866).

6. Kenntniß aller vorhandenen öffentlichen[7]) und privaten **Sammlungen** heidnischer Alterthümer unserer Provinz, damit dieselben nöthigenfalls im Zusammenhange und im Hinblick auf dieselben Gesichtspunkte untersucht werden können.

Um nun eine klare Uebersicht über die große Menge des vorhandenen, zum Theil bekannten, aber noch nicht zusammengestellten Materials zu gewinnen, ist (wie ich Bd. IV, S. 357 dieser Blätter bereits angedeutet habe) die Anfertigung einer **Karte**,[8]) welche alle genannten Angaben enthält, durchaus nothwendig. Aus einer solchen Karte erst wird ersichtlich werden, welche Gegenden im 12. Jahrhundert am dichtesten bevölkert waren, welche Wege[9]) die fremden Kaufleute, die zur Erhandlung des Bernsteins nach Preußen kamen, eingeschlagen haben, wo dieselben ihre Stationen gehabt, an welchen Stellen die Kämpfe mit den benachbarten Volksstämmen stattgefunden u. s. w.

Eine solche Karte anzufertigen, habe ich mich entschlossen. Soll dieselbe nur einigermaßen vollständig werden, so bedarf ich dazu der Mithülfe möglichst vieler Gleichgesinnter,[10]) welche im Interesse der Sache auch

---

[7]) Die mir bekannten **öffentlichen Sammlungen** vaterländischer Denkmäler habe ich Bd. IV. S. 356 dieser Blätter genannt. Doch sind gewiß noch manche Privat-Sammlungen reichhaltig und instructiv.

[8]) Den ersten Versuch einer ähnlichen Karte hat **Joh. Voigt** in der „Burgenkarte von Preußen“ in Bd. II. seiner großen Geschichte Preußens gemacht. Ihm folgten **M. Töppen** mit Taf. I. des Atlas zu seiner „historisch-comparativen Geographie von Preußen“ und **Pawlowski** mit seiner „historisch-geographischen Karte vom alten Preußen“. Auch **Wutzke** hat auf seiner Gewässer- und Höhen-Karte von Ostpreußen und Littauen“ (1841) die heidnischen Burgen verzeichnet. Aber alle diese Karten sind lange nicht vollständig, beschränken sich auch nur auf Angabe der Landschaften und der heidnischen Burgen. Eine „Fundkarte“ hat, so viel ich weiß, zum ersten Mal C. F. Wiberg in seiner so eben erschienenen Schrift: „Der Einfluß der klassischen Völker auf den Norden“ (Hamburg 1867) versucht. Wie unzureichend dieselbe aber ist, dürfte u. A. zur Genüge daraus hervorgehen, daß er in der Provinz Preußen **nur zwölf Funde** verzeichnet hat. Sehr verdienstlich, aber doch noch nicht ganz genügend, ist die **Fundkarte von Schlesien** in den Berichten des Vereins für das Museum Schlesischer Alterthümer (Breslau 1866) und die damit verbundene Aufzählung aller bekannten Funde S. 25—97.

[9]) Vgl. **Joh. Voigt**, Geschichte Preußens I, 81. **Redslob**, Thule, die Phönizischen Handelswege nach dem Norden. **E. v. Sacken**, Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. Ausland 1865. Nr. 29. S. 690. **Pallmann**, die Pfahlbauten.

[10]) Im Hinblick auf die verhältnißmäßig sehr kleinen öffentlichen Sammlungen vaterländischer Alterthümer in Preußen, die häufige Zerstörung und Verschleppung der

kleine Opfer zu bringen sich nicht scheuen. Möchte doch Jeder in seinem Kreise Nachfrage halten, suchen und verzeichnen und die Resultate seiner Forschungen dann in diesen Blättern niederlegen oder mir direkt zugehen lassen!

Danzig, October 1867.

Gegenstände (vgl. z. B. Preuß. Prov.-Bl. 1865 S. 381) und die meist mangelnden genauen Fundberichte ist ein Vergleich mit dem, was in Dänemark und Schweden für diese Studien geschieht, nicht ohne Interesse. Ueber die Arbeiten in Dänemark vgl. die Mittheilungen Maurer's im Ausland 1865 Nr. 28 und die vielen Bände der Schriften der Kopenhagener Alterthumsfreunde. In Schweden ist ein hochverdienter Gelehrter, Bror Hildebrand, als „Reichsantiquar" angestellt. Derselbe hat in 10 dicken Foliobänden die genauesten Berichte über sämmtliche Alterthumsfunde Schwedens zusammengestellt. Das sehr bedeutende Museum zu Stockholm ist so geordnet, daß man mit Leichtigkeit von jedem Gegenstande erfahren kann, wo und in Gemeinschaft mit welchen andern Gegenständen, besonders Münzen, er gefunden ist, so daß man leicht den verschiedenen Charakter der Funde verschiedener Gegenden und das Alter der einzelnen Gegenstände erkennen kann.

Die Jagd des Einhorns
auf einem Schrotblatte des XV. Jahrhunderts.

Von

R. Bergau.

In dem in der Zeit von 1470—80 geschriebenen Manuscript (F. 121) einer lateinischen Uebersetzung (Vulgata) des neuen Testamentes in der Allerheiligen-Bibliothek[1]) der Marienkirche zu Danzig fand[2]) Herr Prediger A. Bertling neben zwei sehr interessanten und höchst seltenen Kupferstichen, die Evangelisten St. Marcus und St. Johannes darstellend[3]) (Beschreibung bei Bartsch, Peintre-Graveur Bd. VI, S. 25. No. 68 und 69), von dem sogenannten „Meister E. S. von 1466" auf der Innenseite des vorderen Deckels aufgeklebt einen Metallschnitt in geschrotener Manier (gravure en manière criblée), welcher sowohl wegen seines hohen Alters und seiner Technik, als wegen seiner Darstellung unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Derselbe ist bis jetzt nicht allgemein bekannt geworden. C. B. Lengnich erwähnt ihn in seinem im Jahre 1790 angefertigten handschriftlichen Ca-

---

[1]) Ueber dieselbe siehe Th. Hirsch, St. Marien zu Danzig Bd. I. Seite 367—71.

[2]) Vergl. Bd. IV. Seite 557 dieser Blätter.

[3]) In dem Codex, welcher aus einer Reihe von abwechselnd je 2 Pergamentblättern und 4 Papierblättern besteht, sind Spuren vorhanden, welche deutlich erkennen lassen, daß ursprünglich auch die beiden andern zu dieser Folge gehörenden Blätter St. Matthäus und St. Lucas darstellend (Bartsch 67 u. 70), vorhanden waren. Doch sind sie schon vor langer Zeit geraubt worden, denn Lengnich schreibt in seinem oben erwähnten, handschriftlichen Catalog vom Jahre 1790 Folgendes: „Auch sind dem Anfange der Evangelien Marci und Johannis zwo sauber gestochener Abbildungen der Evangelisten in Medaillonform vorgesetzt, die sicher älter als Duerers Kupferstiche sind und ins XVte Jahrhundert gehören."

talog der Allerheiligen-Bibliothek (S. 162) mit folgenden Worten: „Vorn auf dem innern Deckel ein sehr alter Holzschnitt mit einer zum Theil blasphemen, zum Theil possirlichen Vorstellung der Verkündigung der Jungfrau Maria. In Ansehung der Kunst ist diesem Holzschnitt der zweite in dem Foliobande No. 22 sehr ähnlich."[4]) Th. Hirsch (St. Marien I, 371) hat in einer Anmerkung nur auf sein Vorhandensein hingewiesen, hält ihn aber auch, Lengnich folgend, für einen Holzschnitt. Passavant, welcher im Stuttgarter Kunstblatt 1847 No. 34 S. 134 und in seinem Peintre-Graveur Bd. I. u. II. einige Seltenheiten dieser Bibliothek beschrieben hat, erwähnt ihn gar nicht. Auch sonst scheint er nicht beschrieben zu sein, ist vielleicht ein Unicum. Herr Stadtrath J. C. Block,[5]) ein ausgezeichneter Kenner älterer Kupferstiche, hat ihn durch Herrn Busse hierselbst, genau in der Größe des Originals photographisch vervielfältigen lassen.

Mit Hülfe gütiger, eingehender Mittheilungen der Herren Pfarrer A. Mundt in Käsemark und Prediger A. Bertling bin ich im Stande, folgende Beschreibung und Erklärung desselben zu geben:

In einem durch Flechtwerk eingezäunten, mit einem großen überdachten hölzernen Staketenthor mit Vorhängeschloß versehenen Garten (hortus conclusus), in welchem auf dem Rasenteppich Lilien und andere Blumen blühen, sitzt (links vom Beschauer) Maria („die Rose im Himmelsthau") mit lang herabwallendem Haar, mit Diadem und Strahlenglorie. Sie ist über einem Untergewande mit steifen parallelen Falten, mit einem langen, faltenreichen Mantel bekleidet, welcher am Halse mittels einer Spange zusammengehalten wird. Der Mantel ist über und über mit kleinern und

---

[4]) In der Thal befinden sich in dem Codex F. 22 noch zwei andere ebenso alte und höchst interessante Schrotblätter, die Kreuzigung Christi und das Jüngste Gericht darstellend, über welche ich später genauer berichten werde. Auch in noch einigen andern Büchern sind Schrotblätter vorhanden.

[5]) Herr Stadtrath J. C. Block besitzt neben vielen andern ausgezeichneten Kunstwerken eine zwar nur kleine, aber höchst gewählte Kupferstichsammlung. Er hat es in einer Reihe von Jahren und durch seine weit verbreiteten Verbindungen dahin gebracht, daß er jetzt die Hauptwerke aller bedeutenden Kupferstecher von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart in seiner Sammlung vereinigt hat. Und zwar besitzt er diese Capitalblätter stets nur in den allerersten vorzüglichsten und gut erhaltenen Abdrücken, welche von Kennern überaus hoch geschätzt werden. Ich gedenke über diese seltene, sehr lehrreiche Sammlung später in diesen Blättern genauer zu berichten.

größern Perlen bedeckt.[6]) Von ihrem Haupte aus geht ein fliegendes Band, auf welchem in gothischen Minuskeln zu lesen: „ecce ancilla dñi fiat mihi s v t“ (Ecce ancilla domini, fiat mihi secundum verbum tuum. Luc. I, 38). Zu Maria flüchtet sich, von ihr mit Wohlwollen empfangen, das gehetzte Einhorn[7]) mit lang aus dem Munde hängender Zunge, welches seine Vorderfüße in den Schooß Mariä gelegt hat, vor dem (rechts vom Beschauer) dargestellten Jäger, dem Engel Gabriel, welcher hier ohne Flügel erscheint, aber mit einem Diadem mit Kreuz auf dem Haupte und dem Heiligenschein versehen. Er hat sich vor Maria auf ein Knie niedergelassen (in ähnlicher Stellung wie er in der Verkündigung dargestellt zu werden pflegt), trägt einen langen Mantel gleich dem der Maria, welcher am Halse ebenfalls durch eine Spange zusammengehalten wird, hält in der Linken eine Lanze (Jagdspieß) und an drei Leinen eben so viele Windhunde, welche das Einhorn in vollem Lauf verfolgen. Mit der Rechten hat er ein Jagdhorn an den Mund gesetzt, in welches er die auf einem fliegenden Spruchbande oberhalb befindlichen Worte bläset: „ave gracia plena do tecū.“ (Ave, gratia plena, dominus tecum. Luc. I, 28.) Von den Köpfen der drei Hunde gehen ebenfalls Spruchbänder aus, auf welchen deren Namen: „veritas“ — „misericordia“ — „iusticia“ zu lesen sind. In der Mitte des Blattes über den Hunden ist ein zottiges Vließ, dabei die Inschrift: „vellus gedeonis“ mit Bezug auf Israels Erlösung (Buch der Richter VI, 37—40) und ganz oben das Haupt und die Hände Gottes dargestellt, aus dessen Munde auf sieben Strahlen (mit Bezug auf die sieben Gaben des heiligen Geistes) Christus mit dem Kreuze und der heilige Geist in der Gestalt der Taube, deren Kopf ebenfalls mit einem Heiligenschein mit Kreuz versehen ist, Mariä Haupt von links her treffen. („Maria wird von Gott mit seines Geistes Thau beschattet“ mit Bezug auf Jesaia 45, 8.) Sonst ist der obere Raum durch Wolken, Sterne

[6]) Auf Stickereien finden sich ähnliche Gewänder durch wirkliche, echte Perlen dargestellt. Vergl. F. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. Bd. I. Taf. X. u. XI.

[7]) Das Einhorn (Monoceros), ein pferdähnliches Thier mit langem, geradem Horn auf der Mitte der Stirn, soll im Innern Afrikas leben. Siehe: Ersch u. Gruber, Encyclopädie.

und Ranken-Ornament ausgefüllt. — Hinter Maria, am linken Rande des Blattes, steht ein kleiner, streng architektonisch gebildeter Kasten, ähnlich einem Reliquienschrein, dessen Dach durch zwei Kreuze gekrönt wird. An der schmalen Seite desselben ist ein Kelch nebst Hostie darüber als Ornament angebracht. Auf einem flatternden Spruchbande über dem Kasten steht: „archa orna manna". Hinter dem Engel Gabriel, an der entgegengesetzten Seite des Blattes, sieht man einen kleinen Altar, auf dessen Tisch inmitten von zwölf Lichtern die fürstliche Ruthe Aarons steht, darüber auf einem Bande: „virga aaron". — Die Unterschrift des ganzen Blattes, welche am untern Rande zu beiden Seiten des Portals entlang läuft, lautet:

Ortus cõclusus soror mea spõsa.
Ortus cõclusus fons signatus.

(Hortus conclusus, soror mea, sponsa,
Hortus conclusus, fons signatus. Hohes Lied IV, 12.)

Das Blatt ist 7½ Zoll lang, 5¼ Zoll hoch. Der Grund ist schwarz, die Zeichnung darauf erscheint weiß, wie solches für alle Schrotblätter charakteristisch ist. Die Platten sind nämlich Punzarbeiten deutscher Goldschmiede. Sie wurden in der Weise ausgeführt,[8]) daß der Grund durch eingeschlagene größere oder kleinere Punkte, Sternchen oder andere Muster geschmückt, erhaben stehen blieb und schwarz druckte, während die herausgeschlagenen Stellen der Zeichnung und der Schrift weiß blieben.

Die Composition des Ganzen und die Zeichnung aller Einzelheiten sind sehr vortrefflich, besser als in den meisten ähnlichen Blättern jener Zeit. Die Technik ist vollendet. Die Mäntel Mariä und des Jägers und ein Theil des Ranken-Ornaments am obern Rande sind durch größere oder kleinere weiße Punkte auf schwarzem Grunde hergestellt. Alles Uebrige ist in Linien-Manier sehr bestimmt und sicher gezeichnet. Die Buchstaben der Inschrift sind von schöner klarer Form.

Aus der vollendeten Technik, dem Styl der Zeichnung und der Form der Buchstaben muß man schließen, daß dieses Blatt gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Nach Passavant (Peintre-Graveur I, 95)

[8]) Vergl. Passavant, Le Peintre-Graveur. T. I. p. 84 ff. T. O. Weigel und Zesterman, Anfänge der Druckerkunst. Bd. II. S. 214. H. Otte, Kunst-Archäologie. 4. Aufl. S. 800.

wurden Kunstblätter dieser Technik in Deutschland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts überhaupt nicht mehr gefertigt, weil seit dieser Zeit der Kupferstich sich mehr ausbildete und allgemeinere Verbreitung fand.

Das Haupthaar und die Spangen Mariä und des Engels, der Heiligenschein, der Spieß und das Horn des Letztern, das Einhorn, die Hauptmassen des Kastens und des Altars, das Gartenthor, ein Theil der Schriftbänder und der Pflanzen sind in ganz roher und nachläßiger Weise hellgelb[9]) colorirt. Die Untergewänder Mariä und des Engels, die Basis und die Gesimsbekrönung des Kastens, die Tischplatte des Altars, das Dach des Portals sind mit einem ganz leisen röthlichen Thon versehen. Das Flechtwerk der einzelnen Pfähle des Zaunes ist abwechselnd gelb und röthlich und ebenso die Unterschrift nach den Worten wechselnd. Die sehr manierirt dargestellten Wolken, welche in ganz ähnlicher Form übrigens auch auf andern Schrotblättern vorkommen, sind hellgelb, grasgrün und blaßröthlich illuminirt.

In diesem Bilde der Jagd des Einhorns durch einen Jäger mit Hunden ist der Rathschluß der Menschwerdung Christi symbolisch dargestellt. Gott selber wurde als der Himmelsjäger betrachtet, welcher sein neugebornes Kind auf die Erde trieb.

Nach einer alten Sage sollte das Einhorn von solcher Stärke sein, daß es durch keine Tapferkeit der Jäger gefangen werden könne. Sobald es sich aber einer Jungfrau nähere, lasse es von aller Wildheit ab und lege den Kopf in ihren Schoß, worauf es wie wehrlos gefangen werde.

Diese Sage wird von den christlichen Schriftstellern zuerst gegen Ende des 6. Jahrhunderts bei Gregor dem Großen und Isidor von Sevilla[10]) erwähnt. Aber in diesem Zusammenhange wird das Einhorn noch nicht auf Christus gedeutet, sondern auf das jüdische Volk, insbesondere auf

---

[9]) Weil dieses Hellgelb für die Photographie überaus ungünstig ist, erscheinen alle gelb gefärbten Theile in der photographischen Copie schwarz, wodurch die harmonische Gesammtwirkung des Blattes vollständig zerstört wird und einzelne feinere Theile schwer erkenntlich sind.

[10]) Isidorus, Etymolog. XII, 2: „Monoceron — tantae est fortitudinis ut nulla venantium virtute capiatur; sed sicut asserunt, qui naturas animalium scripserunt, virgo puella proponitur, quae venienti sinum aperit, in quo ille omni ferocitate deposita caput ponit, sicque soporatus, velut inermis, capitur.“

Saulus und dessen Bekehrung. Die Anwendung auf die Menschwerdung Christi[11]) und seine Geburt von der Jungfrau wird erst später gemacht. Sie findet sich, nach Piper,[12]) besonders in den unter dem Namen Physiologus bekannten Schriften seit dem 11. Jahrhundert, worauf sie bei mittelhochdeutschen Dichtern, z. B. Conrad von Würzburg, Eingang gefunden hat. Seit dem 14. bis zum 16. Jahrhundert ist das Einhorn ein geläufiges Bild für Christus.

Nach W. Mannhardt[13]) hat dieser kirchliche Mythus während des 14. Jahrhunderts so tief in dem Volksglauben Wurzel gefaßt, daß durch ihn die altheidnische Vorstellung von Wodans wilder Jagd[14]) local eine christliche Umdeutung erfuhr. In Staffordshire in England nämlich heißt Wodans wilde Jagd, welche vorzugsweise in der Weihnachtszeit im Windeswehen klagend und singend durch die Wälder fahrend gedacht wurde, „Gabriel hounds", und in einigen Orten Westphalens „de engelske jagd". Man dachte sich also den Engel Gabriel mit seinen Hunden umherziehend.

Ueber die Kunstvorstellungen dieser Sage hat Piper im evangelischen Kalender 1859 S. 36—39 eingehend gehandelt. Jedoch stimmt keine der von demselben beschriebenen Darstellungen genau mit der unsrigen überein, welche die vollständigste ist und in mancher Beziehung von den andern abweicht. Das Einhorn, welches man sich gewöhnlich in der Gestalt eines Pferdes dachte, erscheint hier als großer Windhund. Der Engel Gabriel hat keine Flügel und nur drei[15]) Hunde statt vier. Pax fehlt. Sie bedeuten nach der schönen Parabel des heiligen Bernhard von Clairvaux[16]) von der Menschwerdung des Heilandes die vier Tugenden als Eigenschaften Gottes, welche nach Psalm 85, 11 gleich Hunden auf der Jagd das Einhorn vom Himmel zur Erde in Mariens Schooß getragen haben, denn um

---

[11]) Der senkrechte Stamm des Kreuzes Christi wird schon im 2. Jahrhundert von Apollinaris, Bischof von Hierapolis, als Einhorn bezeichnet.

[12]) F. Piper, Evangelischer Kalender 1859. S. 35.

[13]) W. Mannhardt Weihnachtsblüthen (Berlin 1864). S. 161.

[14]) Vergl. daselbst S. 61. ff.

[15]) Aehnlich auf dem Bilde des Königs René in der Cathedrale zu Aix. Auf einem Nürnberger Holzschnitt aus dem 16. Jahrh. sind aus Mangel an Raum nur zwei Hunde dargestellt und auf einem Gemälde in Görlitz sogar nur einer, (Piper a. a. O. S. 37 u. 39.)

[16]) Vergl. Piper, Evangelischer Kalender 1859. S. 25. ff.

der Gerechtigkeit Gottes, um der göttlichen Wahrheit, so wie um der Liebe zu den Menschen willen, ist der Sohn Gottes Mensch geworden.

Die Unterschrift aus dem hohen Liede weiset auf Mariens wunderbare Empfängniß hin, welche auf dem Blatte eben bildlich dargestellt ist.

Der Kasten hinter Maria stellt mit Bezug auf Hebräer IX, 4 die Lade des alten Testaments dar, in welcher die goldene Urne mit dem Himmelsbrod sich befand. Die Form eines Sarges [17]) deutet zugleich den Tod des „alten" Menschen symbolisch an, gegenüber dem grünenden Stabe Aarons, der das „neue" Leben in Christo bezeichnet. Daher befindet sich auf der andern Seite des Blattes auch der Altar. Diese Ruthe Aarons kann zugleich den von urältester Zeit bis ins späteste Mittelalter [18]) vorkommenden „Baum des Lebens" bezeichnen. Aaron ist Vorbild auf Christus. Sein blühender Stab dient zum Beweis, daß sein Priesterthum ewig sei.

[17]) Das Grab des ersten Menschen Adam wurde in einer Höhle von Golgatha, gerade unter dem Orte, wo Christus den Tod erlitten, geglaubt. Mannhardt a. a. O. S. 170.

[18]) Siehe Piper, Evangelischer Kalender 1863. S. 79–83.

Kritiken und Referate.

Die preußischen Landtage während der Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach. Nach den Landtagsakten dargestellt von Dr. M. Töppen. Drei Programme des Königl. Gymnasiums zu Hohenstein von 1865, 1866 und 1867.

In der Landesgeschichte Altpreußens lassen sich drei Hauptperioden unterscheiden. Die erste umfaßt die Geschichte des deutschen Ordens in Preußen bis zur Trennung des Landes in ein Königlich Polnisches und ein im Lehnsverhältniß zur Krone Polen stehendes zunächst dem Orden verbleibendes, dann Herzogliches Preußen, die zweite den Zeitraum bis zur Erkämpfung und Sicherung der Souveränetät durch den großen Kurfürsten, die dritte, noch nicht abgeschlossene, endlich die Geschichte der allmäligen Vereinigung Altpreußens mit der preußischen Monarchie und mit dem preußischen Staate. Die Trennung Preußens bedeutet zugleich den Sieg der gegen Schluß der ersten Periode aufstrebenden ständischen Macht über die Regierungsgewalt, die Erwerbung der Souverainetät dagegen umgekehrt den Sieg der jetzt von modernen Culturideen getragenen Regierungsgewalt über die ständischen Privilegien. Diese beiden Haupteinschnitte erweisen sich auch für die Bestrebungen, die Landesgeschichte dem Andenken der Nachwelt zu erhalten von Wichtigkeit; zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts entstehen zahlreiche Chroniken, in denen mehr oder weniger glücklich der Versuch gemacht wird, ohne eigentliche wissenschaftliche Forschung, aber zum Theil noch aus der lebendigen Erinnerung heraus das Wissenswürdige der vergangenen Jahrhunderte zusammenzustellen und die im Staatsrecht eingetretenen wesentlichen Veränderungen zu erklären; dann häuft sich in der zweiten Periode wieder

das Material, so lange die Geschichte auf neuen Bahnen gewissermaßen selbstthätig bleibt, bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts das eigenartige Element aus der Landesgeschichte mehr und mehr schwindet, sie selbst also als solche mehr und mehr an praktischer Bedeutung verliert, und nur von Hartknoch ab wieder eine nur zeitweise unterbrochene Reihe von Historikern damit beschäftigt ist, Beiträge zur Kenntniß der älteren Landesgeschichte zu sammeln oder größere Abschnitte erschöpfend abzuhandeln. Erst in neuerer Zeit aber gewinnen diese Bemühungen durch eine sehr subtile Kritik der früheren Zusammenstellungen, durch die planmäßige Durchforschung der Archive, durch die gewissenhafte Benutzung der vorhandenen Urkunden bis auf die älteste Zeit zurück, und durch die Veröffentlichung derselben in Quellensammlungen einen sichern wissenschaftlichen Boden. Unter den Männern, die auf diesem noch immer lange nicht völlig durchforschten Gebiet, immer sichtend und in die Tiefe grabend, bisher thätig gewesen sind, nimmt Dr. M. Töppen, Direktor des Gymnasiums zu Hohenstein, gegenwärtig eine der ersten Stellen ein. Mit bewunderswürdiger Arbeitskraft und Vielseitigkeit zieht er aus seinem umfassenden Quellenstudium ebenso für die eigentliche Historie als für die historische Geographie Resultate, sammelt Volksthümer, forscht dem mittelalterlichen Handels- und Gewerkstreiben nach und weiß sich bei alledem in so frischer Beziehung zur lebendigen Gegenwart zu halten, daß man, auch wenn er die entlegensten Gegenstände behandelt, den Zusammenhang mit dem Näheren und Nahen nicht verliert, sei es daß er selbst Faden an Faden knüpft und uns zeigt, wie wir den letzten selbst in der Hand halten, sei es, daß er durch die Art der Darstellung und die Schreibweise in dem Leser die Empfindung weckt, als stehe derselbe noch mitten in der Welt, aus welcher er seine Mittheilungen macht. Besonders lebhaft ist diese Empfindung, wenn er politische Vorgänge der früheren Jahrhunderte darstellt, die das innere Staatsleben berühren, weil uns hier die Analogieen am nächsten liegen, und die Interessen von damals und jetzt, wenn auch bei ganz veränderter Parteistellung, in der Bekämpfung und Conservirung bestehender Rechte mit allen Machtmitteln eine gewisse Deckung finden. Er selbst reflektirt nicht, sondern bringt die Verhältnisse ganz objectiv aus sich selbst heraus zur Entwickelung, indem er treu den Quellen folgt und seine histo-

rischen Documente möglichst für sich selbst sprechen läßt, aber er befindet sich nicht in jener manchen Historikern eigenen Abhängigkeit von ihnen, die schließlich blind und einseitig macht, sondern hat offenbar, auch wenn er nur eine bestimmte Linie fixirt, stets das ganze Geschichtsbild vor Augen, dessen fernster Horizont in die Gegenwart verläuft, und fordert so den Leser unwillkürlich zur Reflexion auf. Es will uns scheinen, als ob der Politiker unserer Reichs- und Landtage keine bessere Studien machen könne, als in Töppens Berichten über die Verhandlungen der preußischen Stände vor zwei- und dreihundert Jahren; zu seiner Verwunderung wird er erfahren, daß Alles, worüber er sich den Kopf zerbrochen, nur in anderer Form schon dagewesen ist, daß dieselben Macht- und Rechtsfragen, die Regierung und Volksvertretung in Spannung setzen, schon einmal praktisch durchgehandelt sind, und daß, so sehr man auch die Beseitigung der ständischen Gliederung durch den aufgeklärten Despotismus als einen Fortschritt zu preisen berechtigt ist, unsere Väter doch der Lösung gewisser Aufgaben viel näher waren, als wir. Setzen wir statt der Stände die moderne Volksvertretung, was gar nicht so ungeheuerlich ist, da wir ja noch immer einen bevorzugten Herrenstand und einen, nur aus den Städten über das ganze Land verbreiteten Bürgerstand haben, so stehen wir noch immer vor dem Problem, wie die in ihren Interessen theilweise collidirenden Staatsgewalten so gegeneinander ins Gleichgewicht zu bringen sind, daß sie weder einander in Rechten verkümmern, noch durch ihren Einspruch den allgemeinen Fortschritt lähmen. Gerade deshalb rechnen wir es Dr. M. Töppen zum größten Verdienst an, daß er seine historischen Studien auf dieses Gebiet gelenkt hat, dessen Eröffnung aber der rein wissenschaftlichen Ausbeute auch für den Staatsmann praktischen Nutzen gewährt. Zwar fehlt uns noch immer eine vom Standpunkt des Politikers aus geschriebene Geschichte der ständischen Bestrebungen vor dem blutigen dreizehnjährigen Kriege, dieser interessantesten Periode der preußischen Geschichte, da Voigt in seinem großen Werke viel zu befangen für den Orden ist, um den Verhältnissen gerecht werden zu können, und in seiner Geschichte der Eidechsenritter kaum mehr als einen Anlauf nimmt, die großartige Bewegung in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in charakterischer Weise zu schildern; und ebenso steht noch eine, alle vorhandenen Quellen berücksichtigende

und von unparteiischem Geiste dictirte Geschichte der Kämpfe zwischen dem großen Kurfürsten und den Ständen aus, eine Geschichte, die nicht blindlings unberechenbare Erfolge künftiger Zeiten und Männer dem einen Theil in Rechnung stellt und für ihn das Urtheil der Nachwelt anticipirt, sondern auch dem Rechtsstandpunkt, wie er sich aus der Stellung der Parteien selbst heraus ergab, sein Recht läßt — aber viel, sehr viel ist durch die fleißigen Arbeiten Töppens schon gewonnen, indem er die Landtagsakten bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts der allgemeinen Kenntniß zugänglich gemacht und dadurch gewissermaßen den Schlüssel zum Verständniß der vorangegangenen und nachfolgenden Periode gegeben hat. Denn das Mittelalter kannte so schroffe Uebergänge, wie wir sie 1848 in Europa erlebt haben, nicht; seine Landesverfassungen sind stets langsam geworden, nie willkürlich gemacht, und man braucht daher den Geist ihrer Geschichte nur irgendwo zu fassen, um zugleich eine Leuchte vorwärts und rückwärts zu haben. Möge aber auch die Hoffnung nicht eitel sein, daß Dr. Töppen selbst auf dem mit so klarer Einsicht beschrittenen Wege nicht vor dem Ziel stehn bleiben, sondern uns mit der Zeit ein vollständiges Bild der altpreußischen Verfassungsgeschichte von ihren Anfängen bis zu ihrem Uebergang in die Verfassungsgeschichte der preußischen Monarchie geben werde. Er ist entschieden der Mann dazu, ein solches Werk zugleich auch so populair zu schreiben, daß es jedem Gebildeten zu Diensten stehen kann. Was er bisher in diesem Bereich geleistet, findet sich zerstreut in folgenden einzelnen Abhandlungen, die jedoch an einander genauen Anschluß haben: „Zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen (1525—1566 mit einem kurzen Rückblick auf die vorangegangene Zeit) in Raumers historischem Taschenbuche 1847, „die preußischen Landtage zunächst vor und nach dem Tode des Herzogs Albrecht" (1567—1569) in dem Programm des Gymnasii zu Hohenstein 1855, „der lange Königsberger Landtag" (1570—1577) in Raumers historischem Taschenbuche 1849 und „die preußischen Landtage während der Regentschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach," (1577—1603) in den drei Programmen des Hohensteiner Gymnasii pro 1865, 1866 und 1867. Auf den Inhalt dieser Abhandlungen näher einzugehn können wir hier erübrigen, da dieselben für die angegebene Zeit die Hauptgrundlage für einen bereits angekündigten

und für die nächsten Hefte bestimmten Artikel „die preußischen Stände bis zum Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts“ bilden und dort eingehend benutzt sind. Wir können daher darauf verweisen. ⊙

Geschichte des Deutsch-Croner Kreises von Dr. F. W. F. Schmitt. Thorn 1867. Verlag von E. Lambeck. 8°. 252 S.

Der von uns vor Kurzem angezeigten Schrift: „Der Kreis Flatow. In seinen gesammten Beziehungen dargestellt“ von Dr. F. W. F. Schmitt ist überraschend schnell eine zweite von demselben Verfasser über einen verwandten Gegenstand gefolgt: „Geschichte des Deutsch-Croner Kreises“, beide im Verlage von E. Lambeck in Thorn.

Ein Vergleich der beiden Titel zeigt sogleich, daß die Fassung der Aufgabe in beiden Schriften eine verschiedene sein müsse. In der That, während in der ersteren Geschichte und Statistik des Kreises Flatow dargestellt sind, wird in der zweiten mit Weglassung der Statistik nur die Geschichte des Kreises Deutsch-Crone dargeboten. Diese veränderte Stellung der Aufgabe hat, wie wir hören, ihren Grund in dem Mandat der Kreisststände; nach demselben sollte nur die Geschichte des Kreises als Einleitung zu einer (noch nicht erschienenen) Statistik des Kreises geliefert werden. Wir sehen hierin keinen Nachtheil für die Sache, besonders wenn die Kreisstände (um hier noch einmal den Gedanken zu wiederholen, welchen wir schon in unserem Referat über das erstere der beiden Schmitt'schen Werke aussprachen) Veranstaltung träfen, daß solche Kreisstatistiken in Zwischenräumen von einigen Jahren periodisch den veränderten Zuständen des Kreises entsprechend veröffentlicht würden.

Die Geschichte der beiden von Schmitt behandelten Kreise hat außerordentlich viel Gemeinsames. Beide haben Jahrhunderte lang zu Polen gehört und sind durch die erste Theilung Polens zu Preußen gekommen; dicht an einander grenzend, theilten beide in Krieg und Frieden, in politischer und kirchlicher Beziehung fast überall dieselben Schicksale; der Hauptunterschied ist, daß die Umgebung von Deutsch-Crone in früheren Jahrhunderten eine Zeit lang (etwa 1296—1368) zu Brandenburg gehörte, und durch seine Lage auf dem Wege, welcher den Deutschordens-

staat mit seinen Hülfsquellen in Deutschland verband, eine eigenthümliche Bedeutung gewann. Man mußte also von vorn herein darauf gefaßt sein, daß die zweite Schrift des Verfassers mit der ersten große Verwandtschaft haben würde.

Nun müssen wir aber doch bekennen, daß wir nicht wenig überrascht sind durch die Art und Weise, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. Etwa drei Viertel von dem gesammten Inhalt der zweiten Schrift in ihren beiden Haupttheilen, der Territorial- und der Culturgeschichte, — und wir glauben eher zu wenig, als zu viel zu sagen — sind wörtlich aus der ersten Schrift herübergenommen, und nur etwa ein Viertel desselben beleuchtet die der Geschichte des Kreises Deutsch-Crone eigenthümlichen Verhältnisse oder bringt doch wenigstens für die allgemeinen Gesichtspunkte die Beispiele und Beläge aus der Geschichte dieses Kreises. Unabhängiger von der ersten Schrift ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, die Einleitung, in welcher die geographische Lage und die physische Beschaffenheit des Kreises geschildert wird, und der dritte Hauptabschnitt, welcher historische Nachrichten über die einzelnen Ortschaften im Kreise liefert.

Wir geben gerne zu, daß das Buch auch bei dieser Art der Ausführung für den Laien brauchbar, belehrend und anziehend sich erweisen werde; ja sogar, daß nur wenige Kreise bis dahin eine so gut und mit solcher Sachkenntniß geschriebene Kreisgeschichte besitzen, als diese es ist; endlich, wir wünschen ihr im Interesse des Kreises selbst, den sie behandelt, eine recht weite Verbreitung besonders unter den Kreiseingesessenen. —

Aber etwas Fabrikmäßiges hat die Arbeit doch, und im Interesse der Wissenschaft erheben wir unsere Bedenken.

Soll die wissenschaftliche Darstellung der allgemeinen Landesgeschichte durch die jetzt zahlreich vorbereiteten Kreisgeschichten wirklich gefördert werden — und diesen Gesichtspunkt möchten wir empfehlen, nie aus den Augen zu lassen — so muß das Allgemeine und Bekannte, was aus leicht zugänglichen Büchern entnommen werden kann, für die Kreisgeschichte in möglichst knapper Form, und nur so weit, als es zum Verständniß dieser letzteren unumgänglich nothwendig ist, herangezogen werden. Dagegen müßte der Verfasser einer Kreisgeschichte diejenigen Lebensverhältnisse, welche sich innerhalb des Kreises, den er sich zur Bearbeitung erwählt hat,

in besonders eigenthümlicher und prägnanter Weise entfalten, mit liebevoller Vertiefung verfolgen und erörtern, und wo sich dergleichen Verhältnisse (was doch nur selten der Fall sein dürfte) überhaupt nicht vorfinden, die allgemein bekannten wenigstens vorwiegend durch detaillirte Exemplification aus der beschränkten Sphäre seines Objectes dem Leser recht nahe führen. Dabei müßte er sich nicht scheuen, seine Quellen und Beiäge im Einzelnen überall genau nachzuweisen, ohne ängstliche Scheu davor, daß ein beträchtlicher Theil seiner Leser diese sorgfältige Begründung durch einen fortlaufenden Citatenrand für überflüssig, ja für lästig erachten möchte. Dann würde die Specialgeschichte auch des entlegensten Kreises, auch eines unscheinbaren Landstädtchens, einer gewöhnlichen Landkirche, einer anspruchslosen Stiftung doch einen willkommenen Beitrag zum Verständniß allgemeiner Verhältnisse, und einen festen Grund, auf dem man weiter bauen könnte, als Ergebniß soliderer Art aufzuweisen haben. Referent glaubte in einer Geschichte des Amtes und der Stadt Hohenstein, welche er vor Jahren zusammenzustellen Veranlassung hatte (in einigen Exemplaren noch bei Th. Bertling in Danzig vorhanden), den hier bezeichneten Grundsätzen folgen zu müssen und gedenkt ihnen auch in einer längst vorbereiteten Geschichte Masurens zu folgen, für welche eine Reihe von Abhandlungen: „Die Errichtung der Elementarschulen im Ortelsburger Hauptamte unter der Regierung Friedrich Wilhelms I.", „Die Theilung der Diöcese Ermeland zwischen dem deutschen Orden und dem ermeländischen Bischofe", „Ueber preußische Lischken, Flecken und Städte, ein Beitrag zur Geschichte der Gemeindeverfassungen in Preußen", endlich „Aberglauben aus Masuren" in dieser Zeitschrift abgedruckt (die letztere auch abgesondert in zweiter Auflage bei Th. Bertling in Danzig erschienen), als Vorarbeiten veröffentlicht sind.

Hohenstein im December 1867.

Dr. M. Töppen.

Die Königsberger Volkszählung vom 3. December 1864. Bericht über die Mitwirkung der Commune an der Zählungs-Ausführung und deren Resultate. Königsberg in Pr. 1867. Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Bei der im preußischen Staate am 3. December 1861 durchgeführten Volkszählung wurde zum erstenmal wirklich gezählt und zwar unter Mitwirkung der Communen. Die in vieler Beziehung sehr interressanten Resultate dieser Zählung veranlaßten die Communalbehörden von Berlin eine Bearbeitung der Wohnungs- und Haushaltungsverhältnisse der Bewohner ausführen und veröffentlichen zu lassen. Diese Arbeit, welche von Herrn Dr. Neumann in höchst zweckmäßiger Weise durchgeführt wurde, erregte bei ihrem Erscheinen (1863) die allgemeine Aufmerksamkeit und mußte namentlich vom ärztlichen Standpunkte mit Freude begrüßt werden, weil sie für hygieinische und ätiologische Studien mannigfaches Material darbot. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse beschlossen die Communalbehörden von Königsberg bei der allgemeinen Zählung vom 3. December 1864 dem Beispiel der Residenz zu folgen und genau in derselben Weise die Königsberger Wohnungsverhältnisse festzustellen. Die Urlisten wurden Herrn G. Nitschmann zur Anfertigung der tabellarischen Zusammenstellungen und diese wiederum Herrn Stadtrichter E. Wichert zur Bearbeitung übergeben. Als Resultat dieser Arbeit liegt uns jetzt der obengenannte Bericht vor und die Bewohner von Königsberg können stolz darauf sein, daß die Vertreter ihrer Stadt die einzigen im preußischen Staate gewesen sind, welche dem schönen Beispiele der Residenz gefolgt sind. Was die Bearbeitung selbst anbetrifft, so muß dieselbe als eine sehr gelungene bezeichnet werden. In der Hauptsache ist der Berliner Bericht als Muster benutzt worden, was nothwendig war, weil sonst eine Vergleichung der Verhältnisse beider Städte unmöglich wäre, doch sind einige Parthien des Berichts ganz neu und für Königsberg eigenthümlich.

Bei der Reichhaltigkeit des in gedrängter Kürze dargebotenen Materials ist es unmöglich, den ganzen Inhalt des Berichtes hier anzuführen, es soll daher nur eine Uebersicht desselben gegeben und einzelne Abschnitte etwas genauer besprochen werden. —

Der Bericht zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste „die Aus-

führung der Zählung, sowie die Erläuterung der Zählungsresultate" enthält. Nach einigen vorbereitenden Capiteln über die geschäftlichen Vorbereitungen der Zählung und die Einrichtung der Listen, finden wir in einer Einleitung einige Angaben über ältere Volkszählungen, über die Zunahme der Bevölkerung Königsbergs u. s. w. und dann einen Abschnitt über „die Territorial-Abgrenzungen innerhalb des Königsberger Communalbezirks."

Die Stadt ist in 36 Bezirke eingetheilt, welche behufs der Polizeiverwaltung in 8 Polizeidistrikte vereinigt sind. Diese Distrikte der statistischen Arbeit zu Grunde zu legen, erschien aus mancherlei Gründen nicht passend, es wurden vielmehr die aus alter Zeit allgemein bekannten Stadttheile, welche ebenfalls aus den Stadtbezirken zusammengesetzt werden, zu diesem Zwecke herangezogen. Diese 13 Stadttheile sind:

1.	Schloßfreiheit	gebildet vom Bezirk 1.
2.	Altstadt A.	" " " 2 und 3.
3.	Altstadt B.	" " " 4 und 5.
4.	Löbnicht	" " " 25 und 26.
5.	Kneiphof	" " " 28 und 29.
6.	Steindamm	" " " 6, 7, 8, 9, 10, 11.
7.	Tragheim	" " " 12, 13, 14, 15.
8.	Roßgarten	" " " 16, 17, 18, 19.
9.	Königsstraße	" " " 20 und 21.
10.	Sackheim	" " " 22, 23, 24.
11.	Vorstadt	" " " 30, 31, 32.
12.	Haberberg	" " " 27, 33, 34, 35.
13.	Nasser Garten	" " " 36.

Diese Stadttheile sind dem Umfang und der Bevölkerung nach außerordentlich verschieden, denn der kleinste, Schloßfreiheit, enthält nur 33,8 Morgen und 1197 Bewohner, Steindamm 166,7 Morg. und 13,066 Bew., Haberberg 354,9 Morg. und 11,496 Bew.; da es sich aber hier nur um Verhältnißzahlen handelt, so hat jene Verschiedenheit keinen Nachtheil. Ein in Farbendruck ausgeführter Plan von Königsberg zeigt die Eintheilung in Stadtbezirke und Stadttheile.

Es folgt der erste Abschnitt des Berichts „die Bevölkerung Königsbergs".

Die communale Zählung ergab eine Civilbevölkerung von 94,749 Seelen, bei dem Militär wurden gezählt 5511 aktive Militärs und 1154 Angehörige derselben, die Gesammtbevölkerung betrug also 101,414 Seelen. — Die Civilbevölkerung, welche in dem Bericht allein berücksichtigt werden wird, bilden 18,952 Haushaltungen, so daß auf jede Haushaltung im Mittel 5 Personen kommen. Es werden nun die Haushaltungsverhältnisse nach den verschiedensten Beziehungen zusammengestellt und erläutert. Hier wollen wir nur zwei Punkte besprechen.

Pag. 19 finden wir eine Zusammenstellung der Grundstücke und Haushaltungen nach den verschiedenen Stadttheilen, je nachdem dieselben von ihren Eigenthümern oder nur von Miethern bewohnt werden, ein Verhältniß, welches in dem Berliner Bericht nicht berücksichtigt ist. Daraus ergiebt sich, „daß in Königsberg mehr als die Hälfte sämmtlicher Grundstücke ($55,_7$ %) den ursprünglichen Hauptzweck, dem Eigenthümer eine Wohnung zu verschaffen, verloren haben, und nur dem Zweck des Vermiethens dienen“. Nach den einzelnen Stadttheilen variiren diese Zahlen sehr, auf dem Nassen Garten bilden die Miethshäuser nur $22,_0$ %, auf der Königsstraße dagegen $80,_2$ %, während die übrigen Stadttheile zwischen diesen Extremen liegen.

Pag. 28 sind die Haushaltungen für jeden Stadttheil angegeben, welche Dienstboten halten. Daraus ergiebt sich, daß in Königsberg $28,_6$ % aller Haushaltungen Dienstboten halten, „während in Berlin nur $21,_6$ % der Haushaltungen (13,067) in derselben Lage sind. Dieses Ergebniß ist auffallend und zeigt, daß nicht allein die Wohlhabenheit einer Stadt in dieser Beziehung bestimmend ist, sondern die Sitte. — Besonders interessant erscheint die Verschiedenheit dieses Verhältnisses nach den einzelnen Stadtheilen, und ordnen sich dieselben nach der Procentzahl der Haushaltungen, welche Dienstboten halten, in folgender Weise:

1. Schloßfreiheit	mit	$67,_2$ %
2. Vorstadt	„	$47,_9$ „
3. Altstadt A.	„	$45,_3$ „
4. Kneiphof	„	$39,_9$ „
5. Löbnicht	„	$35,_5$ „
6. Tragheim	„	$30,_0$ „

7. Roßgarten	mit	27,2 %
8. Sackheim	„	25,4 „
9. Steindamm	„	23,3 „
10. Königsstraße	„	22,1 „
11. Altstadt B.	„	20,0 „
12. Haberberg	„	19,0 „
13. Nasser Garten	„	18,5 „
Königsberg	„	28,6 „

Hier bestimmt wohl hauptsächlich die Wohlhabenheit der Bewohner und ihr Stand die verschieden hohen Verhältnißzahlen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wir in der Beschreibung Königsbergs von v. Baczko eine Einwohnertabelle dieser Stadt vom Jahre 1786 nach den Stadttheilen geordnet finden, in welcher die männlichen und weiblichen Dienstboten für jeden Stadttheil besonders aufgeführt sind. Allerdings kann diese Tabelle nicht ganz richtig sein, denn sie schließt mit einer Gesammtsumme von 48,893 ab, während die Bevölkerung damals aus 55,591 Seelen bestand, auch sind einzelne Stadttheile etwas anders abgegrenzt als jetzt, aber diese Umstände haben keinen wesentlichen Einfluß auf die Größe der Verhältnißzahlen und es ist jedenfalls interessant, die Resultate zweier Zählungen, welche um 78 Jahre auseinander liegen, zu vergleichen. Natürlich können wir hier nur die Procentzahlen der Dienstboten von der Gesammtzahl der Einwohner jedes Stadttheils berechnen, wodurch die oben angeführte Reihe für das Jahr 1864 etwas verändert wird. Die Dienstboten betrugen demnach

1864:		1786:	
1. Schloßfreiheit	27,1 %	1. Burgfreiheit	17,9 %
2. Vorstadt	16,0 „	2. Kneiphof	16,9 „
3. Altstadt A.	15,1 „	3. Altstadt A.	15,5 „
4. Kneiphof	14,0 „	4. Vord. Vorstadt	14,5 „
5. Löbnicht	9,8 „	5. Löbnicht	13,4 „
6. Tragheim	8,9 „	6. Roßgarten	9,7 „
7. Roßgarten	8,5 „	7. Königsstraße	7,7 „
8. Steindamm	7,6 „	8. Tragheim	7,1 „
9. Sackheim	7,5 „	9. Steindamm	6,9 „

1864:		1786:	
10. Haberberg . .	6,5 % .	10. Laak, Lastadie . .	6,3 %
11. Königsstraße . .	6,5 „ .	11. Sackheim	6,2 „
12. Altstadt B. . .	6,2 „ .	12. Hint. Vorstadt, Alter und Nasser Garten	3,8 „
13. Nasser Garten .	3,8 „ .	13. Haberberg	3,8 „
Königsberg .	9,3 „	Königsberg .	9,2 „

Es ist überraschend, wie sehr diese beiden Reihen übereinstimmen, die Zahlen für die ganze Stadt sind dieselben und die Stadttheile, welche mit ihren Verhältnißzahlen über dem Mittel bleiben, stehen fast in derselben Reihenfolge oben an. Die ungewöhnliche Stabilität der Bevölkerungsverhältnisse, welche an diesem Beispiel hervortritt, läßt sich für Königsberg auch noch an anderen nachweisen. —

Der zweite Abschnitt behandelt die Wohnungen je nach ihrer Höhenlage in verschiedenen Stockwerken und je nach ihrer Räumlichkeit, bestimmt durch die Zahl der heizbaren Zimmer. Nachdem die Höhenlage der Wohnungen für Vorder- und Hinterhäuser gesondert und mit Berücksichtigung der Benutzungsweise in den einzelnen Stadttheilen nachgewiesen ist, finden wir in der Procenttabelle No. IX eine übersichtliche Zusammenstellung der betreffenden Verhältnisse. Von sämmtlichen Einwohnern Königsbergs wohnen

in Kellerwohnungen .	3,0 %
im Entresol	0,3 „
„ Parterre	48,9 „
„ 1. Stock	29,9 „
„ 2. „	14,2 „
„ 3. „	3,5 „
„ 4. Stock und mehr	0,2 „

Danach wohnt beinahe die Hälfte aller Einwohner in Parterrewohnungen. Behufs einer Vergleichung mit Berlin wollen wir noch eine Zusammenstellung der Wohnungen nach der Höhenlage hier mittheilen. Von sämmtlichen Wohnungen liegen

	in Königsberg:	in Berlin:
im Keller . . .	2,8 % . . .	9,4 %
„ Entresol . .	0,3 „ . . .	0,2 „

	in Königsberg:	in Berlin:
im Parterre	45,7 %	31,0 %
„ 1. Stock	31,9 „	24,0 „
„ 2. „	15,3 „	22,2 „
„ 3. „	3,7 „	17,0 „
„ 4. „	0,3 „	5,7 „

Danach ergiebt sich, daß in Königsberg viel mehr Wohnungen im Parterre und im 1. Stockwerk, viel weniger im Keller und in den obern Stockwerken vorhanden sind, als in Berlin.

In den verschiedenen Stadttheilen sind die Procentzahlen für die einzelnen Höhenlagen der Wohnungen außerordentlich verschieden. Die Kellerwohnungen sind am häufigsten auf dem Roßgarten (4,8 %), am seltensten auf dem Nassen Garten (0,4 %), die Parterrewohnungen schwanken zwischen 89,4 % (Nasser Garten) und 25,7 % (Altstadt A), die Wohnungen im ersten Stock zwischen 37,3 % (Altstadt B) und 10,0 % (Nasser Garten), die Wohnungen im zweiten Stock zwischen 29,8 % (Kneiphof) und 0,2 % (Nasser Garten), die Wohnungen im dritten Stock zwischen 15,6 % (Altstadt A) und 0,0 % (Nasser Garten) u. s. w.

Was die Räumlichkeit der Wohnungen anbetrifft, so finden sich unter sämmtlichen Wohnungen solche

	in Königsberg	in Berlin
mit 1 Zimmer	62,9 %	49,7 %
„ 2 „	18,4 „	26,4 „
„ 3 „	7,8 „	12,3 „
„ 4 „	5,1 „	10,2 „ (4 bis 7 Zimmer zusammen)
„ 5 bis 7 Zimmer	4,4 „	
„ 8 und mehr Zimmer	1,4 „	1,4 „

Danach ist also die Räumlichkeit der Wohnungen in Königsberg viel geringer als in Berlin. —

Die einzelnen Stadttheile weichen vom Mittel sehr bedeutend ab und es schwanken die Procentzahlen bei den Wohnungen von 1 Zimmer zwischen 89,6 % (Nasser Garten) und 22,3 % (Schloßfreiheit), bei denen von 2 Zimmern zwischen 25,9 % (Vorstadt) und 8,8 % (Nasser Garten), bei denen von 3 Zimmern zwischen 12,6 % (Kneiphof) und 1,2 % (Nasser

Garten), bei denen von 4 Zimmern zwischen 16,4 % (Schloßfreiheit) und 0,4 % (Nasser Garten), bei denen von 5—7 Zimmern zwischen 21,0 % (Schloßfreiheit) und 0,4 % (Nasser Garten), bei denen von 8 und mehr Zimmern zwischen 6,3 % (Schloßfreiheit) und 0,0 % (Nasser Garten). —

An diesen soeben besprochenen Abschnitt schließt sich noch eine Untersuchung über das Verhältniß der Bewohner zu den Wohnungen, über die Bewohnerdichtigkeit. Danach kommen im Mittel auf jede Wohnung 5 Personen und änderte sich diese Zahl nach den einzelnen Stadttheilen nur in sehr engen Grenzen, dagegen schon mehr nach der Höhenlage der einzelnen Wohnungen und besonders nach ihrer Räumlichkeit. Es sind nämlich gezählt worden auf jede Wohnung:

im Keller	durchschnittlich . . .	5,3	Bewohner,
„ Entresol	„ . . .	4,1	„
„ Parterre	„ . . .	5,3	„
„ 1. Stock	„ . . .	4,4	„
„ 2. „	„ . . .	4,6	„
„ 3. „	„ . . .	4,7	„
„ 4. „	„ . . .	4,0	„

dagegegen finden sich Bewohner in jeder Wohnung

von 1 Zimmer . . .	durchschnittlich . . .	4,5	Bewohner,
„ 2 „ . . .	„ . . .	4,9	„
„ 3 „ . . .	„ . . .	5,6	„
„ 4 „ . . .	„ . . .	6,6	„
„ 5 bis 7 Zimmern .	„ . . .	8,5	„
„ 8 u. mehr „	„ . . .	10,5	„

Daraus geht schon hervor, daß in den verschiedenen Wohnungen die Zahl der Bewohner nicht proportional der Zahl der Zimmer zunimmt. Zur Feststellung dieser Verhältnisse giebt der Bericht noch eine besondere Tabelle, aus welcher hervorgeht, daß sich auf jedes Zimmer in den Wohnungen

von 1 Zimmer . . .	finden . . .	4,5	Bewohner,
„ 2 „ . . .	„ . . .	2,5	„
„ 3 „ . . .	„ . . .	1,9	„
„ 4 „ . . .	„ . . .	1,8	„
„ 5 bis 7 Zimmern	„ . . .	1,4	„
„ 8 und mehr „	„ . . .	1,1	„

Man sieht also, daß die Bewohner größerer Wohnungen unverhältnißmäßig besser situirt sind als diejenigen, welche in kleinen Wohnungen sich aufhalten müssen. —

In dem dritten Abschnitt finden wir einen Gegenstand behandelt, welcher für die Beantwortung hygieinischer Fragen von besonderm Interesse ist und dessen Berücksichtigung hier durch die Choleraepidemie vom Jahr 1866 angeregt wurde. Die einzelnen Theile von Königsberg liegen in sehr verschiedener Höhe über dem Wasserspiegel des Flusses und findet sich nach anderweitigen Erfahrungen darin ein wichtiges Moment für eine sehr verschiedene Prädisposition zur Choleraerkrankung. Es war in den letzten Jahren ein ziemlich genauer Situationsplan der Stadt als Vorarbeit für die projectirte Wasserleitung aufgenommen worden und ließ sich nach diesem ein Höheplan in 8 Zonen von 10 Fuß Spatium anfertigen, so daß die niedrigste bewohnte Zone zwischen 10 und 20′, die höchste zwischen 80 und 90′ über dem Nullpunkt des Pegels liegt. In Farbendruck ausgeführt ist dieser Plan dem Bericht beigegeben und liefert ein anschauliches Bild der Höhenverhältnisse Königsbergs, während in der darauf folgenden Tabelle der Flächeninhalt und die absolute und relative Bewohnerzahl jeder Zone angegeben sind. Es geht daraus hervor, daß die niedrigste Zone den größten Flächeninhalt ($1010{,}_6$ Morgen) und die niedrigste Bevölkerungsziffer (32 pro Morgen), die höchste Zone dagegen den geringsten Flächeninhalt ($4{,}_1$ Morgen) und die höchste Bevölkerungsziffer (248 pro Morgen) zeigt, während die andern Zonen sehr wechselnde Verhältnisse bemerken lassen. — Zwei Stadttheile, Kneiphof und Nasser Garten liegen ganz in einer Zone, nämlich in der untersten, alle andern in mehreren und zeigen dann in diesen einzelnen Abtheilungen eine sehr verschiedene Dichtigkeit der Bevölkerung, welche in dem in der untersten Zone liegenden Theil des Steindamms auf (430) Bewohner pro Morgen steigt. —

Der zweite Theil des ganzen Berichtes enthält die Tabellen über die Resultate der Zählung.

Ich möchte diese Anzeige nicht schließen ohne den Wunsch auszusprechen, daß auch die Resultate der letzten Volkszählung vom 3. December c. in ähnlicher Weise bearbeitet und herausgegeben werden möchten; denn erst bei einer wiederholten Bearbeitung werden sich manche Momente mit größerer

Sicherheit feststellen lassen. Außerdem hat es aber auch ein besonderes Interesse zu sehen wie einzelne Verhältnisse sich mit der Zeit ändern theils zum Bessern, theils zum Schlimmern. Auch würde es wohl möglich sein in einer neuen Bearbeitung noch einige Punkte zu berücksichtigen, welche namentlich vom ärztlichen Standpunkt als wünschenswerth bezeichnet werden müssen. Dahin gehört zuvörderst eine Zählung der Einwohner nach Stand und Beschäftigung, wie sie der Berliner Bericht von 1861 enthält. Das Material für eine derartige Zusammenstellung liegt in den Urlisten. Für einen zweiten Gegenstand aber, welchen der Berliner Bericht berücksichtigt hat, enthalten unsere Urlisten leider keine Angaben, nämlich für die Bezeichnung des Geburtsorts der Bewohner und doch ist eine solche sehr interessant, und es würde sich daraus ergeben, daß eine überraschend große Zahl der Königsberger nicht in der Stadt geboren ist. —

W. Schiefferdecker.

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Neue Ausgabe. I. Band. 1. Lieferung. 35 S. Lex.-8°. Elberfeld. 1868. Verlag von R. L. Friderichs.

Die rühmlichst bekannte Ausgabe der Werke Shakspere's von Delius wird neu in zwei Bänden erscheinen. Der erste soll in 24 Lieferungen die Comedies und Histories, der zweite in 16 Lieferungen die Tragedies, die Poems, biographische Notizen und einen Index bringen.

Diese neue billige Ausgabe wird ohne Frage zur Erreichung des Zwecks, welcher der Shakspere-Edition durch Delius zu Grunde gelegen hat, wesentlich förderlich sein. Das Werk ist weniger für Shakspere-Forscher, als vielmehr für Shakspere-Leser berechnet, welche in das Verständniß schwieriger Stellen des Originals schnell wollen eingeführt werden. Es bietet denjenigen, der überhaupt Shakspere im Original zu lesen im Stande ist, die Möglichkeit, ohne Hilfe weitläufiger Commentare, ja auch nur des Lexicons sich des Inhalts der Shakspereschen Schöpfungen leicht zu bemächtigen. Dazu giebt es denjenigen, der auf ein Shakspere-Studium sich einzulassen gewillt ist, Notizen und Fingerzeige genug, um in zweckmäßiger und erfolgreicher Weise mit der Ausführung seines Vorhabens zu beginnen.

Die vorliegende erste Lieferung enthält The Tempest. Was von den Deliusschen Erklärungen so eben im Allgemeinen gesagt wurde, gilt auch für die Noten zu diesem Stücke. In der Einleitung wird über die erste Ausgabe und die früheste Notiz vom Tempest kurz berichtet, auf die Beziehungen hingewiesen, welche Malone zwischen dem Shakspereschen Schauspiel und zwischen verschiedenen Reiseberichten von einem Seesturm und Schiffbruch an den Bermudasinseln im J. 1609 hervorgehoben hat, die Erzählung des betreffenden Ereignisses aus Howes' Ergänzung zu Stowe's Annalen wörtlich angeführt und über die Quellen gesprochen, welche Shakspere für sein Drama theils wahrscheinlich benutzt hat, theils benutzt haben könnte. Im Folgenden werden dann einige Werke mit Auszügen citirt, welche zur Beleuchtung einzelner Scenen und Stellen von Wichtigkeit sind, zu A. 1, Sc. 1. Lord Mulgrave's Aufsatz Shakspere's Anwendung nautischer Ausdrücke, zu A. 1, Sc. 2. Eden's Historye of Travayle in the West and East Indies, zu A. 2, Sc. 1. Florio's Uebersetzung des Montaigne, und Markham's Buch: Hunger's Prevention, zu A. 4, Sc. 1. Lord Sterline's Tragedie of Darius, zu A. 5, Sc. 1. Golding's Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen.

In Bezug auf die Ausstattung ist zu bemerken, daß die Erklärungen nicht kleiner gedruckt sind, als in der umfänglicheren Ausgabe. Das ganze Werk wird zu dem Subscriptionspreise von 5 Thlr. 10 Sgr., die Lieferung zu 4 Sgr. abgelassen; es kann aber nur auf das complette Werk subscribirt werden. Die Billigkeit des Preises ermöglicht die Anschaffung des Werkes in weiten Kreisen. —t.

Die königliche Deutsche Gesellschaft

hat im Jahre 1867 nicht mehr als vier öffentliche Sitzungen gehalten. In der Festsitzung am 18. Januar hielt Geh.-Rath Prof. Dr. **Schubert** nach einigen einleitenden Bemerkungen über die im verflossenen Jahre vorgekommenen Personal-Veränderungen innerhalb der Gesellschaft, einen Vortrag „**Ueber die Erweiterung des preußischen Staatsgebiets seit der Erhebung Preußens zum Königreich bis zum Jahre 1866.**“[1])

[1]) Abgedruckt Altpr. Mtsschr. IV, 28—53.

— In der zweiten Festsitzung am 22. März sprach Oberbibliothekar Prof. Dr. Hopf „Ueber das Khalifat in Cordova unter Abdorrahman III.“ — In der ordentlichen Sitzung am 15. April sprach zuerst Prof. Dr. Hagen „Ueber Peter Cornelius,“[1]) darauf theilte Prediger Dr. Voigdt Nachrichten mit „Ueber das ehemalige Blandausche Lehrinstitut, nach Mittheilungen des Oberlehr. Heydenreich.“[2]) (Dieses Institut wurde gegründet 1790 in Schirwindt von Cälestin Gotthold Hassenstein, ward 1811 nach dem Gute Blandau, 1822 zurück nach Schirwindt verlegt und daselbst 1825 aufgelöst; Hassenstein † 1827.) — Am 5. December hielt die Gesellschaft ihre Schlußsitzung, in welcher Prof. Dr. Nesselmann „Mittheilungen aus seiner neuen Uebersetzung der Dichtungen von Chr. Donalitius“ machte. Nachdem die öffentliche Sitzung in eine geheime verwandelt worden war, wurde zur Wahl neuer Mitglieder geschritten. Vorgeschlagen und auch gewählt wurden Prof. Dr. John, Oberlehrer Dr. Bujack, Prof. Dr. Jordan, Stadtgerichtsrath E. Wichert, Stadtgerichtsrath L. Passarge. Verluste hat die Gesellschaft im Laufe dieses Jahres nicht zu beklagen gehabt.

N.

Alterthumsgesellschaft Prussia.

(Vgl. IV, 672 ff.)

29. Nov. Als Geschenk für die Alterthumssammlung hat das Mitglied Hr. Hotelbesitzer Braune in Insterburg einen Axthammer aus Serpentinstein (gefunden bei Verschkallen, Kr. Insterburg, 3 Fuß tief im Moorboden, eingesandt, ein schönes und besonders insofern interessantes Exemplar, als es abweichend von der gewöhnlichen Form der Steinhämmer eine überhängende Schneide (wie bei einer Axt) hat, und als das Bohrloch unten kleiner als oben ist, so daß man annehmen muß, der Schaft sei oben verkeilt gewesen. — Hr. Prof. Dr. A. Hagen legt mit Hinweis auf die in der Sitzung v. 27. Sept. über Joh. Hermann gemachten Mittheilungen (vgl. IV, 673) einen bei einem hiesigen Tischler aufgefundenen leider schon

[1]) Abgedruckt a. a. O. IV, 218—237.
[2]) Kommt im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift zum Abdruck.

etwas defecten Kupferstich dieses Königsberger Künstlers zur Ansicht vor, darstellend den Leichenzug des großen Kurfürsten. — Von Herrn Gutsbesitzer Minden werden folgende Gegenstände herumgezeigt u. erklärt: 1) ein in seinem Besitz befindliches „Oelbild 28 Zoll hoch, 22 Zoll breit: Kant's Apotheose F. F. Tietz fec. 1804 mit folgenden Figuren: die Zeit u. die Wahrheit; letztere zeigt auf Kant's Porträt, über welchem ein Engel mit einer Schlange in der Hand schwebt; ein liegender Engel einen Prüfstein haltend blickt nach dem Bilde des Weltweisen und stützt sich auf die Werke Kants, auf denen eine Posaune ruht; im Hintergrunde der Tempel des Ruhms. 2) ein 3 Zoll hoher schwarz lackirter Zinnguß in Medaillonform mit Kants Portrait nach Richard Collin; Eigenthum einer Dame, welche selbiges im J. 1829 von einem Zeitgenossen u. Verehrer Kants, dem ehemaligen Registrator beim kgl. Stadtgericht Planckmeister (der in Königsberg studirte u. als ein feingebildeter Mann bekannt war) zum Geschenk erhalten hat. Der Name J. Kant ist unten an der breiten Seite des Brustbildes zu sehen. 3) Drei Portraits des bekannten Trenck. a) Das wol älteste derselben trägt als Zeichen des Kupferstechers: I: K: fc; selbiges ist in Medaillonform, hat die Aufschrift: „Semper idem“ u. die Unterschrift: „Fridrich Freyherr von der Trenck Herr der Herrschaft Zwerbach und Grabeneck in Oestreich und Erbherr auf Grosſ Scharlach in Preusſen, geboren 1726 in Königsberg.“ Darunter ist ein schiefliegender Stein in Oblongform angebracht, auf welchem in einer Landschaft zur Rechten ein Löwe, der von Bienen verfolgt wird u. zur Linken verschiedene Marterwerkzeuge liegen. b) Das zweite Bild ist im Portrait wol nur als eine Copie des vorhergehenden zu betrachten, hat eine Einfassung von Lorbeerzweigen, die emblematische Darstellung fehlt hier. c) Das dritte Bild gehört jener bekannten bei Gebr. Schumann in Zwickau erschienenen Portraitsammlung an u. ist von Gustav Zumpe in Stahl gestochen.“ — Dem als Gast anwesenden hiesigen Kaufmann Hrn. Wittich, einem Verwandten Kants schwesterlicher Seite, ist die Gesellschaft zu großem Danke verpflichtet für die Vorzeigung mehrerer Reliquien Kants, darunter ein silberner Eßlöffel, ein kleines silbernes Besteck, welches unter andern auch ein Doppel-Schreibtäfelchen von Elfenbein birgt mit schon stark verwischten Bleistiftnotizen von Kants Hand. Referent vermag noch folgendes zu lesen ohne indeß für die Richtigkeit einzustehen (auf dem

einen Täfelchen:) „Die reale Unterschiede der logischen actuum sind nicht mit | das absolute der Handlg. des Verstandes geht auf das obiect | das relative auf andere Vorstellg. geht auf die . . . . . . | Die reale unterschiede der Begriffe sind wesentlich die logische | willkührlich e. g. substanz ist . . . aber . . . | sey wechselsweise" | (auf dem andern: 3 Reihen ähnliche Inhalts, wie die auf dem vorigen; dann folgende Notiz:) „Guilielmi Tyrii Historia belli sacri | cum continuatione Heroldi Basel. 1549;" endlich ein von Justiz-Commissarius Radtke angefertigtes „Inventarium über den Nachlaß des allhier am 12. Februar 1804 verstorbenen Herrn Professor Immanuel Kant. Neben-Exemplar." — Herr Dr. Lohmeyer giebt einen kurzen „Bericht über einen Besuch, welchen er im verflossenen Sommer der heidnischen Gräberstätte von Gruneiken (s. Altpr. Mtsschr. 1864. S. 561) abstattete. Wegen der Kürze der Zeit konnte er nur drei Gräber öffnen, deren Bauart sich als eine sehr einfache zeigte. Die Urnen waren ohne schützende Steinwand in den Sand gestellt, über jede ein glatter Deckstein gelegt, der sie regelmäßig zerdrückt hatte; über dem Grabe, fast unmittelbar unter dem Rasen lag immer eine einfache Schicht von Steinen, und das Ganze umgab ein einfacher Steinkranz. Zwei Gräber enthielten neben den Scherben, welche in dem einen von drei bis vier Urnen herzurühren schienen, nur Knochensplitter; in dem dritten aber, welches wol die doppelte Größe hatte (reichlich 10 Fuß im Durchmesser), aber nur Reste einer einzigen Urne enthielt, fanden sich zwei glatte Bernsteinperlen, ein Stückchen Glasfluß, eine vollkommen gut erhaltene $2\frac{1}{2}$ Zoll lange Spange u. Bruchstücke anderer Schmucksachen von Bronze. Noch einige andere von dort herstammende Gräberfunde sieht sich Dr. Lohmeyer durch die Freundlichkeit des Besitzers derselben, des Herrn Rittergutsbesitzers Burchard-Kieselkehmen, in den Stand gesetzt vorzuzeigen. Es ist durchaus wünschenswerth, daß, wenn die Oeffnung heidnischer Gräber u. die in ihnen gefundenen Gegenstände für wissenschaftliche Untersuchungen, zumal für die Entscheidung der Frage, welchem Volke jene angehören, von Werth sein sollen, eine genaue Beschreibung sowol der Lokalität im Ganzen als der einzelnen Gräber (wo möglich mit Zeichnungen) gegeben u. die gefundenen Gegenstände lediglich nach Gräbern geordnet aufbewahrt werden." δ

Mittheilungen und Anhang.

Das Germanische Museum zu Nürnberg.

Herr Baurath A. Essenwein, erster Vorstand des Germanischen Museums zu Nürnberg, wandte sich kürzlich mit einem sehr liebenswürdi- Schreiben an den Unterzeichneten, worin er klagt, daß dem Museum aus Norddeutschland verhältnißmäßig wenig Mittheilungen zugehen und bittet um lebhafteres Interesse für diese deutsche National-Anstalt.

Das Germanische Museum, welches sein Entstehen[1]) vor 14 Jahren dem edlen Freiherrn Dr. von und zu Aufseß verdankt, hat sich eine größere und umfassendere Aufgabe gestellt, als irgend ein Institut ähnlicher Art in Deutschland. Es begann ohne alle Mittel und hat, Dank der Beihülfe der ganzen deutschen Nation, unter der umsichtigen Leitung trefflicher Männer während der kurzen Zeit seines Bestehens schon sehr Bedeutendes, ja Großes geleistet.

Das Museum strebt dahin, eine nach jeder Seite hin belehrende Sammlung von Gegenständen aller Art zu bilden, welche die politische, die Kunst- und Culturgeschichte Deutschlands seit der ältesten Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters veranschaulicht. Dasselbe will[2]) ein genaues Repertorium über das ganze Quellen-Material für deutsche Geschichte, Literatur und Kunst aufstellen, ein diesem Umfange entsprechendes Museum (bestehend in Archiv, Bibliothek, Kunst- und Alterthums-Sammlung) errichten und Beides allgemein zugänglich und nutzbar machen. Das

---

[1]) Vgl. Hektor, Geschichte des Germanischen Museums (Nürnberg 1863).

[2]) Vgl. Organismus des Germanischen Museums (Nürnberg 1855).

Museum besitzt gegenwärtig bereits außer einem großen Grundstücke in Nürnberg, eine Bibliothek von 60,000 Bänden, welche zu möglichster Vollständigkeit auf dem Gebiete der deutschen Geschichte gebracht werden soll, ein sehr reiches Archiv (15,000 Nummern) mit den wichtigsten Documenten aus allen Theilen Deutschlands, eine sehr bedeutende Kunst- und Alterthums-Sammlung[1]) (etwa 150,000 Nummern), bestehend in allerlei Gegenständen und Abbildungen zur Kunst- und Culturgeschichte, theils im Original, theils in Nachbildungen (Gyps-Abgüsse, Abdrücke, Photographien, Zeichnungen ꝛc.). Das Museum verfolgt auch den Zweck, Denkmale der Vorzeit Deutschlands vor Untergang oder Verschleppung ins Ausland zu schützen, ohne dabei irgend einer andern deutschen Anstalt Concurrenz machen zu wollen.

Eine so große Aufgabe kann aber nicht durch die Arbeit Einzelner gelöset werden. Ganz Deutschland muß mithelfen. Solches geschieht durch Uebersendung von Urkunden im Original oder in Abschrift, Büchern, allerlei Alterthümern und Kunstwerken, Copien aller Art, Gyps-Abgüssen, Zeichnungen, Photographien ꝛc., theils als Geschenk, theils zum Ankauf um mäßigen Preis und durch regelmäßige Jahresbeiträge an baarem Gelde. Solcher Geldbeiträge kommen aus ganz Deutschland jährlich 10,000 Thaler ein. Davon werden die zahlreichen Verwaltungsbeamten besoldet, welche im Interesse der Anstalt dauernd thätig sind. Dafür werden Bücher und ältere Kunstgegenstände gekauft, Copien besonders interressanter Gegenstände fremden Besitzes angefertigt u. s. w. —

Das Museum ist Eigenthum der ganzen deutschen Nation. Jeder gebildete deutsche Staatsbürger hat ein gleiches Anrecht darauf, kann alle Sammlungen im Interesse der Wissenschaft benutzen, ja er kann Anfragen zur Aufklärung historischer Fragen an dasselbe richten.

Unsere Provinz Preußen hat sich verhältnißmäßig noch sehr wenig an dieser National-Anstalt betheiligt. Am meisten rege ist das Interesse für dieselbe noch in Thorn, woselbst der 12. Jahresbericht 52 Beitrag zahlende Mitglieder aufzählt. Tilsit hat deren 10, Braunsberg 9, Königsberg nur 6, Danzig gar nur 2 und Marienwerder 1. In

---

[1]) Siehe Wegweiser durch das Germanische National-Museum.

jeder dieser Städte sind Agenten als sogen. Pfleger des Museums bestellt. In Thorn Herr Stadtrath Joseph, in Tilsit Herr Stadtrath Zermelo, in Braunsberg Herr Prof. Dr. Bender, in Königsberg bisher Herr Prof. Dr. Nitzsch, jetzt Dr. R. Reicke, in Danzig Herr Stadtrath J. C. Block, welche Beiträge aller Art stets dankbar entgegennehmen und befördern. Es liegt in unserm eigenen Interesse, dieser deutschen National-Anstalt möglichst viel Beiträge zukommen zu lassen, um unsere Provinz, die so reich ist in jeder Beziehung, die sich allen andern Theilen Deutschlands würdig an die Seite stellen kann, viele derselben aber übertrifft, auch auswärts mehr bekannt zu machen und zu vollen Ehren zu bringen. Möchten dem Germanischen Museum auch aus unserer Provinz Bücher historischen Inhalts, alle kleinen Aufsätze und Notizen zur Geschichte, welche die Tagespresse bringt, Kunstwerke und Alterthümer in Original oder Abgüssen, Zeichnungen, Photographien ꝛc. doch recht zahlreich zugehen! —

Insbesondere möchte ich im Namen des Germanischen Museums die Herren Riebel und Gottheil in Königsberg, Radtke, Flottwell, Busse, Gottheil und Ballerstädt in Danzig, Fademrecht in Marienburg, Jacobi in Thorn ersuchen, aus dem großen Vorrath ihrer meist sehr schönen photographischen Ansichten der Architekturen von Königsberg, Danzig, Marienwerder, Marienburg, Thorn, Elbing, Görlitz ꝛc., von älteren Kunstwerken, Möbeln und Geräthen Einiges dem Germanischen Museum direkt oder durch einen der genannten Agenten zugehen lassen zu wollen.

Danzig, October 1867. **R. Bergau,**
Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums.

Die Barnheimsche Bibliothek in Insterburg.

Nach einer Beschreibung des Hrn. Geh. Justiz- u. Appellationsgerichts-Rath Barnheim mitgetheilt von **Dav. Minden.**

Es dürfte nicht allein für unsere Provinz, sondern auch für weitere Kreise von Interesse sein, wenn ich mir an dieser Stelle erlaube, auf eine Sammlung von Manuscripten, Incunabeln und Miniaturen aufmerksam zu machen, welche an Reichhaltigkeit und Seltenheit mit Recht den bedeutendsten, im Privatbesitz befindlichen zugezählt werden kann. Der Eigenthümer dieses bibliographischen Schatzes ist der Geh. Justiz- und Appellationsgerichts-Rath Barnheim in Insterburg, welcher mir — bei einem kürzlichen Besuche in

jener Stadt — einen Einblick in seine kostbare Sammlung gewährte. Hiebei gewann ich gleichzeitig die Ueberzeugung, daß Herr Barnheim seit einer Reihe von Jahren — bei großer Sachkenntniß und den ihm zu Gebote stehenden bedeutenden, literarischen Hülfsmitteln seiner Bibliothek — bemüht, die verschiedenen Abtheilungen derselben auch für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Wir haben somit die Aussicht, in nicht gar langer Zeit eine Reihe von Veröffentlichungen zu erwarten, welche nicht nur in einem erläuternden Cataloge, sondern auch in umständlicher Beschreibung der hervorragendsten Seltenheiten bestehen und geeignet sein werden, auf die theilweise immer noch in Dunkel gehüllte erste Periode der Buchdruckerkunst neues Licht zu verbreiten. Wie dankenswerth und zeitgemäß derartige Bestrebungen überhaupt sind, darf hier wohl nicht weiter erörtert werden, und spricht hiefür die beifällige Aufnahme, welche die kürzlich veröffentlichte Beschreibung einer ähnlichen, leider in der Königsberger Königl. Bibliothek nicht anzutreffenden, Sammlung[1]) allgemein erfahren hat.

Vorläufig hat Herr Barnheim sich dazu bereit finden lassen, mir eine kurze Beschreibung seiner Sammlungen zu übermitteln, und scheint es wohl ebenso sachgemäß, als werthvoll, die eigenhändige Niederschrift des Besitzers in Nachfolgendem wiederzugeben.

Dav. Minden.

Meine Bibliothek.

Vorzüglicher Bestandtheil derselben sind alte Drucke und alte Handschriften, welche ich seit vierzig Jahren gesammelt habe. Unter den alten Drucken, 318 an der Zahl, befinden sich nur 11 nach dem Jahre 1500, jedoch schon in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts gedruckte Bücher; wogegen alle übrigen im 15. Jahrhunderte gedruckt worden, also Incunabeln im herkömmlichen engern Sinne dieses Wortes sind.

Weil einige Bände mehre verschiedene Werke umfassen, beispielsweise acht Zellsche Drucke aus Cöln in Einem Bande enthalten sind, dagegen andrerseits einige Werke mehr als einen einzigen Band füllen, so trifft die Bände-Zahl nicht mit der Numerirung der Drucke zusammen.

Alte Manuscripte aus der Zeit vom achten bis in das fünfzehnte Jahrhundert besitze ich 36 Pergament- und 15 Papier-Handschriften. Werthvoll ist zwar auch eine Sammlung vieler einzelner Blätter und Fragmente aus alten Pergament-Handschriften, welche zum kleinern Theile den alten Uncial-Schrift-Ductus sogar bis in das sechste Jahrhundert zurück aufweisen; auch befinden sich in dieser Sammlung einige Stücke auf Pergament gedruckter Ablaßbriefe, so wie einige Stücke eines auf Pergament anscheinend in Holland gedruckten Donats. Aber einen besondern Bestandtheil meiner Sammlungen können diese Bruchstücke nicht bilden.

---

[1]) „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert von T. O. Weigel u. Dr. A. Zestermann." — Leipzig. Brockhaus.

Außer den vielen in den Manuscripten enthaltenen Miniaturen und Malereien besitze ich eine für sich bestehende Sammlung mittelalterlicher Miniaturen auf Pergament, welche zumeist alten kostbaren Manuscripten lithurgischen Inhalts entnommen, von meinen Besitzvorgängern, zum Theil durch mich, auf Cartons gezogen, nicht nur durch ihre kunstvoll in Gold und Farben bewirkte Ausführung, sondern mehrere derselben auch durch ihre ungewöhnliche Größe, Pracht und Schönheit der Ausführung die Sage glaubhaft machen, daß diese großen, ganz unverkennbar italienischen Miniaturen ihre Entstehung den berühmten Fiesole's und deren Schule verdanken. Weiter muß ich noch die literarische Abtheilung meiner Bibliothek erwähnen, in welcher die Geschichte der Schreibkunst (Graphik), der Xylographie, des Buchdruckes, die Manuscripten-, die Incunabelnkunde, Beschreibungen mannigfacher Alterthümer u. s. w. reich vertreten, auch durch beigegebene Abbildungen und Facsimile's anschaulich gemacht sind; und nicht nur durch viele, die successiven Buchdrucker-Jubiläen betreffenden Schriften, sondern auch durch eine überaus reiche Sammlung wichtiger Bibliotheken-Verzeichnisse und Antiquar-Cataloge die Kenntniß seltener und kostbarer Bücher gefördert wird. Unter diesen literarischen Hülfsmitteln sind manche so selten geworden, daß sie schon an sich, eben ihrer Seltenheit wegen, von Bücherfreunden sehr gesucht werden. Beispielsweise besitze ich die Originale:

der Dissertatio de natura et usu literarum, so wie
" " " Ortu et progressu artis typographicae

des Münsterschen Domherrn v. Malincrot,

und die Paranaesis de typographiae origine des Pariser Arztes Jac. Mentelin.

Diese drei Abhandlungen waren schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so selten geworden, daß Wolf in seinen Monumentis typographicis sie resp. gänzlich und theilweis wörtlich reproduciren ließ.

Endlich erwähne ich noch zwei Cimelien meiner Bibliothek:

Mart. Lutheri praelud. de captivitate babylonica ecclesiae, das von des großen Reformators eigener Hand, behufs einer neuen Ausgabe, mit vielen Randnoten versehene Exemplar;

ferner eine in Lyon im kleinsten Formate gedruckte von Phil. Melanchthons eigener Hand mit einem politischen Denkspruche versehene Ausgabe der Opera omnia Horatii;

welchen ehrwürdigen Autographen sich im Laufe der Zeit noch einige Briefe deutscher Classiker und Schriftsteller (Göthe, Schiller, Herder, Wieland ꝛc.) angeschlossen haben.

Meine kleine Sammlung von Stammbüchern berühre ich nur insofern, als in derselben das Stammbuch eines Danziger Patriziers aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts sich befindet, welches neben vielen gut ausgeführten Malereien eine große Anzahl eigenhändiger Inschriften von damaligen regierenden Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten u. s. w., mit Wappen-Gemälden geziert, enthält. —

Um nun die Grenzen der gewünschten concinnen Besprechung meiner Bibliothek nicht zu überschreiten, beschränke ich mich, vorbehaltlich späterer etwa willkommen werden-

der Mittheilungen, für jetzt auf die Incunabeln-Abtheilung; und wähle, des deutlichen Ueberblickes wegen, zwar die alphabetische Reihenfolge der Druckorte, aber nur, um den numerischen Bestand der alten Drucke aus jedem Druckorte ganz kurz, mit Hervorhebung einiger weniger Cimelien und Seltenheiten, anzuzeigen, indem ich Citate aus den vielen vorhandenen bibliographischen Hülfsmitteln, Wörterbüchern, Monographien über einzelne alte Drucke rc., bis auf einige wenige Ausnahmen, vermeide.

Von den alten Druckorten sind in meiner Bibliothek vertreten:

1. Antwerpen durch zwei Gerh. Leeusche Drucke;
2. Augsburg — zweiunddreißig größere und zehn Drucke minderen Umfanges, zusammen zweiundvierzig; unter diesen:
   a) Bonaventurae meditationes vitae Christi, der älteste vom Jahre 1468 datirende Augsburger Druck;
   b) Joh. de Aurbach (Koppischt) de sacramentis, der zweitälteste datirte Augsburg. Druck vom J. 1469;
   c) Thomae a Kempis quatuor libri de imitatione Christi, die früheste gedruckte Ausgabe dieses, nächst der Bibel, am meisten in der Welt verbreiteten Andachtsbuches. Die überaus große Seltenheit dieser sämmtlich aus Günth. Zainer's Officin hervorgegangenen Drucke wird von allen Bibliographen anerkannt.
3. Bamberg — zwei Original-Blätter der von Albrecht Pfister gedruckten lateinischen, sogenannten Schelhornschen oder 36zeiligen Bibel, von welcher keine Pergament-, auch nur sehr wenige vollständige Papier-Exemplare bekannt sind. Die öffentliche Bibliothek in Bamberg selbst besitzt nur einige Blätter dieser Ausgabe als Cimelien.
4. Basel — fünfzehn; unter diesen:
   a) Gregorii M. moralia in Jobum,
   b) Mg. Conradi de Muro repert. vocabular. equisitor. etc.,
   die beiden frühesten Drucke aus Basel. Wie Stockmeyer u. Reber in ihrer Buchdruck-Geschichte Basels ermittelt haben, hieß der älteste dortige Buchdrucker nicht Berthold Rodt, wie alle Bibliographen irrig annehmen, sondern Berthold Ruppel, der aus Hanau gebürtig ein Gehülfe Gutenberg's in Mainz war, und sich nur in dem letztgenannten Druck, auch da nur mit s. Vornamen kundgiebt.
5. Brescia durch eine Ausg. des latein. Classikers Sallustius in meiner Sammlung vertreten, wenn die Annahme aller Bibliographen, daß diese Ausg. aus der dort. Officin des Joh. Britannicus herrühre, die richtige wäre. Aber ich habe ermittelt, daß Ant. Moretus in Venedig der wahre Drucker derselben ist:
6. Cöln — fünfundfünfzig, unter diesen:
   a) Aur. Augustini lib. de vita Christi,
   b) Ejsd. „ „ „ singularitate clericorum, beide die zweitältesten Drucke aus Cöln vom J. 1467, welche lange Zeit als früheste dieses Druckortes galten. Sie sind, nicht typographisch, wohl aber meistens zusammen eingebunden und so vereinigt, einer der wenigen datirten Drucke aus Ulrich Zell's Officin;

c) Richardi de Bury (Aungreville) Philobiblon, die früheste Theorie der Bibliographie, von Zell gedruckt;

d) Joh. Gerson laudes scriptorum (Bücherschreiber), gedruckt von Ulrich Zell, beide Ausg. ganz ungemein selten.

7. Deventer — drei Paffroedtsche Drucke.

8. Eichstädt — zwei Reyserſche Drucke, unter diesen ist des Mathaeus de Cracovia tr. de celebranda etc. Missa als Druck fast so selten, wie die unten zu erwähnende Gutenbergsche Ausgabe;

9. Eßlingen — zwei Fynersche Drucke, unter diesen:

Die „Stern Meschiah" betitelte deutsche Uebersetzung des tr. contra Judaeos auct. Pet. Nigro (Peter Schwarz). In seinen Monument. typograph. p. 131 sagt Strauß: „opus tam infrequens, ut sint, qui dubitent, an unquam in lucem fuerit editum." Zudem ist, wie Ebert bibliogr. Lexik. No. 14819 bemerkt, dieser Druck der früheste, in welchem Hebräische Schrift, wenn auch nur in Einzelbuchstaben und kleinen Sätzen, vorkommt.

10. Hagenau — zwei Gran u. Knoblouchsche Drucke, unter diesen: „Das Heldenbuch mit synen Figuren" gedr. im J. 1509. K. W. L. Heyse, aus dessen Bibliothek ich mein Ex. erstanden habe, erklärte es für eine Seltenheit ersten Ranges, und es zeichnet sich aus durch schöne Abdrücke der Holzschnitte.

11. Heidelberg — einen Druck.

12. Lauingen (an der Donau) — Drei Drucke. Alle Bibliographen irren, indem sie S. Augustini lib. de consensu evangelistar. (erste gedruckte Evangelien-Harmonie) als einzigen sehr seltenen bekannten Druck dieses Druckortes anzeigen.

13. Leipzig — eilf Drucke aus verschiedenen Officinen,

14. Lübeck — einen Druck.

15. Mailand — einen Druck.

16. Mainz — zwölf Drucke, unter diesen:

a) Zwei Original-Blätter von einem auf Pergament gedruckten Ex. der Gutenbergschen sogen. 42zeiligen, mit der Missal-Type gedruckten leteinischen Bibel (der sogen. mazarinischen) des ersten größern Druckes aus der Officin Gutenbergs u. Fust's

b) Math. de Cracovia dialog. de celebranda Missa etc., und

c) Thomae de Aquino summa de artic. fidei etc. Diese beiden Werkchen sind in Gutenberg's, nach seiner Trennung von Fust u. Schöffer, errichteten Officin mit der kleinen Type des berühmten Katholikon vom J. 1460, so jedoch — wie Fischer Beschreib. typogr. Seltenheiten III. S. 79. bemerkt — gedruckt, daß im Katholikon die Typen abgenutzt, wogegen sie wenigstens im erstgenannten Tr. des de Cracovia scharf und rein erscheinen, dieser Druck also noch einige Jahre vor dem Katholikon ausgeführt worden ist. Beide kleine Drucke sind höchst selten und als Cimelien auch in großen Bibliotheken zu betrachten.

d) Augustini lib. de arte praedicandi; davon wird unter dem Druckorte Straßburg noch näher die Rede sein.

e) Joh. Marchesini Mammotrectus. Ueber dieses biblische Wörterbuch, im J. 1470 von Pet. Schöffer gedruckt, hat Christgau eine Monographie verfaßt.

17. Memmingen — zwei Kunnesche Drucke,

18. Nürnberg — vierunddreißig Drucke, unter diesen:

a) Franc. de Retza Comestorium vitiorum, der früheste im J. 1470 von Sensenschmiedt u. Kefer ausgeführte datirte Druck dieses Druckorts. Kefer war früher Gutenberg's Gehülfe in Mainz. Ueberaus große Seltenheit schon an sich ist mein Ex. ganz vorzüglich gut erhalten; und es gehörte früher der Kloster-Bibliothek in Rebdorf (bei Eichstädt).

b) Albert v. Eib: Ob einem Manne sey zu nehmen ein eelichs weyb. Erste Ausgabe dieses ältesten sehr seltenen Ehestandsbuches.

c) Kaiser Karls IV. goldene Bulle. Die älteste von Creußner gedruckte, höchst seltene Ausgabe, lateinische und eine für sich bestehende deutsche Ausgabe.

d) Purbachii, theor. nova planetar. (mit illum. Holzschnitt.)

e) Joh. de Regiomonte dialog. advers. Gerard. (Cremonens.)

f) Ejusd. Calendar. latinum Ebert bibl. Lexik. No. 18761—68.

g) Maffei Vegii philalethes. Ebendas.

h) Basilii Magni oratio ad adolescentes etc.

Diese (d—h) aus des berühmten Mathematikers und Astronomen Regiomontan (deutsch Müller aus Königsberg in Franken) Officin hervorgegangenen fünf verschiedenen Drucke gehören in Deutschland jedes zu den größten Seltenheiten; und sind in dieser Vereinigung nicht einmal in großen Bibliotheken anzutreffen. Das Calendar. ist die älteste mit beweglicheu Typen gedruckte Ephemeride; und beim Drucke des dialog. contra Gerardum mußte Regiomontan, wegen Mangels griechischer Typen, auf Seite 2 die griechischen Worte eigenhändig in die Exx. einschreiben. Dieses Autopraph Regiomontan's befindet sich auch in meinem Ex.

19. Paris — zwei Drucke, von denen das in Kerver's Officin gedruckte Breviarium Cisterciens. odin. der einzige vollständige Pergament-Druck in meiner Bibliothek ist.

20. Passau — einen Druck.

21. Pforzheim — zwei Drucke, von denen Rabani Mauri laudes S. Crucis durch den künstlichen Druck merkwürdig, und das Rationarium evangelistarum von Xylographensammlern gesucht ist.

22. Reutlingen — zwei Drucke.

23. Rom — eilf Drucke, unter diesen, schon durchweg seltenen Drucken ragt als überaus große Seltenheit hervor: Lactantii opera im J. 1468 in zweiter Ausgabe von Sweynheim u. Pannartz gedruckt;

24. Speyer — sieben Drucke.

25. Straßburg — zweiunddreißig Drucke; unter diesen:

a) Augustini liber de arte praedicandi, von beiden nur typographisch sich unterscheidenden Ausgaben je ein Ex. In der Vorrede ist Joh. Mentelin als der Drucker genannt. Es ist aber auch eine, ebenfalls in meiner Sammlung befindliche, Ausgabe erschienen, in deren übrigens ganz gleichlautenden Vorrede Joh. Faust in Mainz als Drucker genannt wird. Niesert (Pastor in Velen und Vicar in Münster) in seiner im J. 1825 erschienenen Monographie „Beweis der Originalität des von Mentelin vor 1466 gedruckten ꝛc.", Steigenberger in seiner Monographie „Zwei älteste deutsche Bibeln" S. 19. 47., Ebert bibl. Lex. No. 1363 und andere Bibliographen zeigen, daß der Fustische Druck ein Nachdruck des Mentelinschen Druckes ist; und nicht nur dieses frühesten Beispiels eines Nachdruckes wegen, sondern auch in der Vereinigung aller drei Auflagen dieses Buches enthält meine Sammlung eine Cimelie, welche sogar in öffentlichen Bibliotheken wohl selten zu finden ist.

b) Die deutsche Bibel in den ältesten Ausgaben. Steigenberger zeigt in seiner cit. Schrift, daß nicht die in Eggestein's Officin erschienene, bis dahin irrig für einen Mainzer Druck gehaltene, sondern die von Mentelin gedruckte Ausgabe die erste ist. Von der Eggesteinschen Ausgabe besitze ich nur den zweiten Theil. Wie hoch aber dieser jetzt im Preise steht, ersieht man aus dem unlängst vom Antiquar Foerstemann in Nordhausen versandten 45. Cataloge, in welchem der Preis für diesen zweiten Theil auf 120 Thlr. gestellt ist. Von der Mentelinschen Ausgabe besitze ich ein Exemplar beider Theile, in welchem jedoch der erste Theil durch arges Ausschneiden vieler Initialen beschädiget ist; und außerdem eine schöne Doublette vom zweiten Theile.

c) Dionysii de Burgo comment. in Valerium Maximum; ein für die Beantwortung der Frage: welcher Buchdrucker in Deutschland die runde oder lateinische Antiqua-Type zuerst angewendet hat? großes Interesse darbietender Druck. Näheres Eingehen auf diese Frage würde jedoch hier nicht am Orte sein.

d) Bedae historia ecclesiast. Anglorum. Diese in Eggestein's Officin gedruckte, englischen Sammlern als größte Seltenheit um keinen Preis zu theure Ausgabe ist editio princeps.

e) Donati comment in Terent. Der auf der ersten Seite meines Ex. befindliche Holzstempel-Abdruck besagt, daß dasselbe in alter Zeit dem Pfarrer Johannes bei St. Moritz in Augsburg gehört hat; und eben der Stempel vom J. 1407 ist der als ältester Holzstempel bekannte und berühmte Stempel; vgl. Heller Gesch. der Holzschneidekunst S. 36., v. Aretin Beitrr. 1804. S. 72.

26. Tübingen — einen Druck.

27. Ulm — sieben Drucke; unter diesen:

Biblia latina aus Joh. Zainer's Officin, die im J. 1480 in Schwaben im 15ten Jahrhundert gedruckte einzige Ausgabe, und die erste, welche vor jedem Capitel die Inhaltsanzeige giebt. Mein aus der Bibliothek des Klosters Oliva bei Danzig erstandenes Ex. ist merkwürdig durch die sich daran knüpfende Sage, daß dasselbe

bei der Verhandlung und dem Abschlusse des Olivaer Friedens in dem Kloster auf dem Conferenz-Tische gelegen habe.

28. **Unbekannten Druckorts** — einundvierzig Drucke.

29. **Venedig** — eilf Drucke, unter diesen:

Ciceronis Orationes. Dieser in schönster Antiqua in gr. Folio ausgeführte Druck ist undatirt; und es fragt sich, ob Adam Ambergau der Drucker war? Ebert „Gesch. der K. Bibliothek in Dresden" bemerkt S. 153, es sei von dieser in seinem bibliogr. Lexik. No. 4331 beschriebenen Ausgabe, außer dem Ex. in der k. Bibliothek in Dresden, nur noch das Ex. des Lords Spencer bekannt. Demnach ist mein Ex. das dritte bekannte Ex., also eine Seltenheit ersten Ranges.

30. **Würzburg** — einen Druck, nämlich Brunonis episc. Herbipolensis Psalterium latinum. Zapf hat in einer Monographie, die mit Facsimile's begleitet ist, ausführlich diesen wahrscheinlich Reyserschen Druck beschrieben.

31. **Lyon** — (was oben übersehen und hier noch nachzuholen ist) einen Trechselschen Druck.

Insterburg, den 31. Juli 1867. **Barnheim.**

Altpreußen in den Vorlesungen an deutschen Universitäten im Winter-Semester 1867/68.

Berlin. Examinator. üb. Hegel's Philos. mit Rücks. auf **Kant**, Fichte u. Schelling: Prof. extr. Dr. **Althaus**. — **Kant's** Philos. u. ihr Einfluß auf Wissenschaften u. Künste: Privatdoc. Dr. **Meyer.**

Braunsberg. Geschichte **Preußens** insbesondere **Ermlands**: Prof. Dr. **Jos. Bender.** **Preußische** Literärgeschichte: **derselbe.**

Gießen. Gesch. der Philos. seit **Kant**: Prof. Dr. **Schilling.**

Göttingen. Geschichte der deutschen Philos. seit **Kant**: Prof. Dr. **Lotze.**

Heidelberg. Ueber **Arthur Schopenhauer**: Privat.-Doc. Dr. K. Freihr. v. **Reichlin-Meldegg.**

Königsberg. Geschichte **Preußens** im Mittelalter 1. Theil: Privatdoc. Dr. **Lohmeyer.** Erklärung von **Donalitius** „das Jahr:" Pred. Prof. **Kurschat.**

Leipzig. **Kant's** Theorie u. Kritik der Erkenntniß (Forts.): Prof. Dr. **Drobisch.**

ꝛ

Universitäts-Chronik 1867.

16. Nov. Med. Doctordiss. v. **Ernst Gramatzky** (aus Kgsbg.): Ueber die Rupturen der Speiseröhre. (31 S. 8.)

16. Nov. Med. Doctordiss. v. **Otto Hennemeyer** (aus Lyck): Ueber Wundbehandlung mit specieller Berücksichtigung der Wundbehandlung in der Königsberger chirurgischen Klinik. (32 S.)

Nr. 77. Amtl. Verzeichniß des Personals u. der Studirenden . . . f. d. Wint.-Sem. 1867/68. (19 S. 8.) [66 Doc. (8 theol., 9 jur., 17 med., 29 phil., 3 Sprach (?) u. Exercitienmeister) u. 450 (16 ausl.) Stud. (21 mehr als im Somm.-Sem., aber doch noch 35 weniger als im Somm.-Sem. 1866) davon 79 Theol., 72 Jur., 96 Med., 189 Phil., 10 Pharm., 4 m. Genehmigung des Prorectors.]

Nov. Med. Doctordiss. v. **Phil. Thal** (aus Schönbruch in Ostpr.): Ueber Carcinom des Oberkiefers. (32 S. 8.)

30. Nov. Zu d. öffentl. Vorl. üb. d. neueren Entzündungs-Theorien, welche der Dr. der Med., Chir. u. Geburtshülfe **Max Perls** Assistent am pathol. Institut behufs sr. Habilitation als Priv.-Doc. . . . halten wird ladet ein d. z. Decan d. med. Fac. Hugo Hildebrandt, Dr. der Med., Chir. u. Geburtsh. u. ord. Prof. der Gynäcologie.

2. Dec. Med. Doctordiss. v. **B. E. M. Ambrosi** (aus Kgsbg.): Ueber gleichseitige Hemiplegie. (31 S. 8.)

7. Dec. Zu d. öffentl. Vorl. üb. die Experimental-Pathologie des Dr. der Med., Chir. u. Geburtsh. **S. Samuel** behufs seiner Habilit. als Priv.-Doc. . . . ladet ein Hugo Hildebrandt . . .

11. Dec. Zu d. öffentl. Vorl. üb. die Funktion der Nerven als Dr. der Med., Chir. u. Geburtsh. **William Alfred Gruenhagen** Assist. am pathol. Institut behufs sr. Habilit. als Priv.-Doc. . . . ladet ein Hugo Hildebrandt . . .

14. Dec. Ad orationem de evangeliis Petri et Pauli quam ad jura profess. publ. in ord. theol. . . . capessenda . . . habebit audiendam invitat add. commentat., qua critici nonnulli ecclesiae antiquae recentioribus quibusdam conferantur, **Rud. Frid. Grau**, Th. P. P. O. D. (21 S. 4.)

19. Dec. Philol. Doctordiss. v. **Eugen Lehmann** (aus Bischofstein): De adjectivis compositis apud Catullum, Tibullum, Propertium, Vergilium, Ovidium, Horatium occurentibus quorum priore parte particula continetur. (58 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1867.

Index lectionum . . . per hiemem a die XV. Octob. . . instituendarum (h. t. Rector: Dr. Laur. Feldt, P. P. O.) Brunsb., typ. Heyneanis. (10 S. 4.) [Praemissa est Dr. **Laur. Feldt** de crepusculi minimi duratione notitia. S. 3—7.]

š

Altpreußische Bibliographie 1866.

(Fortsetzung.)

Thiel, Prof. Dr. Andr., De decretali Gelasii papae de recipiendis et non recipiendis libris et Damasi concilio romano de explanatione fidei et canone scripturae sacrae P. Constantii suasque animadversiones praemisit et textum secundum probatissimos codices edidit. Braunsberg. Peter. (26 S. gr. 4.) 1/3 Thlr.

Tomicki, X. S., Kwiaty Więzienia ułożył. Nakładem autora. Gdańsk. (H. F. Boenig.) (138 S. gr. 8.)

Tornwaldt, Gust. (aus Danzig) De hepatis cystaeque felleae laesionibus. Diss. inaug. med. Halis. (31 S. 8.)

Treibel, Dr. Edmund, Priest. der Diözese Ermland, die Anschauung der occidentalisch. u. afrikanisch. Kirche üb. die Ketzertaufe verglichen mit der in „anonymi liber de rebaptismate" niedergelegten. Kgsbg. Gedr. bei H. Hartung. (56 S. gr. 8.)

Trenck's, Fr. v. d., Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach Trencks eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Majest. des Kgs. Johann v. Sachsen befindl. Gefängniß-Bibel wortgetreu hrsg. von **J. Petzholdt.** Nebst e. bibliograph. Uebersicht der Trencklitteratur, einer Beschreibung der Trenckbibel u. des Trenckbechers, so wie einem Titelbilde. Dresden. Schönfeld. (XXVIII u. 76 S. 8.) 12 Sgr.

Mémoires de Linguet et de Latude suivis de documents divers sur la Bastille et de fragments concernant la captivité du Baron de **Trenck.** Avec avant-propos et notes par Fs. Barrière. [a. u. d. T.: Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'hist. de France pendant le 18e siècle avec avant-propos et notes par Fs. Barrière. T. XXVIII.] Paris. Didot. (2 Bll. 385 S. gr. 12.)

Ueber die Kindertaufe. Tilsit. Dr. u. Verl. v. J. Reyländer (18 S. 8.) (auch littauisch.)

Ueberweg, Prof. Dr. Frdr., Grundriss der Gesch. der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 2. Theil. a. u. d. T.: Grundr. d. Gesch. der Philos. der patristisch. u. scholast. Zeit. 2. durchgeseh. u. erweit. Aufl. Berlin. Mittler u. Sohn. (XII u. 239 S. Lex.-8) 1 Thlr. 12 Sgr. 3. Thl. a. u. d. T.: Grundr. d. Gesch. d. Philos. der Neuzeit. Ebd. (VIII u. 327 S.) 1 Thlr. 26 Sgr. (cplt. 4 Thlr. 12 Sgr.)

Urban. Prusu Karas bey ypatißkos Kowos su Estreikeis bey keliôms litoms Wokes Zemeniis Mete 1866 nu **J. Urbono.** Tilsit. Dr. u. Verl. v. H. Post. (82 S. 8.)

Verhaltungsmaßregeln während der Anwesenheit der Cholera Epidemie. Zum nützl. Gebrauche für Jedermann bearbeitet. Elbing. Léon Saunier's Bchhdl. Gedr. bei C. F. Weberstädt in Pr. Holland (10 S. kl. 8.)

Verhandlungen des außerordentl. Provinzial-Landtages der Provinz Preußen im J. 1865. Kgsbg. Schultz'sche Hofbchdr.

Voigt, Georg, Johann Jacob Mascow. Eine akademische Antrittsrede. [Histor. Ztschr. hrsg. v. H. v. Sybel. 8. Jahrg. XV. Bd. 2. Hft. S. 327—358.]

Voigt, Jul., (aus Thorn gebürt.) Goethe's Faust. Gemeinfaßlich dargestellt. Berlin. Mittler. (86 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Volckmann, Ern. Otto Guil. (aus Friedland), De diagnosi morborum tractus intestinalis chemica. Diss. inaug. med. Berol. (32 S. 8.)

Volksbücher, Preußische. 49—58. Mit eingedr. Holzschn. Mohrungen. Rautenberg. 12. [49. Matthias Kappel. Hist. Erz. aus d. letzt. Jahren des 7jähr. Krieges. Von H. A. (120 S.) 4 Sgr. 50. Schuld u. Sühne. Eine Erz. v. Traug. Allweg. (87 S.) 3 Sgr. 51. Simon Dach u. Aennchen v. Tharau. Von O. L. (72 S.) 3 Sgr. 52. Kurzgefaßte Gesch. v. Westpr. u. Danzig, v. d. frühest. Zeit bis z. Ggw. Ein Geschichtsbüchlein f. d. Volk v. Gust. Jaquet. (108 S.) 5 Sgr. 53. Else. Eine Erz. aus d. wirkl. Leben v. O. L. (100 S.) 4 Sgr. 54. Lehrer Born, od.: des Schulmeisters Mission. Eine Dorfgesch. v. Carl Riezki (216 S.) 10 Sgr. 55—57. Preußens Kämpfe mit Oesterreich u. dem dtsch. Bunde im J. 1866. Nach zuverläß. Berichten. Mit Bildern geziert. Als Anh. ist beigegeb. Gedichte: Preußens Leier u. Schwert im J. 1866. 2. Aufl. I—III (512 S.) à 6 Sgr. 58. „Zur Fahne einberufen." Ein Lebensbild aus d. Ggwart. Fürs Volk erz. v. Stadie. (96 S.) 4 Sgr.

Volks- und Kriegslieder, 12, gedichtet im glorreichen Jahr 1866 vom Littauer Dorfboten (v. B.-M.) In Musik gesetzt und für die Volksschulen arrangirt von O. M. Der Ertrag gehört den Verwundeten u. Hinterbliebenen der Gefallenen. Kgsbg. i. Pr. Verlag v. Bruno Meyer & Co. (16 S. 8.) 2 Sgr.

Wach, Dr. jur. Adolf z. Göttingen, Der Uebergang des Patronatsrechts auf den Firmar. [Zeitschr. f. Kirchenrecht. VI. Jahg. 2. & 3. Hft. S. 243—318. (Deutsche Bearbeitg. der lat. geschrieb. Diss. inaug. cf. Altpr. Mtsschr. II, 756.)]

Waldbach, E. H. R., Alte Weisen in neuer Weise. Hft. II. Abth. III. 66 Lieder. Kgsbg. In Comm. bei Gräfe u. Unzer u. im Selbstverl. (1 Bl. u. 58 S. qu. 8.)

Walesrode, Ldw., Preßfreiheit und Justiz in Preußen. Dargestellt in e. Preßproceß der deutsch. Jahrbücher. Mit e. Vorwort hrsg. Nebst 2 Universitätsgutachten. Leipzig. O. Wigand. (LXXVIII u. 130 S. gr. 8.) ⅔ Thlr.

[Wallenrod.]

Conrad Wallenrod, légende historique, d'après les chroniques de Lithuanie et de Prusse; par Adam Mickiewicz; traduction d'Armand Lévy et grav. sur acier d'après Antoine Zaleski. Paris. Vasseur & Co. (In-4°, VIII 83 p. et 9 grav.)

Konrad Wallenrod powiesc historyczna z driejow litewskich i pruskich; przez Adama Mickiewicza. Paris. Lib. du Luxembourg. (In-32, 60 p.) Bibliotheka ludowa Polska.

Wangerin, A., De annulis Newtonianis. Diss. inaug. phys. Regim. Schubert & Seidel in Comm. (30 S. gr. 8. m. 1 Steintaf. in 4.) ⅕ Thlr.

Weg, der, zum Wohlstande. Ein Vortrag gehalten im Elbinger Arbeiterverein am 27. Febr. 1866. Elbing. Neumann-Hartmannsche Buchh. (12 S. 8.) 2 Sgr.

W(eiß), Johann August Eduard Oesterreich. (Nekrolog.) (Separatabdr. aus d. „Evang. Gemeindeblatte.") Kgsbg. Schultzsche Hofbuchdr. (16 S. 8.)

Werner, R., Kgl. preuß. Corvetten-Capitain, Die Schule des Seewesens. Handbuch der practischen Seemannschaft u. Steuermannskunst. Mit 70 in d. Text gedr. Abbildg. Leipzig. Weber. (XII u. 396 S. 8. m. 1 Holzschntaf. In engl. Einb. 3 Thlr.

Werther. Journal f. praktische Chemie hrsg. v. O. L. Erdmann u. **Gust. Werther.** 33. Jahrg. Bd. 97—99. 24 Hfte. gr. 8. Leipzig. Barth. 8 Thlr.

Wichert, Ernst, Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Berlin. Janke. (267, 219 u. 296 S. 8.) 4 Thlr.

— — In Feindes Land. Kriegsbild in 1 Akt. Aus dem Bühnen-Manuscripten-Verlag von Eduard Bloch, Theater-Bchhdlr. in Berlin. (24 S. 11. 8.)

— — Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel in fünf Akten. Kgsbg. Selbstverl. d. Verf. (Auf d. Umschlag:) Das Grab der Deutschen ꝛc. Gedr. bei H. Hartung. (88 S. 11. 8.)

Wittich, Arthur, Ein paar Bemerkungen üb. die Entwickelung der Waffen. [Kgsbg. Hartungsche Ztg. Beil. zu Nr. 243. 244.]

v. **Wittich,** Prof. in Kgsbg. i. Pr., Ueber den Einfluss der Sypathicusreizung auf die Function der Glandula parotis. [Virchow's Archiv f. path. Anat. u. Phys. 37. Bd. 1. Hft. S. 93—100.]

— — Ueber die Beziehungen der Medulla oblongata zu den Athembewegungen bei Fröschen. [Ebd. S. 322—345.]

Wohnungs-Anzeiger, Allgemeiner, für die Stadt Thorn pro 1866. Aus amtlichen Quellen entworfen u. hrsg. v. C. L. Beyerle, Polizei-Inspector. Thorn. Ernst Lambeck. (2 Bl., 94 S. u. 17 Bl. Anzeigen. gr. 8.)

Woike, Reg.- u. Schul-R. C. L., Zweimal 48 Biblische Historien f. evang. Elementarschulen mit Zugrundelegung der Biblisch. Geschichten v. Preuß, zsgestellt u. m. e. Anweisung f. den Lehrer versehen. 17. u. 18. bericht. Aufl. Kgsbg. Bon. (2 Bl. u. 124 S. 8.) 3½ Sgr.

v. **Woisky,** Bertha, eine Alltagsgeschichte. [Sonntags-Blatt. Hrsg. v. Fr. Spielhagen. Nr. 21.]

Wutzdorff, Rector Dr. Rud., Wie gestaltete sich der Cäsarismus unter Octavianus? Langensalza. (Progr. d. höh. Bürgerschule.) (84 S. 4.)

Zettnow, Aem. (aus Lötzen), De Wolframio ejusque connubiis nonnullis. Diss. inaug. chem. Berol. (32 S. gr. 8.)

Ziegler, Pfarrer, Die heilige Passionsgeschichte. . . . 12. Aufl. Kgsbg. Schultzsche Hofbuchdr. (63 S. 16.) 2 Sgr.

— — Jalappa mirabilis, Wunderblume. (Gedr. bei C. Peschke in Wehlau.) (1 Bl. 8.)

— — Predigt, die auf Veranlassung des am 3. Juli c. bei Königgrätz von der preuß. Armee errungenen großen und entscheidenden Sieges am 15. Juli c. bei dem Dankgottesdienste hier (in Wehlau) gehalten wurde. Preis 2 Sgr. Der Ertrag

ist für die bei Königgrätz verwundeten Vaterlandsvertheidiger bestimmt. Ebd. (16 S. gr. 8.)

Zions-Pilger, Der. Reise-Psalter. Auswahl evangelischer alter und neuer Lieder zu wahrer Gottes-Verehrung u. Erbauung wahrer Christen. Mohrungen. Druck u. Verl. v. C. L. Rautenberg. (240 S. 16.)

Zündnadeln, Humoristische. Humor-Bomben u. Witz-Raketen gefüllt mit pikanten Anekdoten u. Soldatengeschichten aus dem Kriege 1866. Mit vielen Illustr. (in Holzschnitten.) Elbing. Neumann-Hartmann. (64 S. 8.) 1/6 Thlr.

Z

Periodische Literatur 1867.

„Schlesische Provinzialblätter." Hrsg. v. **Th. Oelsner.** N. F. 6. Jahrg. Sept. Oct. Nov. S. 513—704. Dr. Rudolf Drescher †. Prof. Dr. J. Schmidt, Diarium v. d. 1. u. 2. Belagerg. d. Festg. Schweidnitz. Aus e. Hdschr. mitgeth. H—n, Nachweise z. Gesch. u. Vorgesch. Oberschles. W. Scholtz, z. heut. Landwirthsch. u. d. ländl. Arbeiterfrage. Dr. R. Drescher, d. Schimmelreiter u. d. Erbsenbär, d. Wassertauche u. d. Rübengesicht. Schles. Kirmeslustbarkeiten. O. Hoffmann, d. Schmiede-, Schlosser-, Stellmacher- u. Sattler-Innung z. Neusalz a/O. H. Pleban, d. Historie v. Wechsel-Thaler. Th. Oelsner, aus e. Burschenschafter-Stammbuche. — Kupfern. Krug des Bartholomeus v. Rosenberg, v. 1595. (mit 1 lithogr. Abbild.) A. Rusin jun., d. Colonie Anhalt im Fürstenthum Pleß. F. R. Hoffmann, d. Fürstenthums-Hptstdt. Oppeln vor 90 J. Zu den aus d. Polnisch. stammend. schles. Provinzialismen. Th. Oelsner, e. Breslauisch Gespräch üb. Frauen u. Frauenemancipation. — Prof. Dr. Heimbrod, Gleiwitz in Oberschl. vor 50 J. u. jetzt. K., z. Schutze der Glocken. Bolko, Was sagt Schles. z. Tabaksteuer-Erhöhg.? Dr. Lagmann, aus d. Papier. e. burschenschftl. Schles. (Schluß.) Clemens, auf welch. Wege u. durch w. Mittel ist e. wirkl. Volksbildg. zu erreich.? II. — Der Erzähler. — Blumenlese. — Stimmen aus u. f. Schles. — Fragen, Anregungen, Antworten. — Vereinsblatt. — Lit.- u. Kunstblatt. — Schles. lit. Anzeiger. — Zur Chronik u. Statistik. — Anhang. — Briefkasten.

Dr. **G. Bujack,** die littauischen Kriegsreisen des dtsch. Ordens im 14. Jahrh. nach d. Chronik e. Ztgenoss. (**Wigand v. Marburg,** der, wahrscheinl. e. Wappen-Herold um 1394 in e. dtsch. Reimchronik v. 1311—1394 d. Gesch. d. dtsch. Ord. in Preuß. beschr. hat, v. welcher kürzl. neue Bruchstücke durch Dr. Barack in Pfeifer's Germania (auch separ. ersch.) veröffentl. word. sind. (Vgl. Altpr. Mtsschr. IV, 567 f.) [Foß' Ztschr. f. preuß. Gesch. u. Ldskde. 11. (Nov.-) Hft. S. 655—681.]

Dr. **M. Töppen,** d. Zins-Verfassg. Preußens unt. d. Herrschaft d. deutsch. Ordens. (III. Artikel.) 2. Das Culmerland. [Ebd. 10. (Oct.-) Hft. S. 611—627. (Artikel I. II. s. S. 207—232. 345—367.)]

Sitzg. d. Vereins f. Gesch. d. Mark Brandenburg v. 11. Sept. 1867: Kanzleirath Voßberg zeigt d. erst. Proben e. v. ihm geleitet. u. v. Maler **Clericus** ausgeführt. korrekten Darstellg. d. preuß. Provinzialwappen zunächst derj. v. **Ost- u. Westpr.** u. v. d. Bisthüm. **Pomesanien, Kulm, Ermeland** u. **Samland.** [Ebd. S. 652.]

R. Bergau, üb. d. Aufnahme der vaterländ. Baudenkmale in Preußen. Nachtrag. [Architekten Wochenbl. 45.]

Kirchl. Zustände der Diöc. **Cujavien-Pommerellen** in d. Mitte des vorig. Jahrhund. [**Danz. Kirchbl.** 27.]

Die gemischt. Ehen in d. **Prov. Preußen.** [Ebd. 31.]

Der Nothstand in d. **Prov. Preußen.** [**N. Elb. Anz.** 279.]

Hn. Was ist im Werk dem **Nothstande unserer Provinz** ggüb.? [**Ldwirthsch. Dorfztg.** 45. 46.]

Zur Linderung d. Nothstandes in **Ostpr.** (a. d. Prov.-Corr. abgedr.) [**Ostpr. Ztg.** 293. (Beil.) **Pr. Litt. Ztg.** 293.]

D. **Nothstand in Littauen.** (Eingesandt.) [**Kgsbg. H. Ztg.** 295.]

Die Denkschr. der Kgsbg. Kaufmannsch. üb. d. Lage der **Prov. Preußen.** [**Danz. Ztg.** 4563—4565. **Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 280. (1. Beil.) 282. (1. B.) — 284. (1. B.) **Kgsbg. N. Ztg.** 277. 279. **Insterb. Ztg.** 141—143.]

Zu den Lücken in der Volkswirthsch. **unsr. Prov.** [**Danz. Ztg.** 4580.]

Gymn.-Oberl. Dr. **L. Prowe's** Vorlesg: „**Westpr.** in sr. Stellg. z. Dtschld. u. Polen." 6. Febr. 1867 in der Aula des Thorn. Gymn. [**Thorn. Wchbl.** 22. 23. ausführl. 24—27.]

Reg.-Rath **Oelrichs** in Danzig, üb. d. Entwicklg. d. landwirthsch. Verhltnsse. in **Westpr.** seit der Besitznahme durch Friedr. d. Gr. [Engel's Ztschr. d. Königl. Preuss. statist. Bureaus. VII. Jahrg. Nr. 7. Juli.]

Graudenz, 4. Oct. In d. letzt. Sitzg. d. Graud. Kreistages wde beschl., das Erschein. der **Gesch. d. Kreises Graudenz** v. Kanzleidirect. **Froelich** (im Mscr. vollend.) durch e. Beihülfe v. 1200 Thlr. mögl. z. mach., wofür d. Vf. dem Kreise 100 Expl. des fertig. Buches z. Verfüg. zu stell. hat. [**Graud. Gesell.** 118.]

T. Z. Briesen. Notiz üb. Entdeckg. e. **heidn. Grabes** am Otowek-See südl. v. Briesen.[1]) [**Westpr. Ztg.** 215.]

Die Communicationsmittel in **unsr. Provinz.** [**Danz. Ztg.** 4494.]

Der Mangel an Communicationsmitteln in **unsr. Prov.** [Ebd. 4568.]

Eröffnung d. Bahnstrecke **Bartenstein-Rastenburg** 1867. 31. Oct. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 258. (1. Beil.) **Ostpr. Ztg.** 259. **Pr. Litt. Ztg.** 260.]

Ostpr. Südbahn. (Uebers. üb. d. bish. Einnahmen. 1413 Thlr. pro Meile u. Monat.) [**Pr. Litt. Ztg.** 239. **Ostpr. Ztg.** 240. (Beil.)]

Ostpr. Südbahn. (D. ostpr. Südbahngesellsch. (Sitz: Kgsbg.) ist concessionirt 2. Nov. 1863 zum Bau einer $30,_{28}$ Meil. lang. Eisenb. v. Pillau nach Kgsbg. u. von da über Bartenstein, Rastenburg, Lötzen nach Lyck, zugleich mit d. Verpflichtg., ihr Unternehmen v. Lyck bis z. Landesgrenze z. Anschluß an e. auf russ. Gebiet herzustellde Bahn v. d. Grenze nach Grodno od. Bialystock auszudehn. — 11. Sept. 1865 die $6,_{07}$ Meil. lange Strecke **Kgsbg.-Pillau** eröffnet. 24. Sept. 1866 die $7,_{60}$ Meil. lange Strecke **Kgsbg.-Bartenstein** dem Betriebe übergeb. Die Vollbg. d. ganz. Bahn vor Ende 1869 nicht zu erwarten. — Das concessionirte Anlagekapital 17,000,000 Thlr. — Die Vkehrsaussichten günstig, weil sie d. Hdlsgebiet Kgsbg. mit sm. selbst in d. härtest. Wintern eisfreien Hafen Pillau sr. ganz. Länge nach erschließt, während d. Ostbahn dasselbe nur durchkreuzt.) [Ztschr. f. Kapital u. Rente. 4. Bd. 1. Hft. S. 33—35.]

Tilsit-Insterburger Bahn. (Concessionirt 22. Dec. 1862. Sitz: Tilsit. $7,_{10}$ M. lang, eingleisig. Bis jetzt sind pro M. 406,901 Thlr. z. Herstellg. verwend. word. — Anlagekapit. 3,089,000 Thlr. Eröffnung 16. Juni 1865. D. Betriebsj. 1866 mit 86,621 Thlr. Gesammteinn. u. 68,286 Thlr. Gesammtausg. — Personenverk. ht. 41,834 Thlr., Güterverk. nur 22,585 Thlr. ertragen.) [Ebd. S. 32. 33.]

Zur Eisenbahnlinie Posen-**Thorn-Bartenstein.** [**Thorn. Wchbl.** 17. 18. vgl. 20.]

Bromberg-**Graudenz-Insterburg.** (Eisenbahnlinie.) [**Graud. Gesell.** 144. (Beil.)]

Zuschrift aus d. Osterod. Kreise die Herstellg. e. Eisenbahn **Marienburg-Dtsch.-Eylau** u. weiter nach Warschau betreff. (Dringenderes Bedürfn. als d. Thorn-Insterb. Bahn.) [**Danz. Ztg.** 4596.]

L. Ueb. d. Stand d. **Thorn-Insterbg.** Eisenbahn-Angelegenh. (anknüpfend an e. Anfrage in **Kgsbg. N. Ztg.** 266.) [**Kgsbg. Hartg. Ztg.** 272. (Beil.)]

Entwässerungsanlage zu **Jodgallen**, ausgeführt in d. Unionsgießerei in **Kgsbg.** i. Pr. [Vhdlgn. d. Vereins z. Beförderg. d. Gewerbefleiß. in Pr. 2—4. Lfg. S. 102. 103 m. Abbild. auf Taf. XIX—XXI.]

Die Schiffbarmachung des **Sorgeflusses** (pro und contra). [**N. Elb. Anz.** 226. 231. 235. 238. (**Sirguna** altpr. Name desselben) 249.]

Notiz üb. d. Bildg. e. Deich-Verbandes im **Gumbinn.** Kreise behufs Entwässerung des ca. 3000 Morg. groß. **Marpe-Bruches.** [**Kgsbg. N. Ztg.** 228.]

Aus d. **Lötzener** Kreise. Senkg. des üb. 1 Meile lang. **Widminner Sees** um 8 Fuß u. Trockenlegg. der dabei gelegen. bedeut. Bruchfläch. ausgeführt durch e. Genossenschaft der Adjacenten. 5. Oct. Eröffnung des Wasserabflusses durch den angelegt

---

[1]) **Das 1. Heft des folg. Jahrgangs wird einen ausführlichen Bericht bringen.**

Canal; es werden ca. 800 Morg. Terrain gewonn. u. ca. 1500 Morg. Brücher vollständ. entwäss. Eine and. Melioration wird durch d. ebenfalls v. e. Genossenschaft unternomm. 18füß. Senkg. des 1 M. lang. im Lötzener u. Lycker Kr. geleg. Szonstag Sees erzielt, 24,000 Thlr. Kosten. [**Pr. Litt. Ztg.** 242.]

Das **Ostseebecken** u. d. Uferbildg. d. Ostsee. [Sonntagsbl. hrsg. v. E. Dohm. 36—39 (?)]

Bernsteingewinnung u. Bernsteinflora der Ostsee. [D. Ausland. 37.]

Die **Bernstein**-Baggerei bei **Schwarzort** am kurisch. Haff (nach Berendt's Aufsatz in d. Altpr. Mtsschr. IV, Hft. 5.) [Pr. Sttsanzeig. 255. Nachgedruckt **Westpr. Ztg.** 231. **Ostpr. Ztg.** 256. (Beil.)] In Bezug auf dies. Artikel geht dem Verf. das Ersuchen zu, den dort gemachten Angaben über d. Ertrag der Baggerung hinzuzufüg., daß d. wöchentl. Ausbringen v. 5184 Pfd. einer regelrecht durchgearbeiteten Woche in ds. Jahre selbst während der Sommermonate nur ausnahmsweise stattgefund., da bei der äußerst hinderl. Witterung weit seltener Tag und Nacht durchgearb. wd. konnte u. d. Erträge auch in der Tageszeit geringer ausfielen. Es sei bis jetzt in ds. J. währd. 30 Wochen gearb. u. das von e. Kgl. Aufseher kontrollirte Ausbringen in ds. Zeit in Summa 73,284 Pfd. Somit ergäbe sich e. durchschn. Ausbeute pro 1867 von nur 2442 Pfd. in d. Woche, wobei zu berücksicht., daß in d. meist. Fällen statt 3 achtstünd. Schichten nur 10—12 Stund. im Tage gearb. wd. konnte. [Pr. Stts.-Anz. 268.]

Hirschfeldt üb. d. **Bernstein.** (Vortrag in d. Vsammlg. des Kgsbg. Handwerkervereins am 11. u. 25. Nov.) [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 268. (1. Beil.) 280. (1. Beil.)]

Der **Bernstein**handel in Memel. [**Westpr. Ztg.** 236. **Ostpr. Ztg.** 267.]

Vom **Ostsee**strande (**Samlands**). [**Braunsb. Kreisbl.** 74.]

Dirschau 10. Oct. Fischer bei **Zeisgendorf** fand. in vorig. Woche in d. **Weichsel** e. Zahn ca. 1½ F. lang u. 10 Pfd. schwer. Von Käufern sind bereits 10 Thlr. dafür geboten. [**Danz. Ztg.** 4483.]

Dr. Frhr. **v. d. Goltz**, in Waldau, Ueb. ländl. Accordarbeit u. deren Anwendbark. besond. in d. **Prov. Preuß.** [**Ld.- u. forstw. Ztg. d. Prov. Preuß.** 46. 47.]

W. v. T., Die Benutzung der in **unsr. Prov.** einheim. Holzarten zu landw. Zwecken. [Ebd. 45. 47.]

H. Bueck (in Stannaitschen bei Gumbinnen), Zum Personal-Kredit des Landmanns. [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** Beil. zu 255. 256. **Pr. Litt. Ztg.** 254. (Beil.) **Kgsbg. N. Ztg.** 254—256.]

Ueber d. 10 Schiffsstrandungen u. d. Rettg. der Mannschaften. (Aus d. aus Neufahrwasser eingesdt. Bericht geht hervor, daß seit 1815, in welch. J. an einem Tage 16 Schiffe in d. Danz. Bucht gestrand. sein sollen, hier nicht so viele Schiffe zu gleich. Zeit verunglückt sind, als v. Freitg. 8. Nov. Nachts bis Sonntg. 10. Nov. früh. Zugl. stellt sich heraus, auch aus e. and. Bericht, daß die in Neufahrwass. befindl. dem Staat gehörig. Rettgsapparate sehr mangelhaft sind u. d. Danziger Verein z. Rttg. Schiffbrüchig. kein Vorwurf trifft.) [**Danz. Ztg.** 4536. (abgedr. **Pr. Litt. Ztg.** 267 u. a.) 4540. 4542. **Westpr. Ztg.** 243.]

A. G.-Neufahrwasser. Zum Rttgswj. aus Seegefahr. [**Danz. Ztg.** 4543.]

R. Bergau, Hauptaltar von St. Marien in **Danzig.** [Kölner Organ f. christl. Kunst. 17. Jahrg. Nr. 21.]

Ueb. d. Sterblichktsvhltniß in **Danzig.** [**Danz. Ztg.** 4546. (Beil.)]

Städtische Briefe (**Danzig.** Die Interessen des städt. Grdbesitzes.) [Ebd. 4526. 4534.] (Hat d. Commune jetzt mehr Einnahm. aus d. Steuern als früher?) [Ebd. 4554.] (Weniger Einnahmen an Steuern, ab. mehr nothwend. Ausgaben.) [Ebd. 4558.]

Die Reorganisation der höh. Lehranstalten in **Danzig.** [**Westpr. Ztg.** 256.]

Beleuchtung d. Berichts d. gemischt. Commiss. üb. die Reorganis. d. höh. Lehranstalt. d Stadt **Danzig.** [**Danz. Dampfb.** 202. 203.]

Städt. Armenpflege (in **Danzig.**) [**Westpr. Z.** 260.] Das politische Armengesetz. [Ebd. 262.]

Ein Opfer der Speculation. (In dem ehem. Schäfersch., dann Kaismannschen Hause zu **Danzig,** Langg. 30, befand sich in d. untern Hinterzimmer e. d. schönsten aus alt. Zeit hier vorhand. Decken, reich in Eichenholz geschnitzt, vgold. u. mit Gemälden geschmückt, ebenso e. 8flügel. Fenster, dessen Pfosten u. Wände e. Menge Figuren und Arabesken im besten Stile der Renaissance künstlerisch ausgeführt, zeigten. Jetzt ist ds. Kunstwerk als Opfer der Speculation gefallen ꝛc.) [**Westpr. Ztg.** v. 1. Oct. 206.]

Es giebt keine **Danziger** mehr. I—IV. (geißelt die Ignoranz u. d. Vandalismus auf d. Gebiete des sogen. Kunstlebens in **Danzig.** [Ebd. 208—211. (Auch als eigene Schrift kürzl. erschienen.)]

Falsche Berichte in auswärt. Ztschriften üb. **Danziger** Verhältnisse (geg. e. „den Umbau des Rathhauses" betr. Artik. in Lützow's Ztschr. f. bild. Künste Hft. 10. S. 241 u. in d. Leipz. illustr. Ztg. Nr. 1209 v. 1. Sept. 1866.) [Ebd. 230.]

Vorrede zur „Gesch. Danzigs währd. d. letzt. 50 Jahre." (ironisch.) [Ebd. 217.]

Die neue Kaserne hinter Bastion Wieben (in **Danzig.**) [Ebd. 238.]

Naturforsch. Gesellsch. z. Danzig 9. Oct. 1867. Dr. **Bail** legt d. neu eingegang. Bücher u. Geschenke vor, worunt. e. v. Geh. R. Göppert stammend. Steinkohlenstück, e. selbst z. Kohle geword. Sigillarie aus Obschles. mit noch deutl. wahrnehmb. Structur; Göpperts Abhdlg. üb. Bernstein, s. Bitte um leihweise Ueberlassung v. Bernsteinstück. m. pflanzl. Einschlüss., besond. mit Holz. — Dr. **Bail** Bericht üb. d. 41. Vsammlg. d. dtsch. Natforsch. u. Aerzte zu Frkf. a. M. — **ders.** bespricht e. v. ihm dort in d. botan. Sect. geliefert. Beweis f. s. Lehre „üb. d. Umwandl. der Pilze unt. vänd. äuß. Vhltnissen." — Apoth. **Helm** zeigt e. b. Danzig gefang. lebde. äußerst zierl. ganz schwarze Eidechse (ob Var. zu Lacerta crocea?) — Astron. **Kayser** demonstr. e. Metbode, Brillengläser centrisch in die Fassung z. bringen. [**Danz. Ztg.** 4492. 4510. **Westpr. Z.** 214] Sitzg. 23. Oct. u. 6. Nov. Hptvortrag v. Hptlehr. **Brischke** üb. d. Bauten der Insecten veranschaul. durch Präparate. — **Schimmelpfennig** Bericht üb. e. neues Photometer, w. nicht nur z. Anwendung auf terrestr. Ggstde., namentl. z. Bestimmg. der Luftdurchsichtigk., sond. auch z. Messg. der Lichtstärke v. Sternen u. ganz. Parthien d. Himmels geeign. sein soll. Besprechg. u. Discussion der v. de la Rive im 2. Juniheft der Compt. rend. mitgeth. Beschreibg. ds. Instruments. — Astron. **Kaiser** üb. e. vorgefund. Mscr. v. Sonnenfleckenbeobachtgn. u. Zeichngen. des Secret. d. naturforsch. Ges. in Danz. **Joh. Carl Schubert** aus d. J. 1754—58. — Ingen. **Fegebeutel** legt vor u. erkl. aus Septarienthon entnommene Septarienknollen [**Danz. Ztg.** 4538.] (Nach e. Correspond. aus Danz. im Elb. Anz. soll auf e. Beschwerde der „Danz. Ztg." (!) keine Mitthlg. üb. d. natforsch. Gesellsch. der „Westpr. Ztg." mehr zugehen (!) [**Wstpr. Ztg.** 243]

Gewerbeverein in Danzig. 21. Nov. (Es wird d. Wunsch ausgesproch., daß d. **Uphagen**'sche Speicher in d. Hundegasse baldigst renovirt würde. Schottler theilt mit, daß früh. schon zwisch. d. Magistr. u. dem Majoratserben Vhdlg. in Betr. d. **Bibliothek** stattgehabt, Seitens des letzt. ab. Beding. gestellt word. wären, die nicht angenomm. wd. konnten.)[1]) [**Danz. Ztg.** 4556.]

Dr. **G. L**(öschin). Die 4 Klein-Kinder-Bewahranstalten in **Danzig.** [**Westpr. Ztg.** 233. **Danz. Z.** 4520.]

Ostseefischereigesellschaft in **Danzig**, durch Ober-Werft-Director Corvetten-Capitän **Werner** begründ., um d. Fischerei in d. Ostsee rationell z. betreib. u. ds. Nahrgsmittel mehr als bish. u. für e. billigern Preis zugängl. zu mach. Vorläuf. ist 1 Smack in Bremerhafen für 4000 Thlr. angekauft. Es wird beabs., demnächst 20 Fischerfahrzeuge (à 7000 Thlr.) bauen z. lass. u. alsdann ungesäumt mit d. Fischerei z. beginnen. [**Danz. Ztg.** v. 28. Oct. 4512.]

W. P(**assauer**). Der Jappert von **Darkehmen** (Originalartikel) [**Kgsbg. Hartg.'sche Ztg.** Beil. zu 274. 275. 277—279.]

Gauer, Einweihg. d. Kirche **Hermannsruhe** (Spdt. Strasburg) 14. Aug. [**Ev. Gmdbl.** 41.]

Curiosum aus **Johannisburg** (Wiedabdruck von: „Edict wodurch d. Mißbrauch der Amts-Bauern, da sie bish. in denen Städten, wenn sie mit ihrem Getreyde od. and. Sachen zu Markte gekomm., auch wohl des Sonntags in den Kirchdörfern bis in d. spät. Abend in den Krügen u. Bier-Häusern sitz. geblieb., sich besoffen, u. sodann beim Nachhausefahren die Pferde überjaget u. verdorben, bei scharffer Straffe des Spanischen Mantel-Tragens, auch nach Befinden auch noch härter Straffe, ernstlich verboten wird. De Dato Berlin, den 23. Octobris 1739. Königsberg, Gedr. in der Kgl. Preußis. Hofbchdr.") [Unterhaltgsblatt. Sonntagsbeil. zu Nr. 258 der **Pr. Litt. Ztg.**]

---

[1]) In welchem Zustande mögen die Bücher sein, deren Aufstellungs-Local (ein Speicher!) einer Renovation bedarf? D. H.

E. **Physikal.-ökonom. Gesellsch. zu Kgsbg.** Privatsitzg. v. 4. Oct. Dr. med. **H. Hagen**, nach Cambridge in N.-Am. beruf., wünscht ord. Mitgl. z. bleib. — d. **Bresl.** kgl. Ober-Bergamt ht. werthvolle Belegstücke der Tertiär-Formation in 3 versch. Sendgn. übwies., üb. w. Dr. Hensche später referirt. Bei Schlobitten trat. bei Senkg. der Bahn Baumstämme und Bernsteinstücke zu Tage, wovon Proben mit der Frage eingef. worden: ob sie dem Bernsteinbaum angehör.? Prof. Dr. **Caspary** stellt fest, daß d. Rindenstück unsr. Pinus sylvestris u. d. Holzstück unsr. Erle angehört. — **Zwei Sectionen der geolog. Karte der Provinz Preußen** wd. fertig vorgelegt. — Dr. **Berendt** übgiebt. als Geschenk des Gastwirth Quednau in Gr. Hubniden das durch Lehrer Stamm übsdte. **Bernsteinstück mit e. schön. Blattabdr.** (s. Altpr. Mtsschr. IV, 487.) Mühlenbesitz. Bornkam in Guttstadt hat e. Stück **Bernstein m. Insekteneinschl.** geschenkt. — Dr. **Berendt** Vortrag **üb. d. tertiäre Mollusken-Fauna des Weichselthales** (bei **Arnau**, **Pogauen** u. im **Schakenschen** gleiche Schalenreste). — Dr. **A. Hensche** legt 3 Stücke **Bernstein** als Geschenk v. Douglas-Ludwigsort vor, von denen 2 Holzspuren, d. 3. aber Erdtheile nachweist. — Prof. Dr. **Caspary** legt Kartoff. m. eigenthl. Knotenbildg. vor (v. Landrath v. Goßler-Darkehmen eingesdt.) — **ders.** Vortrag üb. d. Rostbildung. (vgl. Ld.- u. forstw. Ztg. No. 41.) Dr. **Berendt** Vortr. üb. d. **Braunkohlenlager im Samland.** [**Kgsbg. Hartgsche Ztg.** 243. (Beil.)] Privatstzg. 1. Nov. Vorgewiesen wird e. von Conservator Kühnow aufgefund. u. für d. mikroscop. Beobachtg. präpar. **Bernstein-Inklusum** (e. sehr kleine Landschnecke, mit unsr. Helix crystallina zu vgl.) — Eine an Prof. **Caspary** aus Wildenhof eingesdte. gallertart. Substz. ist v. Prof. Kühn in Halle als aufgequollene Frosch-Eileiter erkannt, die ein Raubvogel von sich gegeb., wofür sie auch Prof. **A. Müller** erkl., der zugl. hervorhebt, daß d. Priorität der Deutg. dieser früher gewöhnl. für Meteore gehaltenen Gallertmassen als aufgequollene Frosch-Eileiter dem Prof. v. Baer gebühre. — Gymn.-Lehr. Dr. **Sohncke** Vortrag üb. d. v. Schiaparelli in Mailand entwickelt. neuen Ansichten üb. d. Sternschnupp. u. Kometen. — Gtsbes. **Minden** legt einige Porträts von **Joh. Reinh. Forster** u. **Joh. Georg Forster** vor. [**Ebd.** 268 (1. Beil.)]

Zur Gesch. d. Preußisch. Staats. (Summarische Uebers. dessen, was die Archive des Pr. Staats während d. letzt. Jahrzehnte z. Aufhellg. u. Feststellg. d. Lsgesch. geleist. hb. **D. kgl. Provinzial-Archiv** (seit kurz. **Staatsarchiv**) **z. Kgsbg.** lieferte d. Material z. **Voigts cod. dipl. pruss.** (6 Bde. 4.); zu den **Scriptt. rer. Prussicar.** hrsg. v. Hirsch, Töppen u. Strehlke (bis j. 3 Bde. gr. 8.) (Auch darf hier erwähnt werd., daß — unabhängig hiervon — die berühmte Hdschr. des Geh. Staatsarchivs z. **Geschichte d. deutsch. Ordens** im Morgenlande, durch Dr. Strehlke bearb., z. Zt. im Drucke begriff. ist.); ferner zu dem v. Hasselbach, Kosegarten u. v. Medem hrsg. Cod. Pomeraniae dipl. — Vol. III, V, VI, VIII des Cod. dipl. Silesiae enth. z. Theil höchst werthvolle Publicationen besond. aus d. Breslau. Stdt.-Arch. u. aus Hdschr. der **Kgsbgr.** u. Prager Univers.-Bibliotheken.) [Pr. Stts.-Anz. 272 (bes. Beil.)]

Vier Manuscripte aus Keller's Nachlaß. Von Dr. **Em. Steffenhagen** (seit Jan. 1867 dch. antiqu. Ankauf im Besitz der **Kgl. Bibl. z. Kgsbg.**) [Ztschr. f. Rechtsgesch. VII, 151—159.]

Dr. **Em. Steffenhagen**, Latein. Cisiojanus. (aus e. **Kgsbg.** Hdschr. d. 14. Jahrh. Nr. 838. 4., Pergmthdschr. d. Kgl. u. Univ.-Bibl., früher im Besitz d. alt. Ordensliberei zu Tapiau: „Ex Arce Tapia. 1542.") [Petzholdt's N. Anzeiger f. Bibliogr. Hft. 11. S. 325—332.]

Schellong, Kirch- u. Orgelweihe in **Löbau** (22. Sept. 1867.) [**Ev. Gmdbl.** 46.]

C. Boie (Pfarr. in Pröbbernau) Thurmbau **Neukrug** (auf d. frisch. Nehrung, einstweil. aufgeschob., bis üb. d. Feststellg. der Dünen, w. die beid. Dörf. Neukrug u. Vöglers z. vschütt. drohen, entschied. ist.) [Ebd. 43.]

Evangel. Kirchweihe zu **Sullenczyn** (Kr. Carthaus) 10. Nov. 1867. [**Westpr. Ztg.** 243. **Ev. Gmdebl.** 49.]

Dr. **Brohm's** Vorles.: „Die Vorgänge in **Thorn** vor Einführg. der Reformation (1520 bis 1556)" d. 6. März in Thorn. (Bericht.) [**Thorn. Wchbl.** 38.]

R. Bergau, Ein Altarkreuz in **Thorn.** [**Danz. Kirchenbl.** 47.]

Börsen-Ordnung f. d. Stadt **Tilsit.** [**Gumbinn. Amtsbl.** 39.]

Mäkler-Ordnung f. d. Stadt **Tilsit.** [Ebd. 39.]
R. Bergau, Eine Tafel der Pfarrkirche zu **Zarnowitz**. [Köln. Organ f. christl. Kunst. 21.]
Dinter's Erziehgsgrdsätze. Vortrag auf d. General-Lehrer-Vsammlg. 4. Sept. in Bartenstein gehalt. v. Superint. **Günther.** [**Volksschulfr.** 23.]
(Dr. **Hipler**) Zum Andenken an **Josephus Ambrosius Geritz**, Bischof v. Ermland † 16. Aug. (auch separat ersch.) [**Braunsb. Kreisbl.** 68. vgl. 67. **Hartgsche Ztg.** 196. (Beil.) **Danz. Kirchenbl.** 35 ff.]
Rudolf **Gottschall.** [Illustr. Ztg. 1267.]
R. Rost, **Gottsched's** Verdienste um Sprache u. Literatur. [Dtsch. Museum. 44.]
Dr. Joh. Ernst Th. **Güte**, Pfarr. der Neustädt. Kirche in Thorn † 28. März. Nekrol. [**Thorn. Wchbl.** 52.]
E. Br. Das 50jähr. Amtsjubil. des Superind. **Krah** in Laggarben (Kreissynode Gerdauen) 17. Sept. [**Ev. Gmdebl.** 42.]
Dr. Ldw. Mart. **Lauber**, Dir. a. D. des Thorn. Gymn. † 28. März z. Thorn. Nekrol. [**Thorn. Wchbl.** 52. 56.]
A. L. Dr. **Mannhardt's** Arbeiten zur Culturgesch. [**Danz. Ztg.** 4530.]

Berichtigungen.

Die Bd. IV. S. 471 Note 2 dieser Blätter aufgestellte Vermuthung in Betreff Heller's ist falsch. Jacob Heller ist eine historische Persönlichkeit, dessen Briefwechsel mit Duerer noch erhalten ist. Vgl. A. v. Eye, Albrecht Duerer S. 248 ff. — Ich schrieb das Referat damals auf dem Lande, fern von allen Büchern, weshalb man den Irrthum gütigst entschuldigen wolle.

Danzig. **R. Bergau.**

S. 678. Z. 5 v. o. statt MISTIU lies MISTIN.

I. Autoren-Register.

II. Sach-Register.

Gedruckt bei Albert Rosbach in Königsberg.